PRINZ HARRY
RESERVE

Es war eines der berührendsten Bilder des Zwanzigsten Jahrhunderts: Zwei Jungen, zwei Prinzen, die hinter dem Sarg ihrer Mutter gehen, während die Welt voller Trauer und Entsetzen zusieht. Beim Begräbnis von Prinzessin Diana fragten sich Milliarden von Menschen, was Prinz William und Prinz Harry wohl dachten und fühlten – und welchen Lauf ihr Leben von diesem Augenblick an nehmen würde.
Erstmals erzählt Prinz Harry seine Geschichte und berichtet mit unverstellter, unerschrockener Offenheit von seinem Weg. »Reserve« ist ein einzigartiges Buch voller Einblicke, Eingeständnisse, Selbstreflexion und der hart erkämpften Überzeugung, dass die Liebe die Trauer für immer besiegen kann.

Prinz Harry, Herzog von Sussex, ist Ehemann, Vater, Veteran der britischen Streitkräfte und engagiert sich in der humanitären Hilfe, für psychische Gesundheit und Umweltschutz. Er lebt mit seiner Familie und drei Hunden im kalifornischen Santa Barbara.

www.penguin-verlag.de

PRINZ HARRY

RESERVE

Aus dem Englischen von
Stephan Kleiner, Katharina Martl, Johannes Sabinski, Anke Wagner-Wolff
und Alexander Weber

upped by @surgicalremnants

PENGUIN VERLAG

Die Originalausgabe erscheint 2023
unter dem Titel *SPARE*
bei Random House, Penguin Random House LLC, New York, Transworld Publishers Ltd,
Penguin Random House UK und Random House Canada.

Mit den Einnahmen aus dem Verkauf seines Buches möchte Prinz Harry britische Wohltätigkeitsorganisationen durch Spenden unterstützen. Der Herzog von Sussex hat bereits 1,5 Millionen Dollar an Sentebale gespendet, eine Organisation, die er gemeinsam mit Prinz Seesio im Andenken ihrer Mütter gegründet hat und die von HIV/AIDS betroffene Kinder und Jugendliche in Lesotho und Botswana unterstützt. Prinz Harry wird außerdem eine Spende in Höhe von 300.000 Pfund an die gemeinnützige Organisation WellChild entrichten. Die Organisation, der er seit 15 Jahren als royaler Schirmherr verbunden ist, ermöglicht es Kindern und Jugendlichen mit komplexen gesundheitlichen Bedürfnissen, hauptsächlich zu Hause versorgt zu werden statt in einem Krankenhaus.

Zitatnachweis: Die Überschriften der drei Teile entstammen dem Gedicht »Invictus« von William Ernest Henley, 1875 (diverse Übersetzungen).

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Copyright © der Originalausgabe 2023
Prinz Harry, Herzog von Sussex
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2023
Penguin Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Ulrike Strerath-Bolz
Fotos: privat, mit Ausnahme von Aufmacherfoto Teil 2: © MoD/Newspix International
Bildbearbeitung: Helio Repro, München
Covergestaltung: Büro Jorge Schmidt, unter Verwendung eines Entwurfes von Christopher Brand
Cover: Ramona Rosales
Foto Umschlagrückseite: Martin Keene / PA Images
Satz: Andrea Mogwitz, unter Verwendung
eines Entwurfes von Simon M. Sullivan
E-Book-Konvertierung: GGP Media GmbH
ISBN 978-3-641-30762-2
V001
Upper: upped by @surgicalremnants

www.penguin-verlag.de

Für Meg und Archie und Lili … und natürlich für meine Mutter

Das Vergangene ist niemals tot. Es ist nicht einmal vergangen.

WILLIAM FAULKNER

Reserve

Wir wollten uns ein paar Stunden nach der Beerdigung treffen. Im Park von Frogmore, bei der alten gotischen Ruine. Ich war als Erster da.

Ich blickte mich um, sah niemanden. Warf einen Blick aufs Handy. Keine Nachrichten, nichts auf der Mailbox.

Sie kommen wohl zu spät, dachte ich und lehnte mich an die Steinmauer.

Dann steckte ich das Handy weg und sagte mir: Ganz ruhig bleiben.

Das Wetter war typisch für April. Nicht mehr Winter, aber auch noch kein Frühling. Die Bäume kahl, die Luft schon mild. Der Himmel grau, doch die Tulpen kamen. Das Licht war fahl, und trotzdem leuchtete der indigoblaue See, der sich durch den Park wand. Wie schön das alles ist, dachte ich. Und auch wie traurig.

Einst glaubte ich, ich würde den Rest meines Lebens an diesem Ort verbringen. Stattdessen hatte er sich nur als weitere Zwischenstation erwiesen.

Als meine Frau und ich von hier geflohen waren, aus Angst um unseren Verstand und unsere körperliche Unversehrtheit, wusste ich nicht, wann ich jemals hierher zurückkehren würde. Das war im Januar 2020. Heute, fünfzehn Monate später, stand ich hier, wenige Tage nachdem ich beim Aufwachen zweiunddreißig verpasste Anrufe vorgefunden und ein kurzes Gespräch mit Granny geführt hatte, das mir das Herz stocken ließ: *Harry … Grandpa ist von uns gegangen.*

Der Wind frischte auf, wurde immer kälter. Ich zog die Schultern hoch, rieb mir die Arme, bereute, dass ich ein so dünnes Hemd angezogen hatte. Wünschte, ich hätte den Beerdigungsanzug angelassen. Wünschte, ich hätte daran gedacht, mir einen Mantel mitzunehmen. Ich wandte mich vom Wind ab und sah die gotische Ruine düster aufragen, diese Ruine, die ebenso gotisch war wie das Millennium Wheel. Irgendein gewiefter Architekt, ein bisschen Bühnenzauber. Wie so vieles hier, dachte ich.

Von der Mauer aus ging ich hinüber zu einer kleinen Holzbank und setzte mich. Dort warf ich einen weiteren Blick aufs Handy, spähte den Gartenweg entlang.

Wo bleiben sie bloß?

Wieder einer dieser Windstöße. Wie seltsam, aber er erinnerte mich an Grandpa. An sein unterkühltes Auftreten vielleicht. Oder seinen eisigen Humor. Mir kam eines dieser Jagdwochenenden in den Sinn, es musste

Jahre her sein. Ein Freund von mir, der nur höflich Konversation betreiben wollte, fragte Grandpa, was er denn von meinem neuen Bart halte, der in der Familie für Unmut und in der Presse für viel Wirbel gesorgt hatte. *Sollte die Queen Prinz Harry zwingen, sich zu rasieren?* Grandpa sah meinen Freund an, musterte mein Kinn und ließ ein teuflisches Grinsen aufblitzen. *DAS ist doch kein Bart!*

Alle lachten. Bart oder Nicht-Bart, das war hier die Frage, doch nur Grandpa stand es zu, *mehr* Bart zu verlangen. *Lasst die rauschenden Borsten eines verdammten Wikingers wachsen!*

Ich dachte an Grandpas klare Ansichten, seine vielen Leidenschaften – Kutschefahren, Grillen, Jagen, Essen, Bier. Die Art, wie er das Leben genoss. Das hatten er und meine Mutter gemeinsam. Vielleicht war er ja genau deshalb ein solcher Fan von ihr gewesen. Lange bevor sie Prinzessin Diana wurde, damals, als sie einfach nur Diana Spencer war, Kindergärtnerin und heimliche Geliebte von Prinz Charles, war mein Großvater ihr lautstärkster Fürsprecher gewesen. Manche meinen gar, er habe die Ehe meiner Eltern überhaupt erst eingefädelt. Wenn das stimmt, dann könnte man sagen, dass Grandpa der eigentliche Ursprung meiner Welt war. Ohne ihn wäre ich nicht hier.

Und mein älterer Bruder ebenso wenig.

Andererseits, vielleicht wäre unsere Mutter dann noch hier. Wenn sie Pa nicht geheiratet hätte … Ich dachte zurück an eines unserer letzten Gespräche, nur zwischen Grandpa und mir, kurz nach seinem siebenundneunzigsten Geburtstag. Er dachte über das Ende nach. Er könne seinen Leidenschaften nicht mehr nachgehen, sagte er. Was er jedoch am meisten vermisse, sei die Arbeit. *Ohne Arbeit,* sagte er, *bricht alles zusammen.* Er wirkte nicht mal traurig, nur bereit. *Man muss wissen, wenn man gehen sollte, Harry*.

Nun ließ ich meinen Blick in die Ferne schweifen, hin zu der Mini-Skyline aus Grabmälern und Krypten, die längs des Parks emporragte. Der Royal Burial Ground. Die letzte Ruhestätte so vieler von uns – darunter Königin Victoria. Und auch die berüchtigte Wallis Simpson. Und ihr doppelt berüchtigter Gatte Edward, der einstige König und mein Urgroßonkel. Nachdem Edward für Wallis seinen Thron aufgegeben hatte, nachdem sie aus Großbritannien geflohen waren, sorgten sie sich bereits um ihre allerletzte Rückkehr – beide besessen von dem Wunsch, genau hier dereinst bestattet zu werden. Die Queen, meine Großmutter, gab ihrem Flehen nach. Doch sie ließ sie in sicherer Entfernung von allen anderen bestatten, unter einer windschiefen Platane. Ein letzter strenger Fingerzeig, vielleicht. Eine letzte Verbannung, möglicherweise. Ich fragte

mich, was Wallis und Edward jetzt wohl über diesen ganzen Aufwand dachten. Ist es das alles am Ende wirklich wert gewesen? Ich fragte mich, ob sie sich darüber tatsächlich Gedanken machen konnten. Schwebten sie in luftigen Gefilden irgendwo umher und haderten noch immer mit ihren Entscheidungen, oder waren sie einfach nirgendwo und dachten gar nichts? Konnte es nach all dem wirklich ein Nichts geben? Geht das Bewusstsein, wie auch die Zeit, je zu Ende? Vielleicht, dachte ich, nur vielleicht, sind sie ja jetzt gerade hier, neben dieser nachgemachten gotischen Ruine, oder genau neben mir, und lauschen heimlich meinen Gedanken. Und wenn ja … *hört dann vielleicht auch meine Mutter zu?*

Der Gedanke an sie gab mir, wie immer, neue Kraft, erfüllte mich mit Hoffnung. Und einem stechenden Gefühl der Trauer.

Ich vermisste meine Mutter jeden Tag, doch an genau diesem, kurz vor dieser nervenaufreibenden Verabredung in Frogmore, merkte ich, wie sehr ich mich nach ihr sehnte, und ich konnte nicht mal sagen, warum. Wie so vieles an ihr war es schwer in Worte zu fassen.

Obwohl meine Mutter eine Prinzessin war und benannt nach einer Göttin, erschienen mir beide Begriffe immer zu schwach, irgendwie unzureichend. Ständig verglichen die Leute sie mit Ikonen und Heiligen, von Nelson Mandela über Mutter Teresa bis zu Jeanne d'Arc, doch jeder dieser Vergleiche, so hochgesteckt und liebevoll gemeint sie auch waren, kam mir völlig unpassend vor. Selbst als bekannteste Frau des Planeten, eine der beliebtesten dazu, war meine Mutter einfach unbeschreiblich, so war es nun mal. Und dennoch … wie konnte jemand, der von allem alltäglichen Ausdruck so meilenweit entfernt war, in meinem Kopf nur so real sein, so spürbar präsent, so ungemein lebendig? Wie konnte es sein, dass ich sie sehen konnte, so deutlich wie den Schwan, der auf dem tiefblauen See nun auf mich zuglitt? Wie konnte ich noch immer ihr Lachen hören, so laut wie das Lied der Singvögel in den kahlen Bäumen? Es gab so viel, woran ich mich nicht erinnern konnte, weil ich noch so jung gewesen war, als sie starb, doch das viel größere Wunder war, dass ich noch so viel von ihr wusste. Ihr umwerfendes Lächeln, ihr verletzlicher Blick, ihre kindliche Freude an Filmen, Musik, Kleidung und Süßigkeiten – und an uns. Oh, wie sie meinen Bruder und mich geliebt hat. *Wie besessen*, das hat sie einem Reporter einst gestanden.

Nun, Mummy … ich dich auch.

Vielleicht war sie aus demselben Grund allgegenwärtig, der sie auch so unbeschreiblich machte – weil sie Licht war, pures und strahlendes Licht, und wie soll man Licht denn beschreiben? Selbst Einstein hatte seine Mühe damit. Kürzlich richteten Astronomen ihre größten Teleskope neu

aus, peilten einen winzigen Ausschnitt im Weltall an und entdeckten einen atemberaubenden Himmelskörper, den sie auf den Namen Earendel tauften, das altenglische Wort für Morgenstern. Milliarden von Kilometern weg von hier, entfernt sich Earendel rasend schnell von unserer Galaxie und jagt auf die Außenbereiche des bekannten Universums zu. Schon jetzt ist er dem Urknall, dem Augenblick der Schöpfung, näher als unserer Milchstraße, und doch können wir ihn mit unseren schwachen Menschenaugen irgendwie noch sehen, weil er so unfassbar hell und funkelnd leuchtet.

So war meine Mutter.

Das war der Grund, warum ich sie sehen konnte, spüren konnte, jederzeit, doch ganz besonders an jenem Aprilnachmittag in Frogmore.

Das – und weil ich ihre weiße Fahne trug. Ich war in diesen Park gekommen, weil ich Frieden wollte. Ich wollte ihn mehr als alles andere. Wollte ihn um meiner Familie willen und um meinetwillen – doch auch um ihretwillen.

Die Leute vergessen oft, wie rastlos meine Mutter sich für Frieden einsetzte. Sie reiste mehrmals um die Welt, stakste durch Minenfelder, umarmte AIDS-Kranke, tröstete Kriegswaisen, arbeitete unermüdlich, um irgendjemandem irgendwo auf dem Planeten Frieden zu bringen. Ich wusste, wie sehr sie gewollt hätte – nein, wollte –, dass zwischen ihren beiden Söhnen Frieden herrschte, und zwischen uns und Pa. Und innerhalb der ganzen Familie.

Seit Monaten herrschte bei den Windsors Krieg. Gewiss, im Laufe der Jahrhunderte hatte es in unseren Reihen immer wieder Streit gegeben, doch diesmal war es anders. Das hier war ein vollständiger öffentlicher Bruch, und er drohte irreparabel zu werden. Obwohl ich also im Grunde genommen einzig wegen Grandpas Beisetzung nach Hause geflogen war, hatte ich um dieses geheime Treffen mit meinem älteren Bruder Willy und meinem Vater gebeten, um die Lage der Dinge mit ihnen zu besprechen.

Um einen Ausweg zu finden.

Doch jetzt blickte ich wieder auf mein Handy, dann den Gartenweg entlang, und dachte: *Vielleicht haben sie es sich anders überlegt. Vielleicht kommen sie gar nicht.*

Für einen kurzen Augenblick war ich drauf und dran, aufzugeben und alleine durch den Park zu spazieren oder zum Haus zurückzugehen, wo alle meine Cousins und Cousinen tranken und sich Geschichten über Grandpa erzählten.

Dann sah ich sie endlich. Schulter an Schulter, mit großen Schritten auf mich zuschreitend, wirkten sie grimmig, fast schon bedrohlich. Mehr

noch, sie wirkten wie eine fest gefügte Einheit. Mir wurde flau im Magen. Normalerweise zankten sie sich ständig über dies und das, doch jetzt marschierten sie im Gleichschritt auf mich zu.

Ein Gedanke schoss mir durch den Kopf: *Warte mal, sind wir zum Spazierengehen verabredet … oder zum Duell?*

Ich erhob mich von der Bank, machte einen zögerlichen Schritt in ihre Richtung, lächelte sie zaghaft an. Sie lächelten nicht zurück. Jetzt fing mein Herz erst richtig an zu hämmern. *Tief atmen*, sagte ich mir.

Neben Angst ergriff mich nun auch eine Art gesteigerter Wahrnehmung, gepaart mit tiefer Verletzlichkeit, die ich in anderen einschneidenden Augenblicken meines Lebens schon empfunden hatte.

Als ich hinter Mummys Sarg herging.

Als ich zum ersten Mal in den Krieg zog.

Als ich mitten in einer Panikattacke eine Rede halten musste.

Es was dasselbe Gefühl, zu einem Abenteuer aufzubrechen, von dem ich nicht wusste, ob ich ihm gewachsen war, und gleichzeitig zu wissen, dass es keinen Weg zurück gab. Dass das Schicksal seinen Lauf nehmen würde.

Okay, Mummy, dachte ich und beschleunigte meine Schritte, dann mal los! Drück mir die Daumen.

Wir trafen uns in der Mitte des Pfads. *Willy? Pa? Hallo.*

Harold.

Schmerzlich reserviert.

Wir machten kehrt, bildeten eine Linie und wanderten den Weg entlang, der über die kleine efeuüberrankte Brücke führte.

Die Art, wie wir uns einfach so im Gleichtakt einreihten, wie wir wortlos mit denselben maßvollen Schritten und geneigten Köpfen nebeneinander hergingen, und das so nah an all den Gräbern – wer würde sich da nicht an Mummys Beerdigung erinnert fühlen? Ich nahm mir vor, nicht daran zu denken, sondern stattdessen an das angenehme Knirschen unserer Schritte auf dem Kiesweg und daran, wie der Klang unserer Worte durch die kühle Luft davonschwebte. Wie Rauchfahnen im Wind.

Weil wir Briten waren – und Windsors obendrein –, plauderten wir erst einmal ganz beiläufig über das Wetter. Tauschten unsere Eindrücke von Grandpas Begräbnis aus. Er hatte alles selbst geplant, jede noch so kleine Einzelheit, erinnerten wir uns mit wehmütigem Lächeln.

Smalltalk. Völlig belanglos. Wir streiften alle möglichen Nebenthemen, und ich wartete darauf, dass wir endlich zum Eigentlichen kamen, fragte mich, wieso es bloß so lange dauerte, und auch, wie um alles in der Welt mein Vater und mein Bruder nur so gelassen wirken konnten.

Ich sah mich um. Wir waren schon ein gutes Stück gelaufen und

befanden uns mitten im Royal Burial Ground, umringt von noch mehr Toten als Prinz Hamlet am Ende seines Dramas. Doch wenn ich es mir recht überlegte … hatte ich nicht selbst einmal darum gebeten, hier bestattet zu werden? Nur wenige Stunden bevor ich in den Krieg gezogen war, hatte mein Privatsekretär mich angewiesen, festzulegen, wo meine sterblichen Überreste ruhen sollten. *Sollte es zum Schlimmsten kommen, Ihre Königliche Hoheit … der Krieg ist nun mal eine solch ungewisse Angelegenheit …*

Es gab mehrere Möglichkeiten. Die St. George's Chapel? Die königliche Gruft in Windsor, wo Grandpa gerade zur Ruhe gebettet wurde? Nein, ich hatte mich für diesen Ort entschieden, weil die Parkanlage wunderschön war und weil dieser Ort friedlich wirkte.

Als wir beinahe über Wallis Simpsons Gesicht standen, holte Pa zu einem Minivortrag aus – über diese bedeutende Persönlichkeit hier, jenen königlichen Vetter dort, all die einst hoch angesehenen Herzöge und Herzoginnen, Lords und Ladys, die gegenwärtig hier unter dem Rasen ruhten. Da er sich sein Leben lang mit Geschichte auseinandergesetzt hatte, konnte er Unmengen von Wissen vermitteln, und ein Teil von mir befürchtete, dass wir hier noch Stunden stehen würden, und zum Schluss gäbe es womöglich eine Prüfung. Gnädigerweise hörte er bald auf, und wir gingen wieder los über den Rasen, am Ufer des Sees entlang, bis wir zu einem hübschen kleinen Flecken aus Narzissen gelangten.

Dort kamen wir endlich zur Sache.

Ich versuchte, ihnen meine Seite der Geschichte zu erklären. Ich war nicht in Bestform. Erstens war ich immer noch nervös, nach Kräften bemüht, meine Gefühle im Zaum zu halten, versuchte dabei zugleich aber, knapp und präzise zu sein. Mehr noch, ich hatte mir geschworen, diese Begegnung nicht in einen erneuten Streit ausarten zu lassen. Schon bald begriff ich jedoch, dass das nicht meine Entscheidung war. Pa und Willy hatten ihre Rollen zu spielen und sich längst schon für den Kampf gewappnet. Jedes Mal, wenn ich behutsam neue Gründe vorbrachte, zu einem neuen Gedankengang ansetzte, fiel einer mir ins Wort – manchmal sogar beide. Gerade Willy wollte gar nichts davon hören. Nachdem er mir schon mehrmals über den Mund gefahren war, gifteten wir uns nur noch an, warfen uns dieselben Dinge vor wie schon seit Monaten – nein, seit Jahren. Der Streit wurde so hitzig, dass Pa irgendwann die Hände in die Luft riss. *Es reicht!*

Er stand zwischen uns, schaute hoch in unsere wutroten Gesichter: *Bitte, Jungs – macht mir meine letzten Jahre nicht zur Hölle.*

Seine Stimme klang heiser, zerbrechlich. Sie klang, wenn ich ganz

ehrlich bin, alt.

Ich dachte an Grandpa.

Mit einem Schlag änderte sich etwas in mir. Ich sah Willy an, sah ihn wirklich an, vielleicht das erste Mal, seit wir Kinder waren. Studierte alles ganz genau: den so vertrauten mürrischen Gesichtsausdruck, den er im Umgang mit mir seit jeher standardmäßig aufsetzte; seine erschreckende Kahlheit, die schon weiter fortgeschritten war als meine; seine berühmte Ähnlichkeit mit Mummy, die mit der Zeit verblasste. Mit dem Alter. In mancherlei Hinsicht war er mein Spiegelbild, in anderer mein Gegenteil. Mein geliebter Bruder, mein Erzfeind, wie hatte das geschehen können?

Ich war unendlich müde. Ich wollte nur noch nach Hause, und mir ging auf, was für ein kompliziertes Konzept Zuhause doch geworden war. Oder war es das vielleicht schon immer gewesen? Ich wies mit einer ausladenden Geste auf den Park, die Stadt dahinter, das Land, und sagte: *Willy, all das hätte einmal unser Zuhause sein sollen. Wir wollten den Rest unseres Lebens hier verbringen.*

Du bist gegangen, Harold.

Ja – und du weißt auch, warum.

Das weiß ich nicht.

Das … weißt du nicht?

Ich weiß es wirklich nicht.

Ich lehnte mich ein Stück zurück. Ich konnte nicht fassen, was ich da hörte. Gewiss, man konnte unterschiedlicher Meinung darüber sein, wer schuld war oder wie alles hätte anders kommen können, aber dass er behauptete, er habe nicht die geringste Ahnung, wieso ich das Land meiner Geburt Hals über Kopf verlassen hatte – das Land, für das ich gekämpft hatte und für das ich bereit gewesen war zu sterben – mein Vaterland? Dieser so belastete Begriff. Behauptete er wirklich, nicht im Geringsten zu wissen, was meine Frau und mich zu diesem drastischen Schritt getrieben hatte, uns unser Kind zu schnappen und einfach so Reißaus zu nehmen, alles hier zurückzulassen – Haus, Freunde, Möbel? War das sein Ernst?

Ich blickte zu den Bäumen auf: *Du weißt es nicht?*

Harold … Ich weiß es wirklich nicht.

Ich wandte mich an Pa. Er starrte mich mit einem Ausdruck an, der sagte: *Ich auch nicht.*

Wow, dachte ich. Vielleicht wissen sie es tatsächlich nicht.

Unglaublich. Aber vielleicht stimmte es ja wirklich.

Und wenn sie nicht wussten, wieso ich gegangen war, vielleicht kannten sie mich einfach nicht. Kannten mich kein bisschen.

Vielleicht hatten sie mich nie wirklich gekannt.

Bei dem Gedanken wurde mir noch kälter. Ich fühlte mich schrecklich einsam.

Doch er stachelte mich auch an. Ich dachte: *Ich muss es ihnen erzählen.*

Wie kann ich es ihnen erzählen?

Ich kann es nicht. Es würde zu lange dauern.

Davon abgesehen sind sie offenbar nicht in der Verfassung zuzuhören.

Zumindest jetzt nicht. Nicht heute.

Und deshalb:

Pa? Willy?

Welt?

Bitte sehr!

Teil 1

Aus der Nacht, die mich umfängt

1

GESCHICHTEN HATTE ES IMMER gegeben.

Hin und wieder erzählte man im Flüstertone von Leuten, denen in Balmoral Übles widerfahren war. Von dieser Königin vor langer Zeit, zum Beispiel. Vor Trauer wahnsinnig geworden, hatte sie sich in Balmoral Castle eingeschlossen und geschworen, nie wieder herauszukommen. Und dann war da dieser sehr korrekte einstige Premierminister. Er hatte den Ort »surreal« und »zutiefst verstörend« genannt.

Doch ich habe all diese Geschichten, glaube ich, erst viel später gehört. Oder ich habe sie zwar gehört, aber nichts davon ist hängen geblieben. Für mich war Balmoral einfach das Paradies. Eine Mischung aus Disney World und einem heiligen Druidenhain. Ich war immer viel zu sehr damit beschäftigt, zu angeln, zu jagen, »den Berg« hinauf und hinab zu rennen, als dass ich bemerkt hätte, dass irgendetwas am Feng Shui des alten Schlosses nicht stimmte.

Was ich damit sagen will: Ich war dort glücklich.

Ja, durchaus möglich, dass ich sogar nie glücklicher war als an diesem einen strahlenden Sommertag in Balmoral: dem 30. August 1997.

Wir hatten schon eine Woche im Schloss verbracht. Und wir hatten vor, noch eine weitere zu bleiben. So wie im letzten Jahr und auch in dem davor. Balmoral war wie eine eigene kleine Jahreszeit, ein zweiwöchiges Intermezzo in den schottischen Highlands, das den Übergang vom Hochsommer zum Frühherbst markierte.

Granny war auch da. Natürlich war sie da. Sie verbrachte den Großteil jedes Sommers in Balmoral. Und Grandpa. Und Willy. Und Pa. Die ganze Familie außer Mummy, denn Mummy gehörte nicht mehr zur Familie. Sie war entweder durchgebrannt oder rausgeworfen worden, je nachdem, wen man fragte. Aber ich fragte nie jemanden danach. Wie auch immer, jedenfalls machte sie woanders ihren eigenen Urlaub. In Griechenland, sagte jemand. Nein, auf Sardinien, meinte jemand anders. Nein, nein, fuhr noch jemand dazwischen, deine Mutter ist in Paris! Vielleicht war es sogar Mummy selbst, die das gesagt hatte. Als sie morgens angerufen hatte, um

kurz mit uns zu plaudern? Ach, wie die Erinnerung einen belügt, liegt sie doch, so wie Millionen andere auch, jenseits einer hohen Mauer, die unseren Geist durchzieht. Was für ein furchtbares, quälendes Gefühl, zu wissen, dass sie da drüben sind, gleich auf der anderen Seite, nur ein kleines Stück entfernt – doch die Wand ist stets zu hoch, zu breit. Unüberwindbar. Ganz ähnlich wie die Türme von Balmoral.

Wo auch immer Mummy war, ich verstand, dass sie mit ihrem neuen *Freund* zusammen war. Das war das Wort, das alle benutzten. Nicht Geliebter. Einfach Freund. Ganz netter Typ, dachte ich. Willy und ich hatten ihn vor Kurzem kennengelernt. Ja, wir waren sogar bei Mummy gewesen, waren dabei gewesen, als *sie* ihm vor ein paar Wochen zum ersten Mal begegnet war. In Saint-Tropez. Wir wohnten in der Villa von irgendeinem alten Herrn und hatten jede Menge Spaß, nur wir drei. Es wurde viel gelacht und rumgealbert, was normal war, wenn Mummy, Willy und ich zusammen waren, doch in diesen Ferien war es noch lustiger als sonst. Alles an dieser Reise nach Saint-Tropez war einfach himmlisch. Das Wetter traumhaft, das Essen lecker, Mummy immerzu am Lächeln. Am besten aber war, dass es dort Jetskis gab.

Wem die gehörten? Keine Ahnung. Aber ich kann mich noch genau erinnern, wie Willy und ich damit hinaus aufs Meer rasten, wo die Fahrrinne am tiefsten war, und dort unsere Runden drehten, während wir auf die großen Fähren warteten. Ihre enormen Bugwellen benutzten wir als Sprungschanzen, um abzuheben. Noch heute ist mir schleierhaft, wie wir das überlebt haben.

War es vielleicht nach unserer Rückkehr von diesem waghalsigen Jetski-Abenteuer, als Mummys Freund zum ersten Mal auftauchte? Nein, wahrscheinlich war es schon davor. *Hallo, du musst Harry sein.* Rabenschwarzes Haar, sonnengegerbte Haut, knochenweißes Lächeln. *Wie geht's dir heute? Ich heiße … bla, bla, bla.* Er quatschte uns an, quatschte Mummy an. Besonders Mummy. Ganz gezielt Mummy. Bekam riesengroße Herzchenaugen.

Er war dreist, keine Frage. Aber trotzdem ziemlich nett. Er gab Mummy ein Geschenk. Ein Diamantarmband. Es schien ihr zu gefallen. Sie trug es oft. Dann verblasst die Erinnerung an ihn schon wieder.

Solange Mummy glücklich ist …, sagte ich zu Willy, der meinte, dass es ihm genauso ginge.

2

IN KRASSEN TEMPERATURSCHOCK – VOM SONNENPRALLEN SAINT-TROPEZ INS WOLKENVERHANGENE BALMORAL

Ich kann mich nur vage erinnern, wenn auch an kaum etwas anderes aus unserer ersten Woche im Schloss. Und doch bin mir fast sicher, dass wir die meiste Zeit draußen verbrachten. Meine Familie war nirgends lieber als in der Natur, besonders Granny, die schlechte Laune bekam, wenn sie nicht mindestens eine Stunde am Tag an die frische Luft kam. Was wir da draußen taten allerdings, was wir sprachen, anhatten oder aßen, kann ich nicht heraufbeschwören. Einige Berichte sagen, dass wir auf der königlichen Jacht von der Isle of Wight aus zum Schloss gefahren seien, die letzte Fahrt des Schiffes. Klingt herrlich.

Woran ich mich jedoch erinnere, gestochen scharf sogar, ist die Umgebung von Balmoral. Die dichten Wälder. Der vom Wildfraß kahle Berg. Der sich durch die Highlands schlängelnde Fluss Dee. Lochnagar, der über unseren Köpfen in die Höhe ragt, sein Gipfel ewig schneebetupft. Landschaft, Geografie, Architektur, so funktioniert mein Gedächtnis. Daten? Sorry, die muss ich nachschlagen. Ich gebe mein Bestes, aber auf den genauen Wortlaut würde ich mich nicht verlassen, besonders wenn es um die Neunziger geht. Doch wenn Sie mich nach irgendeiner Örtlichkeit fragen, in der ich irgendwann einmal gewesen bin – ob Schloss, Cockpit, Klassenzimmer, Empfangssaal, Schlafzimmer, Palast, Park oder Pub –, beschreibe ich sie Ihnen haarklein bis hin zu den Teppichnägeln.

Wieso organisiert mein Gedächtnis Erlebtes gerade auf diese Art und Weise? Ist es Vererbung? Traumatische Erfahrungen? Irgendeine frankensteinartige Kombination aus beidem? Ist es noch immer der Soldat in mir, der jeden Raum als potenzielles Schlachtfeld auslotet? Die mir angeborene Häuslichkeit, die gegen das erzwungene Nomadentum in meinem Leben rebelliert? Ist es womöglich irgendeine grundlegende Ahnung, dass die Welt an und für sich ein Labyrinth ist und dass man ein Labyrinth niemals ohne Karte betreten sollte?

Aus welchem Grund auch immer, mein Gedächtnis ist nun mal, wie es ist, und es tut, was es tut. Es sammelt und ordnet nach Belieben, und in dem, woran ich mich erinnere und wie ich mich daran erinnere, liegt ebenso viel Wahrheit wie in den sogenannten objektiven Fakten. Dinge wie Chronologie und Ursache und Wirkung sind oft nur Märchen, die wir

uns über die Vergangenheit erzählen. *Das Vergangene ist niemals tot. Es ist nicht einmal vergangen.* Als ich dieses Zitat vor nicht allzu langer Zeit auf BrainyQuote.com entdeckte, hat es mich völlig umgehauen. Ich dachte: *Wer zum Teufel ist Faulkner? Und wie ist er verwandt mit uns, den Windsors?*

Also deshalb: Balmoral. Wenn ich die Augen schließe, kann ich den Haupteingang sehen, die drei hölzernen Außenfenster, die breite Zufahrt und die grau-schwarz gesprenkelte Granittreppe, die empor zur massiven Vordertür aus whiskybrauner Eiche führt, häufig aufgehalten mithilfe eines schweren Curlingsteins und bewacht von einem rot berockten Diener. Und innen dann die weitläufige Eingangshalle, der weiße Steinboden mit den sternförmigen grauen Fliesen und der riesige Kamin mit seinem Sims aus reich beschnitztem dunklem Holz, auf der einen Seite eine Art Hauswirtschaftsraum und zur Linken, neben den hohen Fenstern, Haken für die Angelruten und Spazierstöcke und Anglerhosen und schweren Regenmäntel – so viele Regenmäntel, weil der Sommer überall in Schottland feucht und kühl sein konnte, in diesem sibirisch anmutenden Flecken aber schneidend kalt war – und die hellbraune Holztür, die auf den Gang mit dem purpurroten Teppich und den cremefarbenen Tapeten hinausging, ein goldbeflocktes Muster, hervorstehend wie Brailleschrift, und dann die vielen Räume, die von diesem Flur abgingen, jeder für einen ganz eigenen Zweck, zum Sitzen oder Lesen, Fernsehen oder Teetrinken, und einem extra für die Pagen, von denen ich viele so gernhatte wie kauzige Onkel. Und schließlich dann der Hauptsaal aus dem 19. Jahrhundert, errichtet beinahe auf dem Standort eines noch älteren Schlosses aus dem 14. Jahrhundert, wo nur wenige Generationen später ein anderer Prinz Harry lebte, der erst verbannt worden war und der bei seiner Rückkehr alles und jeden niedermetzelte, der ihm unter die Augen kam. Mein entfernter Verwandter. Mein Bruder im Geiste, wie manche wohl behaupten würden. Nun ja, jedenfalls mein Namensvetter.

Geboren am 15. September 1984, taufte man mich auf die Namen Henry Charles Albert David of Wales. Doch schon vom ersten Tag an nannten alle mich nur Harry.

In der Mitte dieses Hauptsaals war die Prunktreppe. Ausladend, spektakulär, selten benutzt. Wenn sich Granny samt ihren Corgis auf den Weg in ihr Schlafzimmer im oberen Stock machte, zog sie den Lift vor.

Und die Corgis ebenso.

Neben Grannys Aufzug gelangte man durch eine purpurne Schwingtür und über einen Teppichboden mit grünem Schottenmuster zu einer kleineren Treppe mit wuchtigem Metallgeländer; sie führte in den oberen Stock, wo eine Statue von Königin Victoria stand. Wenn ich an ihr

vorüberging, vollführte ich stets eine Verbeugung. *Eure Majestät!* Willy tat es auch. Zwar waren wir dazu angehalten worden, aber ich hätte es auch so getan. Ich fand die »Großmutter Europas« ungemein faszinierend, und nicht nur, weil Granny sie so gernhatte oder weil Pa mich einst nach ihrem Ehemann benennen wollte (Mummy hielt ihn davon ab). Victoria hatte viel Liebe erfahren, himmelhohes Glück erlebt – im Grunde aber war ihr Leben tragisch verlaufen. Ihr Vater, Prinz Edward, Herzog von Kent und Strathearn, galt als Sadist, den es sexuell erregte, wenn er zusehen durfte, wie seine Soldaten ausgepeitscht wurden, und ihr geliebter Ehemann Albert starb vor ihren Augen. Zudem wurde im Laufe ihrer langen und einsamen Regentschaft acht Mal auf sie geschossen, bei acht verschiedenen Attentaten, verübt von sieben verschiedenen Untertanen.

Keine Kugel traf. Nichts konnte Victoria zu Fall bringen.

Hinter Victorias Statue wurde es kniffliger. Die Türen wurden immer ähnlicher, Zimmer gingen ineinander über. Es war leicht, sich zu verirren. Öffnete man die falsche Tür, konnte es sein, dass man hereinplatzte, wenn der Kammerdiener Pa beim Anziehen half. Oder noch schlimmer, man stolperte ins Zimmer, wenn er seinen Kopfstand machte. Von seinen Physiotherapeuten verschrieben, waren diese Übungen das einzig wirksame Mittel, das gegen Pas ständige Genick- und Rückenschmerzen half. Alte Verletzungen vom Polo größtenteils. Er machte sie täglich, nur in Boxershorts, gegen eine Tür gelehnt oder von einer Stange baumelnd wie ein geübter Akrobat. Wenn man nur den kleinen Finger auf den Türknauf legte, hörte man ihn schon von der anderen Seite flehen: *Nein! Nein! Nicht aufmachen! Um Gottes willen, mach bitte nicht die Tür auf!*

In Balmoral gab es fünfzig Schlafzimmer, von denen man eines für Willy und mich geteilt hatte. Die Erwachsenen nannten es das Kinderzimmer. Willy hatte die größere Hälfte mit einem Doppelbett, einem ziemlich großen Waschbecken, einem Kleiderschrank mit Spiegeltüren und einem wunderschönen Fenster mit Blick hinunter auf den Schlosshof, den Brunnen und die Bronzestatue eines Rehkitzes. Meine Hälfte des Zimmers war viel kleiner und auch weniger komfortabel. Ich habe nie gefragt, warum. Es war mir egal. Aber ich musste auch nicht fragen. Zwei Jahre älter als ich, war Willy nun mal der Thronfolger, der *Heir*, während ich der sogenannte *Spare* war, der Ersatzmann, die Reserve.

Nicht nur die Presse bezeichnete uns so, auch Pa, Mummy und Grandpa verwendeten diese Kürzel. Und sogar Granny.

Der *Heir* und der *Spare* – es lag keine Wertung darin, aber auch nichts Missverständliches. Ich war der Schattenmann, die Stütze, der Plan B. Ich wurde geboren für den Fall, dass Willy etwas zustieß. Wurde hierher

beordert, um ihm Ablenkung und Zerstreuung zu verschaffen und, wenn nötig, ein Ersatzteil. Womöglich eine Niere. Eine Bluttransfusion. Eine Portion Knochenmark. All das wurde mir schon zu Beginn meines Lebensweges glasklar zu verstehen gegeben und auch später regelmäßig aufgefrischt. Ich war zwanzig, als man mir zum ersten Mal die Geschichte darüber erzählte, was Pa am Tag meiner Geburt zu Mummy gesagt haben soll: *Wunderbar! Jetzt hast du mir einen* Heir *und einen* Spare *geschenkt – meine Arbeit ist getan.* Ein Witz. Vermutlich. Andererseits – nur wenige Minuten nachdem er diese hochkomische Vorstellung gegeben hatte, brach er wieder auf und ging, so heißt es, mit seiner Freundin ins Theater. Nun. Manch wahres Wort wird oft im Scherz gesprochen.

Ich nahm es ihnen nicht übel. Es berührte mich nicht, nichts davon. Die Thronfolge war wie das Wetter, die Positionen der Planeten oder der Wechsel der Jahreszeiten. Wer hatte schon die Zeit, sich den Kopf über Dinge zu zerbrechen, die so unabänderlich waren? Wer würde sich die Mühe machen, mit einem Schicksal zu hadern, das ohnehin in Stein gemeißelt war? Ein Windsor zu sein hieß, herauszufinden, welche Wahrheiten zeitlos waren, um sie sich anschließend aus dem Kopf zu schlagen. Es hieß, die grundlegenden Kennwerte der eigenen Identität förmlich in sich aufzunehmen und instinktiv zu wissen, wer man war, was auf ewig davon abhing, wer man gerade *nicht* war.

Ich war nicht Granny.

Ich war nicht Pa.

Ich war nicht Willy.

Ich stand an dritter Stelle hinter ihnen.

Jeder Junge und jedes Mädchen träumt zumindest einmal im Leben davon, ein Prinz oder eine Prinzessin zu sein. Deshalb, Reserve hin oder her, war es gar nicht so übel, einer zu sein. Und mehr noch, mit aller Kraft die Menschen zu unterstützen, die man liebt, war das nicht die Definition von Ehre?

Von Liebe?

Wie sich vor Victoria zu verbeugen, wenn man an ihr vorüberging?

3

NEBEN MEINEM SCHLAFZIMMER BEFAND sich eine Art rundes Wohnzimmer. Runder Tisch, Wandspiegel, Schreibtisch, Kamin mit gepolsterter Umrandung. In der gegenüberliegenden Ecke war eine mächtige Holztür, die in ein Badezimmer führte. Die zwei Marmorwaschbecken sahen aus wie Prototypen für die ersten Waschbecken, die je gebaut wurden. Alles an Balmoral war entweder alt oder auf alt getrimmt. Das Schloss war ein Spielplatz, eine Jagdhütte, aber auch eine Bühne.

Den meisten Platz im Badezimmer nahm eine frei stehende Wanne mit Krallenfüßen ein, und selbst das Wasser, das aus ihren Hähnen sprudelte, schien alt zu sein. Doch nicht auf eine schlechte Art. Alt wie der See, wo Merlin König Artus half, sein Zauberschwert zu finden. Bräunlich, wie es war, erinnerte es an schwachen Tee und jagte so manchem Wochenendgast einen Schreck ein. *Entschuldigung, aber mit dem Wasser in meiner Toilette scheint etwas nicht zu stimmen.* Pa lächelte dann stets und versicherte dem Gast, dass mit dem Wasser alles in Ordnung war; im Gegenteil, der schottische Torf hatte es gefiltert und verfeinert. *Dieses Wasser kommt geradewegs vom Berg, und was Sie bald erleben werden, ist ein absoluter Hochgenuss – ein Highland-Bad.*

Je nach Vorliebe konnte dieses Highland-Bad entweder eiskalt oder brühheiß sein; die Wasserhähne im Schloss ließen sich präzise regulieren. Für mich gab es kaum etwas Wohltuenderes als ein ausgedehntes, siedend heißes Bad, besonders, wenn ich dabei durch die Schlitzfenster des Schlosses spähen konnte, wo, wie ich mir vorstellte, einst Bogenschützen Wache gehalten hatten. Dann starrte ich in den Sternenhimmel hoch oder hinab auf die von Mauern eingefassten Gärten und stellte mir vor, wie ich über der ausgedehnten Rasenfläche schwebte, die dank einer Armee von Gärtnern so glatt und grün war wie ein Billardtisch. Der Rasen war so makellos, jeder Grashalm so exakt getrimmt, dass Willy und ich immer ein schlechtes Gewissen hatten, wenn wir darüberliefen oder gar mit unseren Fahrrädern darauf herumrasten. Aber wir taten es trotzdem, sogar ständig.

Einmal jagten wir unsere Cousine quer über den Rasen, wir auf Quads, die Cousine fuhr ein Gokart. Es war ein Riesenspaß, bis sie frontal gegen einen grünen Laternenpfahl krachte. Ein irrer Zufall – es war der einzige Laternenpfahl im Umkreis von etlichen Kilometern. Wir schrien vor Lachen, doch der Laternenpfahl, der bis vor Kurzem noch ein Baum in einem nahen Wald gewesen war, brach glatt entzwei und stürzte auf sie. Sie hatte ungeheures Glück, dass sie nicht ernsthaft verletzt wurde.

Am 30. August 1997 habe ich nicht lange runter auf den Rasen gestarrt. Willy und ich erledigten eilig unser abendliches Bad, schlüpften rasch in unsere Schlafanzüge und machten es uns vor dem Fernseher gemütlich. Ein paar Diener kamen mit Tabletts voller Teller herein, jeder davon abgedeckt mit einer silbernen Servierglocke. Die Diener stellten die Tabletts auf Holzständer und scherzten kurz mit uns, so wie sie es immer taten, bevor sie uns *bon appétit* wünschten.

Hausdiener, feines Porzellan – das klingt alles furchtbar vornehm, und womöglich war es das auch, doch unter diesen schicken Glocken war nur ganz normales Kinderessen. Fischstäbchen, Cottage Pie, Brathähnchen, grüne Erbsen.

Unser Kindermädchen Mabel, die auch schon Pas Nanny gewesen war, leistete uns Gesellschaft. Während wir uns den Bauch vollschlugen, hörten wir Pa in seinen Pantoffeln vorbeitappen, der aus seinem eigenen Badezimmer kam. Er hatte sein »Radio« dabei, wie er seinen tragbaren CD-Player nannte, auf dem er beim Baden gern seine »Geschichtenbücher« hörte. Nach Pa konnte man die Uhr stellen, als wir ihn also im Flur hörten, wussten wir, dass es kurz vor acht sein musste.

Eine halbe Stunde später hörten wir die ersten Anzeichen, dass die Erwachsenen ihre abendliche Wanderung nach unten antraten, gefolgt von den ersten blökenden Tönen des Dudelsacks, der sie stets auf ihrem Weg begleitete. In den nächsten zwei Stunden würden die Erwachsenen in ihrem Dinner-Kerker gefangen sein, gezwungen, an diesem langen Tisch zu hocken, gezwungen, sich im schummrigen Dämmer des von Prinz Albert entworfenen Kronleuchters mit verkniffenen Augen anzublinzeln, gezwungen, stocksteif vor Porzellantellern und Kristallkelchen zu sitzen, die von Bediensteten (mit Maßbändern) mathematisch präzise angeordnet worden waren, gezwungen, an Wachteleiern und Steinbutt herumzupicken, und eingezwängt in ihren schicksten Fummel hohles Geschwätz von sich zu geben. Smoking, feste schwarze Schuhe, enge Karohosen. Vielleicht sogar ein Kilt. Ich dachte: Ist doch die Hölle, ein Erwachsener zu sein.

Auf dem Weg zum Dinner kam Pa bei uns vorbei. Er war spät dran,

trotzdem hob er theatralisch eine Silberglocke – *Mmh, lecker, ich wünschte, ich dürfte das essen!* – und roch lang und tief daran. Er beschnupperte ständig irgendetwas. Essen, Rosen, unser Haar. In einem früheren Leben muss er wohl ein Spürhund gewesen sein. Vielleicht roch er so ausgiebig an Dingen, weil es ihm schwerfiel, neben seinem eigenen Duft noch etwas anderes wahrzunehmen. *Eau Sauvage.* Er schüttete sich das Zeug in rauen Mengen auf die Wangen, den Hals, das Hemd. Blumig mit einem Hauch von etwas Scharfem, wie Pfeffer oder Schießpulver, es wurde in Paris gemacht. Das stand auf der Flasche. Was mich an Mummy erinnerte.

Ja, Harry, Mummy ist in Paris.

Genau vor einem Jahr war ihre Scheidung rechtskräftig geworden. Fast auf den Tag genau.

Seid brav, Jungs.

Ganz bestimmt, Pa.

Bleibt nicht zu lange auf.

Er ging. Sein Duft blieb da.

Wir aßen fertig zu Abend, schauten noch etwas fern, dann machten wir den üblichen Unfug, den wir immer vorm Zubettgehen noch anstellten. Wir hockten uns auf die oberste Stufe einer Nebentreppe und belauschten die Erwachsenen in der Hoffnung, ein Schimpfwort oder eine unanständige Geschichte aufzuschnappen. Sausten unter den wachsamen Blicken Dutzender toter Hirschköpfe die ellenlangen Gänge auf und ab. Irgendwann liefen wir dabei Grannys Dudelsackspieler in die Arme.

Zerzaust und mit birnenförmiger Figur, buschigen Augenbrauen und einem Kilt aus Tweed, folgte er Granny, wo auch immer sie hinging, weil sie den Klang des Dudelsacks so liebte, genau wie einst Victoria – obwohl Albert das Instrument angeblich für »bestialisch« hielt. Während ihrer Sommerfrische in Balmoral ließ Granny sich von dem Dudelsackspieler wecken, und auch beim Gang zum Dinner musste er sie stets begleiten. Das Instrument sah aus wie ein betrunkener Oktopus, nur dass die schlaffen Arme mit silbernen Intarsien versehen und aus dunklem Mahagoni waren. Wir hatten das Ding zwar schon gesehen, sehr oft sogar, aber an jenem Abend fragte er, ob wir es halten wollten. Versucht es doch mal.

Wirklich?

Ja, macht ruhig.

Wir brachten aus dem Sack kaum etwas heraus, nur ein paar jämmerliche Quietscher. Wir hatten einfach nicht die Puste. Der *Piper* dagegen hatte einen Brustkorb von der Größe eines Whiskyfasses. Er ließ die Pfeifen aufjaulen und heulen.

Wir dankten ihm für die Lektion und wünschten ihm Gute Nacht, dann machten wir uns wieder auf den Weg in Richtung Kinderzimmer, wo Mabel darauf achtete, dass wir uns ordentlich die Zähne putzten und uns die Gesichter wuschen. Dann ging es in Bett.

Mein Bett war hoch. Ich musste springen, um hinaufzukommen, woraufhin ich automatisch in die durchgelegene Mitte kullerte. Es war, als würde ich auf ein Bücherregal klettern und dann in einen Splittergraben fallen. Meine Bettwäsche war sauber, frisch gestärkt, in verschiedenen Weißtönen gehalten. Alabasterweiße Laken. Cremefarbene Decken. Eierschalfarbene Steppdecke (vieles davon mit dem Monogramm ER versehen, *Elizabeth Regina*). Das alles war so fest verspannt wie eine Marschtrommel und so fachmännisch geglättet, dass man problemlos die im Laufe des Jahrhunderts geflickten Löcher und Risse erkennen konnte.

Ich zog mir das Betttuch und die Decke bis zum Kinn, weil ich die Dunkelheit nicht mochte. Nein, das ist untertrieben. Ich *hasste* die Dunkelheit. Auch Mummy hasste sie, das hatte sie mir erzählt. Das hatte ich von ihr geerbt, dachte ich, zusammen mit ihrer Nase, ihren blauen Augen, ihrer Menschenliebe, ihrer Abneigung gegen Blasiertheit, Falschheit und alles Vornehme. Ich sehe mich, wie ich unter diesen Decken liege, in die Dunkelheit starre, den klackernden Insekten und dem Ruf der Eulen lausche. Habe ich in meiner Fantasie Gestalten über die Wände huschen sehen? Habe ich auf den langen Lichtbalken gestarrt, der immer da war, weil ich stets darauf beharrte, dass die Tür einen Spalt breit offen blieb? Wie lange hat es gedauert, bis ich einschlief? Anders gesagt, wie viel von meiner Kindheit blieb mir noch, und wie sehr wusste ich es zu schätzen, kostete es aus, bevor ich schlaftrunken bemerkte, dass da jemand war …

Pa?

Er stand am Bettrand und blickte auf mich hinab. Mit seinem weißen Morgenmantel sah er aus wie ein Gespenst in einem Theaterstück.

Ja, darling boy.

Er schenkte mir den Anflug eines Lächelns, dann schaute er weg.

Im Zimmer war es nicht mehr dunkel. Aber auch nicht hell. Eine merkwürdige Mischfarbe, fast bräunlich, fast wie das Wasser in der alten Wanne.

Er sah mich auf eine seltsame Art an, so, wie er mich noch niemals zuvor angesehen hatte. Voller … Angst?

Was ist los, Pa?

Er setzte sich auf die Bettkante. Legte eine Hand auf mein Knie.

Darling boy, Mummy hatte einen Autounfall.

Ich weiß noch, wie ich dachte: Unfall … Okay. Aber es geht ihr gut? Nicht?

Ich erinnere mich noch ganz genau, wie mir dieser Gedanke durch den Kopf schoss. Und ich erinnere mich, wie ich geduldig darauf wartete, dass Pa mir bestätigte, dass es Mummy auch tatsächlich gut ging. Und ich erinnere mich, dass er es nicht tat.

Dann schien sich in meinem Inneren etwas zu verändern. Ich fing an, stumm zu flehen – flehte Pa an, oder Gott, oder beide: *Nein, nein, nein.*

Pa blickte hinab in die Falten der alten Decken, Betttücher und Laken.

Es gab Komplikationen. Mummy ist ziemlich schwer verletzt worden, und man hat sie ins Krankenhaus gebracht, darling boy.

Er nannte mich immer *darling boy*, »liebster Junge«, doch jetzt sagte er es ziemlich oft. Er sprach ganz leise. Offenbar stand er unter Schock.

Oh. Ins Krankenhaus?

Ja, mit einer Kopfverletzung.

Hat er Paparazzi erwähnt? Sagte er, dass man sie verfolgt hatte? Ich glaube nicht. Ich will es nicht beschwören, aber wahrscheinlich nicht. Die Paparazzi waren ein großes Problem für Mummy, für alle eigentlich, das musste nicht eigens gesagt werden.

Wieder dachte ich: Verletzt … aber es geht ihr gut. Sie haben sie ins Krankenhaus gebracht, sie werden ihren Kopf verarzten, und wir werden hinfahren, sie besuchen. Heute. Spätestens heute Abend.

Sie haben es versucht, darling boy. Aber sie hat es leider nicht geschafft.

Diese Sätze haben sich in mein Gedächtnis eingebrannt, sind dort stecken geblieben wie Darts in einer Scheibe. So hat er es gesagt, da bin ich mir ganz sicher. *Sie hat es nicht geschafft.* Und dann schien alles plötzlich stillzustehen.

Nein, das stimmt nicht. Nicht s*chien*. Nichts *schien* irgendwie. Alles stand eindeutig, zweifellos und unumstößlich still.

Nichts von dem, was ich ihm dann sagte, ist mir in Erinnerung geblieben. Gut möglich, dass ich gar nichts sagte. Woran ich mich jedoch mit verblüffender Deutlichkeit erinnere, ist, dass ich nicht geweint habe. Nicht eine Träne.

Pa umarmte mich nicht. Schon unter normalen Umständen war er nicht besonders gut darin, Gefühle zu zeigen, wie sollte man da erwarten, dass er es in einer derartigen Krise tat? Doch ließ er seine Hand noch einmal auf mein Knie sinken und sagte: *Alles wird gut werden.*

Für ihn war das schon eine ganze Menge. Väterlich, hoffnungsvoll, gütig. Und so durch und durch unwahr.

Er stand auf und ging. Ich erinnere mich nicht, woher ich wusste, dass

er schon im anderen Zimmer gewesen war, es Willy schon gesagt hatte, aber ich wusste es.

Ich lag einfach da, oder ich saß. Ich stand nicht auf. Ich badete nicht, ging auch nicht pinkeln. Zog mich nicht an. Rief nicht nach Willy oder Mabel. Nachdem ich nun schon seit Jahrzehnten versuche, diesen Morgen zu rekonstruieren, bin ich zu dem eindeutigen Ergebnis gekommen: Ich muss in diesem Zimmer geblieben sein, ohne etwas zu sagen, ohne jemanden zu sehen. Und das bis Punkt neun Uhr, als der Dudelsackspieler draußen zu spielen anfing.

Ich wünschte, ich könnte mich daran erinnern, was er spielte. Aber vielleicht ist das auch egal. Beim Dudelsack geht es nicht um die Melodie, sondern um den Klang. Diese jahrtausendealten Instrumente sind so gebaut, dass sie das verstärken, was man bereits im Herzen trägt. Wenn man albern ist, macht der Dudelsack einen alberner. Wenn man wütend ist, bringt er das Blut noch rasender in Wallung. Und wenn man trauert, selbst wenn man zwölf Jahre alt ist und einem nicht bewusst ist, dass man trauert, vielleicht gerade dann, wenn man es nicht weiß, kann einen ein Dudelsack in den Wahnsinn treiben.

4

Es war Sonntag. Also gingen wir wie immer in die Kirche.

Crathie Kirk. Granitmauern, Buntglasfenster, die vor etlichen Jahrzehnten von Victoria gestiftet worden waren, vielleicht als Wiedergutmachung für all den Ärger, den ihre Besuche hier verursachten. Es hatte wohl etwas damit zu tun, dass das Oberhaupt der Church of England in der Church of Scotland beten ging – eine Aufregung, die ich nie verstanden habe.

Ich habe Fotos von uns gesehen, wie wir an dem Tag in die Kirche gingen, aber sie wecken in mir keine Erinnerungen. Hat der Pfarrer etwas darüber gesagt? Hat er alles nur noch schlimmer gemacht? Habe ich ihm überhaupt zugehört oder nur auf den Rücken der Vorderbank gestarrt und an Mummy gedacht?

Auf dem Rückweg nach Balmoral, der nur zwei Minuten dauerte, riet man uns anzuhalten. Die Leute waren seit dem frühen Morgen zum Eingangstor geströmt, manche hatten etwas dagelassen. Stofftiere, Blumen, Karten. Ein Zeichen der Wertschätzung sei geboten.

Wir fuhren heran, stiegen aus. Ich sah nichts als ein Raster bunter Punkte. Blumen. Und noch mehr Blumen. Hörte nichts außer einem rhythmischen Klicken auf der anderen Straßenseite. Die Presse. Ich griff nach der Hand meines Vaters, suchte Halt, verfluchte mich sofort dafür, denn diese Geste löste ein Gewitter weiterer Klicks aus.

Ich hatte ihnen genau das geliefert, was sie wollten. Emotionen. Drama. Schmerz.

Und sie drückten ab, wieder und wieder und wieder.

5

EINIGE STUNDEN SPÄTER BRACH Pa nach Paris auf, begleitet von Mummys Schwestern, Tante Sarah und Tante Jane. Jemand sagte, dass sie mehr über den Unfall erfahren müssten. Und sie müssten sich um die Heimkehr von Mummys Leichnam kümmern.

Leichnam. Jetzt blieben die Leute bei diesem Wort. Es verschlug einem den Atem, so eine verdammte Lüge, denn Mummy war nicht tot!

Plötzlich hatte ich das begriffen. Während ich weiterhin nichts zu tun hatte, als das Schloss zu durchstreifen und Selbstgespräche zu führen, verdichtete sich ein Verdacht und wurde schließlich zur festen Überzeugung. Das Ganze war nur ein Trick. Und der wurde ausnahmsweise mal nicht von den Leuten um mich herum oder von der Presse ausgeheckt, sondern von Mummy. *Sie hat sich sehr unglücklich gefühlt, ist gejagt worden, drangsaliert, man hat Lügen über sie erzählt und ihr welche aufgetischt. Also hat sie einen Unfall vorgetäuscht und sich aus dem Staub gemacht.*

Die Erkenntnis raubte mir den Atem und ließ mich dann vor Erleichterung aufkeuchen.

Natürlich! Alles nur eine Finte, damit sie noch mal neu anfangen kann! In diesem Augenblick mietet sie gerade ohne Zweifel eine Wohnung in Paris oder arrangiert Schnittblumen in ihrer heimlich gekauften Blockhütte irgendwo hoch droben in den Schweizer Alpen. Bald, ganz bald wird sie mich und Willy zu sich holen lassen. Liegt doch glasklar auf der Hand! Wieso hab ich das nicht eher durchschaut? Mummy ist gar nicht tot! Sie versteckt sich! Jetzt ging es mir viel, viel besser.

Dann beschlichen mich Zweifel.

Moment mal! Das würde uns Mummy niemals antun. Dieser unsagbare Schmerz, den hätte sie niemals zugelassen oder gar selbst ausgelöst.

Dann erneut Erleichterung: *Sie hatte keine andere Wahl. Es war ihre einzige Hoffnung auf Freiheit.*

Dann wieder Zweifel: *Mummy würde sich nicht verstecken, dazu ist sie zu sehr Kämpferin.*

Dann Erleichterung: *Das ist ihre Art zu kämpfen. Sie wird zurückkommen. Sie muss ja. In zwei Wochen ist mein Geburtstag.*

Doch Pa und meine Tanten kehrten zuerst zurück. Ihre Ankunft wurde von allen Fernsehsendern übertragen. Die ganze Welt sah zu, wie sie den Asphalt auf dem Luftwaffenstützpunkt Northolt betraten. Ein Sender unterlegte ihr Eintreffen sogar mit Musik: eine schwermütige Stimme, die einen Psalm sang. Willy und ich ließ man nicht zum Fernseher vor, aber gehört haben müssen wir das wohl.

Die nächsten paar Tage verstrichen wie in einem Vakuum; niemand sagte irgendetwas. Wir zogen uns gemeinsam hinter die Schlossmauern zurück. Es war wie im Inneren einer Gruft, nur trugen alle in dieser Gruft enge Hosen mit Schottenmuster und hielten sich weiter an das normale Tagesgeschäft, die üblichen Abläufe. Falls irgendwer von irgendwas sprach, hörte ich es nicht. Ich hörte einzig die Stimme, die in meinem Kopf raunte und gegen sich selbst anredete.

Sie ist fort für immer.

Nein, sie versteckt sich.

Sie ist tot.

Nein, sie stellt sich *tot.*

Dann eines Morgens war die Zeit gekommen. Es ging zurück nach London. An die Reise kann ich mich nicht mehr erinnern. Sind wir gefahren? Sind wir mit der königlichen Maschine geflogen? Ich habe das Wiedersehen mit Pa und mit den Tanten vor Augen, auch die entscheidende Begegnung mit Tante Sarah, wobei sie hinter Nebelschleiern liegt und ihr Verlauf etwas durcheinandergeraten sein mag. Zuweilen verlegt mein Gedächtnis sie kurzerhand gleich in jene schrecklichen Tage Anfang September. Mitunter jedoch rückt sie in meiner Erinnerung viele Jahre weit vor.

Wann auch immer sie sich zutrug, sie trug sich so zu:

William? Harry? Tante Sarah hat hier etwas für euch, Jungs.

Sie trat vor, hielt zwei kleine blaue Schachteln in Händen. *Was ist das?*

Mach sie auf.

Ich hob den Deckel meiner blauen Schachtel ab. Darin lag … eine Motte?

Nein.

Ein Schnurrbart?

Nein.

Was …

Ihr Haar, Harry.

Tante Sarah erläuterte, dass sie drüben in Paris zwei Locken von

Mummys Kopf abgeschnitten hatte.

Da war er nun. Der Beweis. *Sie ist wirklich von uns gegangen*.

Aber dann kam sogleich der beschwichtigende Zweifel, die lebensrettende Ungewissheit auf: *Nein, das Haar könnte von sonst wem sein*. Mummy war mit ihrem unversehrten wunderschönen blonden Haar irgendwo da draußen.

Ich wüsste es, wäre sie's nicht. Mein Körper wüsste es. Mein Herz wüsste es. Und beide wissen nichts dergleichen.

Beide waren genauso voll von Liebe zu ihr wie bisher.

6

WIR UND ICH GINGEN an der Menschenmenge draußen vor dem Kensington Palace auf und ab, lächelten, schüttelten Hände. Als würden wir uns um ein öffentliches Amt bewerben. Aberhunderte Hände wurden unablässig in unsere Gesichter gehalten, oft mit feuchten Fingern.

Feucht wovon?, rätselte ich.

Von Tränen, wurde mir klar.

Mir missfiel, wie sich diese Hände anfühlten. Mehr noch verabscheute ich, wie ich mich ihretwegen fühlte. Schuldig. Warum weinten alle diese Leute, während ich es nicht tat und auch nicht getan hatte?

Ich wollte ja und hatte versucht zu weinen, weil Mummys Leben dermaßen traurig gewesen war, dass sie geglaubt hatte, verschwinden und dazu dieses ungeheure Theater inszenieren zu müssen. Doch ich bekam nicht eine Träne heraus. Vielleicht hatte ich zu gut gelernt, zu tief verinnerlicht, was zum Familienethos gehörte: dass Weinen nicht zur Wahl stand – nie.

Ich erinnere mich an die Berge von Blumen rings um uns. Ich erinnere mich, welch unsäglichen Kummer ich empfand und wie unfehlbar höflich ich mich dennoch verhielt. Ich erinnere mich, dass alte Damen sagten: *Wie ist er doch höflich, der arme Junge!* Ich erinnere mich daran, immer wieder Danke zu murmeln, Danke für Ihr Kommen, Danke für Ihre Worte, Danke dafür, mehrere Tage lang hier draußen zu kampieren. Ich erinnere mich daran, Einzelnen Trost zuzusprechen, die von Trauer überwältigt waren, ganz als hätten sie Mummy gekannt, und doch bei mir zu denken: Hast du aber nicht. Du tust so, als ob … *aber du kanntest sie nicht*.

Soll heißen … du *kennst* sie nicht. Präsens.

Nachdem wir uns tapfer der Menge gestellt hatten, gingen wir in den Kensington Palace. Durch zwei große schwarze Türen traten wir in Mummys Wohnung ein, gingen einen langen Flur hinunter und betraten ein Zimmer zur Linken. Dort stand ein großer Sarg. Dunkelbraun, Sommereiche. Erinnere ich mich daran, oder bilde ich mir ein, dass er in einen … Union Jack gehüllt war?

Wie gebannt starrte ich auf diese Flagge. Vielleicht wegen meiner Kriegsspiele früher. Vielleicht lag es an meinem inzwischen entstandenen altklugen Patriotismus. Oder es kam vielleicht daher, dass es seit Tagen für mich vernehmlich gebrodelt hatte wegen der Flagge, der Flagge, der Flagge. Alle redeten nur noch darüber. Die Leute waren in Rage, weil die Flagge über dem Buckingham Palace nicht auf halbmast gesetzt worden war. Es scherte sie nicht, dass dort der Royal Standard niemals halbmast geflaggt wurde, unter keinen Umständen. Die Flagge wurde aufgezogen, wenn Granny sich im Palast aufhielt, und andernfalls eben nicht, Punktum. Sie scherten sich bloß darum, irgendeine offizielle Trauerbezeugung zu sehen zu bekommen, und empörten sich über deren Ausbleiben. Besser gesagt, sie wurden von den britischen Zeitungen aufgewiegelt, die so von ihrer Rolle bei Mummys Verschwinden abzulenken versuchten. Mir fällt da eine Schlagzeile ein, die sich direkt an Granny richtete: ZEIGEN SIE UNS IHR MITGEFÜHL. Starkes Stück, das, kam es doch von denselben Unmenschen, die genau so viel »Mitgefühl« mit Mummy hatten, dass sie sie in einen Tunnel jagten, aus dem sie nie mehr auftauchte.

Mittlerweile hatte ich diese »amtliche« Version der Geschehnisse aufgeschnappt: Paparazzi jagten Mummy durch die Straßen von Paris hinein in einen Tunnel, wo ihr Mercedes gegen eine Wand oder einen Betonpfeiler krachte, sodass Mummy, ihr Freund und ihr Fahrer dabei zu Tode kamen.

Wie ich so vor dem fahnengeschmückten Sarg stand, fragte ich mich: Ist Mummy eine Patriotin? Wie denkt Mummy wirklich über Großbritannien? Hat sich irgendwer die Mühe gemacht, sie danach zu fragen?

Wann werde ich sie selber danach fragen können?

Ich kann mich an nichts erinnern, was die Familie in jenem Moment sprach, ob zueinander oder zu dem Sarg. Mir fällt kein Wort mehr ein, das zwischen mir und Willy gewechselt wurde, ich entsinne mich aber noch gut, dass Leute um uns sagten, »die Jungs« sähen »völlig geschockt« aus. Niemand dachte daran, zu flüstern, so als wären wir vor lauter Schock taub geworden.

Der Beisetzung am folgenden Tag ging einiger Wortwechsel voraus. Der jüngste Plan sah vor, dass Pferde der King's Troop den Sarg auf einer Lafette durch die Straßen ziehen würden, gefolgt von Willy und mir zu Fuß. Das schien ziemlich viel verlangt von zwei Jungen. Mehrere Erwachsene waren entsetzt. Mummys Bruder, Onkel Charles, schlug einen Mordskrach. *Ihr könnt doch diese Jungs nicht dem Sarg ihrer Mutter hinterherlaufen lassen! Das ist barbarisch!*

Ein alternativer Plan wurde aufgestellt. Willy würde allein gehen. Immerhin war er schon fünfzehn. Nehmt den Jüngeren davon aus. Schont den Nachrücker. *Spare the Spare*. Dieser Alternativplan wurde nach oben durchgereicht.

Dann kam die Antwort. *Es müssen beide Prinzen sein.* Wahrscheinlich, um Mitgefühl zu wecken.

Onkel Charles war wütend. Ich aber nicht. Ich wollte nicht, dass Willy ohne mich eine solche Tortur durchmachte. Wären die Rollen vertauscht worden, hätte er mir nie zugemutet – richtiger, nie erlaubt –, die Sache im Alleingang zu machen.

Und so zogen wir früh im nächsten Morgenlicht alle zusammen los. Onkel Charles rechts von mir, Willy rechts von ihm, Grandpa hinterdrein. Und zu meiner Linken ging Pa. Gleich zu Anfang fiel mir auf, wie gefasst Grandpa wirkte, als handelte es sich bloß um irgendeinen royalen Anlass unter vielen. Ich konnte gut seine Augen sehen, denn sein Blick ging geradeaus. Wie bei allen anderen. Meiner blieb auf die Straße gerichtet. Willys auch.

Ich weiß noch, dass ich mich taub fühlte. Ich weiß noch, dass ich die Fäuste ballte. Ich weiß noch, dass ich stets einen Zipfel von Willy im Augenwinkel behielt und jede Menge Kraft daraus zog. Allem voran erinnere ich mich an die Geräusche: das klirrende Zaumzeug und die klappernden Hufe der sechs schwitzigen braunen Pferde, die quietschenden Räder der von ihnen gezogenen Lafette. (Ein Relikt aus dem Ersten Weltkrieg, meinte jemand, und es schien stimmig, da Mummy, so friedliebend sie war, oft wie ein Soldat wirkte, ob sie nun Krieg gegen die Paparazzi führte oder gegen Pa.) Ich glaube, an diese paar Geräusche werde ich mich für den Rest meines Lebens erinnern, weil sie in solch scharfem Gegensatz zur ansonsten allumfassenden Stille standen. Nicht eine Lokomotive, ein Lastwagen, ein Vogel wurde laut. Keine einzige menschliche Stimme, was unmöglich war, denn zwei Millionen säumten die Straßen. Einzig gelegentliches Wehklagen ließ erahnen, dass wir durch eine Schlucht aus Menschheit marschierten.

Nach zwanzig Minuten erreichten wir Westminster Abbey. Wir reihten uns vor einer langen Kirchenbank auf. Die Trauerfeier begann mit einer Abfolge von Bibelstellen und Totenreden und gipfelte mit Elton John. Er erhob sich langsam und steif, als wäre einer der großen, seit Jahrhunderten unter der Abtei begrabenen Könige jäh wieder zum Leben erweckt worden. Dann ging er nach vorn, setzte sich an einen Flügel. Ob wohl irgendwer nicht weiß, dass er »Candle in the Wind« sang in einer Version, die er für Mummy umgeschrieben hatte? Ich kann nicht sicher

sagen, ob die Töne in meinem Kopf von diesem Moment rühren oder von Musikclips, die ich seither gesehen habe. Womöglich sind es Überbleibsel wiederkehrender Albträume. Doch eine reine, unanfechtbare Erinnerung habe ich daran, wie meine Augen zum Höhepunkt des Songs zu brennen anfingen und beinahe Tränen fielen.

Beinahe.

Gegen Ende des Gottesdienstes trat Onkel Charles vor uns hin, der die ihm zugebilligte Zeit dazu nutzte, mit allen – Familie, Nation, Presse – scharf ins Gericht zu gehen dafür, dass sie Mummy nachgestellt hatten bis in den Tod. Man fühlte förmlich, wie alles in der Abtei und draußen im ganzen Land vor dem Schlag zurückzuckte. Die Wahrheit tut weh. Dann begaben sich acht Mitglieder der Welsh Guards nach vorn und hoben den gewaltigen Sarg mit Bleieinlage an, der nun mit dem Royal Standard statt des Union Jack drapiert war. Irgendwer hatte den Austausch vorgenommen, ein außerordentlicher Bruch des Protokolls. (Sie hatten sich auch darauf eingelassen, die Flagge auf halbmast zu setzen. Nicht den Royal Standard, nur den Union Jack, doch selbst das war ein nie dagewesener Kompromiss.) Der Royal Standard war stets der königlichen Familie vorbehalten, welcher Mummy, so hatte man mir erklärt, nicht mehr angehörte. Bedeutete dies, ihr war verziehen worden? Von Granny? Offenbar. Das waren jedoch Fragen, die ich nicht recht in Worte fassen, geschweige denn einem Erwachsenen stellen konnte, während der Sarg langsam nach draußen getragen und ins Heck eines schwarzen Leichenwagens geladen wurde. Nach langer Wartezeit fuhr der Leichenwagen los, rollte in stetigem Tempo durch ein London, in dem zu allen Seiten des Weges die größte Menschenansammlung wogte, die diese alterslose Stadt je gesehen hatte – doppelt so groß wie seinerzeit die Menge, die das Ende des Zweiten Weltkriegs feierte. Er fuhr am Buckingham Palace vorbei, die Park Lane hinauf und durch die Außenbezirke, dann die Finchley Road entlang, dann den Hendon Way, dann über den Verkehrsknotenpunkt Brent Cross, dann den nördlichen Ring der A406, dann die M1 bis zur Ausfahrt 15a und Richtung Norden bis Harlestone, ehe er durch das eiserne Eingangstor zu Onkel Charles' Landsitz glitt.

Althorp.

Willy und ich sahen uns den längsten Teil der Autofahrt im Fernsehen an. Wir waren schon in Althorp. Wir waren schnell vorgeschickt worden, wobei sich herausstellte, dass es keinen Grund zur Eile gab. Nicht nur hatte der Leichenwagen einen großen Umweg genommen, sondern er war zudem mehrmals aufgehalten worden, weil so viele Leute ihn mit Blumen

überhäuften, dass die Lüftungsschlitze blockiert wurden und der Motor überhitzte. Immer wieder hatte der Fahrer den Straßenrand ansteuern müssen, damit der Leibwächter aussteigen und die Windschutzscheibe von Blumen freiräumen konnte. Unser Leibwächter war Graham. Willy und ich mochten ihn sehr. Wir nannten ihn immer Crackers, so wie in »Grahamcrackers«. Fanden wir irrsinnig komisch.

Als der Leichenwagen schließlich in Althorp eintraf, wurde der Sarg wieder herausgeholt, über eine von Pionieren eilig errichtete grüne Eisenbrücke zu einer kleinen Insel im Teich getragen und dort auf einem Podest abgestellt. Willy und ich gingen über dieselbe Brücke zur Insel. Es wurde berichtet, Mummys Hände ruhten gefaltet auf ihrer Brust und hielten ein Foto von Willy und mir, womöglich die einzigen zwei Menschen, die sie je aufrichtig liebten. Gewiss die zwei, die sie am innigsten liebten. In alle Ewigkeit würden wir ihr in der Dunkelheit zulächeln, und vielleicht war es dieses Bild, das mich endlich zusammenbrechen ließ, als die Flagge zusammengefaltet wurde und der Sarg auf den Boden des tiefen Lochs sank. Mein Körper zuckte, mein Kinn sackte ab, und ich begann, haltlos in meine Hände zu schluchzen.

Ich schämte mich, gegen das Familienethos zu verstoßen, aber ich konnte nicht länger an mich halten.

Ist schon gut, beschwichtigte ich mich innerlich, ist schon gut. Es sind keine Kameras in der Nähe.

Davon abgesehen, weinte ich nicht, weil ich meine Mutter in diesem Loch glaubte. Oder in diesem Sarg. Ich schwor mir, das würde ich niemals glauben, gleich, was irgendwer sagte.

Nein, ich beweinte die bloße Vorstellung.

Es würde eben nur unerträglich traurig sein, dachte ich, wäre es tatsächlich wahr.

7

Die Familie ging zurück an die Arbeit, und ich ging wieder zur Schule, genau wie immer nach den Sommerferien.

ANN BLIGHEN ALLE WIEDER nach vorn.

Zurück zur Normalität, sagten alle gut aufgelegt.

Als Beifahrer in Pas offenem Aston Martin sah für mich alles sicherlich aus wie immer. Ludgrove School, eingebettet in die smaragdgrüne Landschaft von Berkshire, sah wie eh und je aus wie eine ländliche Kirche. (Wenn ich's mir überlege, stammte der Wahlspruch der Schule aus dem Buch Kohelet: *Was immer deine Hand zu tun bekommt, das tu mit deiner ganzen Kraft!*) Andererseits können nur wenige ländliche Kirchen mit achtzig Hektar Wald und Wiesen auftrumpfen, mit Tennisplätzen, Chemielaboren und Kapellen. Dazu mit einer gut bestückten Bibliothek.

Wer mich im September 1997 hätte suchen wollen, wäre am allerwenigsten in der Bibliothek fündig geworden. Schon eher im Wald. Oder auf einem der Sportplätze. Ich versuchte, immer in Bewegung zu bleiben, immer mit irgendetwas beschäftigt zu sein.

Überdies war ich zumeist allein. Ich mochte Menschen, war von Natur aus gesellig, doch jetzt wollte ich niemanden zu nahe an mir dran haben. Ich brauchte Freiraum.

In Ludgrove allerdings, wo über hundert Jungs zusammenlebten, war das viel verlangt. Wir aßen gemeinsam, badeten gemeinsam, schliefen gemeinsam, mitunter zu zehnt in einem Zimmer. Jeder wusste über jeden Bescheid bis runter zu der Frage, wer beschnitten war und wer nicht. (Das nannten wir Rundköpfe gegen Royalisten.)

Und doch glaube ich nicht, dass irgendein Junge meine Mutter auch nur erwähnte, als das neue Schuljahr anfing.

Aus Respekt?

Wohl eher aus Furcht.

Ich sprach ganz bestimmt mit keinem darüber.

Wenige Tage nach meiner Rückkehr hatte ich Geburtstag, am 15. September 1997. Ich wurde dreizehn. Nach ehrwürdiger Gepflogenheit in Ludgrove gab es dazu eine Torte und Sorbet, und ich durfte mir zwei Geschmacksrichtungen aussuchen. Ich wählte Schwarze Johannisbeere.

Und Mango.

Mummys Lieblingseissorte.

Geburtstage in Ludgrove waren immer ein Riesending, weil alle Jungs und die meisten Lehrer gierige Naschkatzen waren. Oft kam es zu wüstem Gerangel um den Stuhl neben dem Geburtstagskind: Dort war einem das erste und größte Stück Torte sicher. Ich habe vergessen, wer den Stuhl neben mir zu erringen vermochte.

Wünsch dir was, Harry!

Ihr wollt einen Wunsch hören? Na schön, ich wünschte, meine Mutter wäre …

Da, wie aus dem Nirgendwo …

Tante Sarah?

Eine Schachtel in Händen. *Mach sie auf, Harry.*

Ich zerrte am Geschenkpapier, an der Schleife. Ich linste hinein.

Hat Mummy dir gekauft. Kurz bevor …

Du meinst, in Paris?

Ja. In Paris.

Es war eine Xbox. Ich freute mich. Ich schwärmte für Videospiele.

So heißt es jedenfalls. Die Geschichte ist in vielen Schilderungen meines Lebens aufgetaucht wie eine Art Evangelium, und ich habe keine Ahnung, ob sie stimmt. Pa sagte, Mummy habe sich am Kopf verletzt, aber hatte am Ende ich den Hirnschaden? Höchstwahrscheinlich als Abwehrmechanismus speicherte mein Gedächtnis die Dinge nicht mehr so gut wie früher mal.

8

Ungeachtet seiner zwei Direktoren – Mr. Gerald und Mr. Marston, beides echte Legenden – wurde Ludgrove weitgehend von Frauen betrieben. Wir nannten sie die Matronen. Was immer wir im Alltag an Zärtlichkeit erfuhren, kam von ihnen. Die Matronen nahmen uns in die Arme, gaben uns Küsse, wickelten Verbandsstoff um unsere Wunden, wischten uns die Tränen ab. (Das heißt, außer meinen. Nach diesem einen Ausbruch an der Grabstelle hatte ich nicht noch mal geweint.) Sie gefielen sich als unsere Ersatzmütter. Unsere Mums-wenn-Mum-weit-weg-ist, pflegten sie zu zwitschern, was sich schon immer seltsam angehört hatte, jetzt aber besonders verstörend war wegen Mummys Verschwinden und außerdem, weil diese Matronen auf einmal … scharf aussahen.

Ich war in Miss Roberts verknallt. Ich war mir sicher, sie eines Tages zu heiraten. Außerdem fallen mir da zwei Miss Lynns ein. Miss Lynn Major und Miss Lynn Minor. Sie waren Schwestern. In die Letztere war ich über beide Ohren verschossen. Mir schwebte vor, auch sie mal zu heiraten.

Drei Mal in der Woche nach dem Abendbrot gingen die Matronen den Jüngsten unter uns bei der Körperwäsche zur Hand. Ich sehe noch die lange Reihe weißer Wannen vor mir, worin sich jeweils ein Junge wie ein kleiner Pharao zurücklehnt und darauf wartet, persönlich die Haare gewaschen zu bekommen. (Für ältere Jungen, die in die Pubertät gekommen waren, gab es hinter einer gelben Tür zwei gesonderte Badewannen.) Die Matronen kamen mit steifen Bürsten und duftenden Seifenstücken die Wannenreihe herunter. Jeder Junge hatte sein eigenes Handtuch mit seiner eingeprägten Schülernummer. Meine war die 116.

Hatten sie einen Jungen schamponiert, legten die Matronen seinen Kopf sanft zurück und spülten ihm langsam und ausgiebig das Haar aus.

Höllisch verstörend.

Matronen waren auch bei der hochwichtigen Entlausung behilflich. Zu Ausbrüchen kam es häufig. Nahezu jede Woche wurde ein anderer Junge übel befallen. Dann zeigten wir alle mit dem Finger auf ihn und lachten uns eins. *Ätschebätsch, du hast Nissen!* Nicht lange, und eine Matrone

kniete über dem Patienten, rieb ihm eine Lösung in die Kopfhaut und schabte anschließend die toten Biester mit einem speziellen Kamm heraus.

Als Dreizehnjähriger wurde ich vom Badedienst der Matronen entbunden. Doch ich verließ mich weiterhin darauf, abends von ihnen ins Bett gesteckt zu werden, schätzte immer noch ihre Morgengrüße. Ihre Gesichter sahen wir jeden Tag zuerst. Sie kamen zu uns ins Zimmer gerauscht, rissen unsere Vorhänge zurück. *Morgen, Jungs!* Verschlafen blinzelte ich in ein hübsches Antlitz, gerahmt von einem Glorienschein aus Sonnenlicht. …

Ist das … sollte das etwa …

Sie war es nie.

Pat war die Matrone, mit der ich am meisten zu tun hatte. Anders als die übrigen Matronen sah Pat nicht scharf aus. Pat war fad und kalt. Pat war klein, mausgrau, erschöpft, und ihr fettiges Haar fiel ihr in die immer müden Augen. Pat schien nicht viel Freude am Leben zu haben, wobei sie zweierlei dann doch zuverlässig befriedigend fand – einen Jungen dort zu erwischen, wo er nichts zu suchen hatte, und jede Balgerei im Keim zu ersticken. Vor jeder Kissenschlacht postierten wir eine Wache an der Tür. Falls sich Pat näherte, hatte die Wache Anweisung, *KW! KW!* zu rufen. Ist Latein, oder? Einer meinte, es bedeute: Der Direx kommt! Ein anderer meinte, es bedeute: Achtung!

Wie auch immer: Wer es hörte, machte sich besser aus dem Staub. Oder tat so, als ob er schliefe.

Nur die ganz Neuen und Dämlichen wandten sich mit einem Problem an Pat. Oder, schlimmer noch, mit einer Wunde. Die verband sie nicht, sondern stocherte mit dem Finger drin rum oder spritzte etwas drauf, das doppelt so weh tat. Sie war keine Sadistin, sie schien bloß »empathieeingeschränkt« zu sein. Merkwürdig, denn mit dem Leiden kannte sie sich aus. Pat hatte allerlei Bündel zu tragen.

Das größte schienen ihre Knie und ihr Rückgrat zu sein. Letzteres war verkrümmt, Erstere waren chronisch steif. Das Gehen fiel ihr schwer, Treppen waren eine Folter. Mit eisiger Miene pflegte sie rückwärts hinabzusteigen. Oft standen wir auf dem Absatz unter ihr, führten drollige Tänze auf, schnitten Grimassen.

Muss ich noch sagen, welcher Junge mit der größten Begeisterung dabei war?

Nie waren wir in Sorge, Pat könnte uns erwischen. Sie war eine Schildkröte, und wir waren Laubfrösche. Trotzdem hatte die Schildkröte ab und an mal Glück. Stürzte sich auf einen Jungen und bekam genug von ihm in die Faust. Aha! Der Bursche war dann echt am Arsch.

Das hielt uns nicht auf. Wir verspotteten sie weiter, wenn sie die Treppe runterkam. Der Lohn war den Einsatz wert. Für mich bestand der Lohn nicht darin, die arme Pat zu triezen, sondern darin, meine Kumpane zum Lachen zu bringen. Es fühlte sich so gut an, andere zum Lachen zu bringen, gerade weil ich seit Monaten nicht mehr gelacht hatte.

Kann sein, dass Pat das wusste. Dann und wann drehte sie sich nämlich um, sah den Esel, als der ich mich aufführte, und lachte selber los. Besser ging's nicht. So gern ich meine Kumpel zum Lachen brachte, das Beste war, wenn sich die ansonsten so grämliche Pat meinetwegen wegschmiss.

9

Dienstag, Donnerstag und Samstag, glaube ich. Sofort nach dem Mittagessen stellten wir uns in einer Reihe im Flur entlang der Wand auf und machten lange Hälse, um etwas weiter vorn den Fressalientisch zu sehen mit den darauf angehäuften Süßigkeiten. Munchies, Skittles, Marsriegel und, das Beste überhaupt, Opal Fruits. (Ich nahm es richtig übel, als Opal Fruits in Starburst umbenannt wurden. Blanke Häresie. Als würde sich Großbritannien umbenennen.)

Schon beim Anblick dieses Fressalientischs schwanden uns die Sinne. Uns allen lief das Wasser im Mund zusammen, wenn wir vom bevorstehenden Zuckerrausch sprachen wie Bauern, die während einer Dürre über eine Regenvorhersage reden. Unterdessen knobelte ich einen Weg aus, meinen Zuckerrausch enorm zu steigern. Ich würde alle meine Opal Fruits nehmen und zu einem massiven Dauerlutscher zusammenpressen, um ihn mir dann in eine Backentasche zu stopfen. Während der Klumpen schmolz, würde sich mein Blutstrom in einen schäumenden Sturzbach aus Dextrose verwandeln. *Was immer deine Hand zu tun bekommt, das tu mit deiner ganzen Kraft!*

Das Gegenteil des Fresstags war der Briefschreibetag. Jeder Junge hatte sich hinzusetzen und einen Schrieb an seine Eltern zu verfassen. Bestenfalls war das Plackerei. Ich konnte mich kaum an die Zeit erinnern, als Pa und Mummy noch nicht geschieden waren, weshalb ihnen zu schreiben, ohne dass es ihre gegenseitigen Vorhaltungen und ihre hässliche Trennung berührte, das Fingerspitzengefühl eines Berufsdiplomaten erforderte.

Lieber Pa, wie geht es Mummy?

Hm. Nein.

Liebe Mummy, Pa sagt, dass Du kein …

Nein.

Doch nach Mummys Verschwinden wurde der Briefschreibetag komplett unmöglich. Man hat mir erzählt, dass die Matronen mich um einen

»letzten« Brief an Mummy baten. Ich entsinne mich dunkel, wie ich einwenden wollte, sie lebe ja noch, es aber doch nicht tat aus Angst, sie könnten mich für verrückt halten. Wozu überhaupt widersprechen? Mummy würde den Brief lesen, wenn sie erst aus ihrem Versteck kam, und damit war es keine gänzlich sinnlose Mühe mehr.

Vermutlich warf ich pro forma irgendwas aufs Papier: dass sie mir fehle, dass es gut laufe mit der Schule und so weiter und so fort. Vermutlich faltete ich es einmal und reichte es der Matrone. Ich erinnere mich, dass ich gleich danach bereute, den Schrieb so wenig ernst genommen zu haben. Hätte ich doch tiefer geschürft und meiner Mutter alles erzählt, was ich auf dem Herzen hatte, vor allem mein Bedauern über unser letztes Telefonat. Sie hatte am frühen Abend angerufen, nur Stunden vor dem Unfall, aber ich tollte mit Willy und den anderen herum und wollte weiterspielen. Also war ich ihr gegenüber kurz angebunden gewesen. Weil es mich ungeduldig zurück zu meinen Spielen zog, hatte ich Mummys Anruf abgewürgt. Jetzt wünschte ich, ich hätte mich dafür entschuldigt. Ich wünschte, ich hätte nach Worten gesucht, um ihr deutlich zu machen, wie sehr ich sie liebte.

Da wusste ich noch nicht, dass diese Suche Jahrzehnte dauern würde.

10

EIN MONAT SPÄTER WAR das Trimester halb um. Endlich würde ich nach Hause kommen. Halt – nein, würde ich nicht.

Anscheinend wollte Pa nicht, dass ich die Ferien über ziellos im St. James's Palace umging, den er seit seiner Trennung von Mummy überwiegend bewohnt hatte und wo Willy und ich unser jeweiliges Zeitpensum mit Pa zugebracht hatten. Er befürchtete, ganz allein in dem großen Palast könnte ich irgendwas Dummes anstellen. Er befürchtete, mir könnte eine Zeitung ins Auge fallen oder ein Radio zu Ohren kommen. Mehr noch fürchtete er, ich könnte durch ein offenes Fenster fotografiert werden oder mit meinen Spielzeugsoldaten in den Grünanlagen. Er malte sich aus, wie Reporter mit mir zu reden versuchten, mir Fragen zuriefen. *Hallo, Harry, vermisst du deine Mum?* Die Nation befand sich in einem Zustand hysterischer Trauer, doch die Hysterie der Presse war in eine Psychose umgeschlagen.

Zu allem Überfluss wäre Willy nicht zu Hause, um auf mich aufzupassen. Er war in Eton.

Daher verkündete Pa, er werde mich auf eine geplante Dienstreise mitnehmen. Nach Südafrika.

Südafrika, Pa? Echt?

Ja, darling boy. Nach Johannesburg.

Er traf sich mit Nelson Mandela … und den Spice Girls?

Ich war begeistert. Und verblüfft. Die Spice Girls, Pa? Er erläuterte, dass die Spice Girls ein Konzert in Johannesburg geben und bei der Gelegenheit Präsident Mandela ihre Aufwartung machen würden. Toll, dachte ich, das erklärt, warum die Spice Girls dort sein werden … Aber was ist mit uns? Ich kapierte es nicht. Ich bin mir auch nicht sicher, ob Pa wollte, dass ich es kapierte.

Die Wahrheit war die, dass Pas Stab hoffte, ein Foto von ihm Seite an Seite mit dem weltweit meistverehrten politischen Anführer und dem weltweit populärsten weiblichen Musikact würde ihm ein paar günstige

Schlagzeilen eintragen, die er schmerzlich nötig hatte. Seit Mummys Verschwinden war er übel zugerichtet worden. Die Leute gaben ihm die Schuld an der Scheidung und somit an allem, was danach kam. Seine Beliebtheitswerte waren überall auf der Welt einstellig. Auf Fidschi, um nur ein Beispiel zu nennen, war ein landesweiter Feiertag zu seinen Ehren abgeschafft worden.

Welchen offiziellen Grund die Reise auch immer hatte, er war mir schnurz. Ich war einfach froh, mitzufahren. Es war eine Gelegenheit, aus Großbritannien rauszukommen. Noch besser, bedeutete es mal richtig Zeit mit Pa, der irgendwie abwesend wirkte.

Nicht, dass Pa je anders als ein bisschen abwesend gewesen war. Immer schon hatte er ausgestrahlt, noch nicht ganz reif für die Elternschaft zu sein – für die Verantwortung, die Geduld, den Zeitaufwand. Sogar er, obgleich ein stolzer Mann, hätte das eingeräumt. Aber alleinerziehender Vater? Dazu war Pa nicht geschaffen.

Fairerweise muss man sagen, dass er sich redlich Mühe gab. Wenn ich abends nach unten rief: *Ich geh dann zu Bett, Pa!*, rief er stets fröhlich zurück: *Bin gleich bei dir, darling boy!* Getreu seinem Wort saß er dann nach wenigen Minuten auf meiner Bettkante. Nie vergaß er, dass ich mich im Dunkeln unwohl fühlte, weshalb er mich zärtlich im Gesicht kitzelte, bis ich einschlief. Ich denke voll Behagen an seine Hände auf meinen Wangen, meiner Stirn, dann das Aufwachen im wundersamerweise leeren Zimmer und die Tür, die immer rücksichtsvoll einen Spaltbreit offen stand.

Über diese flüchtigen Augenblicke hinaus lebten Pa und ich jedoch weitgehend nebeneinander her. Es fiel ihm schwer, sich mitzuteilen, zuzuhören, von Angesicht zu Angesicht vertraulich zu sein. Gelegentlich nach einem langen, mehrgängigen Abendessen ging ich nach oben und fand einen Brief auf meinem Kopfkissen. Darin stand dann, wie stolz er auf dieses oder jenes von mir Getane oder Erreichte sei. Mit einem Lächeln schob ich den Brief unter mein Kopfkissen, fragte mich aber zugleich, warum er mir das nicht gerade eben gesagt hatte, als er mir unmittelbar gegenübersaß.

Daher war die Aussicht auf viele Tage uneingeschränkter Zeit mit Pa aufregend.

Dann brach die Wirklichkeit herein. Für Pa handelte es sich um einen Arbeitsbesuch. Und für mich auch. Das Konzert der Spice Girls stellte meinen ersten öffentlichen Auftritt seit der Beisetzung dar, und ich wusste intuitiv wie auch durch mitgehörte Gespräche, dass das Publikum hochgespannt war zu erfahren, wie es mir erging. Ich wollte niemanden

enttäuschen und wünschte mir gleichzeitig, sie würden gehen. Ich erinnere mich, wie ich auf den roten Teppich trat, mir ein Lächeln ins Gesicht klebte und auf einmal wünschte, im Bett zu liegen, im St. James's Palace.

Neben mir stand Baby Spice auf Plastikschuhen mit klotzigen Dreißigzentimeter-Plateauabsätzen. Mein Blick klebte an diesen Absätzen, während sie ihren auf meine Wangen heftete. Immer wieder kniff sie hinein. Was für süße Pausbacken! Da kam Posh Spice nach vorn gerauscht und ergriff meine Hand. Weiter die Reihe runter erspähte ich Ginger Spice, die einzige Spice, der ich mich irgendwie verbunden fühlte – noch ein Rotschopf. Außerdem war sie gerade weltberühmt für das aus einem Union Jack geschneiderte Minikleid, das sie neulich getragen hatte. *Warum liegt da ein Union Jack auf dem Sarg?* Sie und die übrigen Spice Girls gurrten mir zu, sagten Sachen, die ich nicht verstand, und schäkerten zugleich mit den Journalisten, die mir irgendwas zuriefen. *Harry, hier drüben, Harry, wie geht's dir, Harry?* Fragen, die keine Fragen waren. Fragen, die Fallen waren. Fragen, die mir wie Hackmesser an den Kopf geworfen wurden. Die Journalisten kümmerte es nicht die Bohne, wie es mir ging, sie wollten mich nur dazu kriegen, dass mir etwas Verunglücktes für die nächste Schlagzeile rausrutschte.

Ich starrte in ihre Blitzlichter, bleckte die Zähne, sagte nichts.

Während ich von den Blitzlichtern eingeschüchtert war, waren die Spice Girls davon berauscht. Ja, ja, tausendfach ja, das war ihre Haltung jedes Mal, wenn ein weiterer Blitz aufflammte. Sollte mir recht sein. Je mehr sie die Bühne beherrschten, desto weiter konnte ich mich Richtung Kulissen verziehen. Ich erinnere mich, wie sie den Presseleuten von ihrer Musik und ihrer Mission erzählten. Mir war nicht klar, dass sie eine Mission hatten, doch eine von ihnen verglich ihren Kreuzzug gegen Sexismus mit Mandelas Kampf gegen die Apartheid.

Schließlich sagte irgendwer, es sei Zeit für das Konzert. *Auf geht's. Folge deinem Pa.*

Konzert? Pa?

Nicht zu glauben, unmöglich. Noch unmöglicher, dass es tatsächlich passierte. Aber ich sah mit eigenen Augen, wie Pa mutig im Takt der Musik nickte und mit dem Fuß tappte:

If you want my future, forget my past
If you wanna get with me, better make it fast

Hinterher auf dem Weg nach draußen mehr Blitzlichter. Diesmal waren

die Spice Girls nicht da, um die Aufmerksamkeit abzulenken. Es gab nur Pa und mich.

Ich streckte die Hand nach ihm aus, ergriff seine – hielt sie fest.

Hell und klar wie die Blitzlichter erinnere ich mich, wie sehr ich ihn liebhatte.

Ihn brauchte.

11

Am nächsten Morgen reiste ich zu einer wunderschönen Lodge, wo der Fluss dahinströmte. Die Provinz KwaZulu-Natal Ich wusste über diesen Ort Bescheid, wo Rotröcke und Zulukrieger im Sommer 1879 aufeinandergestoßen waren. Ich hatte die Geschichten darüber, die Legenden alle gehört, und ich hatte den Film *Zulu* unzählige Male gesehen. Jetzt aber würde ich zum regelrechten Experten werden, sagte Pa. Er hatte es eingerichtet, dass wir auf Klappstühlen vor einem Lagerfeuer saßen und einem weltberühmten Historiker lauschten, David Rattray, wie er die Schlacht nacherzählte.

Es könnte der erste Vortrag gewesen sein, bei dem ich wirklich aufpasste.

Die Männer, die auf diesem Boden kämpften, waren Helden, sagte Mr. Rattray. Auf beiden Seiten – Helden. Die Zulus schlugen sich erbittert, setzten wie mit Zauberhand einen kurzen Speer ein, den *iklwa*, benannt nach dem schmatzenden Geräusch dabei, wenn er aus der Brust seines Opfers gezogen wurde. Und doch gelang es den gerade hundertfünfzig verfügbaren britischen Soldaten, viertausend Zulus abzuwehren, worauf jener unmögliche Gefechtsstand namens Rorke's Drift umgehend in die britische Mythologie einging. Elf Soldaten wurde das Victoria Cross verliehen, so vielen in einem einzelnen Regiment wie nach keiner anderen Schlacht davor oder danach. Zwei weitere Soldaten, die einen Tag vor Rorke's Drift die Zulus abgewehrt hatten, waren die Ersten, denen das Victoria Cross posthum verliehen wurde.

Posthum, Pa?

Äh, ja.

Was bedeutet das?

Nachdem sie, weißt schon.

Was?

Starben, darling boy.

Auch wenn es viele Briten mit Stolz erfüllt, war Rorke's Drift ein Auswuchs von Imperialismus, Kolonialismus, Nationalismus – kurz gesagt, von Diebstahl. Großbritannien übertrat eine Grenze, überfiel eine souveräne Nation und versuchte, sie an sich zu reißen, was bedeutete, dass das kostbare Blut der tapfersten britischen Jungs an jenem Tag sinnlos vergeudet worden war. So sahen es manche, darunter auch

Mr. Rattray. Er machte keinen Hehl aus derlei unbequemen Tatsachen. Wenn es notwendig war, verurteilte er die Briten rundheraus. (Einheimische nannten ihn den Weißen Zulu.) Doch ich war zu jung, ich hörte ihn, hörte ihn dann aber auch nicht. Vielleicht hatte ich den Film *Zulu* zu oft gesehen, vielleicht meine Spielzeug-Rotröcke zu oft in die Schlacht geführt. Ich hatte eine Sicht auf Krieg und Großbritannien, die keine neuen Tatsachen zuließ. Folglich hing ich an seinen Lippen, wenn es um männlichen Mut und britische Macht ging, und wo ich hätte entsetzt sein müssen, war ich begeistert.

Auf dem Heimweg dachte ich bei mir, dass die ganze Reise der Hammer gewesen war. Nicht bloß ein irres Abenteuer, sondern ein Bonding-Erlebnis mit Pa. Bestimmt würde es sich ab jetzt völlig anders leben.

12

MEINE LEHRER WAREN ZUMEIST von freundlichem Wesen und ließen mich einfach ich sein, verstanden mit wie viel ich noch auseinanderzusetzen hatte, und wollten nicht noch mehr draufsatteln. Mr. Dawson, der die Kirchenorgel spielte, war äußerst sanftmütig. Mr. Little, der Schlagzeuglehrer, war überaus geduldig. Angewiesen auf einen Rollstuhl, erschien er in seinem Kleinbus zum Schlagzeugunterricht, und wir brauchten immer ewig lange, ihn aus dem Auto ins Klassenzimmer zu befördern, und mussten dann genug Zeit einplanen, ihn nach der Schulstunde wieder in seinen Kleinbus zu bekommen, sodass nie mehr als zwanzig Minuten eigentlicher Unterricht übrigblieben. Mir war's recht, und im Gegenzug bemängelte Mr. Little niemals, dass mein Getrommel keine echten Fortschritte machte.

Manche Lehrer hingegen gaben mir kein Pardon. So mein Geschichtslehrer Mr. Hughes-Games.

Tag und Nacht drang aus Mr. Hughes-Games' Bungalow am Rande der Sportplätze das schrille Gekläff seiner Vorstehhunde Tosca und Beade. Sie waren wunderschön, gefleckt, grauäugig, und Mr. Hughes-Games liebte sie wie eigene Kinder. Er hatte Fotos von ihnen in Silberrahmen auf seinem Schreibtisch stehen, was dazu beitrug, dass viele der Jungs Mr. Hughes-Games etwas kauzig fanden. Entsprechend schwer erschüttert war ich, als mir klar wurde, dass Mr. Hughes-Games mich für den Sonderling hielt. Was wäre sonderbar zu nennen, sagte er eines Tages zu mir, wenn nicht ein britischer Prinz, der keine Ahnung von britischer Geschichte hat?

Es ist mir unbegreiflich, Wales. Wir sprechen von Ihren Blutsverwandten – bedeutet Ihnen das gar nichts?

Weniger als nichts, Sir.

Nicht allein, dass ich nichts über die Geschichte meiner Familie wusste: Ich wollte nichts wissen.

Britische Geschichte gefiel mir als *theoretisches* Fach. Das eine oder andere fand ich interessant. Beispielsweise wusste ich mancherlei über die Unterzeichnung der Magna Charta – im Juni 1215 in Runnymede –, doch

das kam daher, dass ich den Schauplatz einmal flüchtig durchs Fenster von Pas Auto gesehen hatte. Am Fluss gelegen. Sah richtig hübsch aus. Ideale Stelle für einen Friedensschluss, dachte ich. Aber kleinstteilige Kenntnis der normannischen Eroberung? Oder die Einzelheiten des Zoffs zwischen Heinrich VIII. und dem Papst? Oder die Unterschiede zwischen dem ersten und zweiten Kreuzzug?

Bitte!

Endgültig spitzte sich das zu, als Mr. Hughes-Games von Charles Edward Stuart erzählte, oder Karl III., wenn es nach ihm ging. Dem Thronprätendenten. Mr. Hughes-Games hatte eine entschiedene Meinung über den Burschen. Während er sie uns mitteilte und dabei in heftige Rage geriet, starrte ich auf meinen Bleistift und versuchte, nicht einzunicken.

Plötzlich hielt Mr. Hughes-Games inne und stellte eine Frage über Karls Leben. Die Antwort war ein Leichtes, wenn man seine Schularbeiten gemacht hatte.

Hatte aber keiner.

Wales – Sie müssen das wissen.

Warum muss ich?

Weil es Ihre Familie ist!

Gelächter.

Ich ließ den Kopf sinken. Natürlich wussten die anderen Jungen, dass ich zur königlichen Familie gehörte. Sollten sie es für eine halbe Sekunde vergessen, riefen es ihnen mein allgegenwärtiger Leibwächter (bewaffnet) und die Polizisten auf dem Gelände nur zu gern ins Gedächtnis. Aber musste es Mr. Hughes-Games in die Welt hinausposaunen? Musste er dieses aufgeladene Wort gebrauchen – Familie? Meine Familie hatte mich als nichtig deklariert. Als Reserve. Ich beklagte mich nicht darüber, wollte aber auch nicht darauf herumreiten. Nach meinem Dafürhalten war es weitaus besser, keinen Gedanken an gewisse Tatsachen zu verschwenden wie etwa die Regel Nummer eins royalen Reisens: Pa und William durften nie im selben Flieger sitzen, um die Möglichkeit auszuschließen, dass der erste und zweite Anwärter in der Thronfolge gemeinsam ausgelöscht würden. Aber es kümmerte keinen einen Deut, mit wem ich auf Reisen ging; der Nachrücker war stets verzichtbar. Ich wusste das, kannte meine Stellung, wozu also sich die Mühe machen und diese Leute studieren? Wozu die Namen verblichener Nachrücker auswendig lernen? Was hatte das für einen Sinn?

Überhaupt, wozu meinen Stammbaum rückverfolgen, wenn alles Rückverfolgen zum selben abgetrennten Ast führte – Mummy?

Nach der Stunde trat ich an Mr. Hughes-Games' Schreibtisch und bat

ihn, er möge aufhören.

Aufhören womit, Wales?

Mich in Verlegenheit zu bringen, Sir.

Seine Augenbrauen flogen zu seinem Haaransatz hoch wie aufgeschreckte Vögel.

Ich argumentierte, dass es als gemein angesehen würde, irgendeinen anderen Jungen auszusondern, so wie er es mit mir tat, irgendeinem anderen Schüler in Ludgrove derart spitzfindige Fragen über seinen Urursonstwen zu stellen.

Mr. Hughes-Games räusperte sich und schniefte. Er war zu weit gegangen, und er wusste es. Aber er war stur.

Tut Ihnen nur gut, Wales. Je mehr ich Sie rannehme, desto mehr werden Sie lernen.

Einige Tage später jedoch, zu Beginn der Stunde, machte Mr. Hughes-Games ein Friedensangebot im Stil der Magna Charta. Er schenkte mir eines dieser Holzlineale, die auf beiden Seiten die Namen aller britischen Monarchen seit Harold und dem Jahr 1066 eingeprägt haben. Die königliche Reihenfolge Zoll für Zoll bis ganz hin zu Granny. Er meinte, ich könne es an meinem Platz aufbewahren und bei Bedarf zu Rate ziehen.

Meine Güte, sagte ich. *Danke.*

13

SPÄZNACHTS NACH DEM »LICHT AUS« pflegten sich einige von uns hinauszuschleichen und über die Flure zu streuen. Ein ernster Regelverstoß, aber ich war einsam, hatte Heimweh, mir war wohl auch beklommen und niedergeschlagen zumute, und ich ertrug es nicht, in meinem Schlafsaal eingeschlossen zu sein.

Einen bestimmten Lehrer gab es, der mir, hatte er mich erwischt, immer irrsinnig eine schallerte, und zwar mit einem Exemplar der *New English Bible*. Hardcover-Ausgabe. Echt voll die Härte, dachte ich jedes Mal. Nach einem Hieb damit fühlte ich mich mies, fand den Lehrer mies und die Bibel mies. Trotzdem zog ich gleich in der nächsten Nacht wieder los, die Regeln brechen.

Wenn ich nicht über die Flure streunte, streunte ich übers Schulgelände, gewöhnlich mit meinem besten Kumpel Henners. Wie ich hieß Henners eigentlich Henry, aber ich nannte ihn immer Henners und er mich Haz.

Schmächtig, ohne Muskeln und mit Haaren, die vom Kopf abstanden, war Henners ein herzensguter Kerl. Sobald er lächelte, schmolzen alle dahin. (Er war der einzige Junge, der mich nach ihrem Verschwinden auf Mummy ansprach.) Doch dieses gewinnende Lächeln und dieses zarte Wesen täuschten darüber hinweg, dass Henners *ziemlich* ungezogen sein konnte.

Ein großer Bauernhof, auf dem die Kunden selbst pflücken konnten, lag jenseits des Schulgeländes und eines niedrigen Zauns, und eines Tages hechteten Henners und ich auf die andere Seite und landeten mit dem Gesicht voran in einem Rübenacker. Nahebei wuchsen fette, saftige Erdbeeren. Eine Furche nach der anderen. Denen folgten wir, stopften uns den Mund voll, tauchten dann und wann auf wie Erdmännchen, um sicherzugehen, dass die Luft rein war. Sobald ich in eine Erdbeere beiße, bin ich wieder dort, in diesen Furchen, zusammen mit Henners.

Tage später gingen wir wieder hin. Nachdem wir uns diesmal satt gefuttert hatten und zurück über den Zaun gesprungen waren, hörten wir unsere Namen.

Wir waren unterwegs auf einem Feldweg in Richtung der Tennisplätze und drehten uns langsam um. Ein Lehrer kam auf uns zu.

Ihr da! Halt!

Hallo, Sir.

Was treibt ihr beiden hier?

Nichts, Sir.

Ihr seid beim Bauernhof gewesen.

Nein!

Macht die Hände auf.

Erwischt. Tiefrote Handflächen. Er reagierte, als wäre es Blut.

Ich habe vergessen, welche Strafe wir bekamen. Arrest? Ein Gang zu Mr. Geralds Büro? Ein weiterer Hieb mit der *New English Bible*? Was es auch war, ich weiß, dass es mir nichts ausmachte. Ludgrove konnte mir keine Martern zufügen, die das übertrafen, was in meinem Inneren vor sich ging.

14

WENN MR. MARSTON SEINE KONTROLLGÄNGE durch den Speisesaal machte, führte er oft eine kleine Glocke mit sich. Sie erinnerte mich an die Glocke auf dem Empfangstresen eines Hotels. *Ding, haben Sie ein Zimmer frei?* Er läutete seine Glocke, sobald er die Aufmerksamkeit einer Gruppe Jungs haben wollte. Das Geräusch ertönte ständig. Und war vollkommen sinnlos.

Im Stich gelassene Kinder scheren sich nicht um eine Glocke.

Regelmäßig überkam Mr. Marston der Drang, während der Essenszeiten eine Ankündigung zu machen. Er hob zu sprechen an, und da keiner hinhörte oder auch nur die Stimme senkte, läutete er seine Glocke.

Ding.

Hundert Jungs redeten und lachten weiter.

Er läutete entschiedener.

Ding! Ding! Ding!

Jedes Mal, wenn die Glocke darin versagte, Schweigen auszulösen, lief Mr. Marstons Gesicht eine Spur röter an. *Bengels! HÖRT ihr wohl zu!*

Nein, lautete die schlichte Antwort. Taten wir nicht. Das war jedoch keine Geringschätzung, es lag einfach an der Akustik. Wir konnten ihn gar nicht hören. Der Saal war zu höhlenartig beschaffen, und wir waren zu sehr in unsere Unterhaltungen vertieft.

Das wollte er aber nicht wahrhaben. Er wirkte argwöhnisch, als wäre unsere Missachtung seiner Glocke Teil eines größeren, koordinierten Komplotts. Von den anderen weiß ich es nicht, ich jedenfalls gehörte keinem Komplott an. Ebenso wenig missachtete ich ihn. Ganz im Gegenteil: Ich konnte mich kaum an dem Mann sattsehen. Oft fragte ich mich, was wohl ein Außenstehender sagen würde, wäre er Zeuge dieses Spektakels, bei dem hundert Jungen durcheinanderquasselten und vor ihnen ein erwachsener Mann stand, der verzweifelt und unnütz eine kleine Glocke aus Messing malträtierte.

Die Nervenheilanstalt weiter unten an der Straße trug das Ihrige zu diesem allgemeinen Eindruck von Tollhaus bei. Broadmoor. Einige Zeit

vor meiner Ankunft in Ludgrove war ein Patient aus Broadmoor entwichen und hatte in einem nahe gelegenen Dorf ein Kind getötet. Daraufhin installierte Broadmoor eine Alarmsirene und prüfte sie ab und an mittels eines Probelaufs. Ein Lärm wie beim Weltuntergang. Mr. Marstons Glocke mit Steroiden gedopt.

Eines Tages erwähnte ich es Pa gegenüber. Er nickte weise. Kürzlich hatte er im Zuge seiner gemeinnützigen Arbeit einen ähnlichen Ort besucht. Die Patienten waren zumeist sanftmütig, versicherte er mir, doch einer stach hervor. Ein kleiner Kerl, der sich als Prince of Wales ausgab.

Pa sagte, er habe diesem Hochstapler mit dem Finger gedroht und ihn streng gerügt. *Jetzt schauen Sie mal her. Sie können nicht der Prince of Wales sein! Ich bin der Prince of Wales*.

Der Patient drohte einfach mit seinem Finger zurück. *Unmöglich! Ich bin der Prince of Wales*.

Pa erzählte gerne Geschichten, und diese war eine der besten in seinem Repertoire. Stets beendete er sie mit einer Salve philosophischer Erwägungen. Wenn dieser geistig gestörte Patient ebenso restlos von seiner Identität überzeugt sein konnte wie Pa von der seinen, warf das tatsächlich ein paar ganz große Fragen auf. Wer könnte da sagen, welcher von uns der Gesunde sei? Wer könnte sicher sein, nicht *selbst* der Geistesgestörte zu sein, hoffnungslos verwirrt, von Freunden und Familie gelitten? *Wer weiß, ob ich wirklich der Prince of Wales bin? Wer weiß gar, ob ich wirklich dein Vater bin? Vielleicht ist dein wirklicher Vater in Broadmoor, darling boy!*

Er hörte gar nicht mehr auf zu lachen, obwohl es ein bemerkenswert unlustiger Witz war eingedenk des damals gerade umlaufenden Gerüchts, wonach mein tatsächlicher Vater einer von Mummys ehemaligen Liebhabern sei: Major James Hewitt. Eine Ursache für dieses Gerücht war Major Hewitts feuerrotes Haar, eine andere jedoch Sadismus. Leser der Boulevardpresse waren entzückt von der Idee, das zweite Kind von Prinz Charles sei kein Kind von Prinz Charles. Aus irgendeinem Grund konnten sie gar nicht genug kriegen von diesem »Witz«. Vielleicht kamen sie ja mit ihrem eigenen Leben besser zurecht, wenn das Leben eines jungen Prinzen zum Lachen war.

Es spielte keine Rolle, dass meine Mutter Major Hewitt erst lange nach meiner Geburt kennengelernt hatte: Die Story war einfach zu gut, um sie fallen zu lassen. Die Presse käute sie wieder, schmückte sie aus, und es war sogar die Rede davon, dass Reporter nach meiner DNA forschten, um die Geschichte zu beweisen – meine erste Ahnung, dass genau dieselben Leute, die meine Mutter gepeinigt und in die Flucht geschlagen hatten,

sehr bald auch mir nachstellen würden.

Bis heute kommt nahezu jede Biografie von mir, jedes längere Profil in einer Zeitung oder Zeitschrift auf Major Hewitt zu sprechen und behandelt die Hypothese seiner Vaterschaft mit einigem Ernst einschließlich einer Darstellung des Augenblicks, da Pa mich schließlich auf ein offenes Wort beiseite nahm und mir versicherte, Major Hewitt sei nicht mein richtiger Vater. Eine plastische Szene, ergreifend, rührend und gänzlich erfunden. Falls Pa sich irgendwelche Gedanken über Major Hewitt machte, behielt er sie für sich.

15

Menschen in ihrer Ehe. Da muss sie Euch verrechnet haben.

Meiner Mutter wird ja die Außerung zugeschrieben, es gebe drei Sie hat Willy und mich nicht einkalkuliert.

Wir verstanden nicht, was zwischen ihr und Pa vor sich ging, gewiss, ahnten aber doch genug, spürten die Gegenwart der Anderen, denn ihre leidvollen Auswirkungen erreichten auch uns. Willy hegte lange schon den Verdacht, es gebe eine andere Frau, was ihn verwirrte und quälte, und als sich dieser Verdacht bestätigte, bereute er zutiefst, nicht schon eher etwas getan oder gesagt zu haben.

Ich war wohl zu jung für solchen Argwohn. Aber ich konnte nicht anders als den Mangel an innerem Halt, den Mangel an Wärme und Liebe in unserem Elternhaus fühlen.

Nun, da Mummy fehlte, fiel die Rechnung schlagartig zu Pas Gunsten aus. Nun stand es ihm frei, sich so oft er wollte mit der Anderen zu treffen. Sich bloß zu treffen, genügte ihm aber nicht. Pa wollte damit an die Öffentlichkeit. Er wollte es offen und ehrlich haben. Und der erste Schritt hin zu diesem Ziel bestand darin, »die Jungs« mit ins Boot zu holen.

Willy ging zuerst. Einmal war er zufällig im Palast auf die andere Frau getroffen, nun aber wurde er förmlich aus Eton zu einer heiklen privaten Begegnung gerufen. In Highgrove, glaube ich. Zum Tee, meine ich. Es lief gut, erfuhr ich später von Willy, wenngleich er keine Einzelheiten schilderte. Er vermittelte mir lediglich den Eindruck, dass die andere Frau, Camilla, sich Mühe gegeben hatte und er dies wertschätzte, mehr mochte er aber nicht von sich geben.

Ich war als Nächster an der Reihe. Ich sagte mir: Kein großes Ding. Wie die Spritze beim Arzt. Mach die Augen zu, und schon ist es vorbei.

Ich erinnere mich vage, dass Camilla ebenso gleichmütig (oder gelangweilt) war wie ich. Niemand von uns beiden machte sich sonderlich viel aus der Meinung des Gegenübers. Sie war nicht meine Mutter, und ich war nicht ihre größte Hürde. Mit anderen Worten, ich war nicht der

Thronerbe. Diese Nummer mit mir war eine bloße Formalität.

Mir ist schleierhaft, worüber wir uns unterhalten konnten. Vermutlich über Pferde. Camilla liebte sie, und ich konnte reiten. Ich wüsste kaum ein anderes Thema, das wir hätten anzapfen können.

Mir fällt noch ein, dass ich mich kurz vor dieser Teestunde fragte, ob sie gemein zu mir sein würde. So wie alle bösartigen Stiefmütter in Bilderbüchern. War sie aber nicht. Genau wie Willy empfand ich echte Dankbarkeit dafür.

Schließlich, als diese bemühten Gipfeltreffen mit Camilla hinter uns lagen, kam es zur abschließenden Konferenz mit Pa.

Was denkt ihr Jungs denn jetzt so?

Wir fanden, er sollte glücklich sein. Ja, Camilla hatte eine zentrale Rolle beim Scheitern der Ehe unserer Eltern gespielt, und ja, es bedeutete auch, dass sie eine Rolle beim Verschwinden unserer Mutter gespielt hatte, doch wir verstanden, dass sie wie alle anderen ein Spielball der Geschehnisse gewesen war. Wir gaben ihr keine Schuld, würden ihr vielmehr mit Freuden verzeihen, wenn sie Pa glücklich machen konnte. Wir hatten vor Augen, dass er es genauso wenig war wie wir. Wir erkannten die leeren Blicke wieder, die matten Seufzer, den steten Ausdruck der Zermürbung in seinem Gesicht. Gänzlich sicher sein konnten wir uns nicht, da Pa seine Gefühle für sich behielt, doch wir hatten uns aus allerlei Kleinigkeiten, die er fallen ließ, über die Jahre ein ziemlich genaues Porträt von ihm zusammengepuzzelt.

Beispielsweise bekannte Pa in dieser Zeit, dass er als Junge »verfolgt« worden war. Um ihn abzuhärten, hatten Granny und Grandpa ihn nach Gordonstoun verfrachtet, ein Internat, in dem er entsetzlich gemobbt wurde. Prädestinierte Opfer der Schultyrannen von Gordonstoun, erzählte Pa, seien die kreativen Geister gewesen, die Empfindsamen, die Leseratten – mit anderen Worten: Pa. Seine schönsten Eigenschaften waren Köder für die Fieslinge. Ich entsinne mich, wie er düster murmelte: *Beinahe hätte ich es nicht überlebt*. Und wie doch? Kopf gesenkt, seinen Teddybären umklammert, den er noch Jahre später besaß. Der Teddy ging überall hin mit Pa. Ein bemitleidenswerter Gegenstand mit gebrochenen Armen und baumelnden Fäden, hier und da Flicken auf dem löchrigen Pelz. Er sah aus, stellte ich mir vor, wie Pa es getan haben mochte, wenn die Schläger fertig mit ihm waren. Teddy brachte beredt zum Ausdruck – und besser, als Pa es je könnte –, wie zutiefst einsam ihm in seiner Kindheit zumute war.

Willy und ich waren uns einig, dass Pa etwas Besseres verdiente. Verzeih mir, Teddy, aber Pa brauchte jemand Echten an seiner Seite. So

kam es, dass Willy und ich auf Nachfrage versprachen, Camilla in der Familie willkommen zu heißen.

Unsere einzige Bedingung lautete, er dürfe sie nicht heiraten. Du musst dich nicht wiederverheiraten, machten wir geltend. Eine Hochzeit würde zu Kontroversen führen. Sie würde die Presse aufstacheln. Sie würde das ganze Land, die ganze Welt dazu bringen, über Mummy zu reden, Mummy und Camilla zu vergleichen, und das wollte keiner. Camilla am wenigsten.

Wir unterstützen dich, sagten wir. Wir sprechen uns für Camilla aus, sagten wir. *Nur heirate sie bitte nicht. Seid bitte einfach zusammen, Pa*.

Er gab keine Antwort. Aber sie gab eine. Umgehend. Kurz nach unseren privaten Gipfeltreffen mit ihr begann sie, dicke Bretter zu bohren, eine auf die Ehe und schließlich auf die Krone abzielende Kampagne. (Mit Pas Segen, nahmen wir an.) Überall erschienen auf einmal Berichte, in sämtlichen Zeitungen, über ihre vertrauliche Unterhaltung mit Willy, Geschichten mit haargenauen Einzelheiten, von denen Willy natürlich nicht eine beigesteuert hatte.

Sie konnten nur von der einzigen anderen Beteiligten gestreut worden sein. Und Beihilfe dazu hatte offensichtlich der neue »Spindoktor« geleistet, den anzuheuern Camilla Pa überredet hatte.

16

Nachdem ich im Frühling zuvor meine Ausbildung in Ludgrove abgeschlossen hatte, kam ich Anfang Herbst 1998 nach Eton. Ein schwerer Schock.

Als exklusivste Jungenschule der Welt *soll* Eton ein Schock sein. Der Schock war Teil ihrer ursprünglichen Satzung, vielleicht sogar Teil der Anweisungen, die der Schulgründer, mein Ahnherr Henry VI., den ersten Architekten gegeben hatte. Er sah Eton als eine Art heiligen Schrein, einen ehrwürdigen Tempel, der alle Sinne überfordern sollte, sodass man sich als Besucher fühlte wie ein demütiger Pilger.

In meinem Fall war das gelungen.

(Henry stattete die Schule sogar mit religiösen Artefakten von unschätzbarem Wert aus, unter anderem mit einem Stück aus der Dornenkrone Jesu. Ein großer Dichter hat die Schule einmal als »Henrys heiligen Schatten« bezeichnet.)

Etons Auftrag hatte im Laufe der Jahrhunderte zwar etwas an Frömmigkeit eingebüßt, dafür war der Stundenplan noch ungleich rigoroser geworden. Es hatte seine Gründe, dass Eton sich selbst nicht als eine Schule bezeichnete, sondern einfach als … *die* Schule. Für die Eingeweihten gab es schlicht keine Alternative. In den Klassenräumen von Eton waren achtzehn Premierminister geformt worden, außerdem siebenunddreißig Inhaber des Victoria Cross. Für brillante Jungen war Eton der Himmel, für einen weniger brillanten konnte es nur eine Vorhölle sein.

Offensichtlich wurde diese Tatsache während meiner allerersten Französischstunde. Zu meiner großen Verblüffung sprach der Lehrer ohne Punkt und Komma ein rasend schnelles Französisch mit der Klasse. Aus irgendeinem Grund schien er davon auszugehen, dass wir alle fließend Französisch sprachen.

Vielleicht galt das auch für alle anderen. Aber ich? Fließend Französisch? Weil ich den Einstufungstest einigermaßen gemeistert hatte? *Au contraire, mon ami!*

Nach der Stunde ging ich zu ihm und erklärte, da liege offensichtlich ein Missverständnis vor, ich sei in der falschen Klasse. Doch er meinte nur, ich solle mich entspannen, ich würde das in kürzester Zeit aufholen. Er verstand mich nicht. Er glaubte an mich. Daraufhin ging ich zu meinem Hausvorsteher und flehte ihn an, mich in einen Kurs zurückzustufen, in dem langsamer gesprochen wurde, zu den etwas weniger flinken Geistern, den Jungen *exactement comme moi*.

Er kam meiner Bitte nach. Aber das war nur eine kurzfristige Lösung.

Ein paarmal vertraute ich einem Lehrer oder einem Mitschüler an, dass ich nicht nur im falschen Kurs war, sondern am völlig falschen Ort. Dass ich der Situation überhaupt nicht gewachsen war. Ihre Antwort war immer dieselbe: *Mach dir keine Sorgen, das wird schon! Und du hast ja immer noch deinen Bruder!*

Aber ich hatte es nicht vergessen: Willy hatte mir eingeschärft, ich solle so tun, als würden wir uns nicht kennen.

Was?

Du kennst mich nicht, Harold. Und ich kenne dich nicht.

Er erklärte mir, dass Eton die letzten zwei Jahre sein Rückzugsort gewesen war. Kein kleiner Bruder, der ihm ständig hinterherlief, ihn mit Fragen löcherte und sich in seinen gesellschaftlichen Kreis drängte. Er hatte sich hier sein eigenes Leben aufgebaut und wollte es nicht wieder aufgeben.

Nichts davon war neu. Willy hatte es noch nie leiden können, wenn man uns als Doppelpack wahrnahm, etwa wenn Mummy uns in die gleichen Klamotten steckte. (Ihr ziemlich extremer Geschmack in Sachen Kinderkleidung trug nicht gerade zur Entspannung der Lage bei. Nicht selten sahen wir aus wie die Zwillinge aus *Alice im Wunderland*.) Mir fiel das kaum auf. Ich interessierte mich nicht für Kleidung, weder für meine eigene noch für die anderer Leute. Solange wir keine Kilts tragen mussten, mit dem lästigen Messer im Strumpf und der frischen Brise um den Hintern, war ich zufrieden. Aber für Willy bedeutete es die reinste Qual, den gleichen Blazer und die gleichen engen Shorts zu tragen wie ich. Jetzt auch noch auf dieselbe Schule gehen zu müssen, brachte ihn schier um.

Ich sagte ihm, er solle sich keine Sorgen machen. *Ich vergesse einfach, dass ich dich je gekannt habe.*

Aber Eton machte mir das alles andere als leicht. In dem Glauben, uns damit einen Gefallen zu tun, steckten sie uns in dasselbe Gebäude: Manor House.

Zumindest war ich im Erdgeschoss untergebracht und Willy ganz oben bei den älteren Jungs.

17

VIELE DER SECHZIG JUNGS in Mahor House hießen mich ebenso herzlich willkommen wie Willy. Ihre Gleichgültigkeit machte mir allerdings weniger zu schaffen als ihre *Ungezwungenheit*. Selbst meine Altersgenossen verhielten sich, als wären sie auf dem Schulgelände zur Welt gekommen. Ludgrove mochte seine Tücken gehabt haben, aber zumindest hatte ich mich dort zurechtgefunden. Ich wusste, wie ich mit Pat umgehen musste, wann Süßigkeiten ausgegeben wurden, wie man die Zeit des Briefeschreibens überlebte. Mit der Zeit hatte ich mich mühsam an die Spitze der Ludgrove-Pyramide gekämpft. In Eton stand ich wieder ganz unten.

Von vorne anfangen.

Und das auch noch ohne meinen besten Freund Henners, der eine andere Schule besuchte.

Schon am morgendlichen Anziehen scheiterte ich. Alle Schüler von Eton mussten einen schwarzen Frack tragen, dazu ein kragenloses weißes Hemd, an dem mit einem Knopf ein steifer Kragen befestigt wurde, Nadelstreifenhosen, klobige schwarze Schuhe und eine Art Krawatte, die aber keine richtige Krawatte war, sondern ein Stoffstreifen, der in den abnehmbaren Kragen gefaltet werden musste. Der Aufzug wurde als »formell« bezeichnet, erinnerte aber eher an eine Beerdigung. Und das hatte auch seinen Grund. Wir sollten uns in immerwährender Trauer um den alten Henry VI. befinden. (Oder um König George, einen frühen Unterstützer der Schule, der regelmäßig Schüler in sein Schloss eingeladen hatte, um mit ihnen Tee zu trinken – oder so.) Obwohl Henry mein Urururururgroßvater war und ich seinen Tod und den Schmerz, den er seinen Liebsten bereitet hatte, bedauerte, war ich nicht scharf darauf, ihn rund um die Uhr zu beweinen. Gegen die Teilnahme an einer nicht enden wollenden Beerdigung hätte sich wohl jeder Junge gesträubt, aber für einen Jungen, der kürzlich seine Mutter verloren hatte, war es ein täglicher Tritt in die Eier.

Der erste Morgen: Ich brauchte ewig, um Hose und Frack zuzuknöpfen

und den steifen Kragen zu falten, bevor ich endlich aus der Tür war. Ich war hektisch, wollte auf keinen Fall zur spät kommen, weil sonst mein Name in ein großes Buch eingetragen würde, das *Tardy Book*, eine von vielen neuen Traditionen, die ich noch kennenlernen sollte, ebenso wie eine lange Liste neuer Wörter und Wendungen. Kurse hießen nicht mehr Kurse, sondern *Divs* (kurz für Divisionen). Lehrer hießen nicht mehr Lehrer, sondern *Beaks*. Zigaretten wurden *Tabbage* genannt. (Und offenbar waren alle süchtig nach Tabbage.) Vormittags kamen die Beaks zu Konferenzen, genannt *Chambers,* zusammen und sprachen über die Schüler, besonders über die Problemschüler. Ich war mir währenddessen oft peinlich bewusst, dass es gerade auch um mich ging.

Ich beschloss, dass in Eton Sport mein Ding werden sollte. Es gab zwei Kategorien von Sportlern: die *Dry Bobs* und die *Wet Bobs*. Dry Bobs spielten Cricket, Fußball, Rugby oder Polo. Wet Bobs ruderten, segelten oder schwammen. Ich war ein Dry Bob, der sich ab und zu nass machte. Ich betrieb alle »trockenen« Sportarten, aber mein Herz schlug für Rugby. Ein wunderschönes Spiel und eine gute Entschuldigung, um mit Karacho irgendwo hineinzurennen. Beim Rugby konnte ich meine Wut herauslassen, bald sprachen manche von dem »roten Nebel«, der mich regelmäßig überkam. Außerdem spürte ich einfach nicht so schnell Schmerzen wie die anderen, was mich auf dem Spielfeld zu einem gefürchteten Gegner machte. Niemand konnte etwas gegen einen Jungen ausrichten, der physischen Schmerz geradezu *provozierte*, um den in seinem Inneren auszugleichen.

Ich fand ein paar Freunde. Das war nicht leicht, denn ich hatte besondere Ansprüche. Es musste jemand sein, der mich nicht mit meiner königlichen Abstammung aufzog. Jemand, der meine Rolle als *Spare* nicht einmal erwähnen würde. Ich brauchte jemanden, der mich normal behandelte, was bedeutete, dass er den bewaffneten Bodyguard ignorierte, der auf demselben Gang untergebracht war, um mich vor Entführern und Attentätern zu beschützen. (Von dem Tracker und dem Panikknopf, die ich immer bei mir trug, ganz zu schweigen.) Meine Freunde erfüllten all diese Kriterien.

Manchmal hauten meine neuen Freunde und ich ab und gingen zur Windsor Bridge, die zwischen Eton und Windsor über die Themse führt. Genauer gesagt, gingen wir *unter* die Brücke, wo wir in Ruhe Tabbage rauchen konnten. Meine Freunde schienen den Reiz des Verbotenen zu genießen, ich hingegen machte es nur, weil ich auf Autopilot lief. Klar rauchte ich gerne mal eine Zigarette nach einem Essen von McDonald's. Wer nicht? Aber wenn wir schon schwänzten, wäre ich viel lieber auf den

Golfplatz von Windsor Castle gegangen, bei einem kleinen Bier ein paar Bälle schlagen.

Trotzdem nahm ich wie ein Roboter jede angebotene Zigarette entgegen und landete mit derselben automatischen Gedankenlosigkeit bald bei Gras.

18

Für das Spiel brauchte man einen Tennisball und komplette Gleichgültigkeit gegenüber seiner körperlichen Unversehrtheit. Es gab vier Spieler. Einen Werfer, einen Schlagmann und zwei Fänger, die jeweils mit einem Bein in der Mitte des Flurs und mit dem anderen in einem Zimmer standen.

Nicht immer in unseren eigenen Zimmern. Oft störten wir andere Jungen beim Arbeiten. Sie baten uns zu gehen.

Sorry, sagten wir dann. *Das ist* unsere *Arbeit.*

Der Heizkörper war das Wicket. Es gab endlose Diskussionen darüber, was als Catch durchging. Der Ball prallte von der Wand ab? Catch. Vom Fenster? Kein Catch. Eine Hand, ein Abpraller? Halb draußen.

Eines Tages warf sich der Sportlichste aus unserer Gruppe mit einem riskanten Sprung dem Ball hinterher, landete mit dem Gesicht in einem Feuerlöscher an der Wand und riss sich die ganze Zunge auf. Man sollte meinen, nachdem der Teppich für immer mit seinem Blut besudelt war, hätten wir Korridor-Cricket an den Nagel gehängt.

Weit gefehlt.

Wenn wir nicht gerade mit Korridor-Cricket beschäftigt waren, lungerten wir auf unseren Zimmern herum. Wir wurden sehr gut darin, extrem träge Positionen einzunehmen. Es ging darum, den Eindruck zu erwecken, auf nichts hinzuarbeiten und sich höchstens anzustrengen, um etwas Verbotenes oder, noch besser, etwas sehr Dummes anzustellen. Gegen Ende meines ersten Trimesters fiel uns etwas besonders Dummes ein.

Irgendjemand meinte, meine Haare seien eine absolute Katastrophe. Wie struppiges Gras in einem Moor.

Tja … Was soll man machen?

Lass mich mal ran.

Dich?

Ja, ich rasier es ab.

Hm, das klang nicht nach einer guten Idee.

Aber ich wollte mitziehen, ich wollte ein guter Typ sein, einer, der bei jedem Spaß dabei war.

Okay.

Einer holte den Haarschneider. Ein anderer bugsierte mich auf einen

Stuhl. Und wie schnell und mühelos rieselte das gesunde Haarwachstum eines ganzen Lebens von meinem Kopf! Als der Haarschneider wieder stillstand, senkte ich den Blick, sah Dutzende rötliche Häufchen auf dem Boden, wie Vulkane beim Blick aus dem Flugzeug, und wusste, dass ich einen sagenhaften Fehler gemacht hatte.

Ich stürzte zum Spiegel. Meine Befürchtung bestätigte sich. Ich brüllte vor Entsetzen.

Meine Freunde brüllten ebenfalls. Vor Lachen.

Ich rannte im Kreis. Ich wollte die Zeit zurückdrehen. Ich wollte die Haare vom Boden aufsammeln und wieder ankleben. Ich wollte aus diesem Albtraum aufwachen. In meiner Verzweiflung verstieß ich gegen die heilige Regel, das oberste Gebot, das es niemals zu brechen galt, und rannte hoch zu Willys Zimmer.

Er konnte natürlich auch nichts ändern. Ich wollte nur, dass er mir sagte: Alles halb so schlimm, flipp nicht aus, beruhige dich, Harold. Stattdessen lachte er mich genauso aus wie die anderen. Ich weiß noch, wie er an seinem Schreibtisch saß, über ein Buch gebeugt, und kicherte, während ich vor ihm stand und die Stoppeln auf meinem kahlen Kopf betastete.

Harold, was hast du gemacht?

Was für eine Frage. Er hörte sich an wie Stewie aus *Family Guy*. War das nicht offensichtlich?

Das hättest du nicht machen sollen, Harold.

Was du nicht sagst.

Er sagte noch ein paar herzlich wenig hilfreiche Sachen, und ich ging wieder.

Aber der größte Spott stand mir noch bevor. Ein paar Tage später war ich mit meiner neuen Frisur auf der Titelseite der Boulevardzeitung *Daily Mirror*. Schlagzeile: *Harry, der Skinhead*. Ich hatte keine Ahnung, wie sie davon Wind bekommen hatten. Ein Mitschüler musste es jemandem erzählt haben, der es jemandem erzählt hatte, der es schließlich der Presse gesteckt hatte. Zum Glück hatten sie kein Foto. Aber sie hatten improvisiert. Das Titelbild war eine digitale Fotomontage des *Spare*, kahl wie ein Ei. Eine Lüge. Mehr als eine Lüge. Ich sah zwar furchtbar aus, aber so furchtbar auch wieder nicht.

19

Ich dachte, schlimmer könnte es nicht mehr werden. Was für ein fataler Fehler für ein Mitglied der königlichen Familie, in Bezug auf die Medien zu denken, es könnte nicht schlimmer kommen. Ein paar Wochen später setzte dieselbe Zeitung mich erneut auf die Titelseite.

HARRY HATTE EINEN UNFALL.

Ich hatte mir beim Rugby den Daumen gebrochen, nichts Ernstes, aber die Zeitung beschloss, so zu tun, als schwebte ich in Lebensgefahr. Sowieso schon geschmacklos, aber ein Jahr nach Mummys sogenanntem Unfall? Ernsthaft, Leute? Ich hatte schon mein ganzes Leben mit der britischen Presse zu tun gehabt, aber bisher hatten sie sich nicht derart auf mich eingeschossen. Eigentlich herrschte seit Mummys Tod eine unausgesprochene Vereinbarung über den Umgang der Presse mit ihren Söhnen. *Haltet euch zurück. Lasst sie in Ruhe ihre Ausbildung beenden.* Offenbar war diese Vereinbarung jetzt hinfällig, denn da war ich und beherrschte die ganze Titelseite. Ein zerbrechliches Pflänzchen. Oder ein Trottel. Oder beides. Und mit einem Fuß im Grab.

Ich las den Artikel mehrere Male. Was mich bei aller Düsterkeit seiner Botschaft – irgendetwas stimmt nicht mit Prinz Harry – besonders irritierte, war der vergnügliche Ton. Meine Existenz war ein Witz für diese Leute. Sie sahen mich nicht als Menschen. Sie sahen nicht den völlig am Boden zerstörten Vierzehnjährigen. Ich war eine Comicfigur, eine Handpuppe, die man benutzen und veräppeln konnte. Dass ihre Witze mir mein ohnehin schweres Leben noch schwerer machten; dass ich zum Gespött meiner Mitschüler und darüber hinaus der ganzen Welt wurde; dass sie ein Kind quälten – all das war gerechtfertigt, weil ich ein Royal und damit nach ihrer Logik eigentlich kein richtiger Mensch war. Vor Jahrhunderten hatte man die Mitglieder der königlichen Familie behandelt wie Götter. Jetzt waren sie Insekten, und man riss ihnen zum Spaß die Flügel aus.

Das Büro meines Vaters legte offiziell Beschwerde ein, forderte öffentlich eine Entschuldigung und warf der Zeitung vor, seinen jüngeren

Sohn zu schikanieren. Die Zeitung zeigte sich davon unbeeindruckt. Bevor ich mit meinem Leben weitermachte, warf ich einen letzten Blick auf den Artikel. Von all den Dingen, die mich daran überraschten, war das Verblüffendste, wie unfassbar schlecht er geschrieben war. Ich war kein guter Schüler, ich schrieb miserabel, und trotzdem war ich gebildet genug, zu erkennen, dass das Analphabetismus vom Feinsten war.

Ein Beispiel: Nachdem erklärt worden war, ich sei schwer verletzt und schwebte in Lebensgefahr, verwies der Artikel darauf, die genaue Art meiner Verletzung könne man nicht preisgeben, weil das Königshaus es den Herausgebern untersagt habe. (Als hätte meine Familie auch nur die geringste Kontrolle über diese Geier.) »Zu Ihrer Beruhigung können wir sagen, dass Harrys Verletzungen NICHT schwerwiegend sind. Trotzdem war der Unfall schwer genug, um ihn ins Krankenhau einzuliefern. Trotzdem sind wir der Meinung, dass Sie ein Recht darauf haben, zu erfahren, wenn ein Thronfolger in einen Unfall verwickelt ist, und mag er auch noch so klein sein, wenn er in Verletzungen resultiert.«

Die Wiederholung des »Trotzdem«, die süffisante Selbstgefälligkeit, die mangelnde Kohärenz, völlige Inhaltsleere und lächerliche Nichtigkeit der ganzen Meldung.

Fabriziert hatte diesen Pfusch von einem Beitrag ein junger Journalist, dessen Namen ich las und sofort wieder vergaß. Ich glaube nicht, dass ich je wieder etwas von ihm gehört habe. Seinem Schreibstil nach zu urteilen, blieb er vermutlich nicht sehr lange Journalist.

20

Ich weiß nicht mehr, wer das Wort als Erster benutzte. Irgendwer in der Presse wahrscheinlich. Oder einer meiner Lehrer. Auf jeden Fall blieb es kleben und zog seine Kreise. Schon bald stand meine Rolle im großen königlichen Melodram fest. Lange bevor ich (offiziell) alt genug war, ein Bier zu trinken, wurde es zum Dogma.

Harry? Ja, er ist der Böse.

Das Bild des bösen Buben wurde bald zu der Strömung, gegen die ich anschwamm, mein Gegenwind, eine ständige, unüberwindbare Erwartung.

Ich wollte nicht der Böse sein. Ich wollte anständig sein. Ich wollte brav sein, hart arbeiten, erwachsen werden und etwas Sinnvolles mit meinem Leben anfangen. Aber jede Sünde, jeder Fehltritt und jeder Rückschlag zog das immer gleiche Urteil und die immer gleiche öffentliche Ächtung nach sich und verhärtete so die gängige Meinung, ich sei von Haus aus ein böser Bube.

Es hätte vielleicht geholfen, wenn ich gute Noten gehabt hätte. Aber die hatte ich nicht, und das wusste auch jeder. Meine Zeugnisse waren für jedermann einsehbar. Das gesamte Commonwealth verfolgte meine schulischen Schwierigkeiten, die vor allem daher rührten, dass ich Eton nicht gewachsen war.

An den *anderen* naheliegenden Grund dachte niemand.

Mummy.

Um zu lernen, sich zu konzentrieren, muss man in Beziehung zu seinem eigenen Geist treten, und in meinen Teenagerjahren stand ich mit meinem auf Kriegsfuß. Ich wehrte mich ununterbrochen gegen seine dunkelsten Gedanken, seine tiefsten Ängste – und seine schönsten Erinnerungen. (Je schöner die Erinnerungen, desto tiefer der Schmerz.) Ich legte mir Strategien zurecht, manche gesund, manche nicht, aber alle ziemlich effektiv, und wenn sie nicht verfügbar waren – etwa, wenn ich gezwungen war, still vor einem Buch zu sitzen –, geriet ich in Panik. Natürlich vermied ich solche Situationen.

Irgendwann begriff ich, dass die Grundlage für jedes Lernen Erinnerung

ist. Eine Liste mit Namen, eine Zahlenreihe, eine mathematische Formel, ein schönes Gedicht – all das muss man in den Bereich des Gehirns hochladen, wo Dinge gespeichert werden. Doch das war genau der Teil meines Gehirns, mit dem ich nichts zu tun haben wollte. Seit Mummy nicht mehr da war, war mein Gedächtnis lückenhaft, und zwar absichtlich. Ich hatte kein Interesse daran, das zu ändern, denn Erinnerung war gleichbedeutend mit Schmerz.

Sich nicht zu erinnern, war ein Segen.

Möglicherweise trügt mich meine Erinnerung an meine damaligen Gedächtnisprobleme auch, denn ich weiß noch, dass ich mich an manches sehr gut erinnern konnte, zum Beispiel an lange Sequenzen aus *Ace Ventura* und dem *König der Löwen*. Ich zitierte häufig daraus, vor Freunden und für mich allein. Es gibt auch ein Foto von mir in meinem Zimmer, an meinem Schreibtisch, auf dem zwischen den Fächern und dem Durcheinander aus Unterlagen ein silbergerahmtes Foto von Mummy steht. Tja. Trotz meiner klaren Erinnerung daran, mich nicht an sie erinnern zu wollen, habe ich also wohl gleichzeitig krampfhaft versucht, sie nicht zu vergessen.

So schwer es für mich selbst also war, der Böse und auch noch der Dumme zu sein, bereitete ich Pa damit den größten Kummer, denn es machte mich zu seinem genauen Gegenteil.

Am meisten machte es ihm zu schaffen, wie sehr ich mir Mühe gab, Büchern aus dem Weg zu gehen. Pa mochte Literatur nicht einfach, er vergötterte sie. Besonders Shakespeare. Er liebte *Heinrich V.* Er verglich sich selbst mit Prinz Hal. In seinem Leben gab es mehrere Falstaffs, etwa seinen geliebten Großonkel Lord Mountbatten und Laurens van der Post, ein jähzorniger intellektueller Gefolgsmann C.G. Jungs.

Als ich sechs oder sieben war, hielt Pa in Stratford eine leidenschaftliche Rede über Shakespeare. An dem Ort, an dem der größte englische Dichter geboren und gestorben war, beklagte er die Vernachlässigung von Shakespeares Stücken in den Schulen, sein Verschwinden aus den Klassenzimmern und dem kollektiven Gedächtnis des Landes. Er würzte seine feurige Ansprache mit Zitaten aus *Hamlet*, *Macbeth*, *Othello*, *Der Sturm*, *Der Kaufmann von Venedig* – er pflückte die Verse aus dem Nichts wie Blüten von einer seiner selbst gezogenen Rosen und verstreute sie im Publikum. Es war eine effektvolle Darbietung, aber nicht auf eine leere Art und Weise. Er hatte eine Botschaft: *Ihr alle solltet das können. Ihr alle solltet diese Verse kennen. Sie sind unser aller Erbe, wir sollten sie wertschätzen und beschützen, und stattdessen lassen wir sie sterben.*

Ich habe immer gespürt, wie sehr es Pa ärgerte, dass ich zu den

Shakespeare-Banausen zählte. Ich habe es auch wirklich versucht. Ich habe *Hamlet* aufgeschlagen. Mhhh. Ein einsamer Prinz, besessen von einem toten Elternteil, der dabei zusehen muss, wie das zurückbleibende Elternteil sich in den illegitimen Nachfolger des toten Elternteils verliebt …?

Ich schlug das Buch schnell wieder zu. Nein, vielen Dank auch.

Pa versuchte es tapfer immer weiter. Er verbrachte jetzt mehr Zeit in Highgrove, seinem riesigen Landsitz in Gloucestershire. Stratford war ganz in der Nähe, und er nahm mich hin und wieder dorthin mit. Wir tauchten unangekündigt dort auf und gingen in das Stück, das gerade lief. Für Pa spielte das keine Rolle. Für mich spielte es auch keine Rolle, allerdings aus anderen Gründen.

Es war ohnehin immer eine Qual.

An vielen Abenden verstand ich fast gar nichts von dem, was auf der Bühne passierte oder gesprochen wurde. Und wenn ich etwas verstand, war es umso schlimmer. Die Worte brannten. Sie beunruhigten mich. Warum sollte ich von einem trauernden Königreich hören wollen, gefaltet »in eine Stirn des Grames«? Das versetzte mich nur zurück in den August 1997. Warum sollte ich über unabänderliche Tatsachen nachgrübeln wollen – »Was lebt, muss sterben und Ewges nach der Zeitlichkeit erwerben«? Ich hatte keine Zeit, über die Ewigkeit nachzudenken.

Das einzige Buch, das ich gerne, sogar mit Genuss gelesen hatte, war ein schmaler amerikanischer Roman: John Steinbecks *Von Mäusen und Menschen*. Er stand auf unserer Englisch-Leseliste in Eton.

Im Gegensatz zu Shakespeare brauchte Steinbeck keinen Übersetzer. Er schrieb eine klare, einfache Prosa. Und vor allem fasste er sich kurz. *Von Mäusen und Menschen:* knappe 150 Seiten. Das Beste war der unterhaltsame Plot. Zwei Typen, George und Lennie, ziehen durch Kalifornien, auf der Suche nach einem Ort, den sie ihr Eigen nennen und an dem sie frei leben können. Beide sind keine Genies, aber Lennies Probleme beschränken sich nicht auf einen niedrigen IQ. Er läuft mit einer toten Maus in der Tasche herum und streichelt sie zur Beruhigung mit dem Daumen. Außerdem hat er einen Welpen so lieb, dass er ihn umbringt.

Es war eine Geschichte über Freundschaft, Bruderschaft, Loyalität – Themen, mit denen ich etwas anfangen konnte. George und Lennie erinnerten mich an Willy und mich. Zwei Gefährten, zwei Nomaden, die dasselbe durchmachten und aufeinander aufpassten. Wie eine von Steinbecks Figuren sagt: »Jeder Mensch braucht 'n andern – jemand, der in der Nähe is. Ein Mensch geht kaputt, wenn er niemand hat.«

Wie wahr. Ich hätte den Gedanken gerne mit Willy geteilt.
Blöd nur, dass der immer noch so tat, als würde er mich nicht kennen.

21

Es muss zu Anfang des Frühjahrs 1999 gewesen sein. Ich war übers Wochenende aus Eton nach Hause gekommen.

Als ich aufwachte, saß Pa auf der Bettkante und sagte, ich würde wieder nach Afrika fahren.

Nach Afrika?

Ja, darling boy.

Warum?

Es sei das übliche Problem, sagte er. Die Osterferien standen vor der Tür, und ich musste irgendwohin. Also Afrika. Botswana, um genau zu sein. Eine Safari.

Eine Safari! Mit dir, Pa?

Nein. Er würde diesmal nicht mitkommen, aber Willy.

Ah, gut.

Und jemand ganz Besonderes, fügte er hinzu, würde unser Guide sein.

Wer denn, Pa?

Marko.

Marko? Ich kannte den Mann kaum, hatte aber nur Gutes von ihm gehört. Er war Willys Aufpasser, und Willy mochte ihn sehr. Jeder mochte ihn. Marko war der beste von Pas Leuten, da war man sich einig. Der Härteste, Zäheste, Verwegenste. Langjähriger Welsh Guard. Geschichtenerzähler. Ein echter Kerl.

Die Aussicht auf eine Safari mit Marko war so aufregend für mich, dass ich keine Ahnung habe, wie ich die letzten Wochen Schule überstand. Eigentlich erinnere ich mich überhaupt nicht an diese Wochen. Meine Erinnerung reißt ab, kurz nachdem Pa mir die Neuigkeiten erzählt, und setzt in dem Moment wieder ein, in dem ich mit Marko, Willy und Tiggy an Bord einer British-Airways-Maschine gehe. Tiggy war eine unserer Nannys. Unsere Lieblingsnanny, auch wenn sie es nicht leiden konnte, so genannt zu werden. Sie ging einem an die Gurgel, wenn man das tat. *Ich bin nicht die Nanny. Ich bin eure Freundin!*

Mummy war da leider anderer Meinung. Sie sah in Tiggy nicht das

Kindermädchen, sondern ihre Rivalin. Bekanntermaßen hegte Mummy den Verdacht, Tiggy solle ihre Nachfolgerin werden. (War Tiggy Mummys *Spare*?) Und jetzt nahm also die Frau, von der ersetzt zu werden meine Mutter befürchtet hatte, tatsächlich ihren Platz ein – wie schrecklich für Mummy. Jede Umarmung, jedes Kopftätscheln von Tiggy muss einen Anflug von Schuldgefühlen in mir ausgelöst haben, ein Gefühl von Verrat, und doch erinnere ich mich daran nicht. Ich erinnere mich nur an aufgeregtes, freudiges Herzklopfen, weil Tiggy neben mir im Flugzeug saß und mich aufforderte, mich anzuschnallen.

Wir flogen direkt nach Johannesburg, dann mit einer Propellermaschine weiter nach Maun, der größten Stadt im nördlichen Botswana. Dort wurden wir von einer großen Gruppe Guides empfangen, die uns in einen Konvoi offener Land Cruiser bugsierten. Wir fuhren los, mitten in die komplette Wildnis, in Richtung des riesigen Okavango-Deltas, das, wie ich bald entdecken würde, der vielleicht schönste Ort der Welt war.

Der Okavango wird gemeinhin als Fluss bezeichnet, aber das ist in etwa so treffend, wie wenn man Schloss Windsor ein Haus nennen würde. Als riesiges Binnendelta inmitten der Kalahari, einer der größten Wüsten der Erde, liegt das Bett des unteren Okavango einen Teil des Jahres staubtrocken da. Im Spätsommer füllt es sich nach und nach, wenn es Hochwasser im Oberlauf des Flusses gibt. Im Hochland Angolas fallen kleine Regentropfen, bilden ein Rinnsal, das zu einem Strom anschwillt und das Delta nicht nur in einen, sondern in ein Dutzend Flüsse verwandelt. Vom Weltraum aus gleicht es sich mit Blut vollpumpenden Herzkammern.

Und das Wasser bringt Leben. Eine Fülle an verschiedenen Tieren, vielleicht die größte Anzahl an Arten weltweit, findet sich ein, um hier zu trinken, zu baden und sich zu paaren. Es ist, als wäre die Arche gekentert.

Als wir uns diesem verwunschenen Ort näherten, raubte es mir schier den Atem. Löwen, Zebras, Giraffen, Flusspferde – das musste ein Traum sein! Schließlich erreichten wir unser Lager für die kommende Woche. Dort warteten noch mehr Guides und Fährtensucher auf uns, mindestens ein Dutzend Leute. Eine Menge Handschläge und Umarmungen wurden ausgetauscht, Namen flogen uns entgegen. *Harry, William, das ist Adi!* (Zwanzig Jahre alt, lange Haare, freundliches Lächeln.) *Harry, William, das sind Roger und David.*

Und in der Mitte von all dem stand Marko, wie ein Verkehrspolizist, dirigierend, schwatzend, grüßend, rufend – und immer lachend.

Im Nu hatte er unser Lager auf die Beine gestellt. Große grüne Stoffzelte, Sitzgruppen aus weichen Feldstühlen, darunter ein riesiger

Kreis um ein von Steinen umgebenes Lagerfeuer. Wenn ich an diese Reise denke, sehe ich sofort dieses Feuer vor mir. Hier kamen wir den ganzen Tag immer wieder in regelmäßigen Abständen zusammen. Direkt am Morgen, dann wieder mittags, zur Dämmerung – und vor allem nach dem Abendessen. Wir blickten wie gebannt in dieses Feuer und dann hinauf ins Universum. Die Sterne sahen aus wie Funken.

Einer der Guides meinte, das sei Wildnis-TV. *Genau,* sagte ich, *und wenn man Holz nachlegt, wechselt das Programm.*

Das fanden alle super.

Ich bemerkte, wie das Feuer alle Erwachsenen in unserer Gruppe hypnotisierte oder narkotisierte. In seinem orangefarbenen Schein wurden ihre Gesichter weicher und ihre Zungen lockerer. Zu später Stunde wurde der Whisky ausgepackt, und alle machten eine weitere Wandlung durch.

Ihr Lachen wurde … lauter.

Ich dachte: *Mehr davon, bitte.* Mehr Feuer, mehr Gespräche, mehr lautes Gelächter. Mein ganzes Leben lang hatte ich Angst im Dunkeln gehabt, und nun stellte sich heraus, dass es in Afrika ein Heilmittel dagegen gab.

Das Lagerfeuer.

22

Marko, das größte Mitglied der Gruppe, hatte auch das lauteste Lachen. Die Ausmaße seines Körpers entsprachen der Reichweite seines Lachens. Eine ähnliche Beziehung bestand zwischen dem Volumen seiner Stimme und seiner grellen Haarfarbe. Während mich mein rötliches Haar unsicher machte, stand er einfach zu seinem extremen Rotschopf. Ich starrte ihn an und dachte: *Zeig mir, wie das geht.*

Marko war jedoch nicht der typische Lehrer. Er war immer in Bewegung und konnte sich für vieles begeistern – für Essen, Reisen, Natur, Waffen, uns –, neigte aber nicht zu Belehrungen. Er ging lieber mit gutem Beispiel voran. Und er hatte Spaß. Er war ein einziger großer, roter Festumzug. Wenn man mitfeiern wollte, wunderbar, und wenn nicht, auch in Ordnung. Oft beobachtete ich ihn, wie er über sein Abendessen herfiel, seinen Gin kippte, lauthals einen Witz nach dem anderen abließ und den Fährtensuchern auf den Rücken klatschte, und fragte mich, warum nicht mehr Leute so waren wie er.

Warum versuchten sie es nicht zumindest?

Gerne hätte ich Willy gefragt, wie es war, so einen Mann als Aufpasser zu haben, als Ratgeber, doch offenbar hatte die Eton-Regel auch in Botswana ihre Gültigkeit behalten: Willy wollte im Busch genauso wenig mit mir zu tun haben wie in der Schule.

Das Einzige, was mich bezüglich Marko nachdenklich stimmte, war seine Zeit bei den Welsh Guards. Manchmal musterte ich ihn und sah die acht Welsh Guards vor mir, wie sie in ihren roten Röcken den Sarg schulterten und den Mittelgang der Abbey hinabschritten … Ich versuchte, mir in Erinnerung zu rufen, dass Marko an jenem Tag gar nicht da gewesen war. Und ich rief mir ins Gedächtnis, dass der Sarg ohnehin leer gewesen war.

Alles in Ordnung.

Wenn Tiggy »vorschlug«, ich sollte – immer als Erster – schlafen gehen, protestierte ich nicht. Die Tage waren lang, das Zelt ein willkommener Kokon. Der Stoff roch angenehm nach alten Büchern, auf dem Boden lagen weiche Antilopenfelle, und ich war in eine gemütliche afrikanische Wolldecke gehüllt. Zum ersten Mal seit Monaten, Jahren, schlief ich auf der Stelle ein. Natürlich half dabei, dass das Lagerfeuer die Zeltwand beschien, dass ich die Erwachsenen auf der anderen Seite und die Tiere

dahinter hören konnte. Dieses Kreischen, Blöken und Brüllen – was für einen Lärm die Tiere nach Einbruch der Dunkelheit machten! Es war ihre Zeit, ihre Rushhour. Je später es wurde, desto lauter wurden sie. Ich fand das beruhigend. Und es war lustig: Egal, wie laut die Tiere schrien, ich konnte immer noch Marko lachen hören.

Eines Abends vor dem Einschlafen gab ich mir selbst ein Versprechen: Ich würde es irgendwie schaffen, den Typen zum Lachen zu bringen.

23

GENAU WIE ICH LIEBTE Marko Süßes. Genau wie mir hatte es ihm vor allem Pudding angetan. (Puddingnutz er ihn.) Also kam mir die Idee, ihm heimlich Tabasco ins Dessert zu mischen.

Erst würde er aufjaulen. Dann würde ihm klar werden, dass jemand ihm einen Streich gespielt hatte, und er würde lachen. Oh, er würde so lachen! Dann würde ihm aufgehen, dass ich es gewesen war – und er würde noch lauter lachen!

Ich konnte es kaum erwarten.

Als am nächsten Abend alle über ihren Tellern hingen, schlich ich auf Zehenspitzen aus dem Essenszelt. Ich lief die fünfzig Meter Fußweg ins Küchenzelt und kippte eine ganze Teetasse Tabasco auf Markos Nachspeise. (Es war Bread-and-Butter-Pudding, den Mummy immer besonders gemocht hatte.) Das Küchenteam sah mich, aber ich legte den Finger an die Lippen. Sie kicherten.

Ich huschte zurück ins Essenszelt und zwinkerte Tiggy zu. Sie war in meinen Plan eingeweiht und fand ihn genial. Ob ich Willy etwas davon erzählt hatte, weiß ich nicht mehr. Wahrscheinlich nicht. Bestimmt hätte er Einspruch erhoben.

Ich rutschte ungeduldig auf meinem Stuhl hin und her, konnte es kaum erwarten, bis endlich das Dessert serviert wurde, und mir das Kichern nur schwer verkneifen.

Plötzlich rief jemand: *Woah!*

Noch jemand schrie: *Was zum …*

Wir fuhren alle gleichzeitig herum. Direkt vor dem offenen Zelteingang peitschte ein braun gemusterter Schwanz durch die Luft.

Ein Leopard!

Alle erstarrten. Bis auf mich. Ich machte einen Schritt auf ihn zu.

Marko packte mich an der Schulter.

Der Leopard stolzierte wie eine Primaballerina davon, quer über den Pfad, den ich eben noch entlanggelaufen war.

Als ich mich umdrehte, sah ich gerade noch, wie die Erwachsenen

einander mit heruntergeklappten Kinnladen ansahen. *Heilige Scheiße*. Dann richteten sich alle Blicke auf mich. *Heilige Scheiiiße!*

Sie alle hatten denselben Gedanken, sahen dieselbe Schlagzeile vor sich.

Prinz Harry von Leopard zerfleischt.

Die Welt wäre aus den Fugen geraten. Köpfe wären gerollt.

Ich dachte an nichts dergleichen. Ich dachte an Mummy. Dieser Leopard war offensichtlich ein Zeichen von ihr, eine Botschaft, um mir zu sagen:

Alles ist gut. Und alles wird gut.

Gleichzeitig dachte ich aber auch: Horror!

Was, wenn Mummy endlich aus ihrem Versteck kam und feststellen musste, dass ihr jüngerer Sohn bei lebendigem Leib aufgefressen worden war?

24

Als Mitglied der Königsfamilie wurde einem von Anfang an beigebracht, immer einen Sicherheitsabstand zwischen sich und dem Rest der Schöpfung einzuhalten. Selbst wenn man in einer Menschenmenge unterwegs war, galt es stets, eine gewisse Distanz zu wahren. Distanz war gut, Distanz war sicher, Distanz bedeutete Überleben. Distanz gehörte genauso zum königlichen Dasein wie im Kreis der Familie auf dem Balkon des Buckingham Palace zu stehen und der Menge zuzuwinken.

Natürlich herrschte auch innerhalb der Familie eine gewisse Distanz. Wie sehr man jemanden auch liebte, immer gab es unüberwindliche Abgründe, etwa zwischen Monarch und Kind. Oder zwischen dem Erben und dem *Spare*. Der Abstand äußerte sich auf körperlicher Ebene, aber auch emotional. Es ging nicht nur um Willys Wunsch nach Freiraum. Die ältere Generation hielt ein striktes Verbot jedweden Körperkontakts aufrecht. Keine Umarmungen, keine Küsse, keine Liebkosungen. Das höchste der Gefühle war das gelegentliche leichte Streifen einer Wange … zu besonderen Anlässen.

Aber in Afrika galt das alles nicht. In Afrika löste sich jede Distanz auf. Hier mischten sich alle Kreaturen ungehindert. Nur der Löwe schritt erhobenen Hauptes dahin, nur die Elefanten stolzierten wie Monarchen, und selbst sie waren nicht vollkommen unnahbar. Sie wandelten täglich unter ihren Untertanen. Es blieb ihnen nichts anderes übrig. Ja, es gab Räuber und Beute, das Leben war zuweilen brutal und kurz, aber in meinen Teenageraugen erschien mir all das wie der Inbegriff von Demokratie. Eine Utopie.

Und dann waren da noch die herzlichen Umarmungen und High Fives der Fährtensucher und Guides!

Andererseits ging es vielleicht gar nicht zuallererst um die Nähe der Lebewesen. Vielleicht war es einfach ihre schwindelerregende Menge. Innerhalb von Stunden war ich von einem durch und durch nüchternen, sterilen und toten Ort in ein Biotop voll überbordender Fruchtbarkeit gekommen. Vielleicht sehnte ich mich danach am meisten – nach Leben.

Vielleicht war das das eigentliche Wunder, das sich mir im April 1999 im Okavango-Delta offenbarte.

Ich glaube, ich habe die ganze Woche kein einziges Mal geblinzelt. Ich glaube, selbst im Schlaf habe ich noch gelächelt. Selbst wenn man mich

ins Jurazeitalter zurückversetzt hätte – meine Bewunderung hätte kaum größer ausfallen können. Meine Faszination beschränkte sich keineswegs auf die Tyrannosaurier. Ich war begeistert vom kleinsten Lebewesen. Und von den Vögeln. Dank Adi, dem fähigsten unserer Guides, erkannte ich bald den Kappengeier, den Kuhreiher, den Scharlachspint und den Schreiseeadler. Sogar die Käfer waren faszinierend. Adi lehrte mich, sie wirklich zu sehen. Schau nach unten, sagte er, achte auf die verschiedenen Käfer, schau, wie schön die Larven sind. Sieh dir die barocke Architektur der Termitenhügel an – die größten von Tieren erschaffenen Bauten. *So viel zu lernen, Harry. So viel zu verstehen.*

Stimmt, Adi.

Wenn wir auf einer unserer Wanderungen auf einen frischen Kadaver stießen, voller Maden und von Wildhunden belagert, oder auf einen Elefantenhaufen, auf dem Pilze wuchsen, geformt wie der Zylinder von Mark Twains listigem Schlitzohr, verzog Adi keine Miene. *Der Kreislauf des Lebens, Harry.*

Das majestätischste aller Tiere um uns herum, sagte Adi, sei das Wasser. Der Okavango selbst war ein Lebewesen. Als Kind war Adi mit seinem Vater den gesamten Flusslauf entlanggewandert, nur mit einem Schlafsack im Gepäck. Er kannte den Okavango wie seine Westentasche und liebte ihn auf eine fast erotische Art. Die Oberfläche des Flusses glich einer porenfreien Wange, die er oft sanft streichelte.

Doch er begegnete dem Fluss auch mit einer nüchternen Ehrfurcht. Mit Respekt. In seinen Eingeweiden lauert der Tod, sagte er. Hungrige Krokodile und schlecht gelaunte Flusspferde warteten in der Dunkelheit darauf, dass man einen Fehler machte. Fünfhundert Menschen fielen jedes Jahr Flusspferden zum Opfer. Adi hämmerte es mir immer und immer wieder ein, ich hab es noch heute im Ohr: *Geh niemals ins dunkle Wasser, Harry.*

Eines Nachts sprachen alle Fährtensucher und Guides am Lagerfeuer über den Fluss. Alle riefen durcheinander, berichteten davon, wie sie ihn befahren hatten, in ihm geschwommen waren, wie sie sich vor ihm gefürchtet hatten. Ich hörte an diesem Abend alles über die Mystik dieses Flusses, über seine Heiligkeit und seine Seltsamkeit.

Apropos seltsam … Der Geruch nach Marihuana waberte durch die Luft.

Die Geschichten wurden lauter und alberner.

Ich fragte, ob ich mal probieren könne.

Allgemeines Gelächter. *Hau ab!*

Willy starrte mich entsetzt an.

Aber ich ließ mich nicht abwimmeln. Ich blieb dabei. Ich hätte schon

Erfahrung.

Köpfe fuhren herum. *Ach was?*

Henners und ich hatten kürzlich zwei Sixpacks Smirnoff Ice geklaut und uns ins Koma getrunken, prahlte ich. Und auf der Jagd ließ mich Tiggy immer einen Schluck aus ihrem Flachmann nehmen. (Schlehenschnaps. Ohne ging sie nicht aus dem Haus.) Das tatsächliche Ausmaß meiner Erfahrung verschwieg ich lieber.

Die Erwachsenen warfen einander verstohlene Blicke zu. Einer zuckte mit den Schultern, rollte einen neuen Joint und reichte ihn mir.

Ich nahm einen Zug. Hustete und würgte. Das Gras in Afrika kratzte viel mehr als das in Eton. Es machte auch viel weniger high.

Aber immerhin war ich ein Mann.

Nein. Ich war noch immer ein kleines Baby.

Der »Joint« war nur in schmutziges Zigarettenpapier gewickeltes frisches Basilikum.

25

Hugh und Emilie waren alte Freunde meines Vaters. Sie lebten in Norfolk, und wir besuchten sie oft für ein oder zwei Wochen während der Sommerferien. Sie hatten vier Söhne, in deren Mitte Willy und ich geworfen wurden wie zwei Welpen in eine Meute Pit Bulls.

Wir spielten. Mal Verstecken, mal Fahnenraub. Doch jedes beliebige Spiel war nur ein Vorwand für wilde Raufereien, und egal, worum es ging, es gab keinen Gewinner, denn es gab keine Regeln. An den Haaren ziehen, sich gegenseitig die Augen auskratzen, verdrehte Arme und Schwitzkästen – in der Liebe, im Krieg und im Landhaus von Hugh und Emilie war alles erlaubt.

Als Jüngster und Kleinster bekam ich es immer voll ab. Aber ich trieb es auch am wildesten von allen, forderte es geradezu heraus und hatte es daher verdient. Veilchen, blaue Flecken, aufgeplatzte Lippe: Mir machte das alles nichts aus. Im Gegenteil. Vielleicht wollte ich besonders hart wirken. Vielleicht wollte ich einfach *irgendetwas* spüren. Was auch der Grund dafür gewesen sein mag, mein Motto bei jeder Rauferei lautete: Mehr davon.

Wir sechs gaben unseren Schlachten historische Namen. Und so wurde das Haus von Hugh und Emilie oft zu Waterloo, zur Somme oder zu Rorke's Drift. Ich sehe noch vor mir, wie wir schreiend aufeinander zu rennen: *Zulu!*

Die Kampflinien verliefen oft parallel zu den Blutlinien, aber nicht immer. Es war nicht immer Windsor gegen die anderen. Wir wechselten durch. Manchmal kämpfte ich an der Seite von Willy, manchmal gegen ihn. Unabhängig von den Allianzen passierte es oft, dass einer oder zwei von Hughs und Emilies Söhnen die Seite wechselten und auf Willy losgingen. Ich hörte ihn um Hilfe rufen, und der rote Nebel senkte sich, als wäre ein Blutgefäß in meinen Augen geplatzt. Ich verlor jede Kontrolle. Außerstande, noch irgendetwas wahrzunehmen außer Familie, Land, Stamm, stürzte ich mich auf irgendjemanden, egal, auf wen. Ich trat, boxte, würgte und zog ihnen die Beine weg.

Hughs und Emilies Söhne konnten damit nicht umgehen. Es war ja auch unmöglich, damit umzugehen.

Nehmt ihn runter, der ist verrückt!

Ich weiß nicht, wie effektiv oder gut ich gekämpft habe. Aber ich

schaffte es immer, für genug Durcheinander zu sorgen, damit Willy sich befreien konnte. Er begutachtete seine Schrammen, putzte sich die Nase und warf sich sofort wieder ins Getümmel. Wenn die Rauferei schließlich zu Ende war und wir gemeinsam von dannen humpelten, habe ich immer eine große Liebe für ihn empfunden. Ich konnte auch seine Liebe für mich spüren, aber auch eine gewisse Scham. Ich war halb so groß und schwer wie Willy. Ich war der kleine Bruder. Er sollte mich retten, nicht umgekehrt.

Mit der Zeit wurden die Schlachten heftiger. Erste Feuerwaffen kamen zum Einsatz. Wir beschossen einander mit Römischen Lichtern, ließen Raketen aus Golfballröhren starten und lieferten uns nächtliche Kämpfe, bei denen zwei von uns den steinernen Bunker mitten auf einem offenen Feld verteidigten. Ich habe noch immer den Rauchgeruch in der Nase und das Zischen im Ohr, das ertönte, wenn ein Geschoss auf sein Opfer zuraste, dessen einziger Schutz aus einer Daunenjacke und Wollhandschuhen bestand. Vielleicht trug man noch eine Skibrille, aber meistens nicht.

Unser Wettrüsten beschleunigte sich, wie das eben so ist. Als Nächstes entdeckten wir Luftgewehre. Wir feuerten sie aus nächster Nähe ab. Ein Wunder, dass niemand verstümmelt wurde oder ein Auge verlor.

Eines Tages liefen wir alle sechs durch den Wald in der Nähe des Hauses, auf der Suche nach Eichhörnchen oder Tauben, die wir erlegen konnten. Dort stand ein alter Militärwagen, ein Land Rover. Willy und die Jungs grinsten.

Harold, spring rein und fahr los. Wir schießen auf dich.

Womit?

Mit der Schrotflinte.

Nein, danke.

Wir laden jetzt. Entweder du steigst ein und fährst, oder wir schießen hier auf dich.

Ich stieg in den Wagen und fuhr los.

Kurz darauf – peng. Schrot schepperte ans Heck.

Ich trat lachend das Gaspedal durch.

Auf dem Grundstück gab es eine Baustelle. (Hugh und Emilie bauten gerade ein neues Haus.) Sie wurde zum Schauplatz für unsere wahrscheinlich heftigste Schlacht. Es war kurz vor Einbruch der Dämmerung. Einer der Brüder hatte sich in dem Rohbau verschanzt und wurde schwer beschossen. Als er sich zurückzog, bombardierten wir ihn mit Raketen.

Und dann … war er plötzlich weg.

Wo ist Nick?

Wir leuchteten mit einer Taschenlampe herum. Keine Spur von Nick.

Wir liefen immer weiter und kamen schließlich an eine riesige Grube, eine Art viereckiger Schacht am Rand der Baustelle. Wir lugten über den Rand und leuchten mit der Taschenlampe hinein. Ganz unten lag Nick stöhnend auf dem Rücken. Er hatte ziemliches Glück gehabt, dass er den Sturz überlebt hatte, da waren wir uns einig.

Was für eine gute Gelegenheit, sagten wir.

Wir zündeten Böller an, dicke Dinger, und warfen sie in die Grube.

26

WAREN KEINE ANDEREN JUNGEN anwesend, keine gemeinsamen Feinde, fielen Willy und ich übereinander her.

Meist geschah das auf der Rückbank, während Pa uns irgendwohin kutschierte. Zu einem Landsitz etwa. Oder zu einem Lachsgewässer. So waren wir einmal in Schottland zum Spey unterwegs, als wir zu rangeln begannen und uns rasch eine richtige Balgerei lieferten. Wir rollten dabei vor und zurück und verpassten einander Hiebe.

Pa machte einen Schlenker zum Straßenrand und brüllte Willy an, er solle aussteigen.

Ich? Warum ich?

Pa hielt keine Erklärung für nötig: *Raus!*

Voller Zorn blickte Willy mich an. Ihm kam es so vor, als könnte ich mir einfach alles erlauben. Willy stieg aus, stapfte zu dem Fahrzeug mit den Personenschützern und schnallte sich darin an. (Seit Mummys Verschwinden legten wir immer Sicherheitsgurte an.) Der Konvoi setzte sich wieder in Bewegung.

Dann und wann spähte ich durch die Heckscheibe.

Hinter uns konnte ich unscharf Englands künftigen König erkennen, wie er auf Rache sann.

27

Als ich *Gut gemacht, Darling!* etwas erlegt hatte, kommentierte Tiggy es mit einem *Gut gemacht, Darling!*

Sie tauchte ihre langen, schlanken Finger in den Körper des Kaninchens, förderte unter dem Lappen aus zerstörtem Fell einen Klumpen Blut zutage und verstrich ihn sanft auf meiner Stirn, meinen Wangen und meinem Nasenrücken. *Jetzt*, sagte sie mit ihrer heiseren Stimme, *bist du blooded.*

Blooding – eine uralte Tradition. Eine Bekundung des Respekts gegenüber dem getöteten Tier, der Verbundenheit der tötenden Person mit ihm. Zudem eine Art Feier des Übergangs vom Knabenalter zum … nein, nicht zum Mannesalter. Das nicht, aber ganz nah dran.

Und so hielt ich mich – ungeachtet meiner haarlosen Brust und meiner piepsenden Stimme – nach dem *blooding* für einen vollwertigen Pirschjäger. Doch kurz vor meinem fünfzehnten Geburtstag erfuhr ich, dass meine echte Initiation in die Pirschjagd erst bevorstand.

Rotwild.

Es geschah in Balmoral. Früher Morgen, Nebel auf den Hügeln, Dunst in den Niederungen. Sandy, mein Jagdführer, zählte tausend Lenze und sah aus, als wäre er schon auf Mammutpirsch gegangen. Als »durch und durch vom alten Schlag« beschrieben Willy und ich ihn und andere Herren seines Kalibers. Sandy redete wie einer vom alten Schlag, roch wie einer und kleidete sich definitiv so: Jackett über abgetragenen Pullovern, Knickerbocker aus Tweed, distelbesetzte Strümpfe, Wanderstiefel aus Gore-Tex. Auf dem Kopf trug er die klassische flache Tweedkappe. Sie war dreimal so alt wie ich und von äonenlanger Schweißaufnahme gebräunt.

An seiner Seite kroch ich den ganzen Morgen durch Heide und Moor. Mein Hirsch erschien vor uns. Zentimeterweise arbeiteten wir uns näher heran, verharrten schließlich und beobachteten, wie der Hirsch ein wenig trockenes Gras knabberte. Sandy prüfte, ob wir uns immer noch auf der windabgewandten Seite befanden.

Dann deutete er auf mich, deutete auf mein Gewehr. Es war so weit.

Sandy rollte beiseite, machte mir Platz.

Er hob sein Fernglas. Ich hörte seinen rasselnden Atem, während ich mit Umsicht zielte und den Abzug betätigte. Ein scharfer, donnernder Knall, dann – Stille.

Wir erhoben uns und gingen vorwärts. Als wir den Hirsch erreichten, sah ich mit Erleichterung, dass sich seine Augen bereits eintrübten. Stets befürchtete man, nur eine Fleischwunde zu verursachen, wodurch man das arme Tier ins Dickicht jagen würde, wo es dann stundenlang einsam litte. Als die Augen zusehends matter wurden, kniete sich Sandy vor das Tier, zog sein glänzendes Messer, ließ den Hirsch vom Hals her ausbluten und schlitzte ihm den Bauch auf. Er bedeutete mir, mich ebenfalls niederzuknien, was ich tat.

Ich nahm an, wir würden beten.

Sandy blaffte mich an: *Näher!*

Ich rutschte näher, so nah, dass ich Sandys Achselhöhlen riechen konnte. Sanft legte er mir die Hand in den Nacken, und ich dachte, nun würde er mich wohl umarmen, mir gratulieren: *Gut gemacht, Junge!* Stattdessen drückte er meinem Kopf in das Innere des Tierkörpers.

Ich versuchte, mich herauszuziehen, doch Sandy drückte mich tiefer hinein. Seine geradezu irrsinnige Kraft schockierte mich. Genau wie der infernalische Gestank. Mir kam das Frühstück hoch. *O bitte, o bitte, mach, dass ich mich nicht ins Innere eines Hirschkadavers übergeben muss!* Nach einer Minute roch ich überhaupt nichts mehr, weil ich keine Luft bekam. Meine Nase und mein Mund waren voll Blut, Eingeweiden und einer starken, beunruhigenden Wärme.

Nun, dachte ich, dies also ist der Tod. Das ultimative *blooding*.

So hatte ich mir das nicht vorgestellt.

Die Kraft verließ mich. Lebt wohl, ihr alle.

Sandy zog mich heraus.

Ich füllte meine Lunge mit frischer Morgenluft. Als ich mir das tropfende Gesicht abwischen wollte, griff Sandy nach meiner Hand: *Nee, Junge, nee*.

Was?

Lass es trocknen, Junge! Lass es trocknen!

Über Funk meldeten wir uns bei den Soldaten im Tal. Es wurden Pferde geschickt. Während des Wartens machten wir uns an die Arbeit des Aufbrechens, wie Jäger das Ausweiden nennen. Wir entfernten den Magen, legten die Abfälle für die Habichte und Falken am Hang aus und entnahmen Herz und Leber. Auch den Penis schnitten wir heraus, wobei wir es sorgsam vermieden, die Harnröhre zu verletzen. Sonst würde man nämlich mit Urin übergossen und nähme einen Gestank an, von dem einen

auch zehn Highland-Bäder nicht befreien könnten.

Die Pferde trafen ein. Wir beluden einen weißen Drum-Horse-Hengst mit unserem ausgeweideten Hirsch und schickten ihn zur Vorratskammer. Dann gingen wir Schulter an Schulter zum Schloss zurück.

Während mein Gesicht trocknete und mein Magen sich beruhigte, spürte ich, wie Stolz in mir aufwallte. Dem Hirsch gegenüber hatte ich so gut gehandelt, wie man es mich gelehrt hatte. Ein Schuss direkt ins Herz. Der sofortige Tod war nicht nur schmerzlos, sondern hatte auch das Fleisch gerettet: Hätte ich den Hirsch einfach nur verwundet oder ihn einen Blick auf uns erhaschen lassen, hätte sein Herz gerast, sein Blut sich mit Adrenalin gefüllt, und seine Steaks und Filets wären ungenießbar gewesen. Dank meiner Treffsicherheit war das Blut auf meinem Gesicht frei davon.

Auch der Natur gegenüber hatte ich gut gehandelt: Durch die Kontrolle der Anzahl rettete man den gesamten Hirschbestand, weil so dafür gesorgt wurde, dass es im Winter genug Futter für alle gab.

Und letztlich hatte ich auch der Gemeinschaft gegenüber gut gehandelt. Ein großer Hirsch in der Vorratskammer hieß, dass es für alle, die rings um Balmoral lebten, viel Nahrung gab.

Diese Tugenden hatte man mich seit frühester Jugend gelehrt, jetzt aber hatte ich sie gelebt und spürte sie auf meinem Gesicht. Ohne religiös zu sein, kam dieses »Gesichts-Blooding« für mich einer Taufe gleich. Pa war tiefreligiös, er betete jeden Abend, doch jetzt, in diesem Moment, empfand auch ich eine Nähe zu Gott. Wenn man die Natur liebte, sagte Pa immer, musste man wissen, wann man sie sich selbst überlassen und wann man eingreifen sollte. Eingreifen bedeutete die Entnahme überzähliger Tiere, und dies bedeutete Töten. Alles war eine Form der Andacht.

In der Vorratskammer zogen Sandy und ich unsere Kleidung aus und suchten uns gegenseitig nach Zecken ab. Das Rotwild in diesen Wäldern war voll davon, und sobald man eine Zecke auf dem Bein hatte, würde sie sich tief in die Haut eingraben. Oft krochen sie einem bis zu den Hoden. Jüngst war ein armer Jagdaufseher an Borreliose verstorben.

Panik stieg in mir auf. Jede Sommersprosse wirkte verhängnisvoll. *Ist das eine Zecke? Das?*

Nee, Junge, nee!

Ich kleidete mich an.

Ich wandte mich Sandy zu, um mich zu verabschieden, und dankte ihm für das Erlebnis. Ich wollte ihm die Hand schütteln, ihn umarmen. Doch eine zarte, leise Stimme in mir sagte:

Nee, Junge. Nee.

28

AUCH WILLY GENOSS DIE PIRSCHJAGD, und so nutzte er sie dieses Jahr als Entschuldigung, um nicht nach Klosters mitzukommen. Er blieb lieber auf Grannys Landsitz in Norfolk, dessen achttausendeinhundert Hektar wir beide über alles liebten: Sandringham.

Er würde lieber ein paar Rebhühner schießen, erklärte er Pa.

Eine Lüge. Pa wusste nicht, dass es gelogen war, ich schon. In Wirklichkeit blieb William zu Hause, weil er der Mauer nicht gewachsen war.

Vor dem Skifahren in Klosters mussten wir immer zu einer bestimmten Stelle am Fuß der Berge gehen und dort vor etwa siebzig Fotografen stehen, die in drei oder vier aufsteigenden Rängen postiert waren: die *Mauer*. Sie nahmen uns mit ihren Linsen ins Visier, riefen unsere Namen und schossen Fotos von uns. Wir zappelten währenddessen blinzelnd herum und hörten Pa dabei zu, wie er ihre dämlichen Fragen beantwortete. Die Mauer war der Preis, den wir für eine ungestörte Stunde am Hang zahlten. Sie ließen uns nur dann kurz in Ruhe, wenn wir uns vorher der Mauer stellten.

Pa war die Mauer zuwider – er war bekannt dafür –, Willy und ich jedoch hassten sie geradezu.

Deshalb blieb Willy zu Hause und ließ es an den Rebhühnern aus. Wenn ich gekonnt hätte, wäre ich bei ihm geblieben, aber ich war noch nicht alt genug, um mich so durchzusetzen.

In Willys Abwesenheit mussten Pa und ich der Mauer alleine gegenübertreten, was die Sache wesentlich unangenehmer machte. Während die Kameras surrten und klickten, hielt ich mich dicht an Pas Seite. Erinnerungen an die Spice Girls. Erinnerungen an Mummy, die Klosters ebenfalls verabscheute.

Deshalb versteckt sie sich, dachte ich. *Genau deshalb. Wegen dieser Scheiße.*

Außer der Mauer gab es für Mummy noch weitere Gründe, warum sie Klosters hasste. Als ich drei Jahre alt war, wurden Pa und ein Freund von ihm an den dortigen Hängen in einen schrecklichen Unfall verwickelt, bei dem sie von einer gewaltigen Lawine überrollt wurden. Pa entkam knapp, sein Freund jedoch nicht. Begraben unter dieser Mauer aus Schnee, müssen seine letzten Atemzüge schneeerstickte Japser gewesen sein. Mummy erwähnte ihn oft und hatte dabei Tränen in den Augen.

Nach der Mauer versuchte ich, mich in den Spaß-Modus zu versetzen. Ich fuhr sehr gerne Ski und konnte es gut. Aber sobald mir Mummy in den Sinn kam, steckte ich unter meiner eigenen privaten Gefühlslawine. Hinzu kamen die Fragen: *Ist es falsch, einen Ort zu mögen, den Mummy verabscheut? Bin ich gemein zu ihr, wenn ich an diesen Hängen hier heute Spaß habe? Bin ich ein schlechter Sohn, weil ich mich darüber freue, alleine mit Pa im Sessellift zu fahren? Wird es Mummy verstehen, dass sie und Willy mir fehlen, dass ich es aber auch genieße, Pa ein wenig für mich zu haben?*

Wie würde ich ihr irgendetwas davon erklären, wenn sie zurückkam?

Einige Zeit nach der Klosters-Reise weihte ich Willy in meine Theorie ein, wonach Mummy untergetaucht sei. Er gab zu, dass er zeitweise eine ähnliche Theorie aufgestellt hatte. Letztlich aber hatte er sie verworfen.

Sie ist fort, Harold. Sie wird nicht zurückkommen.

Nein, nein, nein, so etwas wollte ich nicht hören. *Willy, sie hat immer gesagt, dass sie einfach verschwinden wollte! Du hast es gehört!*

Ja, das hat sie gesagt. Aber das würde sie uns nie antun, Harold!

Denselben Gedanken hatte ich auch, gestand ich ihm. A*ber sie würde auch nicht sterben, Willy! Das würde sie uns auch nicht antun!*

Da ist was dran, Harold.

29

Wir rollten über die lange Zufahrt, kamen an Granny's weißen Fullpony vorbei, durchquerten die Golfanlage mit dem Grün, wo die Königinmutter einmal mit einem einzigen Schlag eingelocht hatte, passierten den Polizisten in seinem kleinen Häuschen (zackiger Gruß!), rumpelten über einige Rüttelschwellen, dann über eine kleine Steinbrücke auf eine ruhige Landstraße hinaus.

Pa fuhr und blinzelte durch die Windschutzscheibe. *Herrlicher Abend, nicht wahr?*

Balmoral. Sommer 2001.

Wir fuhren einen steilen Hügel empor, an der Whiskydestillerie vorbei, einen windbestrichenen Weg entlang und hinunter zwischen Schafweiden hindurch, auf denen sich die Kaninchen tummelten. Das heißt jene, denen es geglückt war, uns zu entkommen, als wir früher am Tag so einige geschossen hatten. Nach wenigen Minuten bogen wir auf eine staubige Piste ab, der wir vierhundert Meter bis zu einem Hirschzaun folgten. Ich hüpfte aus dem Wagen und öffnete das mit einem Vorhängeschloss versehene Gatter. Weil wir uns auf abgelegenen Privatstraßen befanden, durfte ich endlich fahren. Ich sprang hinter das Steuer, trat aufs Gaspedal und setzte all die Fahrlektionen von Pa um, die ich im Laufe der Jahre und oft auf seinem Schoß sitzend bekommen hatte. Über die violette Heide lenkte ich uns in die tiefsten Einschnitte der riesigen schottischen Moorlandschaft hinein. Wie ein alter Freund lag der schneebetupfte Lochnagar vor uns.

Wir erreichten die letzte Holzbrücke, und die Reifen summten das Wiegenlied, das ich immer mit Schottland in Verbindung brachte: *Da dong, da dong … da dong, da dong.* Direkt unter uns hatte kräftiger Regen, der vor Kurzem niedergegangen war, einen Bach anschwellen lassen. Die Luft war gesättigt von Mücken. Durch die Bäume machten wir im allerletzten Tageslicht schwach einige große Hirsche aus, die zu uns herüberspähten. Dann erreichten wir eine weite Lichtung, zur Rechten ein altes steinernes Jagdhaus, zur Linken der kalte Bach, der durch den Wald zum Fluss

hinablief, und da war sie: Inchnabobart!

Wir rannten ins Innere der Lodge. Die warme Küche! Der alte Kamin! Ich stürzte über das Schutzgitter mit seinen abgeschabten roten Kissen und sog den Hängebirkenduft der großen Feuerholz-Pyramide ein, die daneben aufgeschichtet war. Ich weiß nicht, welcher Duft berauschender oder anheimelnder sein könnte als der von Hängebirken. Grandpa, der eine halbe Stunde vor uns aufgebrochen war, hantierte bereits im hinteren Teil der Lodge an seinem Grill. Er stand inmitten dichter Rauchwolken, und Tränen strömten ihm aus den Augen. Er trug eine flache Kappe, die er dann und wann absetzte, um sich die Stirn zu wischen oder eine Fliege zu erschlagen. Als die Rehfilets zischten, drehte er sie mit einer riesigen Zange um und legte eine schneckenförmige *Cumberland sausage* auf den Grill. Normalerweise hätte ich ihn gebeten, einen Topf seiner besonderen Spezialität zu kochen: Spaghetti Bolognese. Doch aus irgendeinem Grund tat ich es an jenem Abend nicht.

Grannys Spezialität war die Salatsauce, und zwar in einer gehörigen Portion. Dann entzündete sie die Kerzen auf der langen Tafel, und wir saßen alle auf Holzstühlen, deren geflochtene Sitzflächen quietschten. Bei diesen Abendmahlzeiten hatten wir oft Gäste: berühmte oder bedeutende Personen. Vielfach hatte ich die Fleischtemperatur oder die Kühle des Abends mit einem Premierminister oder einem Bischof erörtert. Heute Abend waren wir aber als Familie ganz unter uns.

Meine Urgroßmutter traf ein. Ich sprang auf und bot ihr meine Hand an. Das tat ich zwar immer – wie Pa es mir eingebläut hatte –, doch an diesem Abend konnte ich sehen, dass Gan-Gan die zusätzliche Hilfe wirklich benötigte. Sie hatte gerade ihren hundertsten Geburtstag gefeiert und wirkte gebrechlich.

Allerdings war sie auch immer noch schick. Meiner Erinnerung nach trug sie Blau, alles in Blau. Blauer Cardigan, blauer Schottenrock, blauer Hut. Blau war ihre Lieblingsfarbe.

Sie bat um einen Martini. Augenblicke später reichte ihr jemand einen eiskalten, mit Gin gefüllten Tumbler. Ich beobachtete, wie sie einen Schluck nahm und dabei gekonnt die obenauf schwimmende Zitronenscheibe mied. Aus einer Laune heraus beschloss ich, mich ihr anzuschließen. Ich hatte noch nie vor den Augen meiner Familie einen Cocktail getrunken, das wäre also ein Ereignis. Ein kleiner Aufstand.

Der ins Leere lief, wie sich herausstellte. Niemanden kümmerte es. Niemand bemerkte es. Außer Gan-Gan. Mein Anblick, wie ich mich mit einem Gin Tonic in der Hand als Erwachsener gab, ließ sie kurz aufmerken.

Ich setzte mich neben sie. Unsere Unterhaltung begann als lebhafte Neckerei, entwickelte sich dann und wurde schließlich zu etwas Tiefergehendem, einer Verbindung. An diesem Abend sprach Gan-Gan wirklich zu mir und hörte mir ernsthaft zu. Ich konnte es gar nicht glauben und fragte mich, warum das so war. Lag es am Gin? Waren es die zehn Zentimeter, die ich seit dem letzten Sommer gewachsen war? Mit einem Meter achtzig war ich nun eines der größten Familienmitglieder. Dazu kam noch Gan-Gans Schrumpfen, sodass ich sie weit überragte.

Ich wünschte, ich könnte mich genauer daran erinnern, worüber wir sprachen. Ich wünschte, ich hätte mehr gefragt und mir ihre Antworten notiert. Während des Krieges war sie die Königin gewesen und hatte im Buckingham Palace gelebt, als Hitlers Bomben vom Himmel darauf herabregneten. (Der Palast verzeichnete neun direkte Treffer.) Sie hatte mit Churchill gespeist, dem Churchill der Kriegstage, und besaß einst eine Wortgewandtheit, die seiner gleichkam. Berühmt war sie für ihre Äußerung, dass sie, egal, wie schlimm es noch käme, England niemals verließe. Die Menschen liebten sie dafür. Ich liebte sie dafür. Ich liebte mein Land, und die Vorstellung, dass jemand erklärte, es nie verlassen zu wollen, erschien mir wunderbar.

Natürlich war sie auch dafür *berüchtigt*, andere Dinge zu äußern. Sie entstammte einer anderen Epoche und genoss ihr Königinnentum auf eine Art, die manchen Menschen als ungehörig erschien. Ich bemerkte nichts davon. Sie war meine Gan-Gan. Obwohl sie drei Jahre vor der Erfindung des Flugzeugs geboren wurde, spielte sie an ihrem einhundertsten Geburtstag sogar Bongos. Jetzt nahm sie meine Hand, als wäre ich ein aus den Schlachten zurückgekehrter Ritter, und sprach mit Liebe und Humor zu mir und, an jenem Abend, jenem verwunschenen Abend, auch mit Respekt.

Ich wünschte, ich hätte ihr Fragen zu ihrem Ehemann gestellt, König George VI., der jung starb. Oder zu ihrem Schwager, König Edward VIII., den sie offenkundig nicht ausstehen konnte. Er gab die Krone für die Liebe auf. Gan-Gan glaubte an die Liebe, doch nichts war wichtiger als die Krone. Es hieß, dass sie auch die Frau verachtete, die er sich ausgesucht hatte.

Ich wünschte, ich hätte sie nach ihren entfernten Vorfahren in Glamis befragt, dem Heim von Macbeth.

Sie hatte so viel gesehen und wusste so vieles. Man konnte immens viel von ihr lernen. Doch ich war einfach noch nicht reif genug, trotz des Wachstumsschubs, oder kühn genug, trotz des Gins.

Allerdings gelang es mir, sie zum Lachen zu bringen. Normalerweise

war das Pas Aufgabe; er hatte den Bogen raus, Gan-Gans Humor zu wecken. Er liebte sie so sehr wie jeden Menschen auf der Welt, vielleicht sogar noch ein wenig mehr. Ich erinnere mich, dass er uns mehrfach einen Blick zuwarf und zufrieden damit wirkte, dass es mir gelang, seine Lieblingsperson so sehr zum Kichern zu bringen.

Irgendwann erzählte ich Gan-Gan von Ali G, der Rolle, die Sacha Baron Cohen spielte. Ich brachte ihr bei, »Booyakasha« zu sagen und so mit den Fingern zu schnipsen, wie Sacha es tat. Obwohl sie es nicht verstand und keine Ahnung hatte, wovon ich redete, hatte sie großen Spaß dabei, das Fingerschnipsen zu versuchen und das Wort zu sagen. Bei jeder Wiederholung des Wortes *Booyakasha* quietschte sie auf, woraufhin alle anderen lächelten. Es freute und begeisterte mich. Ich fühlte mich … dazugehörig.

Dies war meine Familie, in der ich (zumindest einen Abend lang) eine ganz bestimmte Rolle hatte.

Und ausnahmsweise war es nicht die des Schlingels.

30

EINIGE WOCHEN SPÄTER GING ich in Eton an zwei blauen Türen vorbei, die fast genau in demselben Farbton gehalten waren wie einer von Gan-Gans Kilts. Diese Türen würden ihr gefallen, dachte ich.

Es waren die Türen zum Fernsehraum, einem meiner Zufluchtsorte.

Beinahe jeden Tag gingen wir, meine Kumpel und ich, nach dem Mittagessen dorthin und sahen ein wenig *Neighbours* oder vielleicht *Home and Away*, bevor wir uns zum Sport aufmachten. Doch an diesem Tag im September 2001 war der Fernsehraum gesteckt voll, und es lief nicht *Neighbours*.

Es liefen die Nachrichten.

Und die Nachrichten waren ein Albtraum.

Mehrere Gebäude in Flammen?

Oh, wow, wo ist das?

New York.

Trotz all der Jungs, die den Raum füllten, versuchte ich, den Bildschirm zu erkennen. Den Jungen rechts von mir fragte ich, was los war.

Er sagte, die USA seien angegriffen worden.

Terroristen hätten Flugzeuge in die New Yorker Zwillingstürme geflogen.

Menschen … sprangen. Von den Dächern fünfhundert Meter hoher Gebäude.

Mehr und mehr Jungen versammelten sich, standen da, bissen sich auf die Lippen, kauten an ihren Nägeln, zupften sich an den Ohren. In fassungslosem Schweigen und jungenhafter Verwirrung sahen wir, wie die einzige Welt, die wir je gekannt hatten, in Wolken giftigen Rauchs verschwand.

Dritter Weltkrieg, murmelte jemand.

Irgendwer sorgte dafür, dass die blauen Türen geöffnet blieben. Jungen strömten weiter hinzu.

Niemand gab einen Laut von sich.

So viel Chaos, so viel Leid.

Was kann man tun? Was können wir tun?
Was wird man von uns verlangen?
Wenige Tage später wurde ich siebzehn.

31

MORGENS SAGTE ICH MIR oft als Allererstes: *Vielleicht ist es heute so weit.*

Nach dem Frühstück sagte ich mir: *Vielleicht taucht sie heute Morgen wieder auf.*

Nach dem Mittagessen war es: *Vielleicht taucht sie heute Nachmittag wieder auf.*

Schließlich war es inzwischen vier Jahre her. Gewiss hatte sie sich inzwischen zurechtgefunden, sich ein neues Leben aufgebaut, eine neue Identität. *Vielleicht wird sie heute, endlich, auftauchen, eine Pressekonferenz abhalten – die Welt schockieren.* Nachdem sie die Fragen beantwortet hätte, die ihr die erstaunten Reporter zuriefen, würde sie sich über das Mikrofon beugen: *Willy! Harry! Falls Ihr mich hören könnt, kommt zu mir!*

Nachts hatte ich die verwickeltsten Träume. Im Wesentlichen waren es immer dieselben, nur die Settings und die Kleidung zeigten gewisse Unterschiede. Manchmal inszenierte sie eine triumphale Rückkehr; andere Male begegnete ich ihr zufällig an irgendeinem Ort. Einer Straßenecke. Einem Laden. Stets trug sie eine Verkleidung: eine voluminöse blonde Perücke. Oder eine große schwarze Sonnenbrille. Und doch erkannte ich sie jedes Mal.

Ich machte einen Schritt auf sie zu und flüsterte: *Mummy? Bist du das?*

Bevor sie antworten konnte, bevor ich herausfinden konnte, wo sie gewesen war und warum sie nicht zurückgekehrt war, schreckte ich hoch.

Mit dem Gefühl tiefer Enttäuschung blickte ich mich in dem Raum um.

Bloß ein Traum. Noch einer.

Dann aber sagte ich mir: *Vielleicht bedeutet das … Heute ist es so weit?*

Ich benahm mich wie einer jener religiösen Fanatiker, die glauben, dass die Welt an einem bestimmten Tag untergeht. Und wenn dieser Tag ereignislos verstreicht, ficht das ihren Glauben nicht an.

Ich muss die Zeichen falsch gedeutet haben. Oder ich habe mich im Kalender vertan.

Ich vermute, dass ich tief in meinem Inneren die Wahrheit kannte. Die

Illusion, dass Mummy sich versteckte und ihre Rückkehr vorbereitete, war nie so real, dass sie die gesamte Wirklichkeit auslöschen konnte. Aber sie verdunkelte sie genug, sodass ich den Großteil meiner Trauer hinausschieben konnte. Ich hatte noch immer nicht getrauert, bis auf das eine Mal an ihrem Grab noch immer nicht geweint, noch immer nicht die reinen Fakten verarbeitet. Ein Teil meines Hirns wusste Bescheid, doch ein anderer Teil war komplett isoliert, und die Trennung zwischen diesen beiden Teilen sorgte dafür, dass das Parlament meines Bewusstseins geteilt, polarisiert, festgefahren blieb. Ganz so, wie ich es wollte.

Manchmal redete ich mir ernsthaft ins Gewissen: *Alle anderen scheinen zu glauben, dass Mummy tot ist, Punktum, also solltest du dich möglicherweise anschließen.*

Doch dann dachte ich: *Ich glaube es, wenn ich Beweise habe.*

Bei Vorliegen handfester Beweise, so dachte ich, könnte ich richtig trauern und weinen und mich davon lösen.

32

Wann immer wir etwas hatten, belegten wir eines der kleinen, oberen Badezimmer mit Beschlag, worin wir eine überraschend durchdachte, ordentliche Taktstraße einrichteten. Der Raucher stand breitbeinig über dem WC neben dem Fenster, der Zweite lehnte am Wasserbehälter, der Dritte und der Vierte saßen in der leeren Badewanne, ließen ihre Beine über den Rand baumeln und warteten darauf, an die Reihe zu kommen. Man nahm einen Zug oder zwei, blies den Rauch aus dem Fenster und bewegte sich im Uhrzeigersinn zur nächsten Station, bis der Joint aufgeraucht war. Dann machten wir uns alle in ein Zimmer auf und lachten uns über eine oder zwei Folgen der neuen Serie *Family Guy* kaputt. Ich empfand eine unerklärliche Verbundenheit mit Stewie, diesem von den Seinen verschmähten Propheten.

Ich wusste, dass dies schlechtes Verhalten war. Ich wusste, dass es falsch war. Meine Kumpel wussten das auch. Wenn wir bekifft waren, sprachen wir oft darüber, wie dumm wir waren, unsere Eton-Schulzeit zu verschwenden. Einmal schlossen wir sogar einen Pakt: Wir schworen uns, mit Beginn der Prüfungsphase, den sogenannten »Trials«, schlagartig aufzuhören, bis die letzte Prüfung vorüber wäre. Doch schon als ich am nächsten Abend im Bett lag, hörte ich, wie meine Kameraden auf dem Flur kicherten und flüsterten. Ihr Ziel: das Bad. *Verdammter Mist, sie brachen den Pakt jetzt schon!* Ich stand auf und schloss mich ihnen an. Als die Taktstraße zwischen Wanne, Wasserbehälter und WC wieder Schwung aufnahm, als das Gras zu wirken begann, schüttelten wir die Köpfe.

Was waren wir doch für Idioten gewesen, als wir dachten, wir könnten uns ändern.

Gib den Joint weiter, Kumpel.

Als ich eines Abends rittlings über dem WC stand, nahm ich einen kräftigen Zug, blickte zum Mond empor und dann auf das Schulgelände hinab. Ich beobachtete, wie einige Mitglieder der Thames Valley Police

vor- und zurückmarschierten. Sie waren wegen mir dort stationiert. Allerdings verschafften sie mir kein Gefühl der Sicherheit, sondern sorgten dafür, dass ich mich eingesperrt fühlte.

Jenseits von ihnen aber lag die Sicherheit. *Da draußen* war alles friedlich und still. Mein Gedanke war: *Wie schön.* So viel Frieden in der weiten Welt … für manche. Für diejenigen, die die Freiheit besitzen, danach zu suchen. Just da sah ich, wie etwas durch den Innenhof schoss. Es erstarrte unter einer der orangefarbenen Straßenlaternen. Ich erstarrte ebenfalls und beugte mich zum Fenster hinaus.

Ein Fuchs! Und er sieht mich an! *Schau mal!*

Was?

Nichts.

Dem Fuchs flüsterte ich zu: *Hallo, Kumpel. Wie läuft's?*

Was redest du denn da?

Nichts, nichts.

Vielleicht war es das Gras – zweifelsohne war es das Gras –, aber ich empfand eine schmerzvolle und mächtige Verwandtschaft zu dem Fuchs. Mit ihm fühlte ich mich verbundener als mit den anderen Jungen im Waschraum, mit den anderen Jungen in Eton – sogar mit den Windsors in ihrem Schloss da drüben. Tatsächlich erschien mir dieser kleine Fuchs, wie der Leopard in Botswana, wie ein Bote, der mir aus einem anderen Reich gesandt worden war. Oder möglicherweise aus der Zukunft.

Wenn ich nur wüsste, wer der Absender war.

Und welchen Inhalt die Botschaft hatte.

33

Wann immer ich von der Schule heimkam, versteckte ich mich.

Ich versteckte mich oben im Kinderzimmer. Ich versteckte mich in meinen neuen Videospielen. Schier endlos spielte ich »Halo« gegen jemanden, der sich »Prophet« nannte und mich nur als »BillandBaz« kannte.

Ich versteckte mich im Keller von Highgrove, üblicherweise mit Willy.

Wir nannten es »Club H«. Vielfach wurde vermutet, das »H« stünde für Harry, tatsächlich stand es für Highgrove.

Der Keller war einst ein Luftschutzbunker gewesen. Um in seine Tiefen zu gelangen, schritt man durch eine schwere weiße Tür im Erdgeschoss, ging dann eine steile Steintreppe hinunter, ertastete sich seinen Weg über einen feuchten Steinboden, stieg drei weitere Treppen hinab, durchquerte einen langen feuchten Gang mit niedrigem Tonnengewölbe und passierte verschiedene Weinkeller, wo Camilla ihre edelsten Flaschen aufbewahrte, eine Gefrierkammer sowie diverse Lagerräume voller Gemälde, Poloausrüstungen und alberner Geschenke ausländischer Regierungen und Machthaber. (Niemand wollte sie haben, aber man konnte sie weder weiterverschenken noch spenden oder wegwerfen, also hatte man sie sorgfältig registriert und weggeschlossen.) Hinter dem letzten Lagerraum befanden sich zwei grüne Türen mit kleinen Messingknäufen, und auf deren anderer Seite lag der Club H. Fenster gab es keine, doch wegen der in einem Weißton gestrichenen Backsteinwände kam kein Gefühl von Enge auf. Außerdem statteten wir den Ort auch mit netten Stücken aus verschiedenen königlichen Residenzen aus: ein Perserteppich, rot bezogene marokkanische Sofas, ein Holztisch, eine elektronische Dartscheibe. Wir installierten auch eine große Stereoanlage. Ihr Klang war nicht berauschend, aber sie war laut. In einer Ecke stand ein Servierwagen mit Getränken – mittels kreativer Borgevorgänge wohlsortiert –, sodass dort stets ein schwaches Aroma von Bier und anderen Alkoholika wahrnehmbar war. Doch dank einer großen Belüftungsanlage in gutem Betriebszustand gab es auch Blumenduft: Regelmäßig wurde Frischluft aus Pas Gärten hereingepumpt, und damit Anklänge von Lavendel und

Geißblatt.

Ein typisches Wochenende begannen Willy und ich damit, dass wir uns zu einem nahe gelegenen Pub schlichen. Dort kippten wir ein paar Drinks, ein paar Pints Snake Bite, dann gabelten wir ein paar Freundinnen und Freunde auf und fuhren mit ihnen zum Club H zurück. Wir waren nie mehr als fünfzehn Personen, aber irgendwie waren wir auch nie weniger als fünfzehn.

Namen fallen mir wieder ein. Badger. Casper. Nisha. Lizzie. Skippy. Emma. Rose. Olivia. Chimp. Pell. Wir verstanden uns gut, gelegentlich sogar ein wenig besser als gut. Es gab viel unschuldiges Geknutsche, das Hand in Hand mit dem nicht ganz so unschuldigen Trinken ging. Cola mit Rum oder Wodka, üblicherweise in Tumblern, mit großzügigen Spritzern Red Bull.

Wir waren oft beschwipst und manchmal betrunken, und doch kam es nicht ein einziges Mal vor, dass jemand dort unten Drogen dabeihatte oder konsumierte. Unsere Personenschützer waren immer ganz in der Nähe. Das sorgte dafür, dass alles im Rahmen blieb, doch wir hatten auch einfach ein Gespür für Grenzen.

Der Club H war das perfekte Versteck für einen Teenager, ganz besonders aber für diesen Teenager hier. War mir nach Ruhe, bot mir der Club H diese. War mir nach Unfug, war der Club H der sicherste Ort, um das auszuleben. War mir nach Einsamkeit, gab es wohl keinen besseren Ort als einen Luftschutzbunker inmitten von Britanniens Ländlichkeit!

Willy ging es genauso. Oft erschien er mir dort unten ausgeglichener als an jedem anderen Ort. Und ich denke, dass es eine Erleichterung war, sich an einem Ort zu befinden, wo er nicht das Bedürfnis hatte, so zu tun, als sei ich ein Fremder.

Wenn wir nur zu zweit dort unten waren, spielten wir Spiele, hörten Musik – redeten. Mit den Rhythmen von Bob Marley oder Fatboy Slim oder DJ Sakin oder Yomanda im Hintergrund versuchte Willy manchmal über Mummy zu sprechen. Der Club H fühlte sich wie der einzige Platz an, der sicher genug war, um dieses Tabuthema anzusprechen.

Es gab nur ein Problem: Ich wollte nicht. Wann immer er es ansprach … wechselte ich das Thema.

Das frustrierte ihn. Und ich ging nicht darauf ein. Wahrscheinlich bemerkte ich es noch nicht einmal.

Dass ich so unsensibel und emotional unerreichbar war, beruhte nicht auf einem Entschluss meinerseits. Ich war einfach nicht fähig dazu. Ich war nicht annähernd bereit dafür.

Ein stets sicheres Thema war, wie wohl es tat, unsichtbar zu sein.

Ausführlich sprachen wir über die Herrlichkeit und den Luxus der Privatsphäre, eine oder zwei Stunden fernab der neugierigen Blicke der Presse zu verbringen. Unsere einzige echte Zuflucht, so sagten wir, wo dieser Haufen uns niemals finden kann.

Und dann fanden sie uns.

Ende 2001 besuchte mich Marko in Eton. Zum Mittagessen trafen wir uns in einem Café im Stadtzentrum, was ein besonderes Vergnügen für mich war. Dazu eine Ausrede, um blauzumachen und das Schulgelände zu verlassen. Ich strahlte über das ganze Gesicht.

Aber nein. Marko, der grimmig dreinschaute, erklärte, dies sei kein heiterer Ausflug.

Was ist los, Marko?

Ich soll die Wahrheit herausfinden, Harry.

Worüber?

Ich vermutete, dass er sich auf meine jüngst verlorene Unschuld bezog. Ein unrühmlicher Vorfall mit einer älteren Frau. Sie mochte Pferde, sehr sogar, und behandelte mich in etwa wie einen jungen Hengst. Ein kurzer Ritt, nach dem sie mir auf den Hintern klatschte und mich zum Grasen schickte. Zu den vielen Dingen, die falsch daran waren, gehörte: Es geschah auf einer Rasenfläche hinter einem belebten Pub.

Offenkundig hatte uns jemand gesehen.

Die Wahrheit, Marko?

Darüber, ob du Drogen nimmst oder nicht, Harry.

Was?

Anscheinend hatte die Herausgeberin der größten britischen Boulevardzeitung kürzlich im Büro meines Vaters angerufen, um mitzuteilen, sie habe »Beweise« dafür entdeckt, dass ich an verschiedenen Orten Drogen konsumierte, darunter im Club H. Auch in einem Fahrradschuppen hinter einem Pub. (Nicht der Pub, bei dem ich meine Unschuld verloren hatte.) Sofort hatte das Büro meines Vaters Marko zu einem Geheimtreffen mit einem Stellvertreter der Herausgeberin in einem zwielichtigen Hotelzimmer geschickt. Der Stellvertreter hatte die Argumentation des Boulevardblatts vorgetragen. Nun legte Marko sie mir vor.

Erneut fragte er, ob dies wahr sei.

Lügen, erklärte ich. *Nichts als Lügen.*

Punkt für Punkt ging Marko die Beweise der Herausgeberin durch. Ich bestritt sie samt und sonders. Falsch, falsch, falsch. Die grundlegenden Fakten, die Einzelheiten – nichts stimmte.

Dann befragte ich Marko. Wer zum Teufel ist diese Herausgeberin?

Eine verabscheuungswürdige Kröte, folgerte ich. Alle, die sie kannten, stimmten komplett darin überein, dass es sich bei ihr um einen Eiterpickel am Arsch der Menschheit handelte, um das eklige Zerrbild einer Journalistin. Aber nichts davon zählte, weil es ihr gelungen war, sich zu einer Position mit viel Macht emporzuwinden, und in letzter Zeit konzentrierte sie all diese Macht auf … mich. Ganz unumwunden und ohne eine Rechtfertigung abzugeben, jagte sie den Ersatzmann. Sie würde erst Ruhe geben, wenn meine Eier an ihre Bürowand genagelt wären.

Ich verstand es nicht. *Für ein bisschen läppischen Teenagerkram, Marko?*

Nein, Junge, nein.

Marko erklärte, dass mich diese Herausgeberin für einen Drogen-*Abhängigen* hielt.

Einen was?

Und wie Marko erläuterte, war dies auf die eine oder andere Weise die Story, die sie veröffentlichen würde.

Ich äußerte einen Vorschlag dazu, was die Herausgeberin mit ihrer Story anfangen könnte. Ich schickte Marko erneut zu ihr. Er sollte ihr erklären, dass sie sich komplett geirrt hatte.

Marko versprach, dass er dies tun würde.

Ein paar Tage später rief er mich an. Er habe getan, worum ich ihn gebeten hatte. Die Herausgeberin habe ihm jedoch nicht geglaubt und schwöre nun, sie würde nicht nur mich erwischen, sondern auch Marko.

Sicher wird Pa etwas unternehmen, wandte ich ein. *Sie aufhalten.*

Langes Schweigen.

Nein, sagte Marko. Pas Büro hatte beschlossen, einen … anderen Ansatz zu verfolgen. Statt der Herausgeberin zu sagen, sie möge ihre Meute zurückrufen, hat sich der Palast für die Kooperation mit ihr entschieden. Sie fuhren eine reine Appeasement-Strategie à la Neville Chamberlain.

Berichtete mir Marko, warum? Oder erfuhr ich erst später, dass es sich bei der lenkenden Kraft hinter dieser ekelhaften Strategie um denselben Imageberater handelte, den Pa letzthin auf Camillas Drängen engagiert hatte? Um den Menschen, der die Einzelheiten unserer privaten Gipfeltreffen mit Camilla durchgestochen hatte? Dieser Imageberater hatte laut Marko entschieden, der beste Ansatz in diesen Fall bestehe darin, mich den Löwen zum Fraß vorzuwerfen. In einem Aufwasch würde es die Herausgeberin besänftigen und zugleich Pas nachlassende Beliebtheit stärken. Inmitten all dieser Widerwärtigkeiten, all dieser Erpressung und Gerissenheit hatte der Imageberater einen kleinen Lichtblick ausgemacht, einen schimmernden Trostpreis für Pa: So könnte man ihn der Welt nicht mehr als untreuen Ehemann präsentieren, sondern als besorgten

alleinerziehenden Vater, der sich um ein drogensüchtiges Kind kümmern musste.

34

Ich kehrte nach Eton zurück, vergrub alles aus dem Kopf zu bekommen und mich auf meine Schularbeiten zu konzentrieren.

Versuchte ruhig zu sein.

Wieder und wieder hörte ich meine bevorzugte Beruhigungs-CD mit Klängen vom Okavango. Vierzig Aufnahmen: Heuschrecken. Paviane. Regenunwetter. Donner. Vögel. Sich um Beute balgende Löwen und Hyänen. Wenn abends das Licht ausgeschaltet wurde, drückte ich auf »Play«. Mein Zimmer klang wie ein Nebenfluss des Okavango. Nur so konnte ich schlafen.

Nach einigen Tagen entschwand das Treffen mit Marko aus meinem Bewusstsein. Langsam fühlte es sich mehr wie ein schlechter Traum an.

Doch dann erwachte ich, und der eigentliche Albtraum begann.

Eine Cover-Schlagzeile brüllte »Harrys Drogenschande«.

Januar 2002.

Über sieben Seiten waren im Inneren der Zeitung all die Lügen ausgebreitet, die Marko mir vorgelegt hatte, sowie noch viele weitere. Laut der Story war ich nicht nur ein gewohnheitsmäßiger Drogenkonsument, sondern war kürzlich auch auf Entzug gewesen. *Entzug!* Die Herausgeberin hatte einige Fotos von Marko und mir in die Pfoten bekommen, wie wir einige Monate zuvor eine Entzugsklinik in einem Vorort besucht hatten – ein typischer Teil meiner karitativen Tätigkeit als Prinz. Sie hatte die Fotos umfunktioniert und daraus Anschauungsmaterial für ihre verleumderische Erfindung gemacht.

Geschockt starrte ich die Fotos an und las die Story. Ich war angewidert und entsetzt.

Ich stellte mir vor, dass jede und jeder, dass alle meine Landsleute diese Dinge lasen und glaubten. Ich konnte hören, wie die Menschen im gesamten Commonwealth über mich klatschten:

Ehrlich, der Junge ist eine Schande!

Der arme Vater – und das nach allem, was er durchgemacht hat!

Außerdem war ich untröstlich bei dem Gedanken, dass dies teilweise das Werk meiner eigenen Familie gewesen war, meines eigenen Vaters und meiner Stiefmutter. Sie hatten diesen Unfug begünstigt. Zu welchem Zweck? Um ihr eigenes Leben ein klein wenig einfacher zu machen.

Ich rief Willy an. Ich konnte nicht sprechen. Er konnte es auch nicht. Er

war verständnisvoll, sogar mehr als das. (»Ungerecht, Harold.«) In manchen Augenblicken ärgerte ihn die ganze Angelegenheit sogar mehr als mich, weil er in mehr Einzelheiten zu dem Imageberater und den Hinterzimmergeschäften eingeweiht war, die zu dieser öffentlichen Opferung des Ersatzmanns geführt hatten.

Doch im selben Atemzug versicherte er mir, dass da nichts zu machen sei. Das war Pa. Das war Camilla. Das war das Leben als Royal.

Das war unser Leben.

Ich rief Marko an. Auch er brachte sein Mitgefühl zum Ausdruck.

Ich bat ihn, meiner Erinnerung aufzuhelfen: Wie lautete der Name der Herausgeberin? Er sagte ihn mir, und ich merkte ihn mir gut. In den Jahren seither habe ich es jedoch vermieden, ihn zu nennen, und möchte ihn hier nicht wiederholen. Ich will ihn der Leserschaft ersparen und mir ebenfalls. Übrigens: Kann es Zufall sein, dass der Name der Frau, die vorgab, ich hätte an einer Drogen-*Reha* teilgenommen ein perfektes Anagramm ist für … *Rehabber* Kooks? Übermittelt das Universum hier nicht eine Botschaft?

Wer wäre ich, nicht zuzuhören?

Mehrere Wochen lang käuten die Zeitungen die Rehabber-Kooks-Verleumdungen wieder, garniert mit verschiedenen neuen und ebenso erfundenen Schilderungen von Vorgängen im Club H. Unser recht braves Teenager-Clubhaus glich darin Caligulas Schlafzimmer.

Etwa zu dieser Zeit besuchte eine von Pas engsten Freundinnen Highgrove. Ihr Ehemann begleitete sie. Pa bat mich, die beiden herumzuführen. Ich zeigte ihnen die Gärten, doch sie interessierten sich weder für Pas Lavendel noch für sein Geißblatt.

Ungeduldig erkundigte sich die Frau: *Wo ist der Club H?*

Eine eifrige Leserin all der Postillen.

Ich führte sie zu der Tür, öffnete diese und wies die dunklen Stufen hinunter.

Sie nahm einen tiefen Atemzug und kommentierte lächelnd: *Oh, es riecht sogar nach Gras!*

Das tat es allerdings nicht. Es roch nach feuchter Erde, Steinen und Moos. Es roch nach Schnittblumen, sauberem Humus – und vielleicht einer Spur Bier. Ein lieblicher Duft, komplett organisch, aber die Macht der Einbildung hatte die Frau in ihren Bann geschlagen. Selbst als ich ihr schwor, dass es dort kein Gras gab, dass wir dort kein einziges Mal Drogen konsumiert hatten, zwinkerte sie mir zu.

Als Nächstes würde sie mir vermutlich etwas abkaufen wollen.

35

Unsere Familie wuchs nicht mehr. Am Horizont zeichneten sich weder neue Ehepartner noch weitere Babys ab. Meine Tanten und Onkel – Sophie und Edward, Fergie und Andrew – vergrößerten ihre Familien nicht weiter. Pa natürlich auch nicht. Eine Ära der Stagnation hatte begonnen.

Doch jetzt im Jahr 2002 dämmerte mir, dämmerte uns allen, dass die Familie doch nichts Statisches war. Bald schon würde sie sich verkleinern.

Prinzessin Margaret und Gan-Gan waren beide erkrankt.

Die von mir Tante Margo genannte Prinzessin Margaret kannte ich eigentlich nicht. Gewiss, sie war meine Großtante, wir hatten zu 12,5 Prozent dieselbe DNA, wir verbrachten die wichtigeren Feiertage miteinander. Trotzdem war sie mir beinahe vollständig fremd. Wie die meisten Briten wusste ich hauptsächlich etwas *über* sie, und in groben Zügen waren mir die allgemeinen Umstände ihres traurigen Lebens bekannt. Vom Palast durchkreuzte große Lieben. Von den Boulevardblättern als Aufmacher genutzte, extrem selbstzerstörerische Züge. Eine hastig eingegangene Ehe, die von Anfang an zum Scheitern verurteilt wirkte und am Ende schlimmer war als befürchtet. Ihr Ehemann, der im ganzen Haus bösartige Nachrichten hinterließ, zänkische Aufstellungen all ihrer Fehler. *Vierundzwanzig Gründe, warum ich dich hasse!*

Als ich heranwuchs, empfand ich ihr gegenüber nichts als ein wenig Mitleid und viel Nervosität. Mit einem finsteren Blick konnte sie eine Zimmerpflanze welken lassen. Wann immer sie in der Nähe war, blieb ich auf Distanz. Wenn unsere Wege sich kreuzten, ergaben sich überaus selten Gelegenheiten, bei denen sie sich dazu herabließ, Notiz von mir zu nehmen und das Wort an mich zu richten. Ich fragte mich dann, ob sie irgendetwas von mir halte. Es wirkte so, als sei das nicht der Fall. Beziehungsweise, ihrem Tonfall und ihrer Kälte nach zu urteilen, nicht viel.

Bei einem Weihnachtsfest löste sie dann das Rätsel. Wie stets

versammelte sich die ganze Familie am Heiligabend, um Geschenke auszupacken. So wollte es ein deutscher Brauch, der die Anglisierung des Familiennamens von Sachsen-Coburg-Gotha zu Windsor überdauert hatte. Wir befanden uns in Sandringham in einem großen Saal mit einer langen, von einem weißen Tuch bedeckten Tafel mit weißen Namensschildern. Wie üblich fanden sich zu Beginn des Abends alle an ihren jeweiligen Plätzen ein und standen vor ihren Geschenken. Dann begannen alle auf einmal, ihre Geschenke auszupacken. Es herrschte ein allgemeines Remmidemmi, bei dem viele Familienmitglieder gleichzeitig sprachen, an Schleifen zupften und Geschenkpapier aufrissen.

Vor meinem Stapel stehend, beschloss ich, mit dem kleinsten Geschenk zu beginnen. Auf seinem Anhänger stand: *Von Tante Margo*.

Ich blickte hinüber und rief: *Danke, Tante Margo!*

»Ich hoffe, es gefällt dir, Harry.«

Ich riss das Papier ab. Zum Vorschein kam … ein Kugelschreiber?

Ich sagte: *Oh. Ein Kugelschreiber. Wow.*

Sie bestätigte: *Ja. Ein Kugelschreiber!*

Ich bekräftigte: *Ganz herzlichen Dank.*

Doch es war nicht einfach irgendein Kugelschreiber, wie sie betonte: Ein kleiner Gummifisch war darumgewickelt.

Ich erklärte: *Ah. Ein Fisch-Kugelschreiber! Okay.*

Zu mir selbst aber sagte ich: *Das ist krass.*

Als ich älter wurde, kam mir hin und wieder der Gedanke, dass Tante Margo und ich eigentlich hätten befreundet sein sollen. Wir hatten so viele Gemeinsamkeiten: Zwei *Spares*, die als Reserve bereitstanden. Tante Margos Beziehung zu Granny war zwar kein exaktes Gegenstück zu der von Willy und mir, kam ihr aber doch recht nahe. Eine schwärende Rivalität, eine starke Konkurrenz (besonders vom älteren Geschwisterkind ausgehend), alles wirkte vertraut. Auch war Tante Margo Mummy nicht unähnlich. Beide rebellisch, beide als Sirenen abgestempelt. (Pablo Picasso war einer der vielen Margo verfallenen Männer.) Als ich Anfang 2002 erfuhr, dass sie erkrankt war, wünschte ich mir daher zunächst, ich hätte mehr Zeit gehabt, um sie kennenzulernen. Doch das hatten wir längst verpasst. Tante Margo konnte sich nicht mehr selbst versorgen. Nachdem sie sich bei einem Bad schlimme Verbrennungen an den Füßen zugezogen hatte, war sie an den Rollstuhl gefesselt. Es hieß, dass sie rasch verfiel.

Als sie am 9. Februar 2002 starb, war mein erster Gedanke, dass dies ein schwerer Schlag für Gan-Gan sein würde, die ebenfalls abbaute.

Granny versuchte, Gan-Gan die Teilnahme an der Beerdigung auszureden. Doch Gan-Gan kämpfte sich von ihrem Krankenlager hoch

und erlitt kurz nach diesem Tag einen bösen Sturz.

Es war Pa, der mir davon berichtete, dass Gan-Gan an ihr Bett in der Royal Lodge gefesselt war. Diesen weitläufigen Landsitz hatte sie in den letzten fünfzig Jahren immer dann bewohnt, wenn sie sich nicht an ihrem Hauptwohnsitz, Clarence House, aufhielt. Die Royal Lodge lag fünf Kilometer südlich von Windsor Castle, immer noch im Windsor Great Park, und war Teil des Crown Estate, gehörte aber wie das Schloss teilweise einer anderen Welt an. Atemberaubend hohe Decken. Kiesbestreute Auffahrten, die sich geruhsam durch bunte Gärten wanden.

Sie war nur wenige Jahre nach Cromwells Tod errichtet worden.

Es tröstete mich, zu hören, dass sich Gan-Gan dort befand, an einem Ort, den sie sehr mochte. Pa erwähnte, dass sie in ihrem eigenen Bett lag und nicht litt.

Granny war oft bei ihr.

Der Anruf erreichte mich einige Tage später in Eton, während ich lernte. Ich wünschte, ich wüsste noch, wessen Stimme am anderen Ende der Leitung war; ein Hofbeamter, nehme ich an. Es war kurz vor Ostern, der Tag war hell und warm. Die Lichtstrahlen, die schräg durch mein Fenster fielen, waren lebhaft gefärbt.

Eure Königliche Hoheit, die Königinmutter ist verstorben.

Schnitt zu Willy und mir einige Tage später: dunkle Anzüge, bedrückte Gesichter, ein Déjà-vu vor Augen. Langsam schritten wir hinter der Lafette einher. Dudelsäcke spielten, Hunderte von ihnen. Ihr Klang katapultierte mich in die Vergangenheit zurück.

Ich begann zu zittern.

Erneut legten wir den furchtbaren Weg zur Westminster Abbey zurück. Dann bestiegen wir ein Auto und schlossen uns der Prozession an: aus dem Stadtzentrum heraus, Whitehall entlang, hinaus auf die Mall, weiter zur St. George's Chapel.

Den ganzen Morgen über wanderte mein Blick immer wieder zu der Krone, die man auf Gan-Gans Sarg platziert hatte. Ihre dreitausend Diamanten und anderen Edelsteine funkelten in der Frühlingssonne. Im Zentrum des Kreuzes befand sich ein Diamant von der Größe eines Tennisballs. Und zwar nicht bloß irgendein Diamant, sondern ein 105-Karat-Monster namens Koh-i-Noor. Kein Mensch hat je einen größeren Diamanten gesehen. Das britische Empire »erwarb« ihn, als es sich auf der Höhe seiner Macht befand. Manche denken, er sei gestohlen worden. Ich hörte, er schlage einen in seinen Bann, und er sei verflucht. Männer hatten um ihn gekämpft, waren für ihn gestorben, und daher hieß es, der Fluch sei männlich.

Nur Frauen war es gestattet, den Diamanten zu tragen.

36

Es war eigenartig nach so viel Trauer, einfach zu … *feiern.* Aber nur Monate später war das *Golden Jubilee*, der fünfzigste Jahrestag von Grannys Thronbesteigung.

In jenem Sommer 2002 stürzten Willy und ich uns vier Tage lang ständig in einen frischen Satz schicker Kleidung, sprangen in einen weiteren schwarzen Wagen und eilten zu noch einem Empfang, einer Gala, Party oder Parade am nächsten Veranstaltungsort.

Das Land befand sich in einem Rauschzustand. Die Menschen tanzten in den Straßen und sangen auf Dächern und Balkonen. Jede und jeder trug eine Version des Union Jack. Bei einer für ihre Zurückhaltung berühmten Nation war das ein erstaunlicher Ausdruck unbändiger Freude.

Es wunderte mich. Granny hingegen schien nicht verwundert zu sein. Mich wiederum verblüffte es, wie wenig erstaunt sie war. Es war nicht so, dass sie keine Gefühle empfand. Ganz im Gegenteil: Ich fand immer, dass Granny alle normalen menschlichen Gefühle erlebte. Sie wusste nur besser als wir übrigen Sterblichen, wie man Kontrolle darüber ausübt. An dem Wochenende des goldenen Thronjubiläums stand ich die meiste Zeit neben oder hinter ihr und dachte oft: *Wenn sie das nicht aufwühlt, ist ihr Ruf für unerschütterliche Gelassenheit wirklich wohlverdient.* Dann, so dachte ich, bin ich vielleicht eigentlich ein Waisenknabe. Weil ich so ein Nervenwrack bin.

Für meine flatternden Nerven gab es verschiedene Gründe, wobei der wichtigste ein sich zusammenbrauender Skandal war. Unmittelbar vor dem Jubiläum hatte mich einer von Grannys Hofbeamten in sein kleines Büro gerufen und ganz unumwunden gefragt: *Harry – schnupfen Sie Kokain?*

Schatten meines Essens mit Marko.

Was? Ob ich … ? Wie könnte … ? Nein!

Hm. Nun ja. Könnte es ein Foto davon geben? Ist es möglich, dass irgendjemand irgendwo möglicherweise ein Foto davon hat, wie Sie Kokain schnupfen?

Himmel, nein! Das ist lächerlich! Warum?

Er erläuterte mir, es habe ihn der Herausgeber einer Zeitung kontaktiert, der angab, in den Besitz eines Fotos gekommen zu sein, auf dem man sah, wie Prinz Harry eine Linie zog.

Er lügt, das ist nicht wahr!

Ich verstehe. Wie dem auch sei, dieser Herausgeber ist bereit, die Aufnahme auf ewig in seinen Safe einzuschließen. Im Gegenzug möchte er sich mit Ihnen zusammensetzen und Ihnen erklären, dass Ihr Tun sehr schädlich ist. Er möchte Ihnen einige Ratschläge fürs Leben erteilen.

Ah. Gruselig. Und hinterhältig. Geradezu teuflisch, denn wenn ich in dieses Treffen einwillige, bekenne ich mich schuldig.

Stimmt.

Ich sagte mir: Nach Rehabber Kooks haben es jetzt eben alle auf mich abgesehen. Sie hatte einen direkten Treffer gelandet, und jetzt rotteten sich ihre Mitbewerber zusammen, um die Nächsten zu sein.

Wann hört das auf?

Ich versicherte mir selbst, dass der Herausgeber nichts in Händen hielt und nur im Trüben fischte. Es musste ihm ein Gerücht zu Ohren gekommen sein, dem er nachging. Kurs halten, ermahnte ich mich und wies dann den Hofbeamten an, dem Journalisten auf den Zahn zu fühlen, seine Behauptung energisch zurückzuweisen, die Abmachung abzulehnen. Am wichtigsten war: das angebotene Treffen abzulehnen.

Ich werde mich nicht erpressen lassen.

Der Hofbeamte nickte. Erledigt.

Natürlich … hatte ich zu jener Zeit *doch* Kokain konsumiert. Im Landhaus von jemandem war mir bei einem Jagdwochenende eine Linie angeboten worden, und seither waren noch ein paar hinzugekommen. Es war nicht besonders vergnüglich, und es machte mich nicht so glücklich wie anscheinend alle anderen um mich herum. Doch es sorgte dafür, dass ich mich *anders* fühlte, und das war die Hauptsache. Anders. Fühlen. Ich war ein zutiefst unglücklicher siebzehnjähriger Junge und bereit, so gut wie alles auszuprobieren, was diesen Zustand ändern würde.

Das jedenfalls erzählte ich mir selbst. Damals konnte ich mich selbst genauso mühelos anlügen wie einen Hofbeamten.

Doch jetzt begriff ich, dass das Koks die Sache nicht wert gewesen war. Das Risiko überstieg die Belohnung bei Weitem: von Bloßstellung bedroht; die Aussicht, Grannys goldenes Jubiläum zu ruinieren; ein Tanz auf Messers Schneide mit der durchgeknallten Presse – nichts war irgendetwas davon wert.

Positiv betrachtet hatte ich mich wacker geschlagen. Nachdem ich den

Journalisten gezwungen hatte, Farbe zu bekennen, verhielt er sich still. Wie vermutet, hatte er kein Foto, und als seine Schwindelei nicht funktionierte, schlängelte er sich von dannen. (Oder nicht ganz: Er schlängelte sich ins Clarence House und wurde ein guter Freund von Camilla und Pa.) Ich schämte mich für die Lüge. Aber ich war auch stolz. Als ich in der Klemme steckte, in einer sehr bedrohlichen Krisensituation, hatte ich zwar keine Gelassenheit empfunden wie Granny, doch zumindest war es mir gelungen, sie nach außen zu zeigen. Ich hatte ein wenig von Grannys Superkraft, ihrem heldenhaften Stoizismus vermittelt. Zwar tat es mir leid, dass ich dem Hofbeamten einen Bären aufgebunden hatte, aber die Alternative wäre noch zehnmal schlimmer gewesen.

Also … die Sache gut erledigt?

Letzten Endes war ich vielleicht doch kein Waisenknabe.

37

Am DIENSTAG, DEM ABSCHLUSSTAG des Jubiläums, sahen Millionen Menschen, wie Granny vom Palast aus zur Kirche aufbrach, wo ein spezieller Dankgottesdienst abgehalten wurde. Granny fuhr mit Grandpa in einer goldenen Kutsche – alles daran, jeder Quadratzentimeter war aus glänzendem Gold. Goldene Türen, goldene Räder, ein goldenes Dach und über allem eine goldene Krone, die drei in leuchtendem Gold gegossene Engel in die Höhe hielten. Die Kutsche war dreizehn Jahre vor der Amerikanischen Revolution gebaut worden und funktionierte noch immer tadellos. Während sie mit Granny und Grandpa durch die Straßen eilte, schmetterte irgendwo in der Ferne ein riesiger Chor die Krönungshymne. *Rejoice! Rejoice!* Und in der Tat, wir jubelten. Selbst den verdrießlichsten Gegnern der Monarchie fiel es schwer, nicht auch ein klein wenig ergriffen zu sein.

An dem Tag gab es, soweit ich mich erinnere, ein feierliches Mittagessen und eine Abendgesellschaft. Allerdings waren beide etwas enttäuschend. Nach allgemeiner Einschätzung hatte die Hauptveranstaltung nämlich am Abend zuvor stattgefunden, und zwar in den Gärten außerhalb des Buckingham Palace: ein Auftritt von einigen der bedeutendsten Künstler des Jahrhunderts. Paul McCartney sang »Her Majesty«, und Brian May spielte auf dem Dach. *Wie großartig!*, sagten viele. Und wie wunderbar, dass Granny so auf der Höhe der Zeit, so modern sein sollte, dass sie diese ganze moderne Rockmusik nicht nur zuließ, sondern tatsächlich genoss.

Während ich direkt hinter ihr saß, konnte ich nicht anders, als genau dasselbe zu denken. Als ich sah, wie sie sich im Takt wiegte und mit dem Fuß auftippte, wollte ich sie drücken – was ich natürlich nicht tat. Das kam nicht infrage. Ich hatte es nie getan und konnte mir keinerlei Umstände vorstellen, unter denen eine solche Handlung zulässig wäre.

Es gibt eine berühmte Anekdote darüber, wie Mummy versuchte, Granny zu umarmen. Wenn man den Augenzeugen glauben kann, handelte es sich tatsächlich eher um ein plötzliches Vorschnellen als um

eine Umarmung. Mit einem Schlenker wich Granny dem Kontakt aus, und das Ganze endete überaus peinlich mit abgewandten Blicken und gemurmelten Entschuldigungen. Jedes Mal, wenn ich versuche, mir die Szene vorzustellen, erinnert sie mich an einen vereitelten Taschendiebstahl oder einen *tap-tackle* beim Rugby. Während ich Granny zusah, wie sie zu Brian May abrockte, fragte ich mich, ob Pa es je versucht hatte. Vermutlich nicht. Als er fünf oder sechs Jahre alt war, verließ ihn Granny und unternahm eine mehrmonatige Repräsentationsreise. Bei ihrer Rückkehr begrüßte sie ihn mit einem festen Händedruck. Was aber wiederum möglicherweise mehr war, als er je von Grandpa bekam. Tatsächlich hielt sich Grandpa so fernab, war so sehr mit Arbeit und Reisen beschäftigt, dass er Pa in seinen ersten Lebensjahren kaum sah.

Das Konzert ging weiter, und ich wurde müde. Von der lauten Musik und dem Stress der letzten Wochen bekam ich Kopfschmerzen. Granny hingegen zeigte keinerlei Anzeichen von Erschöpfung. Sie hielt sich noch immer wacker, klopfte den Takt und swingte mit.

Plötzlich bemerkte ich etwas in ihren Ohren und sah näher hin. Etwas – Goldenes?

Golden wie die goldene Kutsche.

Golden wie die goldenen Engel.

Ich beugte mich vor. Vielleicht nicht direkt golden.

Nein, die Farbe war wohl eher gelb.

Ja. Gelbe Ohrstöpsel.

Ich senkte den Kopf und lächelte. Als ich ihn wieder hob, beobachtete ich mit diebischer Freude, wie Granny den Takt zu einer Musik hielt, die sie nicht hören konnte. Einer Musik, bei der es ihr gelungen war, sich auf schlaue und diskrete Art … zu distanzieren. Kontrolle auszuüben.

Mehr als je zuvor wollte ich sie an mich drücken.

38

In diesem Sommer setzte ich mich mit Pa hin, vielleicht in zum letzten Mal, es könnte aber auch Clarence House gewesen sein, wo er in den letzten fast durchgehend lebte. Er war kurz nach Gan-Gans Tod dort eingezogen, und wo er lebte, da lebte auch ich.

Wenn ich nicht gerade in Manor House lebte.

Mein letztes Jahr in Eton rückte näher, und Pa wollte mit mir besprechen, wie ich mir mein Leben nach Eton vorstellte. Die meisten meiner Freunde würden auf irgendeine Universität wechseln. Willy ging schon auf die University of St. Andrews und schlug sich sehr gut. Henners hatte auf der Harrow School gerade die Abschlussprüfung abgelegt und plante, die Newcastle University zu besuchen.

Und du, darling boy? Hast du einmal über … die Zukunft nachgedacht?

Ja, allerdings. Ich hatte jahrelang in vollem Ernst davon gesprochen, in dem Ski-Resort in Lech am Arlberg zu arbeiten, in das Mummy immer mit uns gefahren war. Was für wunderbare Erinnerungen! Genauer gesagt, wollte ich in der Fondue-Hütte im Ortszentrum arbeiten, die Mummy geliebt hatte. Dieses Fondue konnte dein Leben verändern. (Ich war wirklich so wahnsinnig.) Nun aber sagte ich zu Pa, ich hätte mich von der Fondue-Fantasie verabschiedet, und er seufzte erleichtert auf.

Stattdessen hätte ich überlegt, Skilehrer zu werden …

Pa verkrampfte sich wieder. *Kommt nicht infrage*.

Okay.

Langes Schweigen.

Wie wäre es mit … Safariführer?

Nein, darling boy.

Die Sache würde nicht einfach werden.

Ein Teil von mir wollte wirklich etwas vollkommen Unerwartetes machen, etwas, bei dem jeder in der Familie, im ganzen Land aufhorchte und sagte: *Was zum …* Ein Teil von mir wollte alles hinschmeißen und verschwinden – wie Mummy es getan hatte. Und andere Prinzen in der Vergangenheit. War da nicht vor langer Zeit in Indien mal einer einfach

aus dem Palast marschiert und hatte sich unter einen hübschen Feigenbaum gesetzt? Wir hatten in der Schule darüber gelesen. Oder hätten es eigentlich tun sollen.

Aber ein anderer Teil von mir war ungeheuer ehrgeizig. Alle gingen davon aus, dass der *Spare* keinerlei Ambitionen haben würde oder haben sollte. Alle gingen davon aus, dass Mitglieder der Königsfamilie ohnehin keine beruflichen Ziele oder Sorgen hatten. Du bist von königlicher Geburt, alles wird dir abgenommen, warum solltest du dir Sorgen machen? Aber in Wirklichkeit machte ich mir viele Gedanken darüber, meinen Weg zu finden, meine Bestimmung in dieser Welt. Ich wollte keiner dieser Cocktails schlürfenden Faulpelze sein, über die man nur die Augen verdrehte und denen bei Familientreffen alle aus dem Weg gingen. Davon hatte es in meiner Familie im Laufe der Jahrhunderte jede Menge gegeben.

Selbst Pa hätte so einer werden können. Man habe ihn immer von harter Arbeit abgehalten, erzählte er mir. Man habe ihn ermahnt, der Thronerbe solle nicht »zu viel machen«, solle sich nicht zu sehr ins Zeug legen, um die Regentin nicht zu übertrumpfen. Doch er hatte sich dagegen aufgelehnt, hatte auf seine innere Stimme gehört und Tätigkeiten entdeckt, die ihn begeisterten.

Das wünschte er sich auch für mich.

Deshalb drängte er mich nicht zu einem Studium. Er wusste, dass es nicht in meinen Genen lag. Nicht, dass ich an sich etwas gegen Universitäten gehabt hätte. Die University of Bristol fand ich zum Beispiel durchaus interessant. Ich hatte mir die Unterlagen genau angesehen und ernsthaft über einen Kurs in Kunstgeschichte nachgedacht. (Das Fach belegten viele hübsche Mädchen.) Aber ich konnte mir einfach nicht vorstellen, mich jahrelang über ein Buch zu beugen. Der Internatsleiter von Eton konnte es auch nicht. Er sagte mir auf den Kopf zu: *Du bist nicht der Typ für die Universität, Harry*. Jetzt schloss sich auch Pa dieser Einschätzung an: Es sei ja kein Geheimnis, sagte er, dass ich »nicht der Familiengelehrte« sei.

Es sollte keine Stichelei sein. Aber ich zuckte trotzdem innerlich zusammen.

Wir überlegten hin und her, ich spielte alle Möglichkeiten durch, und mittels Ausschlussverfahren landeten wir bei der Armee. Es war schlüssig. Es stimmte mit meinem Wunsch überein, auszubrechen, zu verschwinden. Das Militär würde mich den neugierigen Blicken der Öffentlichkeit und der Presse entziehen. Aber es stand auch mit meiner Hoffnung im Einklang, etwas zu bewegen.

Und es entsprach meiner Persönlichkeit. Mein Lieblingsspielzeug als Junge waren immer meine Spielsoldaten gewesen. Tausende von Stunden hatte ich mit ihnen im Kensington Palace und in den von Rosemary Verey gestalteten Gärten in Highgrove epische Schlachten geplant und ausgefochten. Und auch jedes einzelne Paintball-Spiel war ich angegangen, als hinge die Zukunft des Commonwealth davon ab.

Pa lächelte. *Ja, darling boy. Die Armee könnte genau das Richtige für dich sein.*

Zuerst aber, fügte er hinzu …

Ein Auslandsjahr war für viele eine reine Formsache. Für Pa aber war es einer der prägendsten Abschnitte im Leben eines Menschen.

Sieh dir die Welt an, darling boy! Erlebe Abenteuer.

Also setzte ich mich mit Marko zusammen, und wir versuchten zu entscheiden, wie diese Abenteuer aussehen könnten. Als Erstes einigten wir uns auf Australien. Ein halbes Jahr auf einer Farm arbeiten.

Ausgezeichnet.

Was das zweite Halbjahr anging, sagte ich Marko, ich wolle mich am Kampf gegen AIDS beteiligen. Dass dies eine Hommage an Mummy sein würde, eine ausdrückliche Fortsetzung ihrer Arbeit, musste nicht eigens betont werden.

Marko ging los, recherchierte ein wenig, kam wieder und sagte: Lesotho.

Noch nie gehört, gestand ich.

Er klärte mich auf. Binnenstaat. Schönes Land. Grenzt an Südafrika. Viel Not, viel zu tun.

Ich war überglücklich. Endlich ein Plan!

Bald darauf besuchte ich Henners. Ein Wochenende in Edinburgh, Herbst 2002. Wir gingen in ein Restaurant, und ich erzählte ihm alles. *Freut mich für dich, Haz!* Er plante auch ein Auslandsjahr, in Ostafrika. Uganda, wenn ich mich richtig erinnere. Um dort in einer ländlichen Schule zu arbeiten. Momentan hatte er einen Teilzeitjob – in der Ludgrove School. Als Handlanger. (Die Ludgrove-Bezeichnung für »Mädchen für alles«.) Es sei ein sehr cooler Job, sagte er. Er könne Zeit mit den Kindern verbringen und überall auf dem Gelände Dinge reparieren.

Und dazu so viele Erdbeeren und Karotten, wie du essen kannst!, zog ich ihn auf.

Doch er meinte es durchaus ernst. *Ich unterrichte gern, Haz.*

Oh.

Wir unterhielten uns aufgeregt über Afrika, nahmen uns vor, uns dort zu treffen. Nach Uganda, nach dem College wollte Henners wahrscheinlich

auch zur Armee, als Green Jacket. Im Grunde war es keine freie Entscheidung; seine Familie trug seit Generationen Uniform. Wir sprachen darüber, uns auch dort zu treffen. Vielleicht, sagten wir, würden wir eines Tages Seite an Seite in ein Gefecht marschieren oder gemeinsam Menschen am anderen Ende der Welt helfen.

Die Zukunft. Wir fragten uns, was sie für uns bereithalten würde. Ich machte mir Sorgen, Henners jedoch nicht. Er nahm die Zukunft nicht ernst, er nahm gar nichts ernst. Nimm das Leben, wie es kommt, Haz. So war Henners, so war er immer gewesen. Ich beneidete ihn um seine Gelassenheit.

Jetzt aber wollte er erst einmal in eins der Casinos von Edinburgh. Er fragte, ob ich mitkommen wolle. Geht leider nicht, sagte ich. Ich könne mich auf keinen Fall in einem Casino sehen lassen. Das würde einen Riesenskandal auslösen.

Zu schade, sagte er.

Wir verabschiedeten uns und versprachen, uns bald wieder in Verbindung zu setzen.

Zwei Monate später, ein Sonntagmorgen – kurz vor Weihnachten 2002. Die Nachricht muss mich übers Telefon erreicht habe, aber ich erinnere mich nur dunkel, den Hörer in der Hand zu halten, die Worte zu hören. Henners und ein anderer Junge waren nach einer Party in der Nähe von Ludgrove gegen einen Baum gefahren. Auch wenn die Erinnerung an den Anruf verschwommen ist, weiß ich noch genau, wie ich reagierte. Genau so, wie ich reagiert hatte, als Pa mir das mit Mummy erzählte. *Gut … Henners hatte also einen Unfall. Aber er ist im Krankenhaus, ja? Er kommt doch wieder in Ordnung?*

Nein, tat er nicht.

Und der andere Junge, der Fahrer, schwebte in Lebensgefahr.

Willy und ich gingen zur Beerdigung. Eine kleine Pfarrkirche in der Straße, in der Henners aufgewachsen war. Ich erinnere mich, wie sich Hunderte von Menschen in knarrende hölzerne Kirchenbänke drängten. Ich erinnere mich, wie ich mich nach der Trauerfeier in die Schlange der Wartenden einreihte, um Henners' Eltern Alex und Claire und seine Brüder Thomas und Charlie zu umarmen.

Ich glaube beim Warten gehört zu haben, wie im Flüsterton über den Unfall gesprochen wurde.

Es war neblig, weißt du …

Sie hatten es nicht weit …

Aber wo wollten sie denn bloß hin?

Und zu dieser Uhrzeit?

Sie waren auf einer Party, und die Musikanlage war kaputt!

Also sind sie los, um eine neue zu besorgen.

Nein!

Sie wollten sich von einem Freund einen CD-Player ausleihen. Ganz in der Nähe, weißt du … Sie schnallten sich gar nicht erst an …

Genau wie Mummy.

Doch anders als bei Mummy ließ sich dies nicht als ein Verschwinden darstellen. Dies war der Tod, ganz unmissverständlich.

Und anders als Mummy war Henners auch nicht besonders schnell unterwegs gewesen. Weil er nicht gejagt wurde.

Vielleicht dreißig km/h, sagten alle.

Und trotzdem fuhr das Auto genau gegen einen alten Baum.

Alte Bäume, erklärte irgendwer, seien viel härter als junge.

39

MAN WOLLTE MICH NICHT aus Eton entlassen, solange ich nicht Theater spielte. So sagten sie es. Ich müsse in einem ihrer formellen Schauspiele auftreten, damit sie mir einen Passierschein ausstellten und mich in die Freiheit entließen.

Es klang absurd, aber in Eton wurde das Theater todernst genommen. Die Theaterabteilung führte mehrere Stücke im Jahr auf, und die Produktion zum Abschluss des Schuljahrs war stets die wichtigste. Im Spätfrühling des Jahres 2003 war es Shakespeares *Viel Lärm um nichts*.

Ich wurde als Konrad besetzt. Eine Nebenfigur. Er war ein Zecher, vielleicht ein Trunkenbold, was der Presse jede Menge Möglichkeiten gab, mich auch als Trunkenbold zu bezeichnen.

Seht an! Die Rolle ist ihm ja auf den Leib geschneidert.

Die Artikel schrieben sich wie von selbst.

Der Theaterlehrer in Eton sagte nichts davon, dass mir die Rolle auf den Leib geschneidert sei. Er sagte mir nur, ich sei der Konrad – *Hab Spaß mit der Rolle, Harry* –, und ich stellte seine Motive nicht infrage. Ich hätte sie auch dann nicht infrage gestellt, wenn ich vermutet hätte, dass er sich über mich lustig machte, denn ich wollte aus Eton heraus, und um aus Eton herauszukommen, musste man Theater spielen.

Unter anderem lehrte mich die Lektüre des Stücks, dass es falsch war, Konrad nur auf seinen Alkoholkonsum zu reduzieren. Eigentlich war er ein faszinierender Kerl. Loyal, aber auch lasterhaft. Er war voller guter Ratschläge, ließ sich aber auch leicht von anderen beeinflussen. Vor allem war er ein Possenreißer, der für die dringend notwendige befreiende Komik sorgte. Es fiel mir leicht, mich in eine solche Rolle fallen zu lassen, und während der Kostümproben entdeckte ich ein verborgenes Talent in mir. Es zeigte sich: Mitglied der Königsfamilie zu sein unterschied sich gar nicht so sehr davon, auf einer Bühne zu stehen. Schauspielerei war Schauspielerei, egal in welchem Zusammenhang.

Am Premierenabend saß mein Vater mitten im voll besetzten Farrer Theatre, und niemand amüsierte sich köstlicher als er. Sein Traum war in

Erfüllung gegangen, einer seiner Söhne spielte Shakespeare, und er kam voll auf seine Kosten. Er brüllte, er johlte, er applaudierte. Aber unerklärlicherweise immer im falschen Moment. Sein Timing war merkwürdig verschoben. Er saß stumm da, wenn alle anderen lachten. Er lachte, wenn alle anderen still waren. Es war nicht nur auffällig, es lenkte richtig heftig ab. Die Zuschauer hielten Pa für einen Maulwurf, sie glaubten, er sei Teil der Aufführung. *Wer lacht denn da andauernd ohne Grund? Ach – ist das der Prince of Wales?*

Hinter der Bühne überhäufte Pa mich hinterher mit Komplimenten. *Du warst wunderbar, darling boy.*

Aber ich konnte meinen Ärger nicht verhehlen.

Was ist denn, darling boy?

Pa, du hast ständig an der falschen Stelle gelacht!

Er war baff. Ich auch. Wie konnte es sein, dass er keine Ahnung hatte, wovon ich redete?

Allmählich wurde die Sache klar. Er hatte mir einmal erzählt, dass er in meinem Alter selbst in einer Shakespeare-Aufführung in der Schule mitgespielt hatte und dass Grandpa da gewesen war und das Gleiche getan hatte. An den falschen Stellen gelacht. Großes Aufsehen erregt. Nahm Pa sich seinen Vater zum Vorbild? Weil er sonst nicht gewusst hätte, wie Vatersein ging? Oder war es unterschwelliger, irgendein rezessives Gen, das sich da offenbarte? Ist jede Generation dazu verdammt, unbewusst die Sünden der vorherigen zu wiederholen? Ich wollte es wissen, und ich hätte fragen können, aber auf solche Dinge konnte man Pa nie ansprechen. Oder Grandpa. Also verdrängte ich es und versuchte, mich auf das Positive zu konzentrieren.

Pa ist gekommen, sagte ich mir, und er ist stolz, und das ist doch was.

Das war mehr, als viele andere Kinder hatten.

Ich dankte ihm für sein Kommen und küsste ihn auf die Wangen.

Wie Konrad sagt: *Könnt Ihr denn von Eurem Missvergnügen keinen Gebrauch machen?*

40

Dank Stunden harter Arbeit und etwas von Pa organisierter Nachhilfe konnte ich meine Ausbildung in Eton im Juni 2003 abschließen. Keine schlechte Leistung für jemanden, der so ungelehrt war, so eingeschränkt, so zerstreut, und ich war zwar nicht unbedingt stolz auf mich, weil ich nicht wusste, wie das ging, aber ich spürte eindeutig eine Unterbrechung in meiner sonst unausgesetzten inneren Selbstkritik.

Und dann warf man mir Betrug vor.

Eine Kunstlehrerin lieferte Beweise, die sich als nicht beweiskräftig entpuppten. Sie entpuppten sich als gar nichts. Ich wurde von der Prüfungskommission freigesprochen.

Niedergeschmettert, wie ich war, wollte ich eine Verlautbarung abgeben, eine Pressekonferenz abhalten, der Welt mitteilen: Ich habe meine Arbeit geleistet! Ich habe nicht betrogen!

Doch der Palast ließ es nicht zu. Wie in den meisten Angelegenheiten hielt er sich auch hier strikt an das Familienmotto: *Niemals beschweren, niemals erklären*. Vor allem, wenn derjenige, der sich beschwerte, ein achtzehnjähriger Junge war.

Ich war also gezwungen, die Füße stillzuhalten und zu schweigen, während mich die Zeitungen täglich als Betrüger und Dummkopf bezeichneten. (Wegen eines Projekts im Kunstunterricht! Ich meine, wie soll man denn bei einem Kunstprojekt »betrügen«?) Das war der offizielle Ursprung dieses verhassten Titels: Prinz Schwachkopf. So wie man mich ohne Rücksprache und ohne meine Einwilligung in der Rolle des Konrad besetzt hatte, wurde ich nun in dieser Rolle besetzt. Der Unterschied bestand darin, dass *Viel Lärm um nichts* drei Abende lang gespielt worden war. Dies hier fühlte sich nach einer Rolle an, die mich ein Leben lang begleiten würde.

Prinz Harry? Ach ja, nicht der Hellste.

Besteht nicht mal den einfachsten Test, ohne zu schummeln, habe ich gelesen!

Ich sprach mit Pa darüber. Ich war der Verzweiflung nah.

Er sagte das Gleiche wie immer.

Darling boy, lies es einfach nicht.

Er las es nie. Er las alles Mögliche, von Shakespeare bis hin zu Weißbüchern über den Klimawandel, aber nie die Nachrichten vom Tag.

(Er schaute BBC, aber das endete oft damit, dass er die Fernbedienung nach dem Fernseher warf.) Das Problem war nur, dass alle anderen es lasen. Alle in meiner Familie behaupteten, es nicht zu tun, so wie Pa, doch noch während sie uns das ins Gesicht sagten, wuselten livrierte Diener geschäftig um sie herum und fächerten britische Zeitungen auf Silbertabletts auf, säuberlich arrangiert wie die Scones und Marmeladen.

41

DIE FARM HIESS TOOLOOMBILLA. Sie gehörte den Hills. Noel und Annie Sie waren Freunde von Mummy gewesen. (Annie hatte mit Mummy zusammengewohnt, als sie mit Pa zusammenkam.) Marko hatte mir geholfen, sie ausfindig zu machen, und sie irgendwie überredet, mich den Sommer über bei ihnen den unbezahlten Praktikanten spielen zu lassen.

Die Hills hatten drei Kinder. Nikki, Eustie und George. George, der Älteste, war genauso alt wie ich, sah aber viel älter aus, vielleicht wegen der jahrelangen Schufterei in der australischen Sonne. Bei meiner Ankunft erfuhr ich, dass George mein Mentor und mein Chef sein würde – mein Rektor, wenn man so wollte. Wobei Tooloombilla nichts mit Eton gemeinsam hatte.

Ich kannte überhaupt nichts Vergleichbares.

Ich kam von einem grünen Ort. Die Farm der Hills war eine einzige Ode an die Farbe Braun. Ich kam von einem Ort, an dem jede Bewegung überwacht, verzeichnet und einer Bewertung unterzogen wurde. Die Farm der Hills war so weitläufig und abgelegen, dass mich tagsüber kaum jemand zu Gesicht bekam, abgesehen von George. Und einem Wallaby hier und da.

Vor allem aber kam ich von einem Ort mit gemäßigtem Klima, einem regnerischen, kühlen Ort. Auf der Farm der Hills war es heiß.

Ich war mir nicht sicher, ob ich diese Art von Hitze aushalten würde. Im australischen Outback herrschte ein Klima, das ich nicht verstand und das mein Körper anscheinend nicht akzeptieren konnte. Wie Pa fiel ich schon bei der bloßen *Erwähnung* von Hitze in mich zusammen: Wie sollte ich mit einem Herd in einem Hochofen in einem Kernreaktor auf einem aktiven Vulkan zurechtkommen?

Eine schwierige Lage für mich, aber noch schwieriger für meine Leibwächter. Diese armen Kerle – von allen vorstellbaren Aufträgen hatten sie ausgerechnet diesen erwischt. Darüber hinaus war ihre Unterbringung besonders spartanisch, ein Außengebäude am Rande der Farm. Ich bekam sie kaum zu sehen und stellte mir oft vor, wie sie dort draußen in

Unterhosen vor einem lärmenden elektrischen Ventilator saßen und mürrisch ihre Lebensläufe aufpolierten.

Die Hills ließen mich mit im Haupthaus übernachten, einem hübschen kleinen Bungalow mit weißen Schindeln, hölzernen Stufen zu einer breiten Veranda hinauf, einer Haustür, die kreischte wie ein kleines Kätzchen, wenn man sie öffnete, und laut knallte, wenn man sie zufallen ließ. Die Tür hatte ein engmaschiges Netz, um die Moskitos abzuhalten, die so groß wie Vögel waren. Als wir am ersten Abend beim Essen saßen, hörte ich nichts als das rhythmische Geräusch gegen ein Gitternetz klatschender Blutsauger.

Es gab sonst auch nicht viel zu hören. Wir waren alle ein wenig befangen und versuchten so zu tun, als wäre ich ein Farmhelfer und kein Prinz. Und als würden wir nicht an Mummy denken, die Annie so geliebt und deren Liebe Annie erwidert hatte. Annie wollte eindeutig über Mummy sprechen, aber wie bei Willy konnte ich es einfach nicht. Also schaufelte ich das Essen in mich hinein, lobte es in den höchsten Tönen und bat um Nachschlag und durchforstete dabei mein Hirn nach unverfänglichen Gesprächsthemen. Aber mir fiel nichts ein. Die Hitze hatte meine geistigen Fähigkeiten bereits beeinträchtigt.

In jenen ersten Nächten im Outback beschwor ich Marko vor meinem geistigen Auge herauf und fragte ihn besorgt: *Haben wir das Ganze wirklich richtig durchdacht, Junge?*

42

DAS MITTEL GEGEN ALLE Probleme war wie immer die Arbeit. Harte, schweißtreibende, unablässige körperliche Arbeit, das hatten die Hills anzubieten, und zwar reichlich, und ich konnte nicht genug davon bekommen. Je härter ich arbeitete, desto weniger nahm ich die Hitze wahr und desto leichter fiel es mir, am Esstisch zu reden – oder nicht zu reden.

Doch es war mehr als nur Arbeit. Als Farmhelfer brauchte man ganz sicher Ausdauer, aber auch eine gewisse Kunstfertigkeit. Man musste ein Tierflüsterer sein. Man musste den Himmel und das Land lesen können.

Man musste auch über ein hohes Maß an Reitkunst verfügen. Ich war in dem Glauben nach Australien gekommen, mit Pferden umgehen zu können, aber die Hills waren richtige Hunnen, allesamt im Sattel zur Welt gekommen. Noel war der Sohn eines professionellen Polospielers. (Er war Pas ehemaliger Polotrainer.) Annie konnte einem Pferd über die Nase streichen und dir sagen, was das Tier dachte. Und George stieg müheloser auf ein Pferd als die meisten Leute in ihr Bett.

Ein typischer Arbeitstag begann mitten in der Nacht. Stunden vor der Dämmerung stolperten George und ich nach draußen, erledigten die ersten Aufgaben und versuchten so viel wie möglich zu schaffen, bevor die Sonne aufging. Im ersten Morgengrauen sattelten wir die Pferde, galoppierten bis an die Grenze des 16 000 Hektar großen Grundbesitzes der Hills (die doppelte Größe von Balmoral) und begannen die Kuhherde zusammenzutreiben und von einem Ort zum anderen zu manövrieren. Wir suchten auch nach einzelnen Kühen, die sich über Nacht von der Herde entfernt hatten, und trieben sie zu den anderen zurück. Oder verluden einige auf einen Anhänger und brachten sie in einen anderen Geländeabschnitt. Ich wusste selten genau, warum wir gerade diese oder jene Kühe von hier nach dort bewegten, aber ich verstand das Grundprinzip:

Kühe brauchen Platz.

Ich konnte es ihnen nachfühlen.

Wenn George und ich auf eine Gruppe von Streunern stießen, eine abtrünnige kleine Kuhclique, war das eine besondere Herausforderung. Es war entscheidend, sie zusammenzuhalten. Wenn sie auseinanderstoben, waren wir am Arsch. Es würde Stunden dauern, sie wieder zusammenzutreiben, und dann war der Tag gelaufen. Rannte eine davon, beispielsweise in einen kleinen Baumbestand, musste George oder ich ihr mit vollem Tempo hinterherreiten. Hin und wieder wurde man mitten in der Verfolgungsjagd von einem tief hängenden Ast aus dem Sattel gefegt und verlor womöglich das Bewusstsein. Wenn man wieder zu sich kam, überpüfte man seinen Körper auf gebrochene Knochen und etwaige innere Blutungen hin, während das Pferd mürrisch auf einen herabschaute.

Es kam darauf an, dass die Jagd nicht zu lange dauerte. Lange Verfolgungsjagden zehrten die Kuh aus, reduzierten ihr Körperfett und verringerten so ihren Marktwert. Fett war Geld, und bei australischen Kühen, die ohnehin so wenig Fett hatten, durfte man sich keine Fehler erlauben. Wasser war knapp, Gras war knapp, und das bisschen, was es gab, wurde oft von Kängurus geplündert, die für George und seine Familie so etwas darstellten wie für andere Leute Ratten.

Ich zuckte immer leicht zusammen und musste dann lachen, wenn ich hörte, wie George mit auf Abwege geratenen Kühen sprach. Er hielt ihnen Standpauken, beschimpfte sie, verfluchte sie und griff dabei insbesondere auf ein bestimmtes Schimpfwort zurück, das viele andere ihr ganzes Leben lang nicht verwenden. George gebrauchte es alle fünf Minuten. Die meisten flüchten sich unter einen Tisch, wenn sie dieses Wort hören, aber für George war es eine sprachliche Allzweckwaffe mit zahllosen Anwendungsmöglichkeiten. (Durch seinen australischen Akzent klang es auch beinahe charmant.)

Es war nur eins von Dutzenden Wörtern in Georges Wörterbuch. Eine dicke Kuh, die bereit zum Schlachten war, nannte er *fat*. Ein Bulle, der hätte kastriert werden sollen, es aber noch nicht war, hieß *steer*. Ein *weaner* war ein frisch von der Mutter getrenntes Kalb. Eine *smoko* war eine Zigarettenpause. *Tucker* war Essen. Einen Großteil des Jahres 2003 verbrachte ich damit, hoch im Sattel einen *weaner* zu beobachten, dabei eine *smoko* zu genießen und vom nächsten *tucker* zu träumen.

Das Zusammentreiben der Kühe konnte beschwerlich, ermüdend und mitunter unerwartet berührend sein. Mit den jungen Kühen war es einfacher, sie gingen, wohin man sie stupste, aber junge Stiere ließen sich nicht gern herumkommandieren, und vor allem mochten sie es nicht, von ihren Müttern getrennt zu werden. Sie schrien, sie wehklagten, manchmal gingen sie auf einen los. Ein unbändig geschwungenes Horn konnte einen

Arm oder ein Bein zermalmen oder eine Arterie durchtrennen. Aber ich hatte keine Angst. Stattdessen empfand ich … Mitgefühl. Und die jungen Stiere schienen es zu spüren.

Die einzige Aufgabe, die ich nicht übernahm, das einzige Stück harter Arbeit, vor dem ich mich drückte, war das Abschneiden der Hoden. Immer wenn George die lange, blitzende Klinge herausholte, hob ich abwehrend die Hände. *Nein, Junge, das kann ich nicht.*

Wie du meinst.

Am Ende des Tages duschte ich heiß, verschlang eine riesige Abendmahlzeit und saß dann mit George auf der Veranda, wo wir Zigaretten drehten und kaltes Bier schlürften. Manchmal hörten wir auf seinem kleinen CD-Player Musik, was mich an Pas Radio erinnerte. Oder an Henners. *Er war mit dem anderen Jungen losgefahren, um einen anderen CD-Player auszuleihen* … Oft saßen wir einfach nur da und starrten in die Ferne. Das Land war so flach, dass man Stunden im Voraus sah, wie sich ein Gewitter zusammenbraute und die ersten krakeligen Blitze über das weit entfernte Land schossen. Während die Blitze dicker wurden und näher kamen, raste der Wind durchs Haus und bauschte die Vorhänge auf. Dann zuckte weißes Licht durch die Zimmer. Die ersten Donnerschläge ließen die Möbel erzittern. Und schließlich der Wolkenbruch. George seufzte auf. Seine Eltern seufzten auf. Regen war Gras, Regen war Fett, Regen war Geld.

Regnete es nicht, war auch das wie ein Segen, denn nach einem Unwetter war der klare Himmel mit Sternen gesprenkelt. Ich erklärte George, was die Bande in Botswana mir erklärt hatte. *Siehst du den hellen Stern neben dem Mond? Das ist die Venus. Und das da drüben ist der Skorpion. Den sieht man am besten in der südlichen Hemisphäre. Und dort sind die Plejaden. Und das ist Sirius – der hellste Stern am Himmel. Und dort ist Orion: der Jäger. Letzten Endes geht es immer ums Jagen, oder? Jäger, Gejagte …*

Was meinst du, Harry?

Ach, schon gut, Junge.

Was mich unendlich faszinierte, war, wie weit entfernt diese Sterne alle waren. Das Licht, das man sah, war vor Hunderten von Jahrhunderten entstanden. Mit anderen Worten, man schaute beim Betrachten eines Sterns in die Vergangenheit, in eine Zeit, lange bevor irgendjemand, den man kannte oder liebte, gelebt hatte.

Oder gestorben war. Oder verschwunden.

George und ich legten uns meist so gegen halb neun aufs Ohr. Oft waren wir zu müde, um uns auszuziehen. Ich fürchtete mich nicht länger vor der Dunkelheit, ich sehnte mich nach ihr. Ich schlief wie tot und erwachte wie

neugeboren. Gerädert, aber bereit für mehr.

Freie Tage gab es nicht. Ich spürte, wie ich durch die unablässige Arbeit, die unablässige Hitze, die unablässigen Kühe dahinschwand, jeden Morgen um ein Kilo leichter, um ein paar Dutzend Worte schweigsamer. Selbst mein britischer Akzent wurde abgeschabt. Nach sechs Wochen klang ich kein bisschen mehr wie Willy und Pa. Ich klang eher wie George.

Und ich kleidete mich auch ein wenig wie er. Ich setzte einen unförmigen Cowboyhut aus Filz auf, wie er einen hatte. Ich trug eine seiner alten Lederpeitschen bei mir.

Schließlich legte ich mir passend zu diesem neuen Harry einen neuen Namen zu: Spike.

Das kam so: Meine Haare erholten sich nie ganz von der Rasur durch meine Schulkameraden in Eton. Ein paar Büschel ragten in die Höhe wie Sommergras, andere waren platt wie gelacktes Heu. George zeigte oft auf meinen Kopf und sagte: *Das ist ja ein einziges Gestrüpp!* Aber bei einem Abstecher zum Rugby World Cup in Sydney hatte ich einen offiziellen Auftritt im Taronga Zoo absolviert und war gebeten worden, mich mit einem Echidna genannten Tier fotografieren zu lassen. Es war eine Mischung aus Igel und Ameisenbär und hatte harte, spitze Borsten, weshalb die Zoowärter es Spike nannten. Es war, wie George gesagt hätte, ein einziges Gestrüpp.

Vor allem aber sah es mir ähnlich. Sehr ähnlich. Und als George ein Foto zu sehen bekam, auf dem ich mit Spike posierte, schrie er vor Lachen.

Haz – das Viech hat die gleiche Frisur wie du!

Von da an nannte er mich nur noch Spike. Und dann reihten sich meine Leibwächter ein. Sie machten *Spike* sogar zu meinem Funk-Codenamen. Ein paar von ihnen ließen sogar T-Shirts drucken, die sie trugen, während sie mich bewachten: *Spike 2003*.

Bald bekamen meine Freunde zu Hause von diesem neuen Spitznamen Wind und übernahmen ihn. Ich wurde zu Spike, wenn ich nicht gerade Haz, Baz, Prinz Farmhelfer, Harold, darling boy oder der Hänfling war, ein Spitzname, den mir einige Palastangestellte verliehen hatten. Identität war immer etwas Schwieriges gewesen, aber mit einem halben Dutzend formeller Namen und einem Dutzend Spitznamen wurde sie zum Spiegelkabinett.

Die meiste Zeit war mir egal, wie ich genannt wurde. Die meiste Zeit dachte ich: Mir ist egal, wer ich bin, solange es jemand Neues ist, jemand *anderes als Prinz Harry*. Doch dann kam ein offizielles Paket aus London

an, vom Palast, und mein altes Ich, mein altes Leben, mein königliches Leben stürzte wieder auf mich ein.

Das Paket kam meist mit der normalen Post, aber manchmal trug es auch ein neuer Leibwächter unter dem Arm. (Die Leibwachen wechselten kontinuierlich, alle paar Wochen, damit sie immer unverbraucht waren und ihre Familien sehen konnten.) In den Paketen waren Briefe von Pa, Bürounterlagen und einige Dokumente zu wohltätigen Einrichtungen, an denen ich beteiligt war. Alle trugen den Stempel: *Z. Hd. Prince Henry of Wales.*

Eines Tages enthielt das Paket eine Reihe von Mitteilungen des Palast-Kommunikationsteams zu einer heiklen Angelegenheit. Mummys ehemaliger Butler hatte ein Enthüllungsbuch geschrieben, das eigentlich gar nichts enthüllte. Es war nur die selbstrechtfertigende, selbstbezogene Darstellung eines einzigen Mannes. Meine Mutter hatte diesen Butler einmal als lieben Freund bezeichnet und ihm bedingungslos vertraut. Wir hatten es auch getan. Und nun das. Er schlug Geld aus ihrem Verschwinden. Ich kochte vor Wut. Ich wollte nach Hause fliegen und ihn zur Rede stellen. Ich rief Pa an und kündigte ihm an, dass ich mich in ein Flugzeug setzen würde. Ich bin mir sicher, dass es mein einziges Gespräch mit ihm während meines Australienaufenthalts war. Er – und in einem separaten Telefongespräch auch Willy – überzeugte mich, es nicht zu tun.

Wir könnten nichts weiter tun, sagten sie beide, *als es gemeinsam öffentlich zu verurteilen.*

Also taten wir das. Oder sie taten es. Ich war nicht an der Erstellung des Texts beteiligt. (Ich persönlich wäre dabei wesentlich weiter gegangen.) In gemäßigtem Tonfall wurde der Butler für seinen Verrat gescholten und um ein Treffen gebeten, damit man seine Motive aufdecken und seinen sogenannten Enthüllungen auf den Grund gehen konnte.

Der Butler verfasste eine öffentliche Erwiderung und schrieb, er würde ein solches Treffen begrüßen. Aber nicht zu irgendeinem konstruktiven Zweck. Einer Zeitung gegenüber schwor er: »Ich würde ihnen liebend gern die Meinung geigen.«

Er wollte *uns* die Meinung geigen?

Ich wartete ungeduldig auf das Treffen. Ich zählte die Tage.

Natürlich kam es nicht dazu.

Ich wusste nicht, warum; ich nahm an, der Palast habe die Sache verworfen.

Ich dachte: Was für eine Schande.

Für mich war dieser Mann der eine *steer*, der in diesem Sommer davongekommen war.

43

Ich weiß nicht mehr, wie ich von dem ersten Mann erfuhr, der sich auf die Farm zu schleichen versucht hatte. Vielleicht erzählte mir Georgie davon? Beim Zusammentreiben der Kühe?

Was ich noch weiß, ist, dass die örtliche Polizei den Eindringling schnappte und wegbrachte.

Dezember 2003.

Die Polizisten waren mit sich zufrieden. Aber ich war bedrückt. Ich wusste, wie es weitergehen würde. Paparazzi waren wie Ameisen. Einer kam nie allein.

Und tatsächlich drangen gleich am nächsten Tag zwei weitere in die Farm ein.

Zeit zu gehen.

Ich verdankte den Hills so viel, und ich wollte es ihnen nicht damit vergelten, dass ich ihr Leben zerstörte. Ich wollte nicht dafür verantwortlich sein, dass sie die eine Ressource verloren, die wertvoller ist als Wasser – ein Privatleben. Ich dankte ihnen für neun der besten Wochen meines Lebens und flog nach Hause, wo ich kurz vor Weihnachten ankam.

An meinem ersten Abend zu Hause ging ich sofort in einen Club. Und am nächsten auch. Und am übernächsten. Die Presse glaubte, ich sei noch in Australien, und ich beschloss, ihr Unwissen als Freifahrtschein zu nutzen.

An einem dieser Abende lernte ich eine junge Frau kennen und unterhielt mich bei ein paar Drinks mit ihr. Ich wusste nicht, dass sie ein Page-Three-Girl war. (Das war der gängige herabsetzende Ausdruck für junge Frauen, die oben ohne in Rupert Murdochs *The Sun* zu sehen waren – eine tägliche »Kolumne«.) Und hätte ich es gewusst, wäre es mir egal gewesen. Sie machte einen klugen und lustigen Eindruck.

Ich verließ den Club mit einer Baseballkappe auf dem Kopf. Überall Paparazzi. So viel zum Thema Freifahrtschein. Ich versuchte mich zwischen die Passanten zu mischen und ging mit meinem Leibwächter beiläufig die Straße entlang. Wir überquerten den St. James's Square und stiegen in ein Zivilfahrzeug der Polizei. Wir waren gerade losgefahren, da raste ein Mercedes mit schwarz getönten Scheiben auf den Gehweg und streifte unseren Wagen; um ein Haar hätte er sich mitten in die linke

Hintertür gebohrt. Wir sahen ihn kommen, der Fahrer schaute nicht geradeaus, sondern war damit beschäftigt, Fotos zu schießen. Am nächsten Morgen hätten die Zeitungen darüber schreiben sollen, dass Prinz Harry beinahe von einem rücksichtslosen Paparazzo getötet worden war. Stattdessen schrieben sie, Prinz Harry habe ein Page-Three-Girl getroffen und angeblich geküsst, begleitet von zahlreichen Kommentaren darüber, wie schrecklich es sei, dass sich der *Spare* mit einer solchen … gefallenen Frau traf.

Der Dritte in der Thronfolge … mit *so einer*?

Der Snobismus, der Klassismus war Übelkeit erregend. Die komplett verschobenen Prioritäten waren verblüffend.

Aber das alles steigerte meine Freude und Erleichterung darüber, davonzulaufen. Wieder einmal. Auslandsjahr, Teil zwei.

Wenige Tage später saß ich im Flieger nach Lesotho.

Und ich durfte sogar einen Freund mitnehmen.

Ursprünglich hatte ich vorgehabt, mit Henners zu fliegen.

An seiner Stelle fragte ich nun George.

44

LESOTHO WAR WUNDERSCHÖN, ABER auch einer der trostlosesten Orte der Welt. Es war das Epizentrum der weltweiten AIDS-Pandemie, und im Jahr 2004 hatte die Regierung gerade den medizinischen Katastrophenfall ausgerufen. Zehntausende waren der Krankheit zum Opfer gefallen; das Land verwandelte sich in ein einziges riesiges Waisenhaus. Hier und dort sah man kleine Kinder herumlaufen, einen verlorenen Ausdruck im Gesicht.

Wo ist Papa? Wo ist Mama?

George und ich meldeten uns, um mehrere Wohltätigkeitsorganisationen und Schulen zu unterstützen. Wir waren beide überwältigt von den wunderbaren Menschen, denen wir begegneten, von ihrer Resilienz, ihrer Anmut, ihrer Tapferkeit und ihrer Zuversicht in der Konfrontation mit so viel Leiden. Wir arbeiteten so hart wie auf seiner Farm, freudig und eifrig. Wir bauten Schulen. Wir renovierten Schulen. Wir mischten Kies, gossen Zement, was auch immer notwendig war.

Mit der gleichen Dienstbeflissenheit willigte ich eines Tages in eine Aufgabe ein, die mir andernfalls unvorstellbar gewesen wäre – ein Interview. Wenn ich wirklich auf die hier herrschenden Bedingungen aufmerksam machen wollte, hatte ich keine Wahl: Ich musste mit der gefürchteten Presse zusammenarbeiten.

Doch es war mehr als eine bloße Zusammenarbeit. Dies würde mein allererstes Zwiegespräch mit einem Reporter werden.

Wir trafen uns frühmorgens auf einem grasbewachsenen Hügel. Die Eingangsfrage lautete: Warum ausgerechnet dieser Ort?

Ich sagte, die Kinder in Lesotho seien in Not, und ich liebte Kinder, verstünde Kinder, also wolle ich ihnen natürlich helfen.

Er hakte nach. Warum liebte ich Kinder?

Ich mutmaßte: Wegen meiner unglaublichen Unreife?

Es war eine ausweichende Antwort, aber der Reporter schmunzelte und ging zur nächsten Frage über. Das Thema Kinder hatte das Tor zum Thema meiner eigenen Kindheit aufgestoßen, und das war der Zugang zu

dem einzigen Thema, das ihn oder sonst irgendjemanden wirklich interessierte.

Denken Sie in einer solchen Lage oft an … sie?

Ich wandte den Blick ab, schaute den Hügel hinunter und antwortete mit einem unzusammenhängenden Wortschwall: *Leider ist es lange her, äh, nicht für mich, aber für die meisten Leute, es ist lange her, dass sie gestorben ist, aber die Sachen, die veröffentlicht wurden, das war schlimm, die ganzen Sachen, die veröffentlicht wurden, diese ganzen Bänder …*

Das bezog sich auf Aufnahmen, die meine Mutter vor ihrem Tod angefertigt hatte, eine Art Quasi-Beichte, die gerade an die Presse durchgestochen worden war, rechtzeitig zum Erscheinen der Butler-Memoiren. Sechs Jahre nachdem sie sich vor ihren Verfolgern hatte verstecken müssen, wurde meine Mutter noch immer verfolgt und verleumdet – es war unbegreiflich. Im Jahr 1997 hatte eine landesweite Zeit der Rechenschaft eingesetzt, eine Phase der kollektiven Reue und Reflexion unter den Briten. Man war sich einig, dass die Presse eine Horde von Monstern war, aber auch die Verbraucher nahmen einen Teil der Schuld auf sich. Die meisten waren der Ansicht, wir müssten uns alle bessern. Jetzt, sechs Jahre später, war all das vergessen. Die Geschichte wiederholte sich täglich, und ich sagte dem Reporter, es sei »eine Schande«.

Keine sehr bedeutungsschwere Erklärung. Aber es war das erste Mal, dass Willy oder ich je öffentlich über Mummy gesprochen hatten. Ich war verblüfft darüber, dass ich es als Erster tat. Willy war immer der Erste, bei allem, und ich fragte mich, wie das aufgenommen werden würde – von ihm, von der Welt, vor allem aber von Pa. (Nicht gut, erzählte Marko mir später. Pa war strikt dagegen, dass ich das Thema ansprach; er wollte nicht, dass einer seiner Söhne über Mummy sprach, aus Angst, es könnte Aufruhr verursachen, von seiner Arbeit ablenken und Camilla womöglich in ein unvorteilhaftes Licht rücken.)

Schließlich sagte ich mit durch und durch gespielter Tapferkeit schulterzuckend zu dem Reporter: *Schlechte Nachrichten verkaufen sich. So einfach ist das.*

Apropos schlechte Nachrichten … der Reporter kam jetzt auf meinen jüngsten Skandal zu sprechen.

Das Page-Three-Girl, natürlich.

Er sagte, *manche fragten sich*, ob ich tatsächlich etwas aus meinem Aufenthalt in der Entzugsklinik gelernt hätte. War ich wirklich »bekehrt«? Ich weiß nicht mehr, ob er wirklich das Wort *bekehrt* gebrauchte, aber mindestens eine Zeitung hatte es getan.

Musste Harry bekehrt werden?

Harry der Ketzer?

Mit einem Mal sah ich so rot, dass ich den Reporter kaum mehr erkennen konnte. Wie konnte es überhaupt sein, dass wir darüber sprachen? Ich stieß etwas darüber hervor, dass ich nicht normal sei, und dem Reporter fiel die Kinnlade herunter. *Jetzt geht's los*. Er bekam seine Schlagzeile, seine Nachrichtendröhnung. Konnte es sein, dass er lustvoll die Augen verdrehte?

Und *ich* sollte der Abhängige sein?

Ich erklärte, was ich mit *normal* meinte. Ich führte kein normales Leben, weil ich es nicht konnte. *Selbst mein Vater erinnert mich daran, dass Willy und ich leider nicht normal sein können*. Ich erzählte dem Reporter, niemand außer Willy könne begreifen, wie es war, in diesem surrealen Goldfischglas zu leben, in dem normale Geschehnisse als abnormal behandelt wurden und das Abnormale routinemäßig für normal erklärt wurde.

Das versuchte ich zu sagen, das wollte ich sagen, doch dann schaute ich noch einmal den Hügel hinunter. Armut, Krankheit, elternlose Kinder – Tod. Es ließ alles andere wie Blödsinn erscheinen. Ganz egal, was ich sonst durchmachte, in Lesotho ging es mir gut, verglichen mit den Menschen hier. Mit einem Mal schämte ich mich und fragte mich, ob der Journalist genug Verstand besaß, um sich auch zu schämen. Hier über diesem ganzen Elend sitzen und über Page-Three-Girls reden? Also bitte!

Nach dem Interview ging ich George suchen, und wir tranken zusammen Bier. Viel Bier. Literweise Bier.

Ich glaube, das war auch der Abend, an dem ich eine ganze Einkaufstüte voller Gras rauchte.

Das kann ich nicht empfehlen.

Es könnte allerdings auch ein anderer Abend gewesen sein. Das lässt sich schwer eingrenzen, wenn es um eine Einkaufstüte voller Gras geht.

45

GEORGE UND ICH FLOGEN VON Lesotho nach Kapstadt, um uns mit ein paar Freunden und mit Marko zu treffen.

März 2004.

Wir wohnten im Haus des Generalkonsuls, und eines Abends sprachen wir darüber, ein paar Leute einzuladen. Zum Abendessen. Es gab da bloß ein kleines Problem. Wir kannten niemanden in Kapstadt.

Aber Moment mal – das stimmte nicht ganz. Vor Jahren hatte ich einmal jemanden kennengelernt, ein Mädchen aus Südafrika. Im Berkshire Polo Club.

Chelsy.

Ich wusste noch, sie war irgendwie …

Anders.

Ich suchte in meinem Telefon nach ihrer Nummer und fand sie.

Ruf sie doch an, sagte Marko.

Ernsthaft?

Wieso nicht?

Zu meinem Schrecken klingelte es tatsächlich. Und sie hob ab.

Stammelnd rief ich ihr in Erinnerung, wer ich war, sagte, ich sei in der Stadt und hätte mich gefragt, ob sie vielleicht Lust hätte vorbeizukommen …

Sie klang unschlüssig. Sie klang, als glaubte sie mir nicht, dass ich es war. Aufgeregt reichte ich das Telefon an Marko weiter, der beteuerte, dass es sich tatsächlich um mich handelte, dass die Einladung ernst gemeint sei und dass es ein sehr zwangloser Abend werden würde – kein Grund zur Beunruhigung. Schmerzfrei. Vielleicht sogar ganz lustig.

Sie fragte, ob sie eine Freundin mitbringen könne. Und ihren Bruder.

Natürlich! Je mehr, desto besser.

Stunden später kam sie durch die Tür gerauscht. Wie sich zeigte, hatte meine Erinnerung nicht getrogen. Sie war … *anders*. Das war das Wort, das mir in den Sinn gekommen war, als ich sie zum ersten Mal traf, und es kam mir jetzt augenblicklich wieder in den Sinn, und dann immer wieder

während der Grillparty. Anders.

Im Gegensatz zu so vielen anderen, die ich kannte, schien sie nichts auf äußere Erscheinung, auf Schicklichkeit, auf königliche Herkunft zu geben. Im Gegensatz zu so vielen Mädchen, denen ich begegnete, schien sie nicht schon im Geiste die Krone anzuprobieren, während sie mir noch die Hand schüttelte. Sie schien nicht anfällig für das weit verbreitete, manchmal als *Thronsyndrom* bezeichnete Leiden zu sein. Es ähnelt der Wirkung, die Schauspieler und Musiker auf Menschen haben, nur dass sie bei Schauspielern und Musikern auf Talent basiert. Ich verfügte über kein Talent – das hatte man mir jedenfalls immer wieder gesagt –, weshalb sämtliche Reaktionen auf mich auch gar nichts mit mir zu tun hatten. Sie beruhten auf meiner Familie, meinem Titel, und entsprechend beschämten sie mich immer, weil sie so unverdient waren. Ich hatte mich immer gefragt, wie es wohl wäre, eine Frau kennenzulernen, der nicht allein bei der Erwähnung meines Titels die Augen übergingen, sondern weil ich es durch meinen Geist und mein Herz bewirkte. Bei Chelsy schien diese Möglichkeit zu bestehen. Sie interessierte sich nicht nur nicht für meinen Titel, er schien sie richtiggehend zu langweilen. *Ach, du bist ein Prinz? Gähn.*

Sie wusste nichts über meine Biografie und noch weniger über meine Familie. Granny, Willy, Pa – wer soll das alles sein? Besser noch, sie war demgegenüber bemerkenswert gleichgültig. Wahrscheinlich wusste sie nicht einmal von meiner Mutter; sie war vermutlich zu jung, um sich an die tragischen Ereignisse im August 1997 zu erinnern. Ich konnte mir natürlich nicht ganz sicher sein, ob das stimmte, denn dank Chelsy sprachen wir gar nicht darüber. Stattdessen redeten wir über unsere Hauptgemeinsamkeit – Afrika. Chelsy, die in Simbabwe geboren und aufgewachsen war und inzwischen in Kapstadt lebte, liebte Afrika von ganzem Herzen. Ihr Vater besaß eine große Wildtierfarm, die der Dreh- und Angelpunkt ihrer Welt war. Obwohl sie ihre Jahre auf einem britischen Internat namens Stowe genossen hatte, war sie in den Ferien immer schnellstmöglich nach Hause zurückgekehrt. Ich sagte ihr, das verstünde ich. Ich berichtete ihr von meinen lebensverändernden Erlebnissen in Afrika, meinen ersten nachhaltig prägenden Reisen. Ich erzählte ihr von dem sonderbaren Besuch des Leoparden. Sie nickte. Sie verstand. *Großartig. Afrika hat solche Momente zu bieten, wenn du bereit bist. Wenn du würdig bist.*

Irgendwann an diesem Abend erzählte ich ihr, dass ich bald der Armee beitreten würde. Ich konnte ihre Reaktion nicht von ihrem Gesicht ablesen. Vielleicht gab es auch gar keine Reaktion? Zumindest schien es

kein Ausschlusskriterium zu sein.

Dann erzählte ich, dass George, Marko und ich am Tag darauf zusammen nach Botswana fahren wollten. Wir wollten Adi und ein paar andere treffen und ein Stück den Fluss hinauffahren. *Kommst du mit?*

Sie lächelte schüchtern und dachte kurz darüber nach. Sie und ihre Freundin hätten schon etwas anderes vor …

Ach, schade.

Aber das könnten sie auch abblasen, sagte sie. Sie würden liebend gern mitkommen.

46

DREI TAGE LANG WANDERTEN wir durch Wildland. Wir begegneten einem Schlangenbändiger, und er zeigte uns seine Kobra, seine Klapperschlange. Er ließ die Schlangen an seinen Schultern und seinen Armen hinauf- und hinuntergleiten, gab uns eine Privatvorführung.

Später am Abend küssten Chelsy und ich uns unter den Sternen zum ersten Mal.

George verliebte sich in der Zwischenzeit Hals über Kopf in ihre Freundin.

Als Chelsy und ihre Freundin schließlich wieder nach Hause, George nach Australien und Marko nach London zurückkehren mussten, verabschiedeten wir uns alle traurig voneinander.

Plötzlich war ich ganz allein mit Adi im Busch.

Und jetzt?

Wir erfuhren von einem Lager in der Nähe. Zwei Filmemacher drehten eine Dokumentation über Wildtiere, und man lud uns ein, hinzufahren und sie kennenzulernen.

Wir sprangen in einen Land Cruiser und fanden uns bald inmitten einer lärmenden Buschparty wieder. Männer und Frauen tranken und tanzten, und alle trugen bizarre Tiermasken aus Pappe und Pfeifenreinigern. Karneval am Okavango.

Angeführt wurde das ganze Durcheinander von einem Paar in den Dreißigern: Teej und Mike. Sie waren offenbar die Filmemacher. Tatsächlich gehörten ihnen eine ganze Filmfirma und dazu dieses Lager. Ich stellte mich vor und beglückwünschte sie zu ihrer Fähigkeit, eine wirklich krasse Party zu schmeißen. Sie lachten und sagten, am Morgen würden sie dafür bezahlen.

Beide mussten frühmorgens wieder arbeiten.

Ich fragte, ob ich mich anschließen könnte. Ich würde liebend gern bei den Dreharbeiten zuschauen.

Sie sahen mich an und wechselten einen Blick. Sie wussten, wer ich war, und mich im Busch zu treffen war schon überraschend genug, aber die Vorstellung, mich als Helfer anzuheuern, überforderte sie ein wenig.

Mike sagte: *Klar kannst du mitkommen. Aber du musst richtig ranklotzen. Schwere Kisten heben, Kameras durch die Gegend schleppen.*

An ihren Gesichtern sah ich, dass sie erwarteten, damit wäre die Sache erledigt.

Ich lächelte und sagte: *Klingt super*.

Sie waren erschrocken. Und erfreut.

Es fühlte sich ein bisschen an wie Liebe auf den ersten Blick. Auf beiden Seiten.

Teej und Mike waren Afrikaner. Sie war aus Kapstadt, er aus Nairobi. Aber sie war in Italien geboren, hatte ihre ersten Lebensjahre in Mailand verbracht und war stolz auf ihre Mailänder Wurzeln, den Quell ihrer Lebensfreude, wie sie sagte, was aus dem Mund der bescheidenen Teej schon eine große Prahlerei war. Sie hätte als Kind sogar Italienisch gesprochen, es aber verlernt, wie sie traurig sagte. Was allerdings nicht ganz stimmte. Als sie einmal ins Krankenhaus musste, erschreckte sie alle damit, dass sie nach dem Aufwachen aus der Vollnarkose fließend Italienisch sprach.

Mike war auf einer Farm aufgewachsen und hatte das Reiten kurz nach dem Laufen gelernt. Sein Nachbar war zufällig einer der frühen Tierfilmer gewesen. In jeder freien Minute rannte Mike nach nebenan und löcherte seinen Nachbarn mit Fragen. Mike hatte seine wahre Berufung gefunden, und der Nachbar erkannte es und förderte ihn.

Teej und Mike waren beide begabt, geistreich und voller Leidenschaft für wild lebende Tiere. Ich wollte so viel Zeit wie möglich mit den beiden verbringen, nicht nur auf dieser Reise, sondern ganz allgemein. Die Frage war nur, ob sie das zulassen würden.

Ich bemerkte oft, wie Teej in meine Richtung schaute, mich taxierte, ein neugieriges Lächeln auf dem Gesicht – so als wäre ich ein Wildtier, das unerwartet in ihr Lager spaziert war. Doch statt mich wegzuscheuchen oder mich zu benutzen, wie es viele getan hätten, streckte sie die Hand nach mir aus und … streichelte mich. Durch das jahrzehntelange Beobachten von Wildtieren hatte sie ein Gespür für Wildheit bekommen, eine Ehrfurcht vor Wildheit als Tugend und sogar als Grundrecht. Mike und sie waren die ersten Menschen, die die Wildheit zu schätzen wussten, die ich noch in mir trug, die nicht der Trauer zum Opfer gefallen war – und den Paparazzi. Es machte sie wütend, dass andere dieses letzte bisschen auslöschen wollten, dass andere erpicht darauf waren, mich in einen Käfig zu sperren.

Auf dieser oder vielleicht der nächsten Reise fragte ich Teej und Mike, wie sie sich kennengelernt hätten. Sie lächelten schuldbewusst.

Über einen gemeinsamen Freund, murmelte Mike.

Bei einem Blind Date, flüsterte Teej.

Der Schauplatz war ein kleines Restaurant. Als Mike hereinkam, saß Teej schon am Tisch, den Rücken zur Tür gedreht. Sie konnte Mike nicht sehen, sie hörte nur seine Stimme, doch noch bevor sie sich umdrehte, spürte sie bei seinem Tonfall, seiner Stimmlage, der steigenden Raumtemperatur, dass es um sie geschehen war.

Beim Essen verstanden sie sich bestens, und am Tag darauf kam Teej auf einen Kaffee zu Mike. Sie fiel beinahe in Ohnmacht, als sie die Wohnung betrat. Ganz oben in seinem Bücherregal stand ein Buch von ihrem Großvater Robert Ardrey, einem legendären Wissenschaftler, Essayisten, Autor. (Für das Drehbuch des Films *Khartoum* war er für den Oscar nominiert worden.) Neben den Büchern ihres Großvaters besaß Mike auch alle anderen Lieblingsbücher von Teej, *die in der gleichen Reihenfolge angeordnet waren wie in ihren eigenen Regalen.* Sie schlug eine Hand vor den Mund. Das war Synchronizität. Ein Zeichen. Sie kehrte nur noch in ihre Wohnung zurück, um ihre Sachen zu packen. Seitdem waren Mike und sie zusammen.

Sie erzählten mir diese Geschichte am Lagerfeuer. Für Marko und seine Leute war das Lagerfeuer von zentraler Bedeutung, aber für Teej und Mike war es heilig. Es wurden die gleichen Getränke herumgereicht, die gleichen fesselnden Geschichten erzählt, aber es fühlte sich stärker nach einem Ritual an. Es gibt wenige Orte, an denen ich mich der Wahrheit näher und lebendiger gefühlt habe.

Teej sah es. Sie merkte, wie heimisch ich mich bei ihnen fühlte. Sie sagte: *Ich glaube, dein Körper wurde in Großbritannien geboren, aber deine Seele hier in Afrika.*

Vielleicht das größte Kompliment, das ich je bekommen hatte.

Nachdem ich einige Tage lang mit ihnen unterwegs gewesen war, mit ihnen gegessen hatte, mich in die beiden verliebt hatte, verspürte ich einen überwältigenden Frieden.

Und ein ebenso überwältigendes Bedürfnis, Chelsy wiederzusehen.

Was sollte ich tun?, fragte ich mich. Wie sollte ich es anstellen? Wie sollte ich es nach Kapstadt schaffen, ohne dass die Presse es mitbekam und alles kaputtmachte?

Adi sagte: *Fahren wir doch einfach mit dem Auto!*

Mit dem Auto? Oh. Ja. Genial.

Es waren schließlich nur zwei Tage.

Wir sprangen in einen Wagen, fuhren bis Kapstadt durch, tranken dabei Whisky und futterten Schokolade als Energielieferant. Ich kam barfuß und unrasiert bei Chelsy an, eine speckige Wollmütze auf dem Kopf, ein breites Lächeln auf dem schmutzigen Gesicht.

Sie holte kurz erschrocken Luft … und lachte dann.
Und dann … öffnete sie die Tür noch ein Stück weiter.

47

CHELSY UND ICH LERNTEN eine wichtige Lektion: Afrika war Afrika … aber England blieb England.

Direkt bei unserer Ankunft in Heathrow erwischten uns die Paparazzi.

Für mich war das nicht lustig, aber auch nicht weiter schockierend. Ein paar Jahre nach Mummys Tod hatten mich die Paparazzi weitgehend in Ruhe gelassen, doch inzwischen waren sie meine ständigen Begleiter. Ich riet Chelsy, sie einfach als chronische Krankheit zu betrachten. Etwas, womit man zurechtkommen muss.

Doch sie war sich nicht sicher, ob sie eine chronische Krankheit haben wollte.

Ich sagte, das könne ich verstehen. Völlig berechtigtes Gefühl. Aber das sei eben mein Leben, und wenn sie dazugehören wolle, müsse sie auch das mit mir teilen.

Man gewöhnt sich dran, log ich.

Danach schätzte ich die Wahrscheinlichkeit, Chelsy jemals wiederzusehen, auf fünfzig zu fünfzig, vielleicht sechzig zu vierzig. Gut möglich, dass die Presse mir erneut eine geliebte Person nehmen würde. Ich redete mir ein, es sei okay, ich hätte ohnehin keine Zeit für eine Beziehung.

Ich war ja ziemlich beschäftigt.

Zunächst standen die Aufnahmeprüfungen für die Königliche Militärakademie in Sandhurst an.

Sie dauerten vier Tage und hatten mit den Prüfungen in Eton nicht das Geringste zu tun. Es gab ein paar schriftliche Aufgaben, aber sonst wurden vor allem psychische Widerstandsfähigkeit und Führungsqualitäten getestet.

Es stellte sich heraus … dass ich über beides verfügte. Ich bestand mit Bravour.

Ich war begeistert. Meine Konzentrationsprobleme, der schmerzhafte Verlust meiner Mutter – nichts davon spielte hier eine Rolle. Besser gesagt: Nichts davon verwehrte mir den Weg in die British Army. Es kam mir im

Gegenteil sogar zugute. Die Armee *suchte* Leute wie mich.

Wie bitte, junger Mann? Eltern geschieden? Tote Mutter? Unverarbeitete Trauer, seelisches Trauma? Hier entlang!

Zusammen mit der Nachricht, dass ich bestanden hatte, bekam ich einen Eintrittstermin in einigen Monaten. Mir blieb also noch Zeit, meine Gedanken zu sortieren und ein paar Angelegenheiten zu klären. Und Zeit, die ich mit Chelsy verbringen konnte … falls sie das noch wollte.

Sie wollte. Sie lud mich ein, mit nach Kapstadt zu kommen und ihre Eltern kennenzulernen.

Das tat ich. Und ich hatte sie auf Anhieb gern. Es war unmöglich, sie nicht gernzuhaben. Sie mochten lustige Geschichten, Gin Tonic, gutes Essen und die Jagd. Ihr Vater war ein breitschultriger Bär, knuddelig, aber trotzdem eindeutig ein Alpha. Ihre Mutter war zierlich, konnte wunderbar zuhören und gab die besten Umarmungen. Ich wusste nicht, was die Zukunft bringen würde, und hatte auch nicht vor, etwas zu überstürzen, aber ich dachte: *Wenn man sich Schwiegereltern bauen könnte, würde man sie kaum besser hinkriegen als diese zwei.*

48

Es muss etwas in der Luft gelegen haben. Gerade als ich mich auf eine neue Liebe einließ, verkündete Pa, er habe beschlossen zu heiraten. Er hatte Granny um Erlaubnis gebeten, und sie hatte zugestimmt. Widerstrebend, wie es hieß.

Obwohl Willy und ich ihn bekniet hatten, es nicht zu tun, wollte Pa es also durchziehen. Wir schüttelten ihm die Hand und wünschten ihm alles Gute. Nichts für ungut. Wir akzeptierten, dass er endlich mit der Frau zusammen sein wollte, die er liebte, die er immer geliebt hatte, die womöglich von Anfang an für ihn bestimmt gewesen war. Sosehr es uns mit Bitterkeit oder Trauer erfüllte, dass dieser Schritt einem weiteren Schlussstrich unter Mummys Geschichte gleichkam, wussten wir doch, dass es darum jetzt nicht ging.

Außerdem hegten wir durchaus Sympathien für Pa und Camilla als Paar. Ihre Liebe hatte unter einem mehr als schlechten Stern gestanden, und nun waren sie nur noch wenige Schritte von ihrem Glück entfernt … und sahen sich doch mit immer neuen Hindernissen konfrontiert. Zunächst war da die Kontroverse um die Art der Zeremonie. Der Hof bestand auf einer standesamtlichen Trauung, weil Pa als zukünftiges Oberhaupt der Kirche von England keine kirchliche Ehe mit einer geschiedenen Frau eingehen konnte. Das zog eine Reihe heftiger Auseinandersetzungen über den Ort nach sich. Wenn die standesamtliche Trauung, wie vom Paar gewünscht, auf Windsor stattfinden sollte, musste das Schloss zunächst offiziell für zivile Hochzeiten zugelassen werden, sodass grundsätzlich jeder in England die Möglichkeit hätte, sich dort trauen zu lassen. Das wollte niemand.

Es wurde also beschlossen, die Hochzeit im Rathaus von Windsor abzuhalten.

Doch dann starb der Papst.

Völlig verwirrt fragte ich Willy: *Was hat denn der Papst mit Pa zu tun?*

Eine ganze Menge, wie sich herausstellte. Pa und Camilla wollten nicht an dem Tag heiraten, an dem der Papst beigesetzt wurde. Schlechtes

Karma. Weniger Presse. Und vor allem sollte Pa Granny auf der Beerdigung vertreten.

Also wurden die Hochzeitspläne erneut über den Haufen geworfen.

Eine Verzögerung folgte der anderen – und wenn man ganz genau hinhorchte, konnte man das Schreien und Ächzen der Verzweiflung durch den Palast schallen hören. Man wusste nur nicht genau, wer da schrie: die Hochzeitsplanerin oder Camilla (oder Pa).

So leid sie mir taten, ertappte ich mich doch bei dem Gedanken, dass irgendeine Macht im Universum (Mummy?) diese Verbindung verhindern wollte. Vielleicht verzögert das Universum, was es nicht gutheißt?

Als die Hochzeit dann schließlich stattfand – ohne Granny, die sich gegen die Teilnahme entschieden hatte –, war es für alle, mich eingeschlossen, eine fast kathartische Erfahrung. Ich stand mit gesenktem Kopf da, wie schon bei Mummys Beerdigung, warf jedoch immer wieder längere verstohlene Blicke auf das Brautpaar und dachte jedes Mal: *Gut für euch!*

Aber auch: *Mach's gut.*

Es stand für mich außer Frage, dass uns Pa durch diese Hochzeit ein Stück weit weggenommen würde. Nicht wirklich, nicht absichtlich oder böswillig, aber eben doch … weg. Er betrat einen neuen Raum, einen geschlossenen Raum, einen streng abgeschotteten Raum. Willy und ich würden Pa seltener sehen, und die Aussicht erfüllte mich mit gemischten Gefühlen. Ich war nicht scharf darauf, auch noch meinen Vater zu verlieren, und ich war auch nicht gerade begeistert, eine Stiefmutter zu bekommen, die mich, wie ich glaubte, kürzlich auf ihrem persönlichen PR-Altar geopfert hatte. Aber ich sah auch Pas Lächeln, dem herzlich wenig entgegenzusetzen war und dessen Ursache ganz klar Camilla war. Ich wollte so vieles, aber zu meiner Überraschung wurde mir während der Hochzeit klar, dass ich mir eines immer noch ganz besonders wünschte – und zwar, dass mein Vater glücklich war.

Auf eine verquere Art wünschte ich mir sogar, dass Camilla glücklich war.

Vielleicht wäre sie dann ja weniger gefährlich?

Es wurde berichtet, Willy und ich hätten uns aus der Kirche geschlichen und Tafeln mit der Aufschrift *Just married* an ihrem Auto befestigt. Wohl kaum. Wenn ich in dem Moment auf so eine Idee gekommen wäre, hätte ich vielleicht ein Schild drangehängt, auf dem stand: *Seid glücklich.*

Ich weiß noch, dass ich sie wegfahren sah und dachte: *Sie sind glücklich. Sie sind wirklich glücklich.*

Verdammt, ich will, dass wir alle glücklich sind.

49

Und danach fuhr ich mit Willy zum Training bei der Special Boat Service. Es war kein offizielles Training, nur eine Runde Jungsspiele, wie wir es nannten, auch wenn diese Aufenthalte eine feierliche Tradition hatten.

Unsere Familie unterhielt seit jeher ein enges Verhältnis zum Militär. Das beinhaltete mal einen offiziellen Besuch, mal ein ungezwungenes Mittagessen. Manchmal bedeutete es ein Privatgespräch mit Soldatinnen und Soldaten auf Heimaturlaub. Aber manchmal galt es eben auch, an den harten Trainingseinheiten teilzunehmen. Durch nichts vermittelte man mehr Respekt für die Arbeit des Militärs, als wenn man es seinen Mitgliedern gleichtat oder es zumindest versuchte.

Solche Trainings wurden vor der Presse geheim gehalten. Das Militär wollte das so, und das Königshaus erst recht.

Mummy hatte Willy und mich seinerzeit zu unserem ersten Militärtraining gebracht – zu einem sogenannten *Killing House* in Herefordshire. Man setzte uns alle drei in ein Zimmer und bläute uns ein, uns nicht zu bewegen. Dann ging das Licht aus. Ein Trupp trat die Tür ein, warf Blendgranaten und erschreckte uns fast zu Tode. Genau darum ging es. Sie wollten uns beibringen, wie wir uns zu verhalten hätten, »falls« wir »jemals« in Lebensgefahr wären.

Falls? Jemals? Wir mussten lachen. *Habt ihr mal unsere Post gesehen?*

Aber dieser Tag Jahre später, mit Willy, war anders. Viel aktiver, viel mehr mittendrin. Es ging weniger ums Training als um Adrenalin. Wir rasten mit den Booten quer über Poole Harbour, »attackierten« eine Fregatte, kletterten an Stahlseilleitern hoch und feuerten Farbprojektile aus einer MP5 ab. Bei einer Übung rannten wir eine Metalltreppe hinunter in den Frachtraum der Fregatte. Wohl um es noch ein bisschen spannender zu gestalten, wurde das Licht ausgeschaltet. Vier Stufen vor dem Fuß der Treppe fiel ich im Stockdunkeln hin, landete auf meinem rechten Knie und spießte es mir auf einer hervorstehenden Schraube auf.

Mich erfasste ein rasender Schmerz.

Trotzdem schaffte ich es, aufzustehen, weiterzulaufen und die Übung zu beenden. Gegen Abend, als wir vom Helipad des Bootes ins Meer sprangen, konnte ich mein Knie nicht mehr bewegen. Das ganze Bein gehorchte mir nicht mehr. Als ich aus dem Wasser stieg und den Neoprenanzug abstreifte, sah Willy an mir runter und wurde blass.

Aus meinem Knie sprudelte Blut hervor.

In kürzester Zeit waren Sanitäter vor Ort.

Einige Wochen später gab der Palast bekannt, mein Eintritt ins Militär werde sich verzögern. Auf unbestimmte Zeit.

Die Presse wollte wissen, warum. Die Sprecher des Palastes teilten ihnen mit: *Prinz Harry hat sich beim Rugby das Knie verletzt.*

Als ich die Zeitung aufschlug, mein Bein gekühlt und hochgelegt, musste ich schallend lachen. Ich konnte mir eine gewisse Schadenfreude darüber nicht verkneifen, dass die Presse zur Abwechslung einmal *unabsichtlich* Lügen über mich verbreitete.

Allerdings ließ ihre Rache nicht lange auf sich warten. Sie lancierten die Geschichte, ich hätte zu viel Angst, zum Militär zu gehen, und wolle mich mit einer erfundenen Knieverletzung vor dem Dienst drücken.

Sie erklärten mich zum Feigling.

50

Es war eine Kostümparty auf dem Land, in der Nähe von Gloucestershire. Willys weitere Geburtstag. Auf dem Land, in der Nähe von Gloucestershire. Es war eine Kostümparty auf dem Land, in der Nähe von Gloucestershire. Willys weitere Geburtstag. Auf dem Land, in der Nähe von Gloucestershire. Es war eine Kostümparty auf dem Land, in der Nähe von Gloucestershire. Willys weitere Geburtstag. Auf dem Land, in der Nähe von Gloucestershire. Es war eine Kostümparty auf dem Land, in der Nähe von Gloucestershire. Willys weitere Geburtstag. Auf dem Land, in der Nähe Motto: *Ureinwohner und Kolonisten.* Die Gäste waren *angehalten*, entsprechend gekleidet zu erscheinen.

Januar 2005.

Ich war kein Fan von Kostümpartys. Mottopartys konnte ich nicht ausstehen. Zu Willys letztem Geburtstag, oder vielleicht dem vorletzten, hatte er eine Kostümparty mit dem Motto *Out of Africa* abgehalten. Ich war genervt und ratlos gewesen. In Afrika hatte ich immer nur Shorts und T-Shirt getragen, vielleicht einmal einen *Kikoi*. *Geht das als Kostüm durch, Willy?* Aber das hier war um Längen schlimmer.

Ich hatte kein einziges Kleidungsstück im Schrank, das mit Ureinwohnern oder Kolonialherren zu tun hatte. Ich wohnte gerade bei Pa and Camilla, mal in St. James's, mal in Highgrove, und lebte im Prinzip aus dem Koffer, weswegen ich mir über Klamotten keine Gedanken machte. Die meiste Zeit sah ich so aus, als hätte ich mich im Dunkeln angezogen. Eine Kostümparty, noch dazu *mit Motto,* war also mein Albtraum.

Herzlichen Dank. Ich verzichte.

Aber Willy bestand darauf. *Wir finden was zum Anziehen für dich, Harold*.

Seine neue Freundin versprach zu helfen.

Ich mochte seine neue Freundin. Sie war unbekümmert und liebenswert. Sie hatte ein Jahr in Florenz verbracht, kannte sich mit Fotografie aus, mit Kunst. Und mit Kleidern. Sie hatte ein Faible für Mode.

Sie hieß Kate. Ich weiß nicht mehr, was für ein Outfit sie selbst auf der Party trug, aber Willy hatte mit ihrer Hilfe für sich etwas … Katzenartiges ausgesucht. Er trug einen hautengen Einteiler mit einem – habe ich das wirklich richtig in Erinnerung? – hüpfenden Schwanz. Als er ihn uns vorführte, sah er aus wie eine Mischung aus Tiger und Mikhail Baryshnikov. Kate und ich zeigten mit dem Finger auf ihn und kugelten vor Lachen auf dem Fußboden herum. Er sah einfach lächerlich aus,

besonders im Dreifachspiegel. Aber lächerlich auszusehen, meinten die beiden, sei der springende Punkt bei der Veranstaltung.

Ich mochte es, wenn Kate lachte. Besonders freute ich mich, wenn ich sie zum Lachen brachte. Das konnte ich ziemlich gut. Meine offensichtliche Albernheit korrespondierte gut mit ihrer getarnten Albernheit. Immer wenn ich mir Sorgen machte, sie könnte mir Willy wegnehmen, tröstete ich mich mit dem Gedanken an all die Lachkrämpfe, die wir noch teilen würden, und wie super alles wäre, wenn ich erst selbst eine feste Freundin hätte, die mit uns lachen könnte. Vielleicht ja Chelsy.

Vielleicht, dachte ich, kann ich Kate mit meinem Kostüm zum Lachen bringen.

Aber als was sollte ich gehen? Als was sollte Harold gehen? Die Frage wurde unser Thema Nummer eins.

Am Tag der Party entschieden wir, dass ich in die nahe gelegene Kleinstadt Nailsworth fahren sollte, wo es einen bekannten Kostümverleih gab. Dort würde ich sicher etwas finden.

Dann wird meine Erinnerung etwas neblig, aber an manches erinnere ich mich noch sehr deutlich. Der Laden hatte einen unvergesslichen Geruch. Ein muffiger, schimmeliger Gestank mit einem Unterton von etwas anderem. Die Luft müffelte nach einem stickigen Raum voll mit Hunderten Hosen, die über mehrere Jahrzehnte von Tausenden Menschen getragen worden waren.

Ich lief auf und ab und suchte die Ständer ab, aber nichts gefiel mir. Angesichts des Zeitdrucks kristallisierten sich zwei Optionen heraus.

Eine englische Pilotenuniform.

Und eine beige Naziuniform.

Mit Hakenkreuzarmbinde.

Und Schiebermütze.

Ich rief Willy und Kate an und bat sie um ihre Meinung.

Die Naziuniform, sagten sie.

Ich lieh sie mir also aus, zusammen mit einem albernen Schnurrbart, und fuhr nach Hause. Dort probierte ich alles an. Die beiden heulten vor Lachen. Noch schlimmer als Willys Anzug. Noch viel absurder.

Worum es ja wie gesagt ging.

Der Bart musste noch etwas gestutzt werden. Ich schnitt die langen Seiten ab, um einen ordentlichen Hitler-Schnauzer daraus zu machen. Dann schlüpfte ich in eine Cargohose.

Wir machten uns auf den Weg zu der Party, wo niemand auch nur einen zweiten Blick auf mein Kostüm warf. Die Ureinwohner und Kolonisten konzentrierten sich mehr darauf, sich abzuschießen und gegenseitig zu

befummeln. Keiner nahm Notiz von mir, was ich als kleinen Sieg wertete.

Allerdings schoss irgendjemand Fotos. Ein paar Tage später witterte dieser jemand die Chance, sich etwas dazuzuverdienen oder einfach Ärger zu machen, und wandte sich an einen Reporter. *Wie viel zahlt ihr für ein paar Schnappschüsse von einer Party mit den jungen Royals?* Das Kronjuwel unter den Bildern sollte eigentlich das von Willy in seinem Jumpsuit sein.

Aber der Journalist entdeckte etwas anderes. Nanu, was haben wir denn da? Den *Spare*? Als Nazi?

Berichten zufolge wurde etwas über den Preis gefeilscht. Man einigte sich schließlich auf fünftausend Pfund, und ein paar Wochen später erschienen die Fotos in allen Zeitungen der Welt, versehen mit gigantischen Schlagzeilen.

Heil Harry!

Heir Abberant.

Royal »Heil« to Pay.

Es folgte eine mediale Feuersbrunst, von der ich zeitweise dachte, sie würde mich verschlingen. Und ich hatte das Gefühl, dass ich es verdient hatte, verschlungen zu werden. Es gab in den Wochen und Monaten darauf immer wieder Momente, in denen ich glaubte, vor Scham sterben zu müssen.

Die übliche Reaktion auf die Fotos war: Was hat er sich dabei nur gedacht? Die einfache Antwort lautete: Gar nichts. Als ich die Bilder sah, wurde mir sofort klar, dass ich mein Gehirn ausgeschaltet hatte, und zwar vielleicht schon vor einiger Zeit. Ich wollte durch ganz England laufen, bei den Leuten an die Tür klopfen und ihnen erklären: *Ich hab nicht nachgedacht. Ich hab's nicht böse gemeint.* Doch das hätte nichts geholfen. Das Urteil war schnell und hart. Ich war wahlweise ein verkappter Nazi oder ein Vollidiot.

Ich wandte mich an Willy. Er reagierte mitfühlend, aber es gab nicht viel zu sagen. Dann rief ich Pa an. Zu meiner Überraschung war er ganz gelassen. Zuerst machte mich das misstrauisch. Sah er mein Problem als eine weitere Gelegenheit zur Stärkung seiner PR? Doch seine Zärtlichkeit und Anteilnahme entwaffneten mich. Und sie erfüllten mich mit Dankbarkeit.

Er versuchte nicht, irgendetwas schönzureden. *Wie konntest du so dumm sein, darling boy?* Meine Wangen glühten. *Ich weiß, ich weiß.* Doch dann fügte er schnell hinzu, dass die Dummheit meiner Jugend zuzuschreiben sei, dass er sich noch gut daran erinnere, selbst für seine Jugendsünden geschmäht worden zu sein, und dass das nicht fair sei, weil sich die Jugend ja gerade dadurch auszeichne, dass man noch nicht fertig war.

Man sei noch dabei, zu wachsen, zu werden und zu lernen. Er ging nicht näher auf seine eigenen Demütigungen ein, aber ich wusste, wovon er sprach. Seine vertraulichsten Gespräche waren an die Öffentlichkeit gedrungen, seine unqualifiziertesten Kommentare in die Welt hinausposaunt worden. Man hatte seine Exfreundinnen befragt, ihre Einschätzung seiner Qualitäten als Liebhaber hatten die Klatschzeilen und sogar Bücher gefüllt. Er kannte sich aus mit Demütigung.

Er versicherte mir, dass die Wut verrauchen und die Scham nachlassen würde. Ich liebte ihn für dieses Versprechen, obwohl – oder vielleicht gerade weil – ich wusste, dass es falsch war. Die Scham würde niemals nachlassen. Und das sollte sie auch gar nicht.

Der Skandal wurde jeden Tag größer. Ich wurde in den Zeitungen heruntergemacht, im Radio, im Fernsehen. Parlamentsabgeordnete verlangten meinen Kopf auf einem Silbertablett. Einer forderte, mir solle der Zugang zur Militärakademie Sandhurst verwehrt werden.

Der Sturm, so Pas Mitarbeiter, würde beim Vorüberziehen etwas Unterstützung brauchen. Ich müsse einen Akt öffentlicher Abbitte vollziehen.

In Ordnung, sagte ich. Je schneller, desto besser.

Also schickte mich Pa zu einem Geistlichen.

51

DER BÄRTIGE MANN MIT DER BRILLE in seinem tief zerfurchten Gesicht und den dunklen, weisen Augen war der britische Großrabbiner. So viel wusste ich. Aber ich sah sofort, dass er noch viel mehr war. Als herausragender Wissenschaftler, Religionsphilosoph und produktiver Autor von mehr als zwei Dutzend Büchern hatte er in seinem Leben viel Zeit damit verbracht, aus dem Fenster zu sehen und über die Ursachen von Leid, Unheil und Hass nachzudenken.

Er bot mir eine Tasse Tee an und legte sofort los. Dabei nahm er kein Blatt vor den Mund. Er verurteilte, was ich getan hatte. Er war nicht unfreundlich, aber es musste sein. Es führte kein Weg daran vorbei. Er ordnete meine Dummheit in einen größeren historischen Kontext ein, sprach von den sechs Millionen, die vernichtet worden waren. Juden, Polen, Dissidenten, Intellektuelle, Homosexuelle. Kinder, Babys, Alte, die zu Asche und Rauch geworden waren.

Vor nur wenigen kurzen Jahrzehnten.

Als ich bei ihm angekommen war, hatte ich mich geschämt. Jetzt verspürte ich etwas anderes. Eine bodenlose Selbstverachtung.

Doch das war nicht die Absicht des Rabbis. Er hatte nicht vor, mich so zu entlassen, sondern riet mir, nicht aufgrund meines Fehlers zu verzweifeln, sondern lieber motiviert aus der Situation hervorzugehen. Er brachte mir eine Haltung entgegen, die man oft bei wirklich weisen Menschen antrifft – Vergebung. Er versicherte mir, dass Menschen zwar dumme Dinge tun und sagen, dass diese Dummheit jedoch nicht ihrem eigentlichen Wesen entsprechen muss. Mein eigentliches Wesen zeigte ich dadurch, sagte er, dass ich den Wunsch hatte, Buße zu tun. Um Absolution zu bitten.

In dem Maße, in dem er dazu in der Lage war, erteilte er mir diese Absolution. Er ließ mir Gnade zuteilwerden. Er sagte mir, ich solle erhobenen Hauptes hinausgehen und die Erfahrung nutzen, um die Welt zu verbessern. Die Lehre, die ich daraus zog, weitergeben. Das würde Henners gefallen, dachte ich. Henners mit seiner Begeisterung fürs

Unterrichten.

Die Forderungen, mich aus der Armee auszuschließen, wurden trotz allem immer lauter. Die verantwortlichen Militärs jedoch blieben dabei: Wenn Prinz Harry sich als aktives Mitglied der Armee als »Führer« verkleidet hätte, so ihre Argumentation, hätte es ein Disziplinarverfahren gegeben.

Noch sei er jedoch nicht in der Armee.

Es stehe ihm also absolut frei, ein Trottel zu sein.

52

Wir sollten einen neuen Privatsekretär bekommen. Er hieß Jamie Lowther-Pinkerton, aber ich kann mich nicht erinnern, dass Wills und ich ihn je anders als »JLP« genannt hätten.

Genauso gut hätten wir ihn Marko II nennen können. Oder Marko 2.0. Er sollte als Markos Ersatz fungieren, als eine verbindlichere, gründlichere und dauerhaftere Version unseres lieben Freundes.

All die Aufgaben, die Marko informell erfüllt hatte, als Mentor und Ratgeber, würde nun ganz offiziell JLP übernehmen, sagte man uns. Tatsächlich hatte Marko JLP selbst aufgetan, ihn Pa empfohlen und angelernt. Wir vertrauten dem Mann also von Anfang an. Er trug das entscheidende Gütesiegel: Marko bürgte dafür, dass er ein guter Mann war.

JLP war sehr ruhig, ein wenig steif, und er trug glänzende Manschettenknöpfe und einen goldenen Siegelring, Symbole seiner Seriosität, Beständigkeit und seines unerschütterlichen Glaubens an eine bestimmte Art von unbeirrbarem Stil. Man hatte immer das Gefühl, dass er selbst am Tag der Apokalypse nicht ohne diese Talismane aus dem Haus gehen würde.

Trotz seiner geschniegelten, makellosen Erscheinung war JLP durchaus kraftvoll, das Produkt der besten militärischen Ausbildung Großbritanniens. Das bedeutete unter anderem, dass ihm jede Art von Bullshit fremd war. Er ließ sich nichts gefallen und machte keine halben Sachen, und das schien auch jeder weit und breit zu wissen. Als die britischen Behörden eine Großoffensive gegen ein kolumbianisches Drogenkartell planten, beauftragten sie JLP mit der Leitung. Als der Schauspieler Ewan McGregor vor einem dreimonatigen Motorradausflug durch die Mongolei, Sibirien und die Ukraine ein Überlebenstraining absolvieren wollte, wandte er sich an JLP. Für mich bestand JLPs beste Eigenschaft in seiner Hochachtung vor der Wahrheit, seiner Kompetenz in Sachen Wahrheit. Damit stellte er das Gegenteil so vieler Leute in der Regierung und im Palast dar. Also bat ich ihn, kurz nachdem er

angefangen hatte, für Willy und mich zu arbeiten, mir ein Stück Wahrheit zu besorgen – in Form der geheimen Polizeiakten zu Mummys Tod.

Er senkte den Blick, wandte ihn ab. Ja, er arbeite für Willy und mich, aber ihm liege auch etwas an uns, und er lege Wert auf Konventionen und die Einhaltung von Befehlsketten. Mein Anliegen setze all das aufs Spiel. Er verzog das Gesicht und runzelte die Stirn – in seinem Fall ein unscharfer Bereich, denn er hatte nicht viele Haare. Schließlich strich er sich die verbliebenen schwarzen Strähnen an den Schläfen zurück und sagte, diese Akten, sollte er sie tatsächlich beschaffen, würden mich zutiefst erschüttern. *Wirklich sehr erschüttern, Harry.*

Ja, ich weiß. Darum geht's ja gerade.

Er nickte. *Aha. Mhm. Verstehe.*

Ein paar Tage später führte er mich über eine Hintertreppe des St. James's Palace in ein winziges Büro und drückte mir einen steifen braunen Umschlag in die Hand. Er sagte, er habe beschlossen, mir nicht die komplette Akte zu zeigen. Er sei die Bilder durchgegangen und habe die besonders … »schwierigen« aussortiert. Um meinetwillen. Ich war enttäuscht, fing aber nicht an zu diskutieren. Wenn JLP der Meinung war, ich könne nicht damit umgehen, dann stimmte das vermutlich.

Ich dankte ihm für seine Fürsorge.

Er sagte, er werde mich jetzt alleine lassen, und verließ den Raum.

Ich atmete ein paarmal tief durch und schlug die Akte auf.

Außenaufnahmen von vor dem Tunnel. Der Tunneleingang.

Innenaufnahmen vom Rand des Tunnels.

Aufnahmen aus dem Tunnelinneren. Blick in den Tunnel hinein und auf den gegenüberliegenden Ausgang.

Schließlich … Nahaufnahmen des zerschellten Mercedes, der Berichten zufolge gegen Mitternacht in den Tunnel hineingefahren war und sein Ende nicht intakt erreicht hatte.

Auf den ersten Blick schienen alle Bilder Polizeifotos zu sein. Doch dann wurde mir klar, dass viele, vielleicht sogar der Großteil, von Paparazzi und anderen anwesenden Fotografen stammten. Die Polizei in Paris hatte ihre Kameras beschlagnahmt. Manche Fotos waren unmittelbar nach dem Aufprall entstanden, andere viel später. Auf einigen sah man Polizisten, andere zeigten gaffende Schaulustige. Die ganze Szene wirkte chaotisch, strahlte eine widerwärtig karnevaleske Atmosphäre aus.

Es folgten detailliertere Fotos, schärfer und näher, aus dem Inneren des Mercedes. Da war der leblose Körper von Mummys Freund, von dem ich inzwischen wusste, dass er ihr Partner gewesen war. Da war ihr Bodyguard, der mit schwersten Verletzungen überlebt hatte. Und da war

der Fahrer, über dem Lenkrad zusammengesackt. Viele gaben ihm die Schuld, weil angeblich Alkohol in seinem Blut festgestellt wurde. Und weil er tot war und sich nicht mehr rechtfertigen konnte.

Am Ende kam ich zu den Fotos von Mummy. Sie war umgeben von Lichtern, Auren, fast wie Heiligenscheine. Wie merkwürdig. Die Lichter hatten dieselbe Farbe wie ihr Haar – golden. Ich wusste nicht, woher sie kamen, reimte mir aber alle möglichen übernatürlichen Erklärungen zusammen.

Als mir ihr wahrer Ursprung klar wurde, krampfte sich mein Magen zusammen.

Blitzlicht. Das waren Blitze! Und in einigen davon sah man geisterhafte Gesichter, Teile von Gesichtern. Paparazzi und Spiegelungen von Paparazzi und Reflexionen von Paparazzi auf dem glatten Metall und in den Scheiben. Ihre Jäger … Sie hatten nicht aufgehört draufzuhalten, auch nicht, als sie schon bewusstlos oder nur noch halb bei Bewusstsein zwischen den Sitzen lag, und im Eifer des Gefechts hatten sie sich versehentlich gegenseitig fotografiert. Kein Einziger von ihnen hatte sich um sie gekümmert, ihr geholfen, ihr auch nur gut zugeredet. Sie hatten nur immer wieder abgedrückt. Schuss um Schuss um Schuss.

Das war mir nicht klar gewesen. Nicht einmal im Traum hatte ich daran gedacht. Man hatte mir erzählt, dass Mummy von Paparazzi verfolgt worden war, dass sie ihr nachgestellt hatten wie eine Meute wilder Hunde, doch keine Sekunde hatte ich es für möglich gehalten, dass sie sich auch wie wilde Hunde an ihrem wehrlosen Körper gelabt hatten. Mir war bis zu diesem Moment nicht klar gewesen, dass das Letzte, was Mummy in ihrem Leben gesehen hatte, ein Blitzlicht gewesen war.

Es sei denn … Ich sah sie mir genauer an. Keine sichtbaren Verletzungen. Sie war in sich zusammengesackt, ohnmächtig, aber insgesamt … in Ordnung. Mehr als in Ordnung. Ihr dunkler Blazer, ihr glänzendes Haar, ihre strahlende Haut – die behandelnden Ärzte in dem Krankenhaus, in das man sie brachte, waren nicht müde geworden zu betonen, wie schön sie gewesen war. Ich betrachtete die Bilder und versuchte, mich zum Weinen zu bringen, schaffte es aber nicht, weil sie so anmutig aussah und so lebendig.

Vielleicht waren die Fotos, die JLP zurückgehalten hatte, drastischer gewesen. Vielleicht zeigten sie den Tod ungeschönter. Doch diese Möglichkeit zog ich nicht allzu lange in Betracht. Ich schlug den Ordner zu und sagte: *Sie versteckt sich.*

Ich hatte die Akte angefordert, um einen Beweis zu haben, doch sie bewies nichts, außer dass Mummy nach dem Aufprall weitgehend

unbeschadet ausgesehen und ihre Verfolger sie weiter belästigt hatten. Mehr nicht. Statt auf Beweise war ich nur auf weitere Gründe gestoßen, wütend zu sein. Ich saß in diesem kleinen Büro, vor mir dieser elende Pappumschlag, und der rote Nebel senkte sich über mich. Nur dass es diesmal kein Nebel war, sondern eine Sturzflut.

53

Lange hatte ich eine kleine Reisetasche mit ein paar persönlichen Gegenständen und ein Bügelbrett, das ich wie ein Surfboard lässig unter den Arm geklemmt hatte. Das war von der Armee so vorgeschrieben. Von jetzt an hatten meine Hemden und Hosen knitterfrei zu sein.

Ich verstand vom Bügeln etwa so viel wie vom Panzerfahren, vielleicht sogar noch weniger. Aber das war jetzt das Problem der Armee. *Ich* war jetzt das Problem der Armee.

Ich wünschte ihr viel Glück.

Pa auch. Er war es, der mich in Camberley in Surrey ablieferte, bei der Königlichen Militärakademie Sandhurst.

Mai 2005.

Er stand etwas abseits und sah zu, wie ich mein rotes Namensschild anlegte, *Wales*, und mich anmeldete. Er sagte den Reportern, wie stolz er auf mich sei.

Dann streckte er die Hand aus. *Ab mit dir, darling boy*.

Pressefoto. Klick.

Ich wurde einem Trupp aus zwanzig jungen Männern und Frauen zugeteilt. Am nächsten Morgen legten wir unsere neuen Kampfanzüge an und betraten einen jahrhundertealten Raum. Man konnte die Geschichte riechen – die holzvertäfelten Wände schienen sie auszudünsten. Wir legten einen Eid auf die Queen ab. *Ich schwöre dem Land und der Krone die Treue …* Der Typ neben mir puffte mir mit dem Ellbogen in die Rippen. *Du nennst sie wohl eher Granny!*

Das sollte für die nächsten fünf Wochen das letzte Mal gewesen sein, dass er oder irgendjemand sonst einen Witz machte. Im Trainingslager gab es nichts zu lachen.

Trainingslager – was für ein harmloser Name für das, was uns erwartete. Wir wurden an unsere Grenzen getrieben. Körperlich, mental und spirituell. Eine sture Gruppe liebenswerter Sadisten, auch Colour Sergeants genannt, führte – oder schleppte – uns an einen Punkt jenseits dieser Grenzen und dann noch ein Stück weiter. Große, laute, extrem

maskuline Männer – aber alle mit winzig kleinen Hunden. Ich habe nie irgendwo eine Erklärung dafür gehört, und ich kenne den Grund bis heute nicht. Ich weiß nur, dass es ein seltsamer Anblick war, wenn diese testosterongeladenen, meist glatzköpfigen Ungeheuer zärtlich ihre Pudel, Shih Tzu und Möpse liebkosten.

Dass sie uns wie Hunde behandelten, trifft es nicht, denn ihre Hunde behandelten sie deutlich besser. Zu uns sagte niemand: *Guuuter Junge!* Sie bauten sich vor uns auf, brüllten uns durch die Wolke ihres Aftershaves an und ließen uns keine ruhige Minute. Sie putzten uns runter, stauchten uns zusammen und machten keinen Hehl aus ihrer Absicht. Es ging darum, uns zu brechen. Gelang ihnen das nicht, wunderbar. Willkommen in der Armee! Wenn doch, umso besser. Dann wusste man zumindest Bescheid. Besser, sie brachen uns, als der Feind.

Es gab verschiedene Herangehensweisen. Körperlicher Zwang, psychologische Einschüchterung – und Humor. Ich weiß noch, wie mich ein Colour Sergeant zur Seite nahm. *Mr. Wales, ich war einmal Wache auf Schloss Windsor und stand da mit meiner Bärenfellmütze, als plötzlich ein Junge auf mich zukam und mir Kies gegen die Stiefel kickte! Und dieser Junge … waren SIE!*

Es war ein Witz, aber ich wusste nicht, ob ich lachen sollte oder ob es nicht vielleicht doch stimmte. Ich erinnerte mich nicht an ihn, und ich erinnerte mich erst recht nicht daran, eine Wache mit Kies beschossen zu haben, aber für den Fall, dass es doch stimmte, entschuldigte ich mich und sagte, ich hoffte, wir könnten das hinter uns lassen.

Innerhalb von zwei Wochen warfen mehrere Kadetten das Handtuch. Als wir morgens aufwachten, waren ihre Betten gemacht und ihre Sachen weg. Niemand konnte es ihnen verübeln. Das hier war nichts für jedermann. Einige meiner Mitkadetten gestanden vor dem Zubettgehen, dass sie Angst hatten, sie könnten die Nächsten sein.

Ich selbst machte mir keine Sorgen. Ich kam insgesamt ganz gut zurecht. Das Trainingslager war kein Zuckerschlecken, aber ich zweifelte keinen Moment daran, dass ich genau da war, wo ich sein sollte. Die können mich nicht brechen, dachte ich. Vielleicht, weil ich schon gebrochen bin?

Außerdem fand alles, was sie uns antaten, fernab der Presse statt, sodass jeder Tag ein wenig wie Urlaub für mich war. Das Trainingszentrum fühlte sich an wie der Club H. Was auch immer die Colour Sergeants austeilten, es wurde für mich dadurch aufgewogen, dass keine Paparazzi in der Nähe waren. An einem Ort, wo die Presse keinen Zugriff auf mich hatte, konnte mir nichts etwas anhaben.

Doch dann machten sie mich doch ausfindig. Ein Reporter von der *Sun* schlich sich auf das Gelände und latschte mit einer Bombenattrappe herum, um zu beweisen – ja, was eigentlich? Das wusste niemand so genau. Die *Sun* gab an, der falsche Flaneur habe die laxen Sicherheitsvorkehrungen des Zentrums enthüllen und demonstrieren wollen, in was für einer gefährlichen Situation sich Prinz Harry befinde.

Wirklich angsteinflößend war nur, dass manche Leser diesen Dreck wirklich glaubten.

54

WIR STANDEN JEDEN MORGEN pünktlich um fünf Uhr auf und mussten als Erstes eine riesige Flasche Wasser leeren. Die Flasche war Teil der Ausrüstung und bestand aus schwarzem Kunststoff. Ein Überbleibsel aus dem Burenkrieg. Jede Flüssigkeit, die man daraus trank, schmeckte nach Plastik der ersten Generation. Und nach Pisse. Sie war auch pisswarm. Nachdem wir das Wasser in uns hineingekippt hatten und kurz bevor wir zum Morgenlauf antraten, sanken einige von uns zu Boden und erbrachen es direkt wieder.

Ganz egal. Am nächsten Tag musste man das Plastikpisswasser aus derselben Flasche wieder hinunterwürgen und kurz nach dem Kotzen zum Laufen aufbrechen.

Oh, das Laufen. Wir liefen ununterbrochen. Wir liefen Bahnen. Wir liefen Straßen entlang. Wir liefen durch dichte Wälder. Wir liefen über Wiesen. Manchmal liefen wir mit 40 Kilo auf dem Rücken, manchmal trugen wir dabei einen riesigen Baumstamm. Wir rannten und rannten und rannten, bis wir ohnmächtig wurden, manchmal noch, während wir rannten. Und wenn wir halb bewusstlos auf dem Boden lagen, strampelten wir weiter mit den Beinen wie Hunde, die im Traum Eichhörnchen jagen.

Zwischen den Läufen zogen wir uns an Seilen hoch, warfen uns gegen Mauern oder gegeneinander. Nachts kroch etwas in unsere Glieder, was mehr als Schmerz war. Ein tiefes, bebendes Pochen. Man überstand es nur, indem man sich davon löste, seinen Verstand überzeugte, gar nicht im eigenen Körper zu stecken. Indem man sich von seinem eigenen Selbst abtrennte. Die Colour Sergeants sagten, das sei Teil ihres großen Plans. Es ging darum, das Selbst abzutöten.

Dann wären wir alle auf einem Stand. Dann wären wir wirklich eine Einheit.

Mit dem Schwinden des Selbst, versprachen sie, werde der Gedanke des Dienens die Oberhand gewinnen.

Die Einheit und das Land werden alles sein, was ihr kennt, Kadetten. Und das wird verdammt noch mal auch genügen.

Ich wusste nicht, wie die anderen darüber dachten, aber mich hatten sie damit. Mein Selbst? Ich war mehr als bereit, diesen toten Ballast abzuschütteln. Identität? Bitte sehr.

Mir war klar, dass diese Erfahrung für jemanden, der an seinem Selbst,

seiner Identität hing, schwierig sein musste. Aber nicht für mich. Ich freute mich, als ich spürte, wie ich langsam, aber sicher auf einen Kern reduziert wurde. Wie alles Unreine sich verflüchtigte und nur das Wesentliche zurückblieb.

Ein bisschen wie damals in Tooloombilla. Nur extremer.

Das Ganze kam mir wie ein großes Geschenk vor. Von den Colour Sergeants, vom Commonwealth.

Ich liebte sie dafür. Jeden Abend vor dem Einschlafen bedankte ich mich.

55

Nach gefühlten fünf Wochen, nach dem Ende des Trainingslagers, entspannten sich die Colour Sergeants ein wenig. Sie schrien uns nicht mehr so oft an. Sie behandelten uns wie Soldaten.

Das bedeutete jedoch auch, dass es an der Zeit war, etwas über den Krieg zu lernen. Darüber, wie man ihn führt und gewinnt. Zum Teil beinhaltete das stumpfsinnige Unterrichtsstunden. Der angenehmere Teil bestand in Simulationen unterschiedlicher Arten, getötet zu werden. Oder eben nicht, je nachdem.

Die Einheiten nannten sich CBRN-Übungen. Chemisch, biologisch, radiologisch, nuklear. Wir trainierten, die Schutzausrüstung an- und abzulegen, Gifte und anderen Mist, mit dem man uns bewerfen oder besprühen könnte, abzuwaschen. Wir gruben zahllose Schützengräben, legten Masken an, rollten uns in Embryonalstellung zusammen und zitierten immer und immer wieder aus der Offenbarung.

Eines Tages versammelten uns die Colour Sergeants vor einem Backsteingebäude, das zur Tränengaskammer umfunktioniert worden war. Sie beorderten uns hinein und drehten das Gas auf. Wir setzten die Masken ab, wieder auf und wieder ab. War man nicht schnell genug, bekam man das Gas in den Mund. Oder in die Lunge. Aber man konnte nicht immer schnell sein. Das war auch beabsichtigt, und so schluckten wir alle früher oder später Gas. Eigentlich sollte es in den Übungen um den Krieg gehen. Für mich behandelten sie den Tod. Das Leitmotiv des gesamten militärischen Trainings war der Tod. Wie man ihm entging, aber auch, wie man ihm offen entgegentrat.

Es fühlte sich daher ganz natürlich an, geradezu unvermeidlich, dass man uns mit dem Bus zum Militärfriedhof Brookwood fuhr. Wir standen an den Gräbern, jemand las ein Gedicht vor.

»For the Fallen« von Laurence Binyon.

Die Entstehungszeit des Gedichts liegt vor den verheerendsten Kriegen des 20. Jahrhunderts, sodass es noch einen Hauch von Unschuld in sich trägt.

Sie werden alt nicht werden,
Wie wir, die bleiben, altern …

Es fiel auf, wie sehr unsere frühe Ausbildung von Poesie durchwoben war. Neben den erforderlichen Fähigkeiten, um das Sterben zu vermeiden, wurden uns ununterbrochen der Ruhm, die Schönheit und die Notwendigkeit des Sterbens eingebläut. Das passierte oft wenig subtil, aber manchmal war es wirklich aggressiv. Jedes Mal, wenn wir in die Kapelle getrieben wurden, lasen wir beim Aufblicken den in Stein gemeißelten Schriftzug: *Dulce et decorum est pro patria mori.*

Süß und ehrenvoll ist es, fürs Vaterland zu sterben.

Worte, die ursprünglich ein alter Römer geschrieben hatte und die ein junger britischer Soldat wieder aufgegriffen hatte, bevor er später tatsächlich für sein Land sterben sollte. Dass Wilfred Owen den Satz ironisch zitiert hatte, erzählte uns allerdings niemand. Er war jedenfalls nicht ironisch in diesen Stein gemeißelt worden.

Poesie war mir immer noch ein wenig lieber als Geschichte. Und als Psychologie. Und Militärstrategie. Ich zucke heute noch zusammen, wenn ich an die langen Stunden und die harten Stühle in der Faraday Hall und der Churchill Hall zurückdenke, wo wir Bücher lasen, uns Jahreszahlen einprägten, berühmte Schlachten analysierten und Essays über die esoterischsten militärstrategischen Konzepte verfassten. Für mich waren das die ultimativen Strapazen in Sandhurst.

Vor die Wahl gestellt, hätte ich mich lieber fünf weiteren Wochen Trainingslager unterzogen.

Mehr als einmal nickte ich in der Churchill Hall ein.

He, Sie, Mr. Wales! Sie schlafen ja!

Man riet uns, bei Müdigkeit aufzuspringen, um das Blut zum Zirkulieren zu bringen. Doch das erschien mir doch etwas zu provokant. Indem man aufstand, gab man den Ausbildern zu verstehen, dass man sich in ihrem Unterricht langweilte. Wie würde sich das wohl auf die Benotung der nächsten Prüfung auswirken?

Die Wochen verschwammen. In der neunten – oder zehnten? – Woche lernten wir bajonettieren. Ein frostiger Morgen. Ein Feld in Castlemartin in Wales. Die Colour Sergeants drehten Punkrock in einer ohrenbetäubenden Lautstärke auf, um unsere animalischen Triebe zu wecken, und wir rannten mit erhobenen Bajonetten auf Sandsäcke zu und gingen schreiend auf sie los: STIRB!

Als die Pfeife das Ende der Übung verkündete, konnten einige nicht aufhören. Weiter und weiter stachen sie auf ihre Dummies ein. Ein flüchtiger Blick auf die dunkle Seite der menschlichen Natur. Dann lachten wir alle und taten so, als hätten wir nicht gesehen, was wir gerade gesehen hatten.

In der zwölften – oder doch der dreizehnten? – Woche waren Schusswaffen und Granaten dran. Ich war ein guter Schütze. Ich hatte schon als Zwölfjähriger mit Kleinkalibern auf Tauben und Eichhörnchen geschossen.

Aber jetzt wurde ich noch besser.

Viel besser.

56

Im Sommer des Jahres, in dem wir alle strapaziöse Übungen im Long Range absolvieren sollten. Dabei marschierte und rannte man mehrere Tage lang ununterbrochen durch eine unwirtliche Landschaft, und zwar mit einer Ausrüstung auf dem Rücken, die so viel wog wie ein junger Teenager. Zu allem Überfluss wurde Europa gerade von einer Hitzewelle historischen Ausmaßes gebeutelt, und wir brachen während des Wellenkamms auf, am heißesten Tag des Jahres.

Es war Freitag. Uns wurde angekündigt, dass die Übung bis Sonntagabend dauern würde.

Am Samstagabend schliefen wir während unserer einzigen angeordneten Ruhepause auf einem Feldweg. Nach zwei Stunden wurden wir von heftigem Regen geweckt. Ich war mit einem Team aus fünf Personen unterwegs, und wir standen auf, hielten die Gesichter in den Regen und tranken die Tropfen. Ein wunderbares Gefühl. Doch dann waren wir nass. Und es war an der Zeit weiterzulaufen.

Klatschnass, bei anhaltendem Regen, war das Marschieren plötzlich etwas ganz anderes. Ächzend, japsend und stöhnend schlitterten wir vor uns hin. Allmählich ließ meine Entschlossenheit nach.

Als wir an einem Checkpoint haltmachten, spürte ich ein Brennen am Fuß. Ich setzte mich auf den Boden, zog meinen rechten Stiefel aus, streifte die Socke ab – und meine ganze Fußsohle löste sich.

Fußbrand. Der Soldat neben mir schüttelte den Kopf. *Scheiße. So kannst du nicht weiter.*

Ich war am Boden zerstört. Aber, zugegebenermaßen, auch erleichtert.

Wir befanden uns an einer Landstraße. An einem Feld in der Nähe stand ein Krankenwagen. Ich wankte darauf zu. Als ich dort ankam, hoben mich die Sanitäter auf die offene Ladefläche, untersuchten meinen Fuß und sagten, der Marsch sei hier für mich vorbei.

Ich nickte und sackte in mich zusammen.

Mein Team machte sich fertig zum Weitergehen. *Macht's gut, Leute. Wir sehen uns im Camp.*

Doch dann tauchte einer unserer Colour Sergeants auf. Colour Sergeant Spence. Er bat mich um ein Wort. Ich hüpfte von der Ladefläche und humpelte mit ihm zu einem nahe gelegenen Baum.

An den Baum gelehnt, redete er leise auf mich ein. Es war das erste Mal

seit Monaten, dass er mich nicht anschrie.

Mr. Wales, geben Sie sich einen letzten Ruck. Es sind nur noch zehn, zwölf Kilometer, mehr nicht. Ich weiß, Ihr Fuß ist im Arsch, aber ich würde Ihnen trotzdem raten, nicht aufzugeben. Ich weiß, dass Sie das schaffen. Sie wissen es auch. Vorwärts. Wenn Sie jetzt nicht weitergehen, werden Sie sich das nie verzeihen.

Dann ging er.

Ich hinkte zurück zum Krankenwagen, bat die Sanitäter um all ihr Zinkoxid-Tape. Dann wickelte ich meine Füße fest damit ein und quetschte sie wieder in die Stiefel.

Ich lief weiter, bergauf, bergab, immer vorwärts, und versuchte, an irgendetwas anderes zu denken, um mich von den Schmerzen abzulenken. Wir kamen an einen Fluss. Das eiskalte Wasser wäre ein Segen, dachte ich. Aber nein. Ich spürte nur die Steine des Flussbetts, die sich mir ins rohe Fleisch bohrten.

Die letzten sechs Kilometer waren die schwersten, die ich je in meinem Leben zurückgelegt habe. Als wir endlich am Ziel waren, begann ich vor Erleichterung zu hyperventilieren.

Eine Stunde später, zurück im Camp, schlüpften alle in ihre Turnschuhe. Die Tage darauf schleppten wir uns durch die Baracke wie Greise. Aber stolze Greise.

Irgendwann humpelte ich zu Colour Sergeant Spence und bedankte mich.

Er warf mir ein leichtes Lächeln zu und ging.

57

Ich war zwar erschöpft und kein bisschen einsam, aber ich fühlte mich blendend. Ich war so klar wie nie zuvor. Das Gefühl fühlte dem, das Menschen beschreiben, wenn sie in ein Kloster eintreten. Alles fühlte sich erleuchtet an.

Wie Mönche hatten auch wir Kadetten unsere je eigene Zelle. Sie musste stets in tadellosem Zustand sein. Unsere kleinen Betten mussten ordentlich gemacht sein. Unsere schwarzen Stiefel mussten gewichst werden, bis sie glänzten wie frischer Lack. Unsere Zellentüren hatten immer offen zu stehen. Nachts durften wir sie zwar schließen, aber die Colour Sergeants konnten jederzeit hereinkommen, was sie auch taten.

Einige Kadetten klagten bitterlich. *Keine Privatsphäre!*

Da konnte ich nur lachen. Privatsphäre? Was ist das?

Abends saß ich in meiner Zelle, putzte meine Stiefel und rieb sie mit Spucke so spiegelglatt, dass ich meinen kahlen Kopf darin sehen konnte. Egal, in welcher Institution ich landete, die erste Amtshandlung schien immer in einem tragisch unvorteilhaften Haarschnitt zu bestehen. Dann schrieb ich Chelsy. (Mein Handy durfte ich aus Sicherheitsgründen behalten.) Ich erzählte ihr von meinem Tag und sagte ihr, wie sehr ich sie vermisste. Anschließend lieh ich mein Handy anderen Kadetten, die ihrer Freundin oder ihrem Freund schreiben wollten.

Dann gingen die Lichter aus.

Kein Problem. Ich hatte längst keine Angst mehr im Dunkeln.

58

Jetzt war es offiziell. Ich war nicht mehr Prinz Harry, ich war Second Lieutenant Wales bei den Blues and Royals, dem zweitältesten Regiment der britischen Armee, Mitglied der Household Cavalry und Leibwache der Königin.

Die Abschlusszeremonie, das sogenannte »Passing Out«, fand am 12. April 2006 statt.

Pa und Camilla, Grandpa, Tiggy und Marko waren da.

Und natürlich Granny.

Sie hatte seit Jahren an keiner der Paraden mehr teilgenommen, ihre Anwesenheit war also eine unheimliche Ehre. Als ich vorbeimarschierte, lächelte sie vor aller Augen.

Und Willy salutierte. Er war jetzt auch in Sandhurst. Ein Mitkadett. (Er hatte nach mir angefangen, weil er erst fertig studiert hatte.) Hier konnte er nicht auf sein übliches Verhalten zurückgreifen wie sonst, wenn wir uns in derselben Institution befanden. Er konnte nicht so tun, als würde er mich nicht kennen – das wäre einem Ungehorsam gleichgekommen. Für einen Moment triumphierte der *Spare* über den Erben.

Granny inspizierte die Truppen. Als sie bei mir ankam, sagte sie: *Oh … Hallo*. Ich lächelte. Und wurde rot.

Nach der Zeremonie wurde »Auld Lang Syne« gespielt, und der Adjutant der Akademie ritt auf seinem Schimmel die Stufen des Old College hinauf.

Zum Abschluss gab es ein Mittagessen im Old College. Granny hielt eine schöne Rede. Als der Tag sich dem Ende zuneigte, gingen die Erwachsenen, und die echte Party begann. Ein heftiges Trinkgelage, schallendes Gelächter. Chelsy begleitete mich. Das Fest machte dem Begriff »Passing Out« wirklich alle Ehre. Am nächsten Morgen erwachte ich mit einem breiten Grinsen und leichten Kopfschmerzen.

Beim Rasieren sagte ich zu meinem Spiegelbild: *Nächste Station – Irak.*

Südirak, um genau zu sein. Meine Einheit würde eine andere ablösen, die dort mehrere Monate für eine Aufklärungsmission stationiert gewesen war. Ein gefährlicher Einsatz unter der ständigen Bedrohung durch

Autobomben und Scharfschützen. Allein in diesem Monat waren zehn britische Soldaten getötet worden, vierzig im halben Jahr zuvor.

Ich ging in mich. Ich hatte keine Angst. Ich war fest entschlossen, voller Erwartung. Aber vor allem waren Krieg, Tod und alles, was mich sonst erwarten könnte, immer noch besser, als in England zu bleiben und eine ganz andere Art von Schlacht auszutragen. Erst kürzlich hatten die Zeitungen eine Story darüber gebracht, dass Willy mir auf den Anrufbeantworter gesprochen und sich als Chelsy ausgegeben hatte. Sie hatten auch berichtet, dass ich JLP um Hilfe bei einem Forschungsprojekt für Sandhurst gebeten hatte. Zur Abwechslung stimmte beides. Die Frage lautete bloß: Woher hatte die Presse derart private Informationen?

Ich wurde richtiggehend paranoid. Willy auch. Wir sahen die sogenannte Paranoia meiner Mutter plötzlich in einem ganz anderen Licht.

Wir fingen an, unseren engsten Kreis zu durchleuchten, wir löcherten unsere besten Freunde – und deren Freunde. Mit wem hatten sie gesprochen? Wem was anvertraut? Wirklich jeder kam infrage. Wir zweifelten sogar an unseren Bodyguards, die wir immer verehrt hatten. (Verdammt, ich war selbst eine Art Bodyguard – der der Queen!) Sie waren immer wie große Brüder für uns gewesen. Doch jetzt standen auch sie im Verdacht.

Für den Bruchteil einer Sekunde zweifelten wir sogar an Marko, so vergiftet war die Stimmung inzwischen. Niemand war über den Verdacht erhaben. Irgendjemand, vielleicht sogar mehrere Personen aus Willys und meinem engsten Umfeld, steckte der Presse Informationen, also mussten wir jeden in Betracht ziehen.

Was für eine Erleichterung es sein wird, dachte ich, endlich in ein richtiges Kriegsgebiet zu kommen, wo ich mich nicht mit so etwas herumschlagen muss.

Bitte, stellt mich auf ein Schlachtfeld, wo es klare Verhaltensregeln gibt.

Und ein gewisses Ehrgefühl.

Teil 2

Das Haupt voll Blut, doch stets erhoben

1

Im Februar 2007 teilte das britische Verteidigungsministerium der Welt mit, dass ich ernsthaft würde. Ich sollte eine Gruppe leichter Panzer an der irakischen Grenze nahe Basra kommandieren. Jetzt war es offiziell. Ich würde in den Krieg ziehen.

Die öffentliche Reaktion war sonderbar: Die Hälfte der Briten war außer sich, fand es furchtbar, das Leben des jüngsten Enkels der Queen aufs Spiel zu setzen. Ob Reserve oder nicht, so hieß es, sei es unklug, ein Mitglied der Königsfamilie in ein Kriegsgebiet zu schicken. (Es war das erste Mal seit fünfundzwanzig Jahren, dass dies geschah.)

Die andere Hälfte dagegen spendete Beifall. Wieso sollte Harry eine Vorzugsbehandlung bekommen? Was für eine Verschwendung von Steuergeldern es doch wäre, den Jungen als Soldaten auszubilden, um ihn dann nicht einzusetzen.

Wenn er stirbt, dann stirbt er eben, meinten sie.

Der Feind jedenfalls sah das genauso. *Nur her mit ihm*, sagten die Aufständischen, die gerade im gesamten Irak einen Bürgerkrieg entfachen wollten, *schickt uns den Jungen*.

Einer ihrer Führer sprach sogar eine offizielle Einladung aus, als sollte ich zum Tee vorbeikommen.

»Mit Spannung erwarten wir die Ankunft des jungen hübschen und verwöhnten Prinzen …«

Sie hätten auch schon einen Plan für mich, sagte der Rebellenführer. Sie würden mich entführen und dann entscheiden, was sie mit mir tun würden – mich foltern, Lösegeld erpressen, töten.

In scheinbarem Widerspruch zu diesem Vorhaben versprach er schließlich, den hübschen Prinzen »ohne Ohren« zu seiner Großmutter zurückzuschicken. Ich weiß noch, wie sich meine Ohrläppchen plötzlich seltsam warm anfühlten, als ich das hörte. Und mir schoss eine Szene aus der Kindheit in den Sinn, in der ein Freund mir riet, meine Ohren doch chirurgisch anlegen zu lassen, um den Familienfluch zu bannen. Ich lehnte kategorisch ab.

Wenige Tage später brachte ein anderer Rebellenführer auch noch meine Mutter mit ins Spiel. Er riet, ich solle mir an ihr ein Beispiel nehmen und mich von meiner Familie lossagen. *Lehn dich auf gegen die Imperialisten, Harry.*

Andernfalls, so drohte er, werde eines Prinzen »Blut in unserer Wüste fließen«.

Normalerweise hätte ich mich gesorgt, dass Chelsy etwas von diesen Dingen mitbekam, doch seit wir zusammen waren, hatte die Presse sie derart drangsaliert, dass sie sich aus allem ausgeklinkt hatte. Zeitungen existierten für sie nicht. Das Internet war tabu.

Das britische Militär jedoch war immer auf dem Laufenden. Zwei Monate nach der Verkündung meines Einsatzes blies Armeechef General Dannatt plötzlich alles ab. Abgesehen von den öffentlichen Drohungen der Rebellenführer hatte der britische Geheimdienst erfahren, dass mein Foto an eine Gruppe von Scharfschützen ausgegeben worden war, dazu die Anweisung, ich sei »die Mutter aller Ziele«. Diese Scharfschützen gehörten zu den Besten ihres Fachs: Gerade hatten sie sechs britische Soldaten getötet. Somit war der Einsatz schlichtweg zu gefährlich geworden, für mich, doch auch für jeden, der zufällig das Pech hatte, neben mir zu stehen. Nach Einschätzung von Dannatt und anderen war ich zu einem »Kugel-Magneten« geworden. Und der Grund dafür sei die Presse. In seiner offiziellen Erklärung, in der er meinen Einsatzbefehl widerrief, attackierte er die Journalisten scharf für ihre überzogene Berichterstattung und die wilden Spekulationen, die, wie er sagte, die Bedrohungslage noch »verschärft« hätten.

Auch Pas Büro veröffentliche eine Erklärung, in der es hieß, ich sei »sehr enttäuscht«, was allerdings nicht stimmte: Ich war am Boden zerstört. Als ich davon erfuhr, saß ich in den Windsor Barracks gerade mit meinen Jungs zusammen. Ich brauchte einen Moment, um mich zu sammeln, dann verkündete ich die schlechte Nachricht. Jetzt waren sie auf sich gestellt – und das, obwohl wir monatelang zusammen gereist waren und trainiert hatten und nun Waffenbrüder waren.

Es war nicht allein Selbstmitleid, ich sorgte mich wirklich um mein Team. Jemand anders würde jetzt meinen Job übernehmen müssen, und ich würde für immer mit der Schuld und der bangen Frage leben müssen: Was, wenn ich es hätte besser machen können?

In der darauffolgenden Woche berichteten mehrere Blätter, ich sei in eine tiefe Depression verfallen. Ein oder zwei andere schrieben allerdings, ich selbst hätte die plötzliche Kehrtwende herbeigeführt. Ich war also wieder mal der Feigling. Sie schrieben, hinter den Kulissen hätte ich

meine Vorgesetzten dazu gedrängt, die Reißleine zu ziehen.

2

SPIELE MIT DEM GEDANKEN, den Armeedienst zu quittieren. Wieso

Sollte ich beim Militär bleiben, wenn ich kein wirklicher Soldat sein konnte?

Ich hielt Rücksprache mit Chelsy. Sie war gespalten. Einerseits konnte sie ihre Erleichterung nicht verbergen. Andererseits wusste sie, wie sehr ich für meine Mannschaft da sein wollte. Sie wusste, wie lange ich mich schon von der Presse verfolgt fühlte und dass die Armee der gesündeste Ausweg war, den ich gefunden hatte.

Sie wusste ebenso, dass ich an den Einsatz glaubte.

Ich beriet mich mit Willy. Auch er war hin- und hergerissen. Als Soldat zeigte er volles Verständnis. Doch als Bruder? Als sehr konkurrenzbewusster älterer Bruder noch dazu? So ganz mochte er die neueste Wendung der Ereignisse doch nicht recht bedauern.

Die meiste Zeit machten Willy und ich uns nicht das Geringste aus dem ganzen *Heir-Spare*-Unsinn. Doch hin und wieder ließ mich irgendetwas stutzen, und ich merkte, dass es ihm auf einer gewissen Ebene doch etwas bedeutete. Aus professionellem wie persönlichem Interesse wollte er immer wissen, wo ich stand und was ich tat.

Da ich sonst nirgendwo Trost bekam, tröstete ich mich mit Wodka und Red Bull. Und Gin Tonic. Zu dieser Zeit entstanden etliche Fotos, auf denen ich in Pubs, Clubs und auf Partys ging oder in den frühen Morgenstunden von dort zurückkam.

Ich konnte mir Schöneres vorstellen, als aufzuwachen und ein Bild von mir auf der Titelseite eines Revolverblatts zu sehen. Aber was ich wirklich nicht ertragen konnte, war das Geräusch, wenn dieses Foto aufgenommen wurde. Dieses Klicken, dieser furchtbare Laut neben mir, hinter meinem Rücken oder am Rande meines Blickfelds, hatte mich schon immer zum Ausrasten gebracht, mir Herzrasen verursacht; nach Sandhurst allerdings klang es für mich wie das Spannen eines Hahns oder das Ausklappen eines Messers. Und dann, noch etwas schlimmer, noch traumatisierender, kam der grelle Blitz.

Na klasse, dachte ich. Erst trimmt mich die Armee darauf, Gefahren noch leichter zu erkennen, sie zu *spüren*, bei einer Bedrohung voll Adrenalin gepumpt zu werden, und jetzt lassen sie mich abblitzen.

Ich steckte in einer wirklich tiefen Krise.

Und die Paparazzi schienen es zu wissen. Etwa in dieser Zeit fingen sie an, mir mit ihren Kameras noch dichter auf den Leib zu rücken, absichtlich, nur um mich zu provozieren. Sie streiften mich damit, schlugen, rempelten oder droschen einfach auf mich ein, in der Hoffnung, dass ich reagieren und mich wehren würde, weil ihnen das ein besseres Foto – und damit auch mehr Geld – bescheren würde. Im Jahr 2007 brachte ein Schnappschuss von mir rund 30 000 Pfund. Die Anzahlung für eine Wohnung. Doch ein Bild, auf dem ich *aggressiv* wurde? Das könnte die Anzahlung für ein Landhaus sein.

Damals geriet ich in eine Prügelei, die mächtig Schlagzeilen machte. Ich kam mit einer geschwollenen Nase davon. Mein Leibwächter war stinksauer. *Harry! Du hast diese* Paps *reich gemacht. Bist du jetzt glücklich?*

Nein, sagte ich. Nein, ich bin nicht glücklich.

Die *Paps*, die Paparazzi, waren schon immer abartige Typen gewesen, doch als ich erwachsen geworden war, wurden sie noch schlimmer. Man konnte es in ihren Augen sehen, ihrer ganzen Körpersprache. Sie waren dreister geworden, radikaler. So wie die jungen Männer im Irak radikalisiert worden waren. Ihre Mullahs waren die Redakteure, dieselben, die nach Mummys Tod geschworen hatten, sich zu bessern. Damals hatten sie versprochen, nie wieder Fotografen loszuschicken, um Leute zu verfolgen, und jetzt, zehn Jahre später, waren sie wieder in ihre alten Gewohnheiten verfallen. Sie rechtfertigten sich damit, dass sie nicht mehr ihre eigenen Mitarbeiter aussandten; stattdessen beauftragten sie Paparazzi-Agenturen, die nun die Fotografen schickten, eine Formalität, die im Grunde nicht den geringsten Unterschied ausmachte. Die Redakteure stachelten Schlägertypen und Verlierer noch immer an und bezahlten sie großzügig dafür, der Königsfamilie nachzustellen – oder jedem anderen, der das Pech hatte, als berühmt oder schlagzeilenträchtig zu gelten.

Und niemanden schien das einen Dreck zu scheren. Ich weiß noch, wie ich in London einmal einen Club verließ und gleich zwanzig Paps über mich herfielen. Sie umzingelten erst mich, dann das Polizeiauto, in dem ich saß, warfen sich auf die Motorhaube, alle dick vermummt mit Fußballschals über dem Gesicht und Kapuzen auf dem Kopf: die Uniform von Terroristen auf der ganzen Welt. Es war einer der beängstigendsten Augenblicke meines Lebens, und ich wusste, dass es niemanden

kümmerte. Das ist nun mal der Preis, den du bezahlen musst, sagen die Leute immer, obwohl ich nie verstand, was sie damit meinten.

Der Preis wofür?

Zu einem meiner Leibwächter hatte ich ein besonders enges Verhältnis. Billy. Ich nannte ihn Billy the Rock, weil er so standfest war, so zuverlässig. Einmal warf er sich auf eine Handgranate, die jemand aus einer Menge auf mich geschleudert hatte. Zum Glück stellte sie sich als Attrappe heraus. Ich versprach Billy, ich würde keine Paparazzi mehr zurückschubsen. Doch ebenso wenig dürfte ich arglos in ihre Hinterhalte tappen. Als wir beim nächsten Mal einen Club verließen, sagte ich also: *Dann wirst du mich eben in deinen Kofferraum stopfen müssen, Billy.*

Er starrte mich mit großen Augen an. *Im Ernst?*

Nur so gerate ich nicht in Versuchung, auf sie loszugehen, und sie können kein Geld mehr mit mir verdienen. Eine Win-win-Situation.

Ich erzählte Billy nicht, dass schon meine Mutter diesen Trick benutzt hatte.

Von da an gingen wir meist nach derselben reichlich merkwürdigen Methode vor: Wenn ich im Jahr 2007 aus einem Pub oder Club kam, ließ ich den Wagen in eine Seitengasse oder eine Tiefgarage fahren und stieg in den Kofferraum. Dann ließ ich Billy den Deckel schließen und lag im Dunkeln da, die Hände verschränkt über der Brust, während er und noch ein weiterer Bodyguard mich nach Hause kutschierten. Es fühlte sich an wie in einem Sarg. Es machte mir nichts aus.

3

ZUM ZEHNTEN TODESTAG MEINER MUTTER

Zum zehnten Todestag meiner Mutter organisierten Willy und ich ein Konzert. Die Einnahmen wollten wir Wohltätigkeitsorganisationen zugutekommen, die ihr am meisten am Herzen lagen, sowie auch einer neuen Stiftung, die ich gerade erst gegründet hatte – Sentebale. Sie bekämpft die HIV-Epidemie in Lesotho und setzt sich insbesondere für die betroffenen Kinder ein. (In der Landessprache Sesotho heißt Sentebale »Vergissmeinnicht«, Mummys Lieblingsblume.)

Während der Planungsphase des Konzerts ließen Willy und ich alle Gefühle außen vor. Wir blieben absolut professionell. *Es ist der Jahrestag, wir müssen das jetzt tun, es gibt Millionen von Einzelheiten zu bedenken, fertig, aus.* Der Veranstaltungsort musste groß genug sein (das Wembley-Stadion), die Eintrittskarten nicht zu teuer (fünfundvierzig Pfund), und es durften nur erstklassige Künstler auftreten (Elton John, Duran Duran, P. Diddy). Doch am Abend der Veranstaltung, als wir hinter der Bühne standen und hinaus in all diese Gesichter schauten, die pulsierende Energie spürten, diese aufgestaute Liebe und Sehnsucht nach unserer Mutter, überwältigte es uns.

Dann ging Elton auf die Bühne. Er nahm am Flügel Platz, und die Menge rastete aus. Ich hatte ihn gebeten, »Candle in the Wind« zu singen, doch er hatte Nein gesagt, er wollte nicht makaber sein. Stattdessen entschied er sich für »Your Song«.

I hope you don't mind
That I put down in the words
How wonderful life is while you're in the world

Er sang es mit einem Augenzwinkern, lächelnd, erfüllt von schönen Erinnerungen. Willy und ich versuchten ebenfalls, eine solche Energie auszustrahlen, doch dann erschienen all diese Fotos von Mummy auf der Leinwand. Eins strahlender als das andere. Hatten unsere Gefühle uns zu

Beginn überwältigt, so fegten sie uns nun schlicht hinweg.

Als das Lied zu Ende war, sprang Elton auf und stellte uns vor. *Ihre Königlichen Hoheiten, Prinz William und Prinz Harry!* Der Applaus war ohrenbetäubend, so laut, wie wir es noch nie gehört hatten. Beifall waren wir gewohnt – in den Straßen, bei Polospielen und Paraden, in der Oper –, aber nicht an einem so riesigen Ort wie diesem, in einer so aufgeladenen Atmosphäre. Willy trat heraus, ich hinterher, beide in Blazer und offenem Hemd, als würden wir auf einen Schulball gehen. Wir waren beide furchtbar aufgeregt. Egal zu welchem Thema, Ansprachen waren wir nicht gewöhnt, doch besonders über Mummy hatten wir öffentlich noch nie gesprochen. (Genau genommen sprachen wir auch *privat* kaum über sie.) Doch hier vor 65 000 Menschen und weiteren 500 Millionen, die live in 140 Ländern an den Fernsehschirmen zusahen, waren wir wie gelähmt.

Vielleicht war das der Grund, wieso wir im Grunde … nichts gesagt haben. Wenn ich mir das Video heute anschaue, finde ich es echt bemerkenswert: Da bot sich uns schon mal die Chance, ja vielleicht *die* Gelegenheit, sie zu beschreiben, tief in uns zu gehen und die richtigen Worte zu finden, um die ganze Welt an ihre überragenden Qualitäten zu erinnern, ihren einmaligen Zauber – ihr Verschwinden. Aber wir taten es nicht. Ich sage nicht, dass eine ausgiebige Huldigung angebracht gewesen wäre, aber vielleicht doch eine kurze persönliche Würdigung?

Wir boten den Menschen nichts davon.

Es war immer noch zu viel, immer noch zu schmerzhaft.

Das einzig Wahrhaftige, was ich an jenem Abend sagte, das Einzige, was tatsächlich von Herzen kam, war ein Schlachtruf an mein Team.

Und ich würde gern die Gelegenheit ergreifen und alle Jungs in der A Squadron, Household Cavalry, grüßen, die gerade im Irak dienen! Ich wünschte, ich wäre da drüben bei euch. Es tut mir leid, dass ich es nicht sein kann! Aber euch und allen anderen, die im Moment im Einsatz sind, möchten wir beide gerne sagen: Passt auf euch auf!

4

NUR WENIGE TAGE SPÄTER war ich in Botswana, mit Chelsy. Wir besuchten Teej und Mike. Adi war auch da. Das erste Zusammentreffen dieser vier so besonderen Menschen in meinem Leben. Es war, als würde ich Chelsy zum ersten Mal nach Hause mitbringen, damit sie Mum, Dad und meinen großen Bro kennenlernte. Ein großer Schritt, das wussten wir alle.

Zum Glück schlossen Teej, Mike und Adi sie sofort ins Herz. Und auch Chelsy verstand, wie besonders diese Menschen waren.

Eines Nachmittags, als wir uns gerade für einen Spaziergang fertig machten, fing Teej an, an mir herumzunörgeln.

Nimm einen Hut mit!

Ja, ja.

Und Sonnencreme! Viel Sonnencreme! Spike, mit deiner blassen Haut wirst du dich sonst so was von verbrennen!

Schon gut, in Ordnung.

Spike …

Okaaay, Mom.

Es war mir einfach so rausgerutscht. Ich hörte es – und verstummte. Teej hörte es und verstummte ebenfalls. Doch ich korrigierte mich nicht. Teej wirkte geschockt, aber gleichzeitig gerührt. Auch ich war tief bewegt. Danach nannte ich sie ständig Mom. Es fühlte sich gut an. Für uns beide. Obwohl ich immer großen Wert darauf legte, sie Mom zu nennen und nicht Mum.

Es gab nur eine Mum.

Alles in allem war der Besuch wunderbar. Und dennoch stand ich unterschwellig immer unter Strom. Das zeigte sich daran, wie viel ich trank.

An einem Tag schnappten Chelsy und ich uns eins der Boote, schipperten auf dem Fluss herum, und fast das Einzige, woran ich mich erinnern kann, ist Southern Comfort und Sambuca (Sambuca Gold am Tag, Sambuca Black am Abend). Ich weiß noch, wie ich morgens aufwachte,

das Gesicht wie festgeklebt am Kissen, während mein Kopf sich anfühlte, als hinge er nicht mehr an meinem Hals. Ich hatte Spaß, keine Frage, aber es war auch meine Art, mit der diffusen Wut in meinem Inneren zurechtzukommen und mit den Schuldgefühlen, weil ich nicht im Krieg war – nicht meine Jungs anführte. Und ich kam nicht gut damit zurecht. Chelsy und Adi, Teej und Mike sagten nichts dazu. Vielleicht bemerkten sie es auch nicht. Wahrscheinlich war ich ziemlich gut darin, es zu überspielen. Für Außenstehende wirkte mein Trinken vielleicht wie Feiern, und das redete ich mir auch ein. Doch in meinem Inneren, auf einer tieferen Ebene, wusste ich, dass es anders war.

Es musste sich etwas ändern. Ich wusste, dass es so nicht weitergehen konnte. Deshalb bat ich gleich nach meiner Rückkehr um ein Gespräch mit meinem befehlshabenden Offizier, Colonel Ed Smyth-Osbourne.

Ich bewunderte Colonel Ed. Und er faszinierte mich. Er tickte nicht so wie andere Männer. Wenn man es recht bedenkt, glich er keinem anderen Menschen, den ich je kennengelernt hatte. Seine Grundbestandteile waren andere. Alteisen, Stahlwolle, Löwenblut. Er sah auch anders aus. Sein Gesicht war langgezogen wie das eines Pferdes, aber nicht so glatt; auf beiden Wangen wuchs ihm je ein unverkennbares Haarbüschel. Seine Augen waren groß und sanft, und sie strahlten Weisheit und Gleichmut aus. Meine Augen dagegen waren immer noch blutunterlaufen von meinen Okavango-Exzessen und huschten ziellos umher, als ich mein Anliegen vorbrachte.

Colonel, ich muss einen Weg finden, zurück in einen Einsatz zu kommen, sonst werde ich die Armee verlassen müssen.

Keine Ahnung, ob Colonel Ed mir diese Drohung abnahm. Ich weiß nicht mal, ob ich sie selbst glaubte. Und dennoch: Politisch, diplomatisch und strategisch konnte er es sich nicht leisten, sie einfach abzutun. Ein Prinz in der Armee war ein wichtiger PR-Faktor, ein wertvolles Rekrutierungsinstrument. Er wusste nur zu gut, dass, wenn ich hinschmiss, seine Vorgesetzten womöglich ihm die Schuld daran geben würden, und deren Vorgesetzte ebenfalls, und immer weiter die Befehlskette nach oben.

Andererseits sprach aus vielem, was er mir an jenem Tag sagte, wahre Menschlichkeit. Der Typ hatte es kapiert. Als Soldat konnte er mir alles nachfühlen. Ihm selbst graute bei dem Gedanken, von einem Einsatz abgehalten zu werden. Er wollte mir wirklich helfen.

Harry, da gäbe es vielleicht eine Möglichkeit …

Irak war ein für alle Mal vom Tisch, sagte er. Leider. *Das ist so sicher wie das Amen in der Kirche, fürchte ich.* Aber vielleicht, so fügte er hinzu, wäre Afghanistan ja eine Option.

Ich kniff die Augen zusammen. *Afghanistan?*

Er brummte etwas davon, dass es die »sicherere Option« sei.

Okaaaay … sicherer …

Was um alles in der Welt faselte der da? Afghanistan war hundertmal gefährlicher als der Irak! Im Moment waren siebentausend britische Soldaten in Afghanistan, und so gut wie jeden Tag lieferten sie sich einige der heftigsten Gefechte seit dem Zweiten Weltkrieg.

Doch was wusste ich schon? Wenn Colonel Ed Afghanistan für sicherer hielt und bereit war, mich dorthin zu schicken, großartig.

Welche Aufgabe würde ich in Afghanistan übernehmen, Colonel?

FAC. Forward Air Controller, Fliegerleitoffizier.

Ich blinzelte verwundert.

Hochbegehrter Job, erklärte er. FACs hätten die Aufgabe, die gesamte Luftunterstützung zu koordinieren, den Jungs am Boden Feuerschutz zu verschaffen, Luftangriffe anzufordern – ganz zu schweigen von Rettungsmissionen, medizinischen Evakuierungen und vielem mehr. Kein neuer Job, gewiss, aber in dieser neuen Art von Krieg sei er von neuer und überragender Bedeutung.

Und warum, Sir?

Weil die verdammten Taliban überall sind! Und nirgendwo!

Sie sind einfach nicht zu finden, meinte er. *Das Gelände ist zu felsig, zu abgelegen. Nur Berge und Wüsten, gespickt mit Tunneln und Höhlen – es ist, als würde man Ziegen jagen. Oder Geister. Deshalb benötigt man die Vogelperspektive. Da die Taliban keine Luftwaffe besitzen, nicht ein einziges Flugzeug, ist das kein Problem,* sagte er. *Wir Briten, zusammen mit den Yanks, haben die Lufthoheit. Doch erst FACs versetzen uns in die Lage, diesen Vorteil auch zu nutzen.*

Sagen wir, eine Schwadron auf Patrouille will über mögliche Gefahren informiert werden. Dann sondiert der FAC die Gegend mit Drohnen, Kampfpiloten, Hubschraubern, checkt alles mit seinem High-Tech-Laptop durch und erzeugt ein 360-Grad-Bild des Gefechtsfelds.

Angenommen, diese Schwadron gerät plötzlich unter Beschuss. Dann hat der FAC eine ganze Palette von Optionen – Apache, Tornado, Mirage, F-15, F-16, A10 – und fordert das Fluggerät an, das der Situation am besten angemessen ist, oder das beste, das verfügbar ist, und leitet es zum Feind. Mithilfe der neuesten Spitzentechnologie lassen FACs nicht nur wahllos Feuer auf die Köpfe unserer Feinde niederregnen, sie setzen es ihnen so präzise auf wie eine Krone.

Und dann verriet er mir noch, dass alle FACs die Möglichkeit bekämen, mit einem Hawk-Kampfjet in die Luft zu gehen.

Als Colonel Ed geendet hatte, lechzte ich bereits nach dem Job. *Dann*

werde ich FAC, Sir. Wann rücke ich aus?

Nicht so eilig.

FAC sei ein Traumjob. Jeder wolle ihn. Also würde er da einiges in Bewegung setzen müssen. Außerdem sei es eine komplexe Aufgabe. Wegen der ganzen Technik und Verantwortung erfordere sie eine sorgfältige Ausbildung.

Eins nach dem anderen, sagte er. Ich würde einen anspruchsvollen Zertifizierungsprozess durchlaufen müssen.

Und wo, Sir?

In der Royal Air Force Station Leeming.

In … den Yorkshire Dales?

5

Fleckenteppich. Trockenmauern, Fleckenteppich aus Feldern, weidende Schafe auf den grasbedeckten Hängen. Dramatische Kalksteinwände, Felsen und Geröll. In jeder Richtung ein wunderschönes Moor, bedeckt von lilafarbenem Moorgras. Die Landschaft war nicht so berühmt wie der Lake District, der unmittelbar westlich gelegen war, aber doch atemberaubend, und sie hatte einige große Künstler in der britischen Geschichte inspiriert. Wordsworth zum Beispiel. Ich hatte in der Schule einen großen Bogen um die Sachen gemacht, die dieser alte Herr geschrieben hatte, jetzt aber dachte ich, er müsse verdammt gut sein, wenn er seine Zeit hier verbracht hatte.

Es fühlte sich an wie Frevel, auf einem Steilhang über dieser Landschaft zu stehen und zu versuchen, sie restlos auszulöschen.

Natürlich war es nur eine gespielte Auslöschung. In Wirklichkeit habe ich kein einziges der Täler in die Luft gejagt. Am Ende eines jeden Tages kam es mir dennoch immer so vor, als hätte ich es getan. Ich studierte die Kunst der Vernichtung, und das Erste, was ich lernte, war, dass Vernichtung auch etwas Kreatives an sich hat. Sie beginnt mit der Vorstellungskraft. Bevor man etwas zerstört, muss man sich vorstellen, *wie* es zerstört wird, und ich wurde ziemlich gut darin, mir die Yorkshire Dales als rauchende Höllenlandschaft vorzustellen.

Der Drill war jeden Tag derselbe. Aufstehen bei Sonnenaufgang. Ein Glas Orangensaft, eine Schüssel Porridge, dann englisches Frühstück, dann auf ins Gelände. Sobald die ersten Sonnenstrahlen am Horizont erschienen, nahm ich Kontakt mit einem Flugzeug auf, in der Regel einer Hawk. Wenn das Flugzeug seinen Ausgangspunkt erreichte, den *Initial Point* oder *IP*, fünf bis acht Seemeilen entfernt, legte ich das Ziel fest und gab dem Piloten das Signal zum Anflug. Der Kampfjet wendete und flog los. Anschließend lotste ich ihn mithilfe einer Reihe von Orientierungspunkten durch den Himmel, über die Landschaft. L-förmiger Wald. T-förmige Mauer. Silberfarbene Scheune. Bei der Wahl solcher Orientierungspunkte sollte ich stets mit etwas Großem anfangen, dann zu

etwas Mittelgroßem übergehen und mir am Ende etwas Kleines suchen. Stell dir die Welt, so sagte man mir, als Hierarchie vor.

Hierarchie, sagen Sie? Kein Problem, da kenne ich mich aus.

Jedes Mal, wenn ich einen dieser Punkte durchgab, antwortete der Pilot: *Affirm.*

Oder aber *I am visual* für Sichtkontakt. Das gefiel mir. Ich mochte den Rhythmus, die Poesie, den meditativen Singsang des Ganzen. Und ich entdeckte in den Übungen auch tiefere Bedeutungsebenen. Oft dachte ich: *Geht es nicht immer darum? Darum, andere dazu zu bringen, die Welt so zu sehen wie man selbst? Und sie wiederholen es für einen?*

Normalerweise flog der Pilot schon tief, sechzig Meter über dem Boden, auf Höhe der aufgehenden Sonne, doch manchmal schickte ich ihn noch tiefer und ließ ihn dann einen abrupten Steigflug hinlegen. Nachdem er also mit Schallgeschwindigkeit auf mich zujagte, brach er den Angriff ab und schoss im 45-Grad-Winkel nach oben. Anschließend begann ich mit einer neuen Abfolge von Beschreibungen, neuen örtlichen Details. Wenn er dann den Scheitelpunkt des Steigfluges erreicht hatte und kurz die Flügel hin und her wiegte, wenn er wieder in die Waagerechte geriet und die negative Fliehkraft spürte, sah er die Welt genau, wie ich sie ihm gezeichnet hatte, und ging runter.

Irgendwann rief er: *Tally target!* – Ziel in Sicht. Dann: *In dry!*

Und ich antworte: *Clear dry.*

Was bedeutet, seine Bomben waren lediglich Phantome, die sich in Luft auflösten.

Dann lauschte ich gespannt, wartete auf die imaginären Explosionen.

Die Wochen vergingen wie im Flug.

6

Als ich schließlich ein ausgebildeter FAC war, musste ich noch zwanzig verschiedene »Anflugkontrollen« absolvieren. Bei einer solchen Kontrolle handelte es sich im Grunde um eine Interaktion mit einem Flugzeug. Jede Anflugkontrolle war ein Szenario, ein kleines Theaterstück. Stellen Sie sich zum Beispiel vor, zwei Flugzeuge würden in Ihren Luftraum eintreten. *Guten Morgen, hier ist Typ eins und Typ zwei. Wir sind zwei F-15 mit zwei PGMs an Bord, dazu noch einem JDAM, wir haben eine Playtime von neunzig Minuten, sind gerade zwei Seemeilen östlich von deiner Position und warten auf Talk-on …*

Ich musste genau wissen, was sie sagten und was ich in ihrem Fachjargon erwidern musste.

Leider würde ich es nicht auf einem normalen Übungsplatz tun können. Das Gelände solcher Orte wie Salisbury Plain war zu offen, zu einsehbar. Jemand könnte mich erkennen, der Presse einen Wink geben, und meine Tarnung wäre aufgeflogen; ich wäre wieder ganz am Anfang. Also beschlossen Colonel Ed und ich, dass ich meine Anflugkontrollen an einem entlegeneren Ort absolvieren sollte … einem Ort wie …

Sandringham.

Wir mussten beide grinsen. Dann lachten wir laut los.

Es war der letzte Ort der Welt, wo man Prinz Harry bei einer Gefechtsübung vermuten würde. Grannys Landsitz.

Ich mietete mir ein Zimmer in einem kleinen Hotel ganz in der Nähe – Knights Hill. Ich kannte das Hotel schon mein ganzes Leben lang, war unzählige Male dort vorbeigefahren. Wann immer wir Granny an Weihnachten besuchten, übernachteten dort unsere Leibwächter. Standardzimmer: hundert Pfund.

Im Sommer war das Knights Hill in der Regel voller Vogelbeobachter oder Hochzeitsgesellschaften. Jetzt aber, im Herbst, war niemand hier.

Die Privatsphäre, die ich genoss, war atemberaubend und beinahe perfekt – wäre da nicht die ältere Dame im angrenzenden Pub gewesen,

der zum Hotel gehörte. Sie bekam jedes Mal Stielaugen, wenn ich vorüberging.

Allein, *fast* anonym, beschränkte sich mein Leben auf eine einzige interessante Aufgabe. Ich war überglücklich. Ich versuchte Chelsy nichts davon zu sagen, wenn ich sie abends anrief, aber es war ein Glücksgefühl, das sich nur schlecht verbergen ließ.

Ich erinnere mich noch an ein schwieriges Gespräch. Was taten wir überhaupt? Wo wollten wir einmal hin?

Sie wusste, wie viel sie mir bedeutete. Aber sie fühlte sich nicht beachtet, nicht gesehen. *I am not visual* – ich habe keinen Sichtkontakt.

Sie wusste, dass ich mir nichts sehnlicher wünschte, als in den Krieg zu ziehen. Warum konnte sie nicht akzeptieren, dass ich ein bisschen abgelenkt war? Ich war völlig perplex.

Ich erklärte ihr, dass es das war, was ich tun musste, das, was ich schon mein ganzes Leben lang tun wollte, und ich musste mit Herz und Seele bei der Sache sein. Wenn das bedeutete, dass etwas weniger Herz und Seele für etwas oder jemand anderes übrigblieb, nun ja … Es tat mir leid.

7

PA WUSSTE, DASS ICH im Knights Hill wohnte und auch, was ich dort trieb. Und er war gerade für einen längeren Besuch in Sandringham. Trotzdem schaute er nie vorbei. Ich schätze, er wollte mir meinen Freiraum lassen.

Außerdem war er immer noch in seiner Frischvermählten-Phase, wenngleich die Hochzeit schon über zwei Jahre zurücklag.

Dann, eines Tages, blickte er gen Himmel und sah eine Typhoon, die Tiefflüge entlang des Deichs vollführte, und er vermutete, dass ich dahinterstecken musste. Also stieg er in seinen Audi und fuhr rasch zu mir herüber.

Er fand mich im Marschland. Ich saß auf einem Quad und sprach mit einer wenige Kilometer entfernten Typhoon. Während ich wartete, bis der Kampfjet am Himmel über mir erschien, konnten wir kurz plaudern. Er meinte, er könne sehen, wie gut ich in meinem Job würde. Vor allem aber sehe er, wie hart ich dafür arbeitete, und das freue ihn.

Pa war schon immer ein Arbeitstier gewesen. Er glaubte an die Arbeit. *Jeder muss arbeiten*, sagte er oft. Doch seine eigene Arbeit war für ihn auch eine Art Religion, denn er wollte mit allen Mitteln unseren Planeten retten. Seit Jahrzehnten versuchte er, die Menschen vor dem Klimawandel zu warnen, unermüdlich, obwohl er in der Presse dafür oft grausam verspottet wurde und seine Bemühungen als Panikmache abgekanzelt wurden. Unzählige Male fanden Willy und ich ihn spätabends an seinem Schreibtisch vor, zwischen Bergen praller blauer Postsäcke – seiner Korrespondenz. Mehr als einmal entdeckten wir ihn dort im Tiefschlaf, der Kopf auf die Tischplatte gesunken. Dann rüttelten wir ihn an den Schultern wach, und er schnellte hoch, wobei ihm ein Blatt Papier noch immer an der Stirn klebte.

Doch von der Arbeit abgesehen, glaubte er auch an die Magie des Fliegens. Schließlich war er Hubschrauberpilot, also gefiel es ihm, mit anzusehen, wie ich diese Düsenjets mit höllischem Karacho übers flache Sumpfland dirigierte. Ich merkte an, dass die braven Bürger von Wolferton

seine Begeisterung nicht teilten. Ein Zehn-Tonnen-Jet, der haarscharf über ihre Ziegeldächer donnerte, löste nicht gerade einen Freudentaumel aus. Am Air-Force-Stützpunkt in Marham seien schon Dutzende von Beschwerden eingegangen. Sandringham war eigentlich eine Flugverbotszone. Allen diesen Anrufern sagte man schlicht: So ist nun mal der Krieg.

Ich war überglücklich, Pa zu sehen, zu spüren, wie stolz er auf mich war. Ich fühlte mich beschwingt von seinem Lob, aber ich musste wieder an die Arbeit. Ich war mitten in einer Kontrolle und konnte die Typhoon kaum bitten, kurz mal einen Augenblick zu warten.

Ja, natürlich, darling boy, zurück an die Arbeit.

Er fuhr wieder davon. Als er den Feldweg entlangholperte, sagte ich dem Kampfjet: *Neues Ziel. Grauer Audi. Fährt in südwestlicher Richtung von mir weg auf dem Feldweg. Bewegt sich auf große silberfarbene Scheune mit Ost-West-Ausrichtung zu.*

Die Typhoon folgte Pa, dröhnte im Tiefflug direkt über ihn hinweg und hätte um ein Haar die Fenster seines Audi bersten lassen.

Verschonte ihn am Ende aber – auf meinen Befehl.

Und flog weiter, um eine silberfarbene Scheune – virtuell – in tausend Stücke zu sprengen.

8

Niemand hatte damit gerechnet. Niemand hatte einen Pfifferling auf das

Team gewettet, und nun stand England kurz davor, das ganze Turnier zu gewinnen. Millionen Briten wurden vom Rugbyfieber gepackt, ich eingeschlossen.

Als man mich in jenem Oktober einlud, mir das Halbfinale anzusehen, zögerte ich keine Sekunde. Ich sagte auf der Stelle zu.

Außerdem: In diesem Jahr wurde das Halbfinale in Paris ausgetragen, einer Stadt, in der ich noch nie gewesen war.

Die Organisatoren des Turniers stellten mir einen Fahrer, und an meinem ersten Abend in der Stadt der Lichter fragte ich ihn, ob er den Tunnel kannte, wo meine Mutter … Im Rückspiegel sah ich, wie seine Augen vor Staunen immer größer wurden. Er war ein Ire mit einem freundlichen, aufgeschlossenen Gesicht, und es fiel mir nicht schwer, seine Gedanken zu erraten: *Was zur Hölle? Dafür bin ich nicht gebucht worden.*

Ich meine den Tunnel des Pont de l'Alma, erklärte ich ihm.

Ja, ja. Er kannte ihn.

Ich will da durchfahren.

Sie wollen durch den Tunnel fahren.

Mit hundertfünf km/h, genauer gesagt.

Ja.

Mit genau der Geschwindigkeit, mit der Mummys Wagen laut Polizeibericht zur Zeit des Unfalls unterwegs gewesen war. Nicht mit 190 km/h, wie die Presse ursprünglich behauptet hatte.

Der Fahrer warf einen Blick hinüber auf den Beifahrersitz. Billy the Rock nickte ernst. *Auf, machen wir's.* Billy fügte noch hinzu, falls der Fahrer jemals irgendwem erzählen würde, worum wir ihn gerade gebeten hätten, würde er ihn finden und ihm die Hölle heiß machen.

Der Fahrer nickte ebenso ernst. Also fuhren wir los, schlängelten uns durch den Verkehr, vorbei am Ritz, wo Mummy an jenem Augustabend mit ihrem Freund das letzte Mal gegessen hatte. Dann erreichten wir die Tunnelzufahrt. Wir gaben Gas, fuhren über die Schwelle am Tunneleingang, die Bodenwelle, wegen der Mummys Mercedes angeblich von der Fahrbahn abkam.

Doch die Schwelle war gar nichts. Wir spürten sie kaum.

Als der Wagen in den Tunnel fuhr, lehnte ich mich vor, merkte, wie das Licht zu einem blassorangen Schimmer wurde, sah die Betonpfeiler flackernd vorüberrasen. Ich zählte sie, zählte meine Herzschläge, und ein paar Sekunden später kamen wir auf der anderen Seite schon wieder heraus.

Ich lehnte mich wieder zurück. Dann sagte ich leise: *War das alles? Es ist … nichts. Nur ein schnurgerader Tunnel.*

Ich hatte mir den Tunnel immer als eine Art heimtückischen Geheimgang vorgestellt, von Natur aus schon gefährlich, aber es war einfach ein kurzer, simpler, total schlichter Tunnel.

Es gibt nicht den geringsten Grund, wieso irgendjemand darin sterben sollte.

Der Fahrer und Billy the Rock antworteten mir nicht.

Ich schaute aus dem Fenster. *Noch mal.*

Der Fahrer stierte mich verwundert im Rückspiegel an. *Noch mal?*

Ja. Bitte. Wir fuhren ein weiteres Mal hindurch.

Das reicht, danke.

Es war eine sehr schlechte Idee gewesen. In meinen dreiundzwanzig Jahren hatte ich schon eine Unmenge mieser Ideen gehabt, aber diese war besonders hirnrissig gewesen. Ich hatte mir selbst gesagt, dass ich einen Schlussstrich ziehen wollte, aber das wollte ich eigentlich gar nicht. Tief in meinem Innern hatte ich gehofft, in diesem Tunnel dasselbe zu empfinden wie damals, als JLP mir die Polizeiakten besorgt hatte. Ungläubigkeit. Zweifel. Stattdessen war dies die Nacht, in der alle Zweifel von mir abfielen.

Sie ist tot, dachte ich. *Mein Gott, sie ist tatsächlich für immer fort.*

Ich bekam den Schlussstrich, den ich angeblich gewollt hatte. Und zwar einen verdammt fetten. Und jetzt würde ich ihn nie wieder vergessen können.

Ich hatte geglaubt, die Fahrt durch den Tunnel würde dem Schmerz, diesen zehn Jahren unablässigen Schmerzes, endlich ein Ende bereiten oder mir zumindest eine kurze Linderung verschaffen. Stattdessen war sie nur der Anfang von Schmerz, Teil zwei.

Es war kurz vor ein Uhr morgens. Der Fahrer setzte Billy und mich in einer Bar ab, wo ich unablässig trank. Ein paar Kumpel waren da, und wir tranken gemeinsam. Mit einigen von ihnen versuchte ich, eine Schlägerei anzuzetteln. Als die Kneipe uns rauswarf und Billy the Rock mich zurück zu meinem Hotel brachte, wollte ich mich auch mit ihm prügeln. Ich knurrte ihn an, drosch auf ihn ein, verpasste ihm eine Ohrfeige.

Er reagierte kaum. Runzelte nur genervt die Stirn wie ein extrem geduldiger Vater.

Ich klatschte ihm noch eine. Ich liebte ihn, aber ich war fest entschlossen, ihm wehzutun.

Er hatte mich schon so erlebt. Einmal, vielleicht zweimal. Ich hörte ihn zu einem anderen Bodyguard sagen: *Heute Abend ist er echt 'ne Plage.*

Plage, he? Ich geb dir 'ne Plage!

Irgendwie bekamen Billy und der andere Leibwächter mich hoch in mein Zimmer, bugsierten mich aufs Bett. Doch nachdem sie gegangen waren, fuhr ich gleich wieder hoch.

Ich schaute mich im Zimmer um. Die Sonne ging gerade auf. Ich trat hinaus auf den Flur. Auf einem Stuhl neben der Tür saß ein Bodyguard, aber er schlief tief und fest. Ich schlich auf Zehenspitzen an ihm vorbei, stieg in den Aufzug, verließ das Hotel.

Von allen Regeln in meinem Leben galt diese hier als die unantastbarste: Entferne dich nie von deinen Leibwächtern. Spaziere nie irgendwo allein herum, vor allem nicht in einer fremden Stadt.

Ich schlenderte an der Seine entlang. Erspähte in der Ferne die Champs-Élysées. Ich stand neben einem gewaltigen Riesenrad. Ging an kleinen Bücherständen vorüber, an Leuten, die Kaffee tranken und Croissants aßen. Ich rauchte, stellte meinen Blick unscharf. Ich erinnere mich vage, dass ein paar Leute mich erkannten und gafften, aber zum Glück war das zu einer Zeit, bevor es Smartphones gab. Niemand blieb stehen, um ein Foto zu machen.

Später, als ich etwas geschlafen hatte, rief ich Willy an und erzählte ihm von meiner Nacht.

Nichts davon überraschte ihn. Wie sich herausstellte, war auch er schon durch den Tunnel gefahren.

Er hatte vor, zum Rugby-Finale nach Paris zu kommen, also beschlossen wir, es gemeinsam zu machen.

Danach redeten wir zum allerersten Mal über den Unfall. Wir sprachen über die jüngste Untersuchung. Ein Witz, da waren wir uns einig. Der schriftliche Abschlussbericht war eine Frechheit. Abstrus, gespickt mit leicht erkennbaren faktischen Fehlern und enormen Lücken in der Logik der Ereignisse. Er warf mehr Fragen auf, als er beantwortete. Nach all den Jahren und den Unsummen von Geld – wie war das möglich?

Vor allem die Schlussfolgerung, dass Mummys Fahrer betrunken war und somit die Alleinschuld an dem Unfall trug, war ebenso bequem wie absurd. Selbst wenn der Mann getrunken hatte, ja selbst völlig stockbesoffen, hätte er problemlos diesen kurzen Tunnel durchqueren können.

Es sei denn, Paparazzi hätten ihn verfolgt und geblendet.

Warum hatte man diesen Paparazzi nicht allgemein mehr Schuld gegeben?

Warum saßen sie nicht im Gefängnis?

Wer hatte sie losgeschickt? Und warum saßen *diese* Leute nicht im Gefängnis? Ja, warum? Es sei denn, der Tagesbefehl lautete Korruption und Vertuschung.

Über all diese Punkte waren wir uns einig und auch über die nächsten Schritte. Wir würden eine öffentliche Erklärung abgeben, in der wir gemeinsam eine Wiederaufnahme der Untersuchung forderten. Vielleicht eine Pressekonferenz veranstalten.

Höhere Mächte redeten es uns aus.

9

Es war Mitternacht, als ich in eine C-17 stieg und mich in der Nische verkroch. Außer mir waren noch zwei weitere Soldaten an Bord, doch ich war der einzige blinde Passagier. Colonel Ed und JLP brachten mich heimlich an Bord, dann kroch ich in eine Schlafnische hinter dem Cockpit.

In der Nische gab es Stockbetten, in denen die Crew bei Übernachtflügen schlafen konnte. Als die großen Triebwerke zündeten und das Flugzeug über die Startbahn donnerte, legte ich mich auf eine der unteren Pritschen. Als Kissen diente mir mein kleiner Rucksack. Mein großer Bergen-Marschrucksack lag irgendwo unter mir im Frachtraum, darin drei Tarnhosen, drei saubere T-Shirts, eine Schutzbrille, eine Luftmatratze, ein kleines Notizbuch und eine Tube Sonnencreme, alles sorgfältig gefaltet und gepackt. Das reichte mir vollkommen. Ich konnte mit vollem Ernst behaupten, dass ich nichts, was ich im Leben wollte oder brauchte, zurückgelassen hatte, außer einigen von Mummys Schmuckstücken, ihrer Haarsträhne in der kleinen blauen Schachtel und dem Bild von ihr im Silberrahmen, das früher in Eton auf meinem Schreibtisch stand – alles Dinge, die ich an einem sicheren Ort verwahrt hatte. Und natürlich meine Waffen. Meine 9-Millimeter und mein SA80A-Sturmgewehr hatte ich einem ernst dreinblickenden Schalterbeamten aushändigen müssen, der sie anschließend in einer Metallkiste verstaute, die ebenfalls im Frachtraum war. Ihr Fehlen wurde mir jetzt am schmerzlichsten bewusst, da ich zum ersten Mal in meinem Leben, abgesehen von meinem wankenden Spaziergang in Paris, ohne bewaffneten Personenschutz hinaus in die weite Welt zog.

Der Flug dauerte eine Ewigkeit. Sieben Stunden? Neun? Ich weiß es nicht mehr. Es kam mir vor wie eine Woche. Ich versuchte zu schlafen, doch mir ging zu viel im Kopf herum. Die meiste Zeit starrte ich unverwandt irgendwohin. Auf das Bett über mir. Auf meine Füße. Ich lauschte den Motoren, lauschte den anderen Soldaten an Bord. Ließ mein Leben Revue passieren. Dachte an Pa und Willy. Und an Chelsy.

Die Zeitungen hatten berichtet, wir hätten uns getrennt. (Eine Schlagzeile lautete: Hurra, Harry ist verlassen worden.) Die Entfernung, die abweichenden Lebensziele, all das sei schlicht zu viel gewesen. Es war schon schwer genug, eine Beziehung im selben Land am Laufen zu halten, doch jetzt, wo ich in den Krieg zog, erschien es einfach nicht mehr machbar. Natürlich stimmte nichts von alledem. Wir hatten uns nicht getrennt. Sie hatte mich rührend und zärtlich verabschiedet und versprochen, auf mich zu warten.

Daher wusste sie auch, dass sie all den Geschichten in der Presse darüber, wie ich angeblich auf unsere Trennung reagiert hatte, keinen Glauben schenken durfte. Ihnen zufolge war ich nämlich zu einer Kneipentour aufgebrochen, hatte mir ein paar Dutzend Wodka hinter die Binde gekippt und war dann zu einem wartenden Auto getorkelt. Ein Blatt befragte tatsächlich die Mutter eines jüngst im Einsatz umgekommenen Soldaten, was sie davon hielt, dass ich mich öffentlich betrank.

(Sie war dagegen.)

Wenn ich in Afghanistan sterbe, dachte ich, *dann muss ich zumindest keine ausgedachten Schlagzeilen mehr sehen, keine verleumderischen Lügen mehr über mich lesen.*

Auf diesem Flug dachte ich viel über das Sterben nach. Was würde es bedeuten? Machte es mir etwas aus? Ich versuchte, mir meine Beerdigung auszumalen. Würde es ein Staatsbegräbnis geben? Oder doch eher eine Beisetzung im kleinsten Kreis? Ich versuchte, mir die Überschriften vorzustellen: Bye, Harry.

Wie würde sich die Nachwelt an mich erinnern? Wegen meiner Schlagzeilen? Oder so, wie ich wirklich war?

Würde Willy hinter meinem Sarg gehen? Grandpa und Pa auch?

Vor meiner Abreise nahm mich JLP zur Seite und sagte, ich müsse mein Testament auf den neuesten Stand bringen.

Mein Testament? Im Ernst?

Sollte mir irgendetwas zustoßen, erklärte er, müsse der Palast wissen, was mit meinen paar Habseligkeiten geschehen solle und wo ich … begraben werden wolle. Er fragte das so sachlich, so gelassen, wie man jemanden fragt, wohin er gern zum Lunch gehen würde. Doch das war seine große Gabe. Die Wahrheit war die Wahrheit, da musste man nicht drumrum reden.

Ich sah weg. Mir fiel partout kein Ort ein, wo ich gern die Zeit nach diesem Leben verbringen wollte. Kein Ort, der mir wirklich heilig war. Althorp vielleicht, aber das kam nicht infrage. Also sagte ich: Im Park von Frogmore?

Es war wunderschön dort und von allem etwas abgelegen. Friedvoll.

JLP nickte. Er würde sich darum kümmern.

Inmitten all dieser Gedanken und Erinnerungen gelang es mir, kurz wegzunicken, ein paar Minuten nur, und als ich die Augen wieder aufschlug, befanden wir uns schon im Landeanflug auf Kandahar.

Zeit für die Körperpanzerung. Zeit, die Kevlarweste anzuziehen.

Ich wartete, bis alle anderen ausgestiegen waren, dann tauchte in der Nische ein Kerl von den Special Forces auf. Er gab mir meine Waffen zurück und reichte mir eine Ampulle Morphium, die ich stets bei mir tragen sollte. Wir waren jetzt an einem Ort, wo Schmerz, Verletzungen und Traumata alltäglich waren. Sie lotsten mich hastig aus dem Flugzeug in einen Geländewagen mit getönten Scheiben und eingestaubten Sitzen. Wir fuhren zu einem anderen Teil des Stützpunkts, dann brachten sie mich rasch in einen Wohncontainer.

Leer. Keine Menschenseele.

Wo sind denn alle? Verdammt, gab es etwa einen Friedensschluss, während ich in der Luft war?

Nein, der ganze Stützpunkt war draußen bei einem Einsatz.

Ich sah mich um. Anscheinend waren sie mitten beim Essen aufgebrochen. Die Tische waren übersät mit halb leeren Pizzaschachteln. Ich versuchte, mich zu erinnern, was ich auf dem Flug gegessen hatte. Nichts. Also fing ich an, mich mit kalter Pizza vollzustopfen.

Ich ließ die örtliche Eingangsuntersuchung über mich ergehen, die letzte Eintrittshürde, den letzten Test, bei dem ich zeigen musste, dass ich den Job hier wirklich machen konnte. Nur wenig später kletterte ich in einen Chinook-Hubschrauber, und wir flogen zu einem rund 80 Kilometer entfernten, viel kleineren Stützpunkt. Forward Operating Base Dwyer, eine vorgelagerte Operationsbasis. Ein langer, umständlicher Name für etwas, das kaum mehr war als eine Burg aus Sandsäcken.

Ich wurde von einem Soldaten in sandbestäubter Uniform begrüßt, der sagte, dass er mir den Stützpunkt zeigen sollte.

Willkommen in Dwyer.

Danke.

Ich fragte ihn, nach wem der Ort benannt sei.

Nach einem unserer Leute. K-I-A. Killed in action. *Ist mit seinem Wagen über 'ne Landmine gefahren.*

Der Rundgang machte deutlich, dass Dwyer sogar noch viel spartanischer war, als es vom Chinook aus ausgesehen hatte. Keine Heizung, wenig Licht, kaum Wasser. Es gab Wasser- und Abwasserleitungen, ein paar zumindest, aber sie waren die meiste Zeit

verstopft oder eingefroren. Außerdem gab es ein Gebäude, das angeblich ein »Dusch-Block« sein sollte, doch man riet mir: Benutzung nur auf eigene Gefahr. Im Grunde sollte man sich von der Vorstellung, sauber sein zu wollen, einfach verabschieden, riet mein Begleiter mir. *Versuch lieber, dich warm zu halten.*

So kalt wird es hier?

Er lachte vielsagend.

In Dwyer lebten rund fünfzig Soldaten, die meisten Artillerie und Household Cavalry. Ich traf sie in Zweier- und Dreiergruppen. Alle hatten sandfarbenes Haar, womit ich sagen will, dass ihr Haar vom Sand verfilzt war. Auch ihre Gesichter, Nacken, Augenbrauen – alles sandverkrustet. Sie sahen aus wie panierte Fischfilets, bevor man sie in die Fritteuse wirft. Nach nur einer Stunde sah auch ich so aus.

Alles und jeder in Dwyer war entweder mit Sand überzogen, mit Sand besprenkelt oder sandfarben gestrichen. Und jenseits der sandfarbenen Zelte und Sandsäcke und Sandmauern lag ein endloses Meer von … Sand. Feiner Sand, so fein wie Talkumpuder. Die Jungs verbrachten den Großteil ihres Tages damit, hinaus auf all den Sand zu starren. Als wir unsere kleine Tour beendet hatten, man mir mein Feldbett und etwas zu futtern gegeben hatte, tat ich dasselbe.

Wir redeten uns ein, wir würden Ausschau nach dem Feind halten, und das taten wir womöglich auch. Aber man konnte nicht tagaus, tagein auf all diese unzähligen Sandkörner stieren, ohne dabei auch an die Ewigkeit zu denken. All diese wandernden, wogenden, wirbelnden Sandmassen schienen einem etwas über den eigenen unbedeutenden Platz im Kosmos sagen zu wollen. Asche zu Asche. Sand zu Sand. Selbst als ich zu Bett ging, mich auf meine Pritsche legte, beherrschte der Sand meine Gedanken. Ich hörte ihn da draußen, wie er flüsternd Selbstgespräche führte. Spürte ein Korn auf meiner Zunge. Auf meinem Augapfel. Träumte davon.

Und wenn ich aufwachte, hatte ich löffelweise Sand im Mund.

10

In der Mitte des Stützpunkts stand ein hoch aufragender Mast, eine Art behelfsmäßige *Nelson's Column*. Daran festgenagelt waren Dutzende von Pfeilen, die in alle möglichen Richtungen zeigten, und auf jedem dieser Wegweiser stand der Heimatort eines der in Dwyer stationierten Soldaten.

Sydney, Australien, 7223 Meilen

Glasgow 3654 Meilen

Bridgwater, Somerset, 3610 Meilen

Als ich an jenem ersten Morgen an dem Mast vorbeiging, kam mir ein Gedanke. Vielleicht sollte auch ich mein Zuhause an den Pfahl nageln.

Clarence House 3456 Meilen

Das würde mir sicher ein paar Lacher einbringen.

Aber nein.

So wie wir alle hier bemüht waren, nicht die Aufmerksamkeit der Taliban auf uns zu ziehen, versuchte ich, nicht die meiner Kameraden zu erregen. Mein wichtigstes Ziel bestand darin, mich gut einzufügen.

Einer dieser Pfeile zeigte auf »die Kanonen«, zwei gewaltige 105-Millimeter-Geschütze hinter dem Block mit den defekten Duschen. Fast jeden Tag, und dann gleich mehrmals, feuerte Dwyer diese großen Haubitzen ab, schoss riesige Granaten in einem rauchenden Parabelbogen auf Stellungen der Taliban. Der Lärm ließ dein Blut stocken, zerfetzte dir das Hirn. (An einem dieser Tage wurden die Geschütze mindestens hundert Mal abgefeuert.) Ich wusste, dass ich für den Rest meines Lebens einen Nachklang dieser Schüsse hören würde; sie würden immer in einem Teil von mir widerhallen. Und auch die tiefe Stille würde ich nie wieder vergessen, die eintrat, wenn die Kanonen endlich schwiegen.

11

Die OPERATIONSZENTRALE VON DAVER war eine in Wüstentarnung gebaute Kiste. Ihr Boden bestand aus dicken schwarzen Kunststoffplatten, die sich wie bei einem Puzzle ineinander verzahnten. Beim Darübergehen gaben sie ein abgefahrenes Geräusch von sich. Der eigentliche Bezugspunkt des Raums und tatsächlich des gesamten Lagers war die Hauptwand, die eine riesige Karte der Provinz Helmand aufwies mit Nadeln (gelb, orange, grün, blau), die für Einheiten des Gefechtsverbandes standen.

Corporal of Horse Baxter begrüßte mich. Älter als ich, aber von meiner Haarfarbe. Wir tauschten ein paar trockene Witzeleien aus und ein betrübtes Lächeln bezüglich unfreiwilliger Mitgliedschaft in der Liga rotschöpfiger Gentlemen. Ebenfalls in der Bruderschaft angehender Glatzenträger. Wie ich büßte Baxter zügig seine natürliche Kopfbedeckung ein.

Ich erkundigte mich nach seiner Herkunft.

Grafschaft Antrim.

Ire, was?

Klar.

Seine trällernde Aussprache brachte mich auf den Gedanken, er sei für Juxereien zu haben. Ich setzte ihm ordentlich zu von wegen der Iren, und er schoss lachend zurück, doch seine blauen Augen schauten unsicher drein. *Holla, ich verscheißere gerade einen Prinzen.*

Wir gingen an die Arbeit. Er zeigte mir mehrere Funkgeräte, die sich unter der Landkarte einen Schreibtisch entlang stapelten. Er zeigte mir das Rover-Endgerät, einen knuffigen kleinen Laptop mit an die Seiten schablonierten Himmelsrichtungen. *Diese Funkgeräte sind Ihre Ohren. Dieser Rover ist Ihr Auge.* Durch sie würde ich mir ein Bild vom Gefechtsfeld machen und dann zu kontrollieren versuchen, was sich darauf und darüber zutrug. In gewisser Hinsicht wäre ich das Gleiche wie die Fluglotsen in Heathrow: Würde meine Zeit damit verbringen, Düsenjets hin und her zu leiten. Häufig hätte die Aufgabe aber nicht einmal solchen

Glanz: Ich wäre Wachschutzmann, den übernächtigten Blick auf die Einspeisung aus Dutzenden Kameras gerichtet, die an allem vom Aufklärungsflugzeug bis zur Drohne montiert sind. Der einzige Kampf, den ich auszufechten hätte, wäre der gegen das Schlafbedürfnis.

Nur zu. Nehmen Sie Platz, Lieutenant Wales.

Ich räusperte mich, setzte mich hin. Ich schaute auf den Rover. Und schaute.

Die Minuten verstrichen. Ich drehte die Lautstärke an den Funkgeräten auf. Drehte sie runter.

Baxter gluckste. *So läuft der Job. Willkommen im Krieg.*

12

DER ROVER HATTE EINEN alternativen Namen.

braucht einen alternativen Namen, denn alles in der Armee Kill-TV.

So wie in:

Was machste?

Guck gerade 'ne Runde Kill-TV.

Der Name sollte wohl ironisch sein. Andernfalls war er nicht mehr als dreiste Lügenreklame. Denn das Einzige, was da totgeschlagen wurde, war Zeit.

Man beobachtete einen verlassenen Bauernhof, von dem angenommen wurde, die Taliban hätten ihn benutzt.

Nichts passierte.

Man beobachtete ein Tunnelsystem, das in Verdacht stand, die Taliban hätten es benutzt.

Nichts passierte.

Man beobachtete eine Sanddüne. Und noch eine Sanddüne.

Wenn es noch etwas Öderes gibt, als Farbe beim Trocknen zuzusehen, dann ist es, Wüste zu beobachten … *Wüste*. Ich rätselte, warum Baxter nicht verrückt geworden war.

Darum fragte ich ihn.

Er sagte, nach stundenlangem Nichts käme etwas. Der Trick bestand darin, *dafür* wach zu bleiben.

So öde Kill-TV war, so irre war Kill-Funk. Sämtliche Transceiver entlang des Schreibtischs gaben ein anhaltendes Gebrabbel von sich mit einem Dutzend Akzenten, britischen, amerikanischen, holländischen, französischen, ganz zu schweigen von den unterschiedlichen Persönlichkeiten dahinter. Ich unternahm den Versuch, die Akzente den Teilnehmerkennungen zuzuordnen. Amerikanische Piloten waren »Dude«. Holländische Piloten waren »Rammit«. Französische »Mirage« oder »Rage«. Briten waren »Vapor«.

Apache-Hubschrauber wurden »Ugly« genannt.

Meine persönliche Kennung lautete: »Widow Six Seven«.

Baxter forderte mich auf, nach einem Handset zu greifen und Hallo zu sagen. *Stellen Sie sich vor*. Als ich das tat, wurden sämtliche Stimmen lebhafter, gingen auf mich ein. Wie Nestküken, die gefüttert werden wollen. Ihr Futter waren Informationen.

Wer sind Sie? Was ist da unten los? Wo soll ich hin?

Was sie neben Informationen am häufigsten haben wollten, waren Genehmigungen. Um in meinen Luftraum einzudringen oder ihn zu verlassen. Die Vorschriften untersagten Piloten einen Überflug ohne die Bestätigung, dass es sicher, dass kein Gefecht im Gang sei, dass Dwyer gerade keins seiner schweren Geschütze abfeuere. Mit anderen Worten, war es eine heiße ROZ (Restricted Operating Zone)? Oder eine kalte? Alles in diesem Krieg drehte sich um diese binäre Frage. Kampfhandlungen, Wetter, Wasser, Essen – heiß oder kalt?

Diese Rolle, Aufseher über die ROZ, gefiel mir. Mir gefiel die Vorstellung, eng mit den richtig tollen Fliegern zusammenzuarbeiten, Augen und Ohren dieser hoch qualifizierten Männer und Frauen zu sein, ihr letztes Bindeglied zu festem Boden, ihr Alpha und Omega. Ich war … die Erde.

Dass sie mich brauchten, von mir abhingen, knüpfte im Nu enge Bande. Eigentümliche Emotionen übertrugen sich, merkwürdige Vertrautheiten stellten sich ein.

Hallo auch, Widow Six Seven.

He, Dude.

Wie läuft's heute?

Ruhig bis jetzt, Dude.

Wir waren auf der Stelle Kumpel. Kameraden. Man fühlte es.

Nachdem sie sich bei mir angemeldet hatten, übergab ich sie an den Fliegerleitoffizier in Garmsir, einer nahe gelegenen Stadt am Fluss.

Danke, Widow Six Seven. Gute Nacht.

Roger, Dude. Sicheren Flug.

13

Hier ein Pilot, der gleichmäßig weiterflog, sondern ich, der ich mich ein wenig FÜR DIE GENEHMIGUNG, meinen Luftraum zu durchqueren, flog regelrecht hindurch und hatte dringenden Bedarf, über die Verhältnisse am Boden Bescheid zu wissen. Jede Sekunde zählte. Leben und Tod lagen in meiner Hand. Ich saß äußerlich ruhig an einem Schreibtisch, Limo in der einen, Kuli in der anderen Hand (Oh. Ein Kuli. Wow.), war aber zugleich mittendrin im Geschehen. Es war aufregend, genau das, wofür ich ausgebildet worden war, aber auch beängstigend. Kurz vor meinem Eintreffen hatte sich ein Fliegerleitoffizier bei einer Zahl geirrt, als er Zielkoordinaten an eine amerikanische F-15 übermittelte; die Folge war eine fehlgeleitete Bombe, die britische Truppen traf statt den Feind. Drei Soldaten wurden getötet, drei grässlich verstümmelt. Mithin würde jedes Wort und jede Ziffer aus meinem Mund Konsequenzen haben. Wir »leisteten Unterstützung«, so die ständig gebrauchte Wendung, aber mir wurde klar, wie euphemistisch sie war. Nicht weniger als die Piloten brachten wir mitunter den Tod, und der Tod erforderte mehr noch als das Leben Genauigkeit.

Ich gestehe: Ich war hochzufrieden. Meine Arbeit war wichtig, und sie war patriotisch. Ich setzte Fertigkeiten ein, die in den Dales geschliffen worden waren, in Sandringham und bereits in meiner Jugend. Sogar schon in Balmoral. Ein roter Faden zog sich von der Pirsch mit Sandy bis hin zu meiner Arbeit hier und jetzt. Ich war ein britischer Soldat auf einem Gefechtsfeld, endlich! Auf diese Rolle hatte ich mich mein ganzes Leben lang vorbereitet.

Überdies war ich Widow Six Seven. Ich hatte im Leben schon viele Spitznamen gehabt, dieser aber war der erste, der sich eher wie ein Alias anfühlte. Ich konnte mich wirklich und gänzlich dahinter verbergen. Zum ersten Mal war ich bloß ein Name, ein beliebiger Name und eine beliebige Nummer. Kein Titel. Und kein Leibwächter. *Ist das jetzt so, wie sich andere Leute jeden Tag fühlen?* Ich kostete die Normalität aus, schwelgte in ihr und dachte ebenso darüber nach, wie weit ich hatte gehen müssen, um sie zu

erlangen. In Zentralafghanistan, mitten im Winter, mitten in der Nacht, während ich mit einem Mann viereinhalbtausend Meter über meinem Kopf sprach – wie abnormal ist dein Leben, wenn das der Ort ist, an dem du dich zum ersten Mal normal fühlst?

Nach jedem Gefecht kehrte eine Ruhepause ein, die manchmal noch stärker an den Nerven zerrte. Der Feind hieß Langeweile, und wir bekämpften ihn mit Rugbyspielen, unser Ball eine dick mit Klebeband umwickelte Rolle Klopapier, oder mit Joggen im Stand. Oder wir machten tausend Liegestütze und stemmten selbst gebastelte Gewichte aus Holzkisten mit einer Metallstange dazwischen. Wir verwandelten Seesäcke in Boxsäcke. Wir lasen Bücher, veranstalteten Schachturniere, schliefen mit den Katzen um die Wette. Ich sah erwachsene Männer zwölf Stunden am Tag an der Matratze horchen.

Außerdem aßen wir noch und nöcher. Dwyer hatte eine voll ausgerüstete Kantine. Pasta. Pommes. Bohnen. Uns wurden dreißig Minuten pro Woche am Satellitentelefon zugestanden. Die Telefonkarte hieß Paradigm und hatte einen Code auf der Rückseite, den man ins Tastenfeld eintippte. Daraufhin teilte einem eine wohlklingende weibliche Roboterstimme mit, wie viele Minuten man übrig hatte. Und ehe man sich's versah …

Spike, bist du's?

Chelsy.

Dein altes Leben in der Leitung. Es war ein Geräusch, bei dem man jedes Mal durchatmete. An zu Hause denken fiel nie leicht, aus einem ganzen Bündel von Gründen. Zu Hause *hören* war wie ein Stich in die Brust.

Wenn ich nicht Chelsy anrief, dann Pa.

Wie geht's dir, darling boy?

Nicht schlecht. Weißt schon.

Doch er bat mich zu schreiben, statt anzurufen. Ihm lag sehr viel an meinen Briefen.

Er sagte, ein Brief sei ihm weitaus lieber.

14

MITUNTER KAM IN MIR die Sorge auf, eigentlich den wahren Krieg zu versäumen. Saß ich womöglich in Wartezimmer zum Krieg? Ich fürchtete, dass der wahre Krieg ein Stück weiter unten im Tal stattfand. Ich konnte die dicken Rauchschwaden sehen, den Qualm von Explosionen, zumeist in und um Garmsir. Der Ort war von enormer strategischer Bedeutung. Ein entscheidendes Tor, Nachschubhafen der Taliban vor allem für Waffen. Außerdem eine Anlaufstelle für neue Kämpfer. Dort bekamen sie eine AK-47 und eine Handvoll Patronen ausgehändigt und den Auftrag, nordwärts durch ihr Grabenlabyrinth gegen uns vorzurücken. Es war ihre Initiation, ihr »blooding«, wie die Taliban das nannten.

Arbeiteten Sandy und Tiggy für die Taliban?

Es kam oft vor. Plötzlich tauchte ein Rekrut der Taliban auf, feuerte auf uns, und wir schossen mit der zwanzigfachen Feuerkraft zurück. Jeder Taliban-Rekrut, der dieses Trommelfeuer überlebte, wurde befördert und zum Kämpfen und Sterben in eine der größeren Städte geschickt wie Gereshk oder Lashkar Gah, das manche Las Vegas nannten. Die meisten jedoch überlebten nicht. Die Taliban ließen ihre Leichen einfach liegen und verwesen. Ich sah Hunde, groß wie Wölfe, so manchen Rekruten regelrecht vom Gefechtsfeld fressen.

Ich fing an, auf meine befehlshabenden Offiziere einzureden: Holen Sie mich hier raus. Ein paar Burschen hatten dieselbe dringende Bitte, nur aus anderen Gründen. Ich wollte näher an die Front. *Schicken Sie mich nach Garmsir*.

Endlich, an Heiligabend 2007, wurde mein Gesuch bewilligt. Ich sollte einen scheidenden Soldaten in der vorgezogenen Operationsbasis Delhi ersetzen, die in einer verlassenen Schule von Garmsir lag.

Ein kleiner gekiester Innenhof, ein Wellblechdach. Irgendwer sagte, die Schule sei eine landwirtschaftliche Universität gewesen. Ein anderer, sie sei eine Madrasa gewesen. Gegenwärtig war sie allerdings Teil des britischen Commonwealth. Und mein neues Zuhause.

Sie war auch das Zuhause einer Kompanie Gurkhas.

In den entlegensten nepalesischen Dörfern am Fuß des Himalaja rekrutiert, hatten die Gurkhas in jedem britischen Krieg der letzten zweihundert Jahre gekämpft und sich in jedem davon ausgezeichnet. Sie gingen wie Tiger drauflos, ergaben sich nie und hatten darum eine Sonderstellung in der britischen Armee inne – und einen besonderen Platz in meinem Herzen. Schon als Junge hatte ich von den Gurkhas gehört; ihre Uniform war eine der ersten, die ich je getragen hatte. Bei Militärübungen in Sandhurst spielten die Gurkhas stets den Feind, was sich immer etwas albern anfühlte, denn sie wurden geliebt.

Nach solchen Übungen trat unweigerlich ein Gurkha auf mich zu und bot mir eine Tasse heiße Schokolade an. Ihnen war eine innige Verehrung des Königtums eigen. Ein König war nach ihren Begriffen göttlich. (Ihr eigener König galt ihnen als der wiedergeborene hinduistische Gott Vishnu.) Ein Prinz kam dem somit recht nahe. Als Heranwachsender hatte ich das gespürt, nun aber spürte ich es wieder. Wenn ich durch Delhi ging, verneigten sich alle Gurkhas. Sie nannten mich S*aab*.

Ja, Saab. Nein, Saab.

Ich bat: Nicht doch. Ich bin einfach Lieutenant Wales. Ich bin einfach Widow Six Seven.

Sie lachten. *Ist nicht drin, Saab*.

Ebenso wenig dachten sie im Traum daran, mich irgendwohin allein gehen zu lassen. Königliche Personen erforderten königliches Geleit. Unterwegs zur Kantine oder zum Klo gewahrte ich häufig einen Schatten zu meiner Rechten. *Hallo, Saab*. Es war mir peinlich, wenngleich rührend. Ich schwärmte für sie, und das taten auch die örtlichen Afghanen, die den Gurkhas viele Hühner und Ziegen verkauften und sogar über Kochrezepte mit ihnen scherzten. Die Armee redete viel davon, »die Herzen und Köpfe« der Afghanen zu gewinnen, soll heißen, Einheimische zu Demokratie und Freiheit zu bekehren, doch nur die Gurkhas schienen das tatsächlich zu tun.

Wenn sie mich nicht eskortierten, legten es die Gurkhas darauf an, mich zu mästen. Essen gab ihrer Liebe Ausdruck. So hielt sich zwar jeder Gurkha für einen Fünf-Sterne-Koch, doch hatten sie alle dieselbe Spezialität drauf: Ziegencurry.

Ich erinnere mich, wie ich eines Tages über mir Rotorblätter hörte. Ich sah hoch. Jeder in der Basis sah hoch. Langsam sank ein Hubschrauber herab. Und an den Kufen hing, in ein Netz gewickelt, eine Ziege. Weihnachtsgeschenk für die Gurkhas.

In heftigem Sandgestöber setzte der Helikopter auf. Heraus sprang ein Mann, kahl bis auf einen blonden Rest, der Inbegriff eines britischen

Offiziers.

Der mir vage vertraut vorkam.

Den Kerl kenn ich doch, sagte ich laut.

Und dann schnippte ich mit den Fingern. *Es ist der gute alte Bevan!*

Er hatte ein paar Jahre für Pa gearbeitet. Uns sogar einen Winter lang in Klosters beaufsichtigt. (Ich sah ihn im Geiste wieder in einer Barbourjacke Ski fahren, so durch und durch aristokratisch.) Nun war er anscheinend die rechte Hand des Brigadekommandeurs. Und belieferte somit die geliebten Gurkhas im Auftrag des Kommandeurs mit Ziegen.

Mich haute es um, auf ihn zu treffen, er aber war nur milde überrascht – oder interessiert. Zu sehr nahmen ihn diese Ziegen in Beschlag. Neben der im Netz hatte er noch eine den ganzen Flug über zwischen den Knien klemmen gehabt und führte den kleinen Burschen nun an einer Leine wie einen Cockerspaniel hinüber zu einem Gurkha.

Armer Bevan. Ich sah doch, dass er sich mit dieser Ziege angefreundet hatte und wie unvorbereitet er auf das Bevorstehende war.

Der Gurkha zog sein *Kukri* blank und schlug ihr den Kopf ab.

Das lohfarbene, bärtige Ziegenantlitz plumpste zu Boden wie eine der mit Klebeband umwickelten Klorollen, die wir als Rugbybälle gebrauchten.

Dann fing der Gurkha umsichtig und geschickt das Blut in einer Schale auf. Nichts sollte vergeudet werden.

Was die zweite Ziege betraf, so reichte mir der Gurkha das Kukri und fragte, ob ich ihr die Ehre erweisen wolle.

Daheim hatte ich mehrere Kukris, Geschenke von Gurkhas. Ich konnte damit umgehen. Doch nein, ich sagte: Nein, danke, hier nicht, jetzt gerade nicht.

Ich war mir nicht sicher, warum ich Nein sagte. Vielleicht wurde rings um mich schon genug getötet, um noch dazu beizutragen. Mir schoss durch den Kopf, wie ich zu George meinte, auf keinen Fall wolle ich Eier wegschneiden. Wo zog ich die Grenze?

Bei Leid, genau da. Ich wollte vor allem deshalb nicht bei dieser Ziege auf Heinrich VIII. machen, weil ich keine Übung hatte, und falls ich danebenhaute oder mich verschätzte, würde das arme Ding leiden.

Der Gurkha nickte. *Wie Sie wünschen, Saab*.

Er schwang das Kukri.

Selbst als der Ziegenkopf zu Boden geplumpst war, blinzelten seine gelben Augen weiter, erinnere ich mich.

15

MEINE ARBEIT IN DELHI war ähnlich der, die ich in Dwyer getan hatte. Nur die Uhrzeiten waren andere. Hier bin es einmal rund um die Uhr. In Delhi hatte ich Tag und Nacht Bereitschaft.

Die Operationszentrale war ein ehemaliges Klassenzimmer. Wie scheinbar überhaupt alles in Afghanistan war die Schule, die Delhi beherbergte, bombardiert worden – herabhängende Holzbalken, umgeworfene Pulte, mit verstreuten Papieren und Büchern übersäte Fußböden –, doch die Operationszentrale sah aus, als wäre sie Ground Zero gewesen. Ein Katastrophengebiet. Ein Gutes hatte es, nämlich dass die vielen Löcher in den Wänden während der Nachtschicht eine atemberaubende Aussicht auf die Sterne boten.

Ich weiß noch, wie ich auf so einer Schicht gegen ein Uhr früh einen Piloten über mir nach seiner Kennung fragte, um sie in meinen Rover einzutippen und seinen Datenfeed zu sehen.

Der Pilot antwortete säuerlich, ich würde es falsch machen.

Was falsch machen?

Es ist nicht der Rover, sondern das Longhorn.

Das Long-was?

Sie sind neu, hä?

Er beschrieb das Longhorn, ein Gerät, von dem mir etwas zu sagen niemand nötig gefunden hatte. Ich sah mich um, fand es, eine große, schwarze, staubbedeckte Aktentasche. Ich wischte es ab, schaltete es ein. Der Pilot leitete mich dabei an, es einsatzbereit zu machen. Ich wusste nicht, weshalb das Longhorn für ihn erforderlich war anstelle des Rovers, hatte aber auch nicht vor, ihn zu fragen und noch mehr zu verärgern.

Zumal uns das Erlebnis miteinander verbunden hat. Fortan waren er und ich Kumpel.

Sein Rufzeichen war »Magic«.

Bald schwatzte ich ganze Nächte lang mit Magic. Er und seine Besatzung redeten gern, lachten und futterten gern. (Dunkel entsinne ich mich, wie sie einmal nachts frische Krabben schlemmten.) Vor allem

trieben sie liebend gern Schabernack. Nach einem Einsatz drehte Magic seinen Kamerazoom auf, und ich sollte mal schauen. Ich beugte mich zu meinem Bildschirm vor. Aus sechstausend Metern Höhe war sein Blick auf die Erdkrümmung verblüffend.

Langsam drehte er seine Kamera.

Mein Bildschirm füllte sich mit Brüsten.

Ein Pornoheft.

Ah, hast mich drangekriegt, Magic.

Einige Piloten waren Frauen. Der Austausch mit ihnen lief ganz anders. Eines Nachts kam ich mit einer britischen Pilotin ins Gespräch, die erwähnte, wie hinreißend der Mond aussehe.

Er ist kreisrund, sagte sie. *Sie sollten ihn sehen, Widow Six Seven.*

Ich sehe ihn. Durch eins der Löcher in meiner Wand. Wunderschön.

Da kam schlagartig Leben ins Funkgerät: ein schriller Chor. Die Kerle drüben in Dwyer johlten: »Nehmt euch ein Zimmer!« Ich merkte, wie ich rot anlief. Hoffentlich hatte die Pilotin nicht gedacht, ich wäre am Flirten. Hoffentlich dachte sie das nicht jetzt. Vor allem hoffte ich, sie und all ihre Kollegen bekämen nicht heraus, wer ich war, um der britischen Presse zu erzählen, ich würde den Krieg ausnutzen, um Frauenbekanntschaften zu machen. Hoffte, dass die Presse sie dann nicht so behandeln würde, wie sie jedes andere Mädchen behandelt hatte, mit dem ich je zu tun hatte.

Doch ehe diese Schicht endete, überwanden die Pilotin und ich den peinlichen Augenblick und leisteten gemeinsam ein Stück solide Arbeit. Sie half mir, einen Bunker der Taliban mitten im Niemandsland unweit der Mauern Delhis auszukundschaften. Es gab Wärmequellen rings um den Bunker – menschliche Gestalten. Ein Dutzend, schätzte ich. Vielleicht fünfzehn.

Bestimmt Taliban, sagten wir uns. Wer sonst würde sich in diesen Gräben bewegen?

Ich ging zur Sicherheit die Checkliste durch. Lebensmuster hieß das in der Armee. Sind Frauen zu sehen? Sind Kinder zu sehen? Sind Hunde zu sehen? Katzen? Deutet irgendetwas darauf hin, dass dieses Ziel neben einem Krankenhaus liegen könnte? Einer Schule?

Waren da irgendwelche Zivis (Zivilisten)?

Nein. Alles nein.

Es lief auf Taliban hinaus und nichts sonst.

Ich plante einen Luftschlag für den folgenden Tag. Bekam Order, ihn mit zwei amerikanischen Piloten zu erarbeiten. Dude Zero One und Dude Zero Two. Ich wies sie ins Ziel ein, sagte ihnen, dass ich dafür eine 2000-Pound-JDAM (Joint Direct Attack Munition) haben wolle. Ich fragte mich,

wieso wir diese klobige Bezeichnung verwendeten. Wieso nicht einfach *Bombe* sagen? Wohl, weil es keine gewöhnliche Bombe war, sie hatte radargesteuerte Lenksysteme. Und sie war schwer. Sie wog so viel wie ein Spitzmaulnashorn.

Für eine Handvoll Taliban-Kämpfer wurde üblicherweise ein 500-Pounder angefordert. Den hielt ich aber nicht für mächtig genug, um in die verstärkten Bunker einzudringen, die ich auf meinem Bildschirm sah.

Zugegeben hielten Fliegerleitoffiziere 500-Pounder nie für genug. Immer wollten wir 2000-Pounder haben. Hau rein oder hau ab, hieß es stets. Doch in diesem Fall war ich überzeugt, dass es nur ein dickes Ding bringen würde. Allem Geringeren würde das Bunkersystem trotzen. Und ich wollte nicht nur eine 2000-Pound-JDAM oben auf den Bunker, sondern dass eine zweite Maschine anschließend mit der 20-mm die vom Bunker fortlaufenden Gräben beharkte und Typen abgriff, die sich gerade absetzten.

Negativ, sagte Dude Zero One.

Die Amerikaner sahen keinen Bedarf für eine 2000-Pound-Bombe.

Wir werfen lieber zwei 500-Pound-Bomben, Widow Six Seven.

Ich hatte das deutliche Gefühl richtigzuliegen, und wollte widersprechen, war aber neu und hatte nicht genug Selbstvertrauen. Es war mein erster Luftangriff. Also sagte ich bloß: *Verstanden!*

Es war Silvester. Ich hielt die F-15 auf etwa acht Kilometer Abstand, damit der Triebwerkslärm die Ziele nicht aufscheuchte. Als es nach genau den richtigen Bedingungen aussah, rief ich sie heran.

Widow Six Seven, sind am Hotspot.

Dude Zero One, Dude Zero Two, Hotspot freigegeben.

Hotspot freigegeben.

Sie jagten dem Ziel entgegen.

Auf meinem Bildschirm sah ich das Fadenkreuz des Piloten über dem Bunker verharren.

Eine Sekunde. Zwei.

Weißer Blitz. Lauter Knall. Die Wände der Operationszentrale erbebten. Staub und Steinchen regneten von der Decke.

Ich hörte die Stimme von Dude Zero One: *Volltreffer. Gefechtsschadenseinschätzung folgt.*

Rauchwolken stiegen aus der Wüste empor.

Nach wenigen Augenblicken kamen, genau wie ich befürchtet hatte, Taliban aus dem Graben gerannt. Ich stöhnte meinen Rover an, stampfte dann nach draußen.

Die Luft war kalt, der Himmel von pulsierendem Blau. Hoch droben

konnte ich Dude Zero One und Dude Zero Two verklingen hören. Ich konnte das Echo ihrer Bomben hören. Dann herrschte Stille.

Sie sind nicht alle davongekommen, tröstete ich mich. Mindestens zehn haben es nicht aus diesem Graben geschafft.

Trotzdem – eine größere Bombe hätte das Ganze rund gemacht.

Nächstes Mal, sagte ich mir. Nächstes Mal höre ich auf meinen Bauch.

16

Ich wurde herausgefordert, gewissermaßen. Auf einen kleinen Beobachtungsposten hoch über dem Gefechtsfeld. Eine ganze Zeit lang hatte der Beobachtungsposten die Taliban zum Wahnsinn getrieben. Wir hatten ihn, sie wollten ihn haben, und wenn sie ihn nicht kriegen konnten, setzten sie alles daran, ihn zu zerstören. Sie hatten ihn zigmal angegriffen in den Monaten vor meiner Ankunft.

Ich war gerade mal ein paar Stunden auf dem Posten, da kamen sie schon wieder.

AK-47 ratterten, Kugeln zischten vorbei. Es klang, als würden Bienenstöcke durch unser Fenster geworfen. Bei mir waren vier Gurkhas, und sie verschossen eine Javelin-Rakete in Richtung Feindfeuer.

Dann sollte ich mich hinter das Kaliber .50 klemmen. *Aufgesessen, Saab!*

Ich kletterte ins MG-Nest, packte die großen Griffe. Stopfte meine Ohrstöpsel rein und zielte durch das Netz vorm Fenster. Ich drückte den Abzug. Ein Gefühl, als würde eine Eisenbahn mitten durch meine Brust fahren. Auch das Geräusch klang nach Lokomotive. *Tschugga-tschugga-tschugga*. Das Gewehr spuckte Kugeln weit in die Wüste, und Patronenhülsen flogen wie Popcorn im Posten umher. Es war das erste Mal überhaupt, dass ich mit einem Kaliber .50 schoss. Die Power war einfach nicht zu fassen.

Unmittelbar auf meiner Blickachse gab es Ackerbrachen, Gräben, Bäume. Das alles setzte ich unter Feuer. Dann stand da ein altes Bauwerk mit zwei Kuppeln, die aussahen wie ein Paar Froschaugen. Ich spickte die Kuppeln mit einem Kugelhagel.

Inzwischen spien in Dwyer die großen Geschütze los.

Überall reinstes Chaos.

Ich kann mich nur an wenig erinnern, was danach geschah, muss ich aber auch nicht – es gibt Videomaterial. Die Presse war da, an meiner Seite, und filmte mit. Es war mir zuwider, sie dazuhaben, doch mir war befohlen worden, sie zu einem Einsatz mitzunehmen. Im Gegenzug waren sie einverstanden, sämtliche Bilder und Erkenntnisse unter Verschluss zu

halten, bis ich das Land verlassen hätte.

Wie viele wir getötet hatten, wollten die Presseleute wissen.

Da waren wir uns nicht sicher.

Unbestimmt, sagten wir.

Ich glaubte, lange Zeit auf diesem Beobachtungsposten zu bleiben. Bald nach diesem Tag aber wurde ich nach Norden an die vorgeschobene Operationsbasis Edinburgh abgerufen. Ich bestieg einen Chinook voller Postsäcke und legte mich dazwischen, um unsichtbar zu sein. Vierzig Minuten später sprang ich ab, hinein in knietiefen Morast. *Wann zum Henker hatte es geregnet?* Ich wurde zu meiner Unterkunft in einem Bau aus Sandsäcken geführt. Ein sehr kleines Bett.

Und ein Mitbewohner. Estnischer Nachrichtenoffizier. Wir verstanden uns sofort. Er schenkte mir eines seiner Abzeichen zur Begrüßung.

Acht Kilometer entfernt lag Musa Qala. Die Stadt war mal eine Festung der Taliban gewesen. 2006 hatten wir sie nach Kämpfen erobert, wie britische Soldaten ein halbes Jahrhundert lang kaum schwerere erlebt hatten. Über tausend Taliban waren niedergerungen worden. Trotz des hohen Preises ging die Stadt zügig und fahrlässig wieder verloren. Nun hatten wir sie ein zweites Mal gewonnen und die Absicht, sie zu halten.

Wahrlich eine hässliche Aufgabe. Einer unserer Jungs war soeben in einer Sprengfalle hochgegangen. Zudem wurden wir im und um den Ort verabscheut. Einheimische, die mit uns zusammengearbeitet hatten, waren gefoltert, ihre Köpfe längs der Stadtmauern aufgespießt worden.

Hier würde man keine Herzen oder Köpfe gewinnen.

17

Lange von der Basis Edinburgh durch Musa Qala und weiter hinaus. Die Straße führte uns hinab in ein Wadi, wo wir bald auf eine Sprengfalle stießen.

Die erste, der ich begegnete.

Mein Job war es, die Bombenexperten zu rufen. Eine Stunde später traf der Chinook ein. Ich fand ein sicheres Gelände für ihn zum Landen und warf eine Rauchgranate, um die beste Stelle zu markieren und die Windrichtung anzuzeigen.

Eine Mannschaft sprang eilig ab und näherte sich der Sprengfalle. Langsame, mühselige Arbeit. Sie brauchten ewig dafür. Unterdessen waren wir allesamt gänzlich ohne Deckung. Jede Sekunde rechneten wir mit Feindberührung, rings um uns hörten wir Motorräder flitzen: Zweifellos Taliban-Kundschafter, die unseren Standort feststellten. Als die Motorräder zu dicht herankamen, verfeuerten wir Leuchtmunition, um sie abzuschrecken.

In der Ferne lagen Mohnfelder. Ich schaute hin und dachte an das berühmte Gedicht. *Auf Flanderns Feldern blüht der Mohn …* In Großbritannien war der Mohn ein Sinnbild für das Angedenken, hier stellte er lediglich die Landeswährung dar. Der ganze Mohn würde bald zu Heroin verarbeitet und dessen Erlös für die Kugeln ausgegeben werden, mit denen die Taliban auf uns schossen, und für die Sprengfallen, die sie für uns unter Straßen und Wadis zurückließen.

So wie diese.

Schließlich jagten die Bombenentschärfer die Sprengfalle in die Luft. Eine Pilzwolke schoss empor, die dermaßen staubgesättigt war, dass man nicht meinen wollte, es wäre noch Platz für mehr.

Dann packten sie ein und zogen ab, und wir setzten unseren Weg nach Norden fort, immer tiefer hinein in die Wüste.

18

WIR BILDETEN AUS UNSEREN Fahrzeugen ein Soviert, das wir Hafen nannten. Den folgenden und übernächsten Tag und so weiter zogen wir zu Patrouillen rings um den Ort aus.

Präsenz zeigen, wurde uns gesagt.

Immer in Bewegung bleiben, wurde uns gesagt.

Die Taliban im Ungewissen lassen, wurde uns gesagt. Sie nicht zur Ruhe kommen lassen.

In erster Linie diente der Einsatz aber der Unterstützung einer laufenden amerikanischen Offensive. Ständig das Getöse amerikanischer Kampfjets über unseren Köpfen und von Explosionen in einem unweit gelegenen Dorf. Wir arbeiteten in enger Abstimmung mit den Amerikanern und verwickelten die Taliban regelmäßig in Feuergefechte.

Ein, zwei Tage nachdem wir den Hafen eingerichtet hatten, saßen wir auf einer Anhöhe und beobachteten Schafhirten in der Ferne. Meilenweit im Umkreis konnten wir nur diese Männer und ihre Schafe sehen. Der Anblick wirkte eigentlich recht unverfänglich. Doch die Schafhirten kamen den Amerikanern zu nahe und machten sie nervös. Die Amerikaner gaben mehrere Warnschüsse ab. Unweigerlich trafen sie einen der Hirten. Er hatte ein Motorrad gefahren. Aus unserer Entfernung konnten wir nicht ausmachen, ob der Treffer Absicht oder Zufall gewesen war. Wir sahen zu, wie die Schafe auseinanderliefen, wie die Amerikaner vorstießen und die Hirten einsammelten.

Als sie fort waren, ging ich mit ein paar fidschianischen Soldaten hinaus aufs Feld und holte das Motorrad. Ich wischte es ab und stellte es beiseite. Kümmerte mich darum. Nachdem die Amerikaner den Schafhirten verhört, verarztet und freigelassen hatten, kam er zu uns.

Er war fassungslos, dass wir sein Motorrad geholt hatten.

Noch fassungsloser, dass wir es gesäubert hatten.

Und er fiel beinahe in Ohnmacht, als wir es ihm zurückgaben.

19

Journalisten zu unserem Konvoi. Ich bekam Befehl, sie aufs Gefechtsfeld mitzunehmen, sie herumzuführen – im ausdrücklichen Einvernehmen, dass die Nachrichtensperre weiterbestand.

Am NÄCHSTEN ODER VIELLEICHT übernächsten Tag stießen drei

Ich fuhr in einem Spartan ganz vorn im Konvoi, und die Journalisten waren hinter mir verstaut. Immer wieder drängelten sie nach vorn, setzten mir zu. Sie wollten aussteigen, Fotos schießen, Filmmaterial drehen. Aber es war nicht sicher. Die Amerikaner säuberten die Gegend noch.

Ich stand im Geschützturm, als einer der Journalisten an mein Bein klopfte und abermals um Erlaubnis bat, auszusteigen.

Ich seufzte: *Okay. Aber nehmen Sie sich vor Minen in Acht. Und bleiben Sie in der Nähe.*

Alle schwangen sich aus dem Spartan und machten sich daran, ihre Kamera aufzustellen.

Augenblicke später gerieten die Jungs vor uns unter Beschuss. Kugeln pfiffen über unsere Köpfe hinweg.

Die Journalisten erstarrten, sahen mich hilflos an.

Stehen Sie da doch nicht rum! Wieder rein mit Ihnen!

Ich hatte sie von vornherein nicht dahaben wollen, vor allem aber wollte ich nicht, dass ihnen unter meiner Aufsicht etwas zustieß. Das Leben irgendeines Journalisten wollte ich nicht auf dem Konto haben. Dieser Ironie wäre ich nicht gewachsen.

War es Stunden später oder Tage, als wir erfuhren, dass die Amerikaner eine Hellfire-Rakete auf das nächstgelegene Dorf abgeschossen hatten? Es gab viele Verletzte. Ein Junge wurde aus dem Dorf gebracht, den Hang hinauf, in einer Schubkarre, die Beine hingen seitlich über die Kante. Sie waren in Stücke gerissen.

Zwei Männer schoben die Schubkarre direkt auf uns zu. Ich konnte nicht erkennen, in welchem Verhältnis sie zu dem Jungen standen. Familie? Freunde? Als sie uns erreichten, konnten sie es nicht erklären. Keiner von ihnen sprach Englisch. Doch dem Jungen ging es beschissen, so

viel war klar, und ich sah zu, wie unsere Sanitäter eilig anfingen, ihn zu behandeln.

Unser Dolmetscher versuchte, den Jungen zu beruhigen und zugleich Näheres von seinen Begleitern zu erfahren.

Wie ist das passiert?

Amerikaner.

Ich rückte dichter hinzu, wurde aber von einem Sergeant aufgehalten, der seinen sechsten Auslandseinsatz absolvierte. *Nein, Boss, das wollen Sie nicht sehen. Sonst kriegen Sie es nie wieder aus dem Kopf.*

Ich wich zurück.

Minuten später gab es ein Pfeifen, dann ein Schwirren. Eine gewaltige Explosion hinter uns.

Ich fühlte sie in meinem Hirn.

Ich sah mich um. Alle lagen auf dem Bauch, außer mir und zwei anderen.

Wo kam das her?

Ein paar von uns zeigten in die Ferne. Sie wollten unbedingt das Feuer erwidern und baten mich um Freigabe.

Ja!

Aber die Taliban, die uns beschossen hatten, waren schon weg. Wir hatten unsere Gelegenheit versäumt. Wir warteten ab, dass das Adrenalin abflauen, das Klingeln in unseren Ohren verstummen würde. Es dauerte lange. Ich weiß noch, wie einer unserer Burschen immer wieder flüsterte: *Fuck, das war knapp*.

Mehrere Stunden lang versuchten wir, aus dem Geschehenen schlau zu werden. Einige unter uns glaubten, dass die Amerikaner den Jungen verletzt hatten, andere meinten, der Junge sei eine Schachfigur in einem klassischen Täuschungsmanöver der Taliban gewesen. Das Ding mit der Schubkarre war eine Finte und dazu bestimmt gewesen, uns auf dem Hügel zu binden, abgelenkt, unbeweglich, damit die Taliban unsere Position feststellen konnten. Der Feind hatte den Jungen in der Schubkarre selbst so übel zugerichtet und dann als Köder benutzt.

Und warum haben sich der Junge und die Männer darauf eingelassen?

Weil sie andernfalls umgebracht worden wären.

Zusammen mit allen ihren Angehörigen.

20

Februar 2008

IN DER FERNE KONNTEN wir die Lichter von Musa Qala sehen.

Unsere Panzer hatten einen Hafen gebildet, wir verzehrten ein Abendessen aus Beuteln und unterhielten uns mit gesenkten Stimmen.

Nach der Mahlzeit, gegen Mitternacht, bemannte ich ein Funkgerät. Setzte mich hinten in einen Spartan, ließ die große Tür offen stehen, klappte die Schreibplatte runter und machte mir Notizen vom Funkverkehr. Mein einziges Licht kam von einer trüben Birne in einem Drahtkäfig über meinem Kopf. Die Sterne am Wüstenhimmel waren heller als die Birne und wirkten näher.

Ich ließ das Funkgerät über die Batterie des Spartan laufen und warf daher gelegentlich den Motor an, um sie aufzuladen. Ich machte ungern Lärm aus Sorge, die Aufmerksamkeit der Taliban zu wecken, hatte aber keine Wahl.

Nach einer Weile räumte ich im Spartan auf und schenkte mir aus einer Thermoskanne einen Becher heiße Schokolade ein, die mich nicht wärmte. Nichts konnte das. So kalt konnte es in der Wüste werden. Ich trug einen Wüstenkampfanzug, Wüstenstiefel, eine grüne Steppjacke, eine Wollmütze – und fröstelte noch immer.

Ich fummelte am Lautstärkeregler, um die Stimmen zwischen dem Knistern und Rauschen des Funkgeräts herauszuhören. Eingehende Einsatzberichte. Info über Postzustellungen. Nachrichten, die über das Netz des Gefechtsverbandes liefen und von denen keine meine Schwadron betraf.

Es wird wohl gegen ein Uhr gewesen sein, als ich mehrere Leute von Red Fox reden hörte.

Zero Alpha, der befehlshabende Offizier, erzählte jemandem, dass Red Fox dies und Red Fox das … Ich schrieb ein paar Stichwörter auf, hielt aber inne und schaute hoch zu den Sternen, als … die C-Schwadron erwähnt wurde.

Die Stimmen sagten, dieser Red Fox sei in Schwierigkeiten, kein

Zweifel. Ich knobelte aus, dass Red Fox eine Person war. Hatte er etwas falsch gemacht?

Nein.

Hatten andere vor, ihm zu schaden?

Ja.

Dem Ton der Stimmen nach zu urteilen, sollte Red Fox ermordet werden. Ich schluckte einen Mundvoll heiße Schokolade runter, blinzelte das Funkgerät an und war mir absolut sicher, dass es sich bei diesem Red Fox um mich handelte.

Nun sprachen die Stimmen konkreter davon, dass die Tarnung von Red Fox aufgeflogen, er dem Feind bekannt sei und umgehend rausgeholt werden müsse.

Fuck, sagte ich. Fuck, fuck, *fuck*.

Meine Gedanken wanderten zurück nach Eton. Zu dem Fuchs, den ich bekifft durchs Klofenster wahrgenommen hatte. Er war also wirklich ein Botschafter aus der Zukunft gewesen. *Eines Tages wirst du allein sein, spätnachts, im Dunkeln, wie ich gejagt … wirst ja sehen, wie dir das gefällt.*

Am folgenden Tag gingen wir auf Patrouille, und ich schob eine ausgewachsene Paranoia, befürchtete, erkannt zu werden. Ich trug ein Shemagh eng ums Gesicht geschlungen mit geschwärzter Skibrille darüber, drehte ständig den Kopf und hielt den Finger stramm am Abzug meines Maschinengewehrs.

Nach Einbruch der Abenddämmerung holte mich eine Spezialeinheit ab. Ihr Chinook wurde von zwei Apaches eskortiert, mit deren Besatzung ich über Funk plauderte. Sie flogen mich über das Tal zurück zur Basis Edinburgh. Wir landeten in der Dunkelheit, und ich konnte nicht das Geringste sehen. Ich lief in die Basis und dann in ein grünes Leinwandzelt, wo es noch dunkler war.

Ich hörte etwas quietschen.

Ein mattes Licht ging an.

Ein Mann stand vor mir und schraubte eine kleine Glühbirne in eine vom Zeltdach baumelnde Fassung.

Colonel Ed.

Sein langes Gesicht wirkte noch länger als in meiner Erinnerung, und er trug einen langen grünen Mantel, als käme er geradewegs aus dem Ersten Weltkrieg. Er klärte mich darüber auf, was geschehen war. Eine australische Zeitschrift hatte mich geoutet, hatte der Welt mitgeteilt, ich sei in Afghanistan. Die Zeitschrift war unerheblich, sodass zunächst niemand Notiz davon nahm, doch dann griff irgendeine Arschgeige in Amerika die Geschichte auf und postete sie auf ihrer nichtsnutzigen

Website, und das wurde von den Schleimscheißern abgegriffen. Jetzt stand es überall. Das am schlechtesten gewahrte Geheimnis der Milchstraße war die Anwesenheit eines gewissen Prinz Harry in der Provinz Helmand.

Das heißt, Sie sind raus.

Colonel Ed entschuldigte sich. Er wusste, dass ich meine Einsatzzeit weder jetzt noch so beenden wollte. Andererseits wollte er mich wissen lassen, dass seine Vorgesetzten seit Wochen Druck gemacht hätten, mich abzuziehen, und ich von Glück sagen könne, nicht noch kürzer im Einsatz gewesen zu sein. Ich sei denen da oben entgangen wie auch den Taliban und hätte eine ansehnlich lange Dienstspanne zusammenbekommen, bei makelloser Führung. *Bravo*, sagte er.

Ich war drauf und dran, um mein Bleiben zu betteln, sah jedoch ein, dass es aussichtslos wäre. Meine Anwesenheit würde jeden um mich in ernste Gefahr bringen. Einschließlich Colonel Ed. Da die Taliban nun wussten, dass ich im Land war, und in etwa, wo, würden sie alle ihre Kräfte nach vorn werfen, um mich zu töten. Die Armee wollte nicht, dass ich starb, aber es war dieselbe Geschichte wie ein Jahr zuvor: Die Armee war besonders darum besorgt, dass meinetwegen niemand sonst starb.

Ich teilte diese Sorge.

Ich schüttelte Colonel Ed die Hand und verließ das Zelt. Ich schnappte mir meine paar Habseligkeiten, sagte ein paar rasche Abschiedsworte und sprang dann zurück in den Chinook, der noch immer im Standlauf vor sich hin schraubte.

Binnen einer Stunde war ich zurück in Kandahar.

Ich duschte, rasierte mich, machte mich bereit, einen großen Flieger Richtung England zu nehmen. Es wimmelte von weiteren Soldaten, die ebenfalls aufs Einsteigen warteten. Ihre Stimmung war ganz anders als meine. Sie waren glücklich. Es ging nach Hause.

Ich starrte zu Boden.

Schließlich wurden wir allesamt gewahr, dass unser Boarding ungebührlich lange auf sich warten ließ.

Wo hakt es?, fragten wir ungeduldig.

Ein Besatzungsmitglied sagte, wir würden auf einen letzten Passagier warten.

Auf wen?

Der Sarg eines dänischen Soldaten wurde in den Laderaum gebracht.

Alle fielen wir in Schweigen.

Als wir schließlich an Bord gingen und abhoben, schwenkte der Vorhang vorn im Flugzeug kurz auf. Ich sah drei Männer auf

Krankenhausbetten. Ich klinkte meinen Sitzgurt aus, ging den Gang hoch und fand dort drei schwerverletzte britische Soldaten vor. Einer war furchtbar von einer Sprengfalle versehrt worden, erinnere ich mich. Ein anderer war von Kopf bis Fuß in Plastik gewickelt. Obwohl er bewusstlos war, hielt er ein Reagenzglas voll Schrapnell fest, das aus seinem Hals entfernt worden war.

Ich sprach mit dem Arzt, der sich um sie kümmerte, und fragte, ob die Jungs überleben würden. Er wusste es nicht. Aber selbst wenn, sagte er, läge ein äußerst hartes Pflaster vor ihnen.

Ich war wütend auf mich, weil ich so ichbezogen gewesen war. Den Rest des Flugs verbrachte ich in Gedanken an die vielen jungen Männer und Frauen, die in ähnlicher Verfassung heimkehrten, und an all jene, die gar nicht heimkehrten. Ich dachte an die Leute zu Hause, die keinen blassen Schimmer von diesem Krieg hatten – nicht haben wollten. Viele waren dagegen, aber wenige hatten die leiseste Ahnung davon. Ich fragte mich, warum.

Wer hatte den Job, ihnen davon zu berichten?

Ach ja, dachte ich. Die Presse.

21

ICH LANDETE AM 1. MÄRZ 2008 zwischen mir und einer vernünftigen Mahlzeit stand nur noch die obligatorische Pressekonferenz. Ich riss mich zusammen, stellte mich dem ausgewählten Reporter und beantwortete seine Fragen. Er verwendete das Wort *Held*, was ich ihm nicht durchgehen ließ. *Helden sind die Leute im Flieger. Ganz zu schweigen von den Leuten, die noch in Delhi, Dwyer und Edinburgh sind.*

Als ich den Raum verließ, traf ich direkt auf Willy und Pa. Ich meine, Willy umarmte mich. Pa gab ich wohl einen Kuss auf jede Wange. Er könnte mir sogar … die Schulter gedrückt haben? Aus einiger Entfernung hätte man es für eine normale Begrüßung, den normalen Umgang innerhalb einer Familie gehalten. Für uns stellte es hingegen eine auffallende, beispiellose körperliche Demonstration der Zuneigung dar.

Dann starrten mich beide mit großen Augen an. Ich sah erschöpft aus. Zerquält.

Du wirkst älter, bemerkte Pa.

Bin ich auch.

Wir klemmten uns in Pas Audi und schwirrten ab in Richtung Highgrove. Während der Fahrt sprachen wir miteinander, als wären wir in einem Lesesaal: sehr gedämpft.

Wie geht's dir, Harold?

Oh, weiß nicht. Wie geht's dir?

Nicht schlecht.

Wie geht's Kate?

Gut.

Hab ich was verpasst?

Nein. Alles wie immer.

Ich senkte die Fensterscheibe und beobachtete, wie die Landschaft vorüberzog. Meine Augen konnten die ganzen Farben und all das Grün gar nicht richtig aufnehmen. Ich atmete die frische Luft ein und fragte mich, welches das Traumgeschehen war: die Monate in Afghanistan oder diese Fahrt in dem Wagen? Die Gewehre in Dwyer, die geköpften Ziegen, der

Junge in der Schubkarre – war das die Realität? Oder waren es diese weichen Ledersitze und Pas Aftershave?

22

Ich hatte einen Monat Urlaub bekommen. Den ersten Teil davon verbrachte ich mit Freunden. Sie hatten gehört, dass ich zu Hause war, riefen mich an und luden mich auf einen Drink ein.

Okay, aber nur einen.

Ein Lokal namens »Cat and Custard Pot«. Ich in einer dunklen Ecke, an einem Gin Tonic nuckelnd. Sie lachend und plaudernd, mit allen möglichen Plänen für Trips, Projekte und Urlaube beschäftigt.

Sie kamen mir so laut vor! Hatten sie schon immer so ein Getöse veranstaltet?

Alle sagten, dass ich recht still wirkte. *Ja,* bestätigte ich, *ja, das stimmt wohl.*

Wie kommt's?

Kein Grund.

Mir war einfach danach, still zu sein.

Ich fühlte mich wie im falschen Film, als wäre ich abgetrennt von allem. Hin und wieder machte sich ein Gefühl der Panik breit. Dann wieder war ich ärgerlich: *Wisst ihr, was genau jetzt auf der anderen Seite der Welt geschieht?*

Nach ein oder zwei Tagen rief ich Chelsy an und bat sie um ein Treffen. Drängelte. Sie war in Kapstadt.

Sie lud mich zu sich ein.

Ja, dachte ich. *Das brauche ich jetzt: Einen oder zwei Tage mit Chelsy und ihren Leuten.*

Danach setzten wir uns beide nach Botswana ab, um uns mit der Gang zu treffen. Wir begannen beim Haus von Teej und Mike. Dicke Umarmungen und Küsse an der Tür; sie hatten Angst um mich gehabt. Dann tischten sie auf, und Mike reichte mir immer weiter Drinks an. Ich war an dem Ort, den ich am meisten liebte, unter dem Himmel, den ich am meisten liebte.

Ich war so glücklich, dass ich mich irgendwann fragte, ob ich etwa Tränen in den Augen hatte.

Ein oder zwei Tage später trieben Chelsy und ich stromaufwärts auf einem gemieteten Hausboot namens »Kubu Queen«. Wir bereiteten uns einfache Mahlzeiten zu und schliefen auf dem Oberdeck des Bootes unter den Sternen. Während wir zum Gürtel des Orion und zum Kleinen Wagen emporsahen, versuchte ich, mich zu entspannen. Das fiel mir allerdings schwer. Die Presse bekam Wind von unserem Trip und lauerte uns auf, wann immer sich unser Boot dem Ufer näherte.

Nach etwa einer Woche fuhren wir nach Maun zurück und aßen zum Abschied mit Teej und Mike. Alle gingen früh zu Bett, nur ich saß noch mit Teej zusammen und erzählte ihr ein wenig über den Krieg. Nur ein bisschen. Es war das erste Mal, dass ich darüber sprach, seit ich heimgekommen war.

Willy und Pa hatten gefragt. Aber sie hatten nicht auf dieselbe Art gefragt, wie Teej es tat.

Auch Chelsy nicht. Mied sie das Thema, weil sie immer noch sauer war, dass ich gegangen war? Oder weil sie wusste, dass es mir schwerfallen würde, darüber zu sprechen? Ich war mir nicht sicher und spürte, dass sie sich auch nicht sicher war. Dass sich keiner von uns bei irgendetwas sicher war.

Teej und ich sprachen auch darüber.

Sie mag mich, erklärte ich. *Sie liebt mich, nehme ich an. Aber sie mag das Gepäck nicht, das ich mitbringe, das ganze Zeug, was zum Royal-Sein dazugehört, die Presse und so weiter, und nichts davon wird je aufhören. Wie viel Hoffnung besteht da also?*

Teej fragte mich geradeheraus, ob ich mir vorstellen könnte, mit Chelsy verheiratet zu sein.

Ich versuchte es ihr zu erklären. Ich schätzte Chelsys unbekümmertes und unverstelltes Naturell. Sie machte sich nie Gedanken darüber, was andere Menschen dachten. Sie trug kurze Röcke und hohe Stiefel, tanzte mit ganzer Seele, trank so viel Tequila wie ich. Ich schätzte all das an ihr … blieb aber immer besorgt, was Granny darüber denken mochte. Oder die britische Öffentlichkeit. Und das Letzte, was ich wollte, war, dass Chelsy sich änderte, um ihnen entgegenzukommen.

Ich wünschte mir so sehr, ein Ehemann zu sein, ein Vater … aber ich war mir einfach nicht sicher. *Man muss schon eine bestimmte Art Mensch sein, um diese forschenden Blicke auszuhalten, Teej. Ich weiß nicht, ob Chelsy damit umgehen kann. Ich weiß nicht, ob ich sie bitten möchte, das auszuhalten.*

23

Großbritannien, wie wir uns eilends zu Chelsys Wohnung in Leeds aufmachten. Diese lag außerhalb des Campus, und sie wohnte dort mit zwei Mädchen zusammen, denen – wie es hieß – ich vertraute und die, was wichtiger war, mir vertrauten. Wie ich mich mit Kapuzenpullover und Baseballkappe getarnt in ihre Wohnung schlich, was ihre Mitbewohnerinnen zum Lachen brachte. Wie gerne ich so tat, als wäre ich ein Student, Pizza essen ginge und Pubs frequentierte, ja, mich sogar fragte, ob es die richtige Entscheidung gewesen war, keine Hochschule zu besuchen. Nicht ein Wort davon stimmte.

Chelsys Wohnung in Leeds besuchte ich ganze zwei Mal.

Ihre Mitbewohnerinnen kannte ich kaum.

Und meine Entscheidung, keine Universität zu besuchen, habe ich nie bereut.

Aber die Presse trieb es immer toller. Mittlerweile gingen sie mit reinen Fantasiegeschichten hausieren, Hirngespinsten. Dabei stalkten und bedrängten sie in der realen Welt mich und alle, die zu meinem innersten Kreis gehörten. Chelsy erzählte mir, dass Paparazzi sie auf ihren Wegen zu und von den Vorlesungen verfolgt hatten. Sie bat mich, etwas dagegen zu unternehmen.

Ich erklärte, ich würde es versuchen. Ich sagte ihr, wie leid es mir tat.

Als sie zurück in Kapstadt war, rief sie mich an und berichtete, dass ihr überallhin Leute folgten und dass es sie wahnsinnig machte. Sie hatte keine Vorstellung davon, woher sie immer wussten, wo sie war und wo sie sein würde. Sie flippte aus. Ich besprach es mit Marko, der mir riet, Chelsys Bruder die Unterseite des Wagens absuchen zu lassen.

Mit Sicherheit ein Peilsender.

Marko und ich konnten ihrem Bruder genau sagen, wo und wonach er Ausschau halten musste, weil das bereits so vielen anderen Menschen aus meinem Umfeld passiert war.

Chelsy erklärte erneut, dass sie sich nicht sicher war, ob sie dem

gewachsen wäre. Ein Leben lang gestalkt werden?

Was konnte ich sagen? Ich würde sie so sehr vermissen. Aber ihren Wunsch nach Freiheit verstand ich vollkommen.

Hätte ich die Wahl, würde ich mir dieses Leben auch nicht aussuchen.

24

SIE WURDE FLACK GENANNT.

Sie war lustig. Und süß. Und cool. Ein paar Monate nachdem Chelsy und ich getrennter Wege gegangen waren, begegnete ich ihr im Beisein einiger Freunde in einem Restaurant.

Spike, das ist Flack.

Hallo. Was machst du so, Flack?

Sie war beim Fernsehen, erzählte sie, als Moderatorin.

Tut mir leid, ich sehe kaum fern, entschuldigte ich mich.

Dass ich sie nicht erkannte, brachte sie nicht aus der Fassung, was mir gefiel. Sie hatte kein übergroßes Ego.

Auch nachdem sie mir erklärt hatte, wer sie war und was sie tat, war ich mir immer noch nicht sicher. *Wie lautet dein voller Name noch mal?*

Caroline Flack.

Ein paar Tage darauf trafen wir uns zum Abendessen und um zu spielen. Ein Pokerabend in Markos Wohnung, Bramham Gardens. Nach vielleicht einer Stunde ging ich nach draußen, um mit Billy the Rock zu sprechen. Als Verkleidung trug ich einen von Markos Cowboyhüten. Beim Verlassen des Gebäudes zündete ich mir eine Zigarette an und sah nach rechts. Da, hinter einem geparkten Wagen … zweimal zwei Füße.

Und zwei Köpfe, die sich auf und ab bewegten.

Wer auch immer das war, er erkannte mich mit Markos Hut nicht. Also konnte ich ganz unauffällig zu Billy die Straße hinabschlendern, den Kopf in sein Polizeiauto stecken und ihm zuflüstern: *Böse Geister bei drei Uhr.*

Was? Nein!

Billy, wie können die das gewusst haben?

Durchsuch mich.

Niemand weiß, dass ich hier bin. Peilen sie mich an? Hacken sie mein Handy? Das von Flack?

Billy schoss aus dem Wagen hervor, rannte um die Ecke und überraschte die beiden Paparazzi. Er brüllte sie an. Doch sie schrien direkt zurück. Fühlten sich befugt. Ermutigt.

An diesem Abend bekamen sie ihr Foto nicht – ein kleiner Sieg. Aber sehr bald danach erwischten sie Flack und mich, und diese Aufnahmen lösten einen regelrechten Blutrausch aus: Innerhalb von Stunden campte ein Mob vor dem Haus von Flacks Eltern, vor den Häusern ihrer Freunde und vor dem Haus ihrer Großmutter. Eine Zeitung nannte sie meine »kleine Derbe«, weil sie mal in einer Fabrik oder etwas Ähnlichem gearbeitet hatte.

Himmel, dachte ich. *Sind wir wirklich so ein Land voll unerträglicher Snobs?*

Ich traf mich weiterhin gelegentlich mit Flack, aber wir fühlten uns nicht mehr frei. Ich denke, wir machten weiter, weil wir die Gesellschaft des anderen wirklich genossen und weil wir diesen Arschlöchern den Sieg nicht gönnten. Aber die Beziehung war uns verdorben, nicht mehr zu retten, und mit der Zeit kamen wir überein, dass es einfach all den Ärger und die Belästigungen nicht wert war.

Insbesondere für ihre Familie.

Leb wohl, sagten wir. *Leb wohl und alles Gute.*

25

Mein Chef, der Generalstabschef General Dannatt, lud mich zum Kensington Palace, um dort mit dem

Als wir an die Wohnungstür des Generals klopften, war ich nervöser als bei meinem Aufbruch in den Krieg.

Der General und seine Frau Pippa begrüßten uns herzlich und gratulierten mir zu meinem Einsatz.

Ich lächelte, zog dann aber die Brauen zusammen. Ja, bestätigten sie. Es tat ihnen leid, dass mein Einsatz vorzeitig abgebrochen worden war.

Die Presse – sie ruiniert alles, nicht wahr?

Das tut sie, das tut sie gewiss.

Der General mixte mir einen Gin Tonic. Wir versammelten uns auf Stühlen in einem Sitzbereich. Ich nahm einen großen Schluck, spürte den Gin in mir hinabrinnen und platzte damit heraus, dass ich einfach zurückkehren musste. Ich musste einen kompletten und ordnungsgemäßen Einsatz absolvieren.

Der General bekam einen starren Blick. *Oh. Ich verstehe. Nun, wenn das so ist …*

Er begann, laut nachzudenken, verschiedene Optionen durchzugehen und dabei die politischen Auswirkungen jeder einzelnen zu analysieren.

Wie wäre es damit … Hubschrauberpilot zu werden?

Wow. Ich lehnte mich zurück. Daran hatte ich überhaupt noch nie gedacht. Vielleicht, weil Willy und mein Vater – und Grandpa und Onkel Andrew – Piloten waren. Mir lag stets daran, meinen eigenen Weg zu gehen, mein eigenes Ding zu machen. Doch General Dannatt erklärte, dies wäre der beste Weg. Der einzige Weg. Denn sozusagen oberhalb des Schlachtgetümmels, inmitten der Wolken, wäre ich sicherer. Wie auch alle Übrigen, die zusammen mit mir Dienst taten. Selbst wenn die Presse herausbekäme, dass ich nach Afghanistan zurückgekehrt war, selbst wenn sie wieder etwas Dämliches anstellen würden: Na und? Möglicherweise wüssten die Taliban, wo ich mich befand, doch dann sollten sie sich erst mal in der Luft an meine Fersen heften.

Wie lange würde es dauern, bis ich ein Pilot wäre, General?

Etwa zwei Jahre.

Ich schüttelte den Kopf. *Zu lange, Sir.*

Er zuckte mit den Schultern. *Es dauert so lange, wie es dauert. Und das aus gutem Grund.*

Es ginge dabei auch um einen großen Berg an schulischem Lernstoff, erklärte er.

Verdammter Mist! Bei jeder neuen Wendung war das Leben erpicht darauf, mich wieder in ein Klassenzimmer zu zerren.

Ich dankte ihm und erklärte, ich würde darüber nachdenken.

26

ALLERDINGS VERBRACHTE ICH DEN Sommer 2008 eher damit, *nicht* darüber nachzudenken.

Außer an die drei verwundeten Soldaten, die mit mir zusammen auf dem Rückflug gewesen waren, dachte ich nur an wenig anderes. Mir lag daran, dass auch andere an sie dachten und über sie sprachen. Die vom Schlachtfeld zurückkehrenden britischen Soldaten spielten nämlich in den Gedanken und Gesprächen von zu wenigen Menschen eine Rolle.

In jeder freien Minute sann ich darüber nach, wie ich das ändern könnte.

In der Zwischenzeit hielt mich der Palast auf Trab. Ich wurde in die USA geschickt, zu meiner ersten offiziellen Arbeitsreise dorthin. (Ich war bereits einmal in Colorado gewesen, hatte dort eine Wildwassertour gemacht und mit Mummy Disney World besucht.) JLP war an der Ausarbeitung der Route beteiligt und wusste genau, welche Dinge mir am Herzen lagen. Ich wollte verwundete Soldaten besuchen und einen Kranz am Ort des World Trade Centers niederlegen. Außerdem wollte ich die Familien von Menschen kennenlernen, die am 11. September 2001 getötet worden waren. JLP sorgte dafür, dass all das geschah.

Abgesehen von diesen Augenblicken habe ich nur wenige Erinnerungen an jene Reise. In der Rückschau lese ich Artikel über das Aufsehen, wo immer ich mich zeigte, alberne Geschichten über meine Mutter, die vielfach ihrer Zuneigung zu den USA und ihren historischen Besuchen dort geschuldet waren. Woran ich mich aber am besten erinnere, ist das Zusammensein mit verwundeten Soldaten, die Besuche von Militärfriedhöfen und die Gespräche mit vom Kummer überwältigten Familien.

Ich hielt ihre Hände, nickte bestätigend und erklärte ihnen: *Ich weiß darum.* Ich denke, wir haben uns gegenseitig gestärkt. Trauer ist etwas, was man am besten teilt.

Bei meiner Rückkehr nach Großbritannien war ich umso überzeugter davon, dass man mehr für die Menschen tun musste, die vom Krieg gegen

den Terror betroffen waren. Ich strengte mich sehr an – zu sehr. Ich war ausgebrannt und wusste es nicht. Oft war ich morgens schon beim Aufwachen erschöpft. Aber mir war nicht klar, wie ich mein Tempo hätte drosseln sollen, weil es so viele Bitten um Hilfe gab. So viele Leidende.

Etwa zu dieser Zeit hörte ich von einer neuen britischen Organisation namens *Help for Heroes*. Mich begeisterte ihre Arbeit, mit der sie das Elend der Soldaten ins Blickfeld rückten. Willy und ich nahmen Kontakt zu ihnen auf. *Können wir etwas tun?*

Es gibt etwas, antworteten die Gründer, die Eltern eines britischen Soldaten waren. *Würden Sie unser Armband tragen?*

Natürlich! Wir trugen es bei einem Fußballspiel, Kate auch, und die Wirkung war überwältigend: Die Nachfrage nach den Armbändern schoss in die Höhe, und Spenden gingen ein. Das war der Beginn einer langen, fruchtbaren Beziehung. Darüber hinaus war es eine deutliche Erinnerung an die Macht unserer Plattform.

Dennoch spielte sich der größte Teil meiner Arbeit weiter hinter den Kulissen ab. Ich verbrachte viele Tage im Selly Oak Hospital und in Headley Court. Ich plauderte mit Soldaten, hörte mir ihre Geschichten an, bemüht, ihnen zu einem Moment der Ruhe oder zu einem Lachen zu verhelfen. Die Presse informierte ich nie und ließ den Palast auch nur einmal etwas dazu verlautbaren. In einem Umkreis von einer Meile rings um diese Begegnungen wollte ich keinen Reporter sehen. Oberflächlich betrachtet wirkten diese Treffen vielleicht rein informell, tatsächlich waren sie aber von schmerzhafter Intimität.

Warst du auch in der Provinz Helmand?

O ja.

Habt ihr da Leute verloren?

Ja.

Irgendwas, was ich tun kann?

Das machst du schon, Kumpel.

Ich stand am Bett von Männern und Frauen in schrecklicher Verfassung, oft gemeinsam mit den Familien. Ein junger Kerl war von Kopf bis Fuß in Verbände eingewickelt und befand sich in einem künstlichen Koma. Seine Eltern waren da und erzählten mir, dass sie ein Tagebuch über seine Genesung führten. Sie baten mich, es zu lesen, was ich tat. Mit ihrer Erlaubnis schrieb ich dann etwas hinein, was er nach seinem Aufwachen würde lesen können. Anschließend umarmten wir uns alle, und beim Abschied fühlte ich mich wie unter Familienmitgliedern.

Im Rahmen eines offiziellen Termins besuchte ich zu guter Letzt ein physiotherapeutisches Reha-Zentrum und traf einen der Soldaten von dem

Flug in die Heimat. Ben. Er beschrieb mir, wie ihm eine Sprengfalle den linken Arm und das rechte Bein abgerissen hatte. Er erzählte, wie er an einem glühend heißen Tag rannte, eine Explosion hörte und dann spürte, wie er sechs Meter in die Höhe flog.

Er erinnerte sich daran, dass er *gesehen* hatte, wie sich das Bein von seinem Körper löste.

Das alles schilderte er mir mit einem schwachen, tapferen Lächeln.

Am Tag vor meinem Besuch hatte er seine neue Beinprothese bekommen. Ich warf einen Blick hinunter. *Sehr elegant, Kumpel. Sieht sehr stark aus!* Das würden wir bald sehen, antwortete er. Laut seinem Reha-Plan sollte er an diesem Tag eine Kletterwand erklimmen und wieder nach unten klettern.

Ich blieb in der Nähe und sah zu.

Er legte einen Klettergurt an, schnappte sich ein Seil und schob sich die Wand empor. Oben angekommen, ließ er einen Jubelschrei erklingen, winkte dann und kletterte wieder herunter.

Ich war verblüfft. Nie war ich so stolz gewesen – stolz darauf, Brite zu sein, Soldat, sein Waffenbruder. Das sagte ich ihm. Ich erklärte, ich wollte ihm ein Bier dafür ausgeben, dass er es bis zur Oberkante der Mauer geschafft hatte. Nein, nein, einen Kasten Bier.

Er lachte: *Würde ich nicht Nein zu sagen, Kumpel!*

Er erwähnte, dass er gerne einen Marathon laufen würde.

Ich versprach ihm, wenn er das je täte, würde ich ihn an der Ziellinie erwarten.

27

GEGEN ENDE DES SOMMERS reiste ich nach Botswana und traf mich mit Teej und Mike. Kürzlich hatten sie meisterliche Arbeit für die Serie *Planet Erde* und einige weitere BBC-Filme geleistet. Nun drehten sie einen wichtigen Film über Elefanten. Gestresst durch Eingriffe in ihren Lebensraum und Dürre, stapften mehrere Herden in panischer Futtersuche nach Namibia – direkt in die Arme von Hunderten von Wilderern, die mit AK47s bewaffnet waren. Teej und Mike hofften, ihr Film würde die Aufmerksamkeit auf das sich anbahnende Massaker lenken.

Ich fragte, ob ich helfen könne. Ohne Zögern antworteten beide: *Klar, Spike.*

Tatsächlich boten sie an, mich als Kameramann zu engagieren, der zwar genannt, aber nicht bezahlt würde.

Vom ersten Tag an sprachen sie darüber, wie verändert ich wirkte. Hart gearbeitet hatte ich zwar schon immer, doch bei der Army hatte ich eindeutig gelernt, Anweisungen entgegenzunehmen. Nie mussten sie mir irgendetwas zweimal sagen.

Bei diesen Drehs fuhren wir viele Male mit ihrem Pritschenwagen durch den Busch. Staunend dachte ich dabei: *Wie kurios. Mein ganzes Leben über habe ich Fotografen verachtet, weil es ihr Metier ist, einem die Freiheit zu rauben. Nun arbeite ich als Fotograf und kämpfe darum, diesen majestätischen Tieren ihre Freiheit zu erhalten. Und fühle mich selbst dabei freier.*

Noch eigenartiger war es, dass ich Tierärzte dabei filmte, wie sie den Tieren Peilsender anlegten. (Dank dieser Geräte konnten Forscher das Wanderungsmuster der Herde besser verstehen.) Bisher hatte ich Peilsender kaum mit etwas Gutem in Verbindung gebracht.

An einem Tag filmten wir, wie ein Tierarzt einen Betäubungspfeil auf einen großen Elefantenbullen schoss, um diesem dann ein Halsband mit Peilsender um den Hals zu hängen. Der Pfeil ritzte jedoch kaum die raue Haut des Elefanten, der sich deshalb aufrappeln konnte und davonjagte.

Mike brüllte: *Schnapp dir die Kamera, Spike! Lauf!*

Der Elefant brach durch das Buschdickicht. Meist lief er einen sandigen Pfad entlang, doch an manchen Stellen gab es nicht einmal diesen. Der Tierarzt und ich versuchten, an ihm dranzubleiben. Die Geschwindigkeit des Tiers kam mir ganz unglaublich vor. Der Elefant rannte acht Kilometer weit, wurde dann langsamer und verharrte schließlich. Ich blieb auf

Abstand. Als der Tierarzt uns einholte, beobachtete ich, wie er einen weiteren Pfeil in dem Elefanten versenkte. Zu guter Letzt ging der große Kerl zu Boden.

Wenige Augenblicke später röhrte Mike mit seinem Lastwagen herbei. *Gut gemacht, Spike!*

Ich atmete heftig, stützte meine Hände auf die Knie und war in Schweiß gebadet.

Mike blickte entsetzt nach unten. *Spike, wo sind deine Schuhe?*

Oh. Ja. Die hab ich im Lkw gelassen. Dachte, es wäre keine Zeit, sie mir zu schnappen.

Du bist acht Kilometer gerannt … durch den Busch … ohne Schuhe?

Ich lachte. *Du hast mir gesagt, ich soll rennen. Genau wie du gesagt hast: Die Army hat mir beigebracht, Befehle entgegenzunehmen.*

28

JUST ANFANG 2009 GING ein Video viral.

Ich als Offizier zuvor, drei Jahre zuvor, wie ich mit anderen Offiziersanwärtern zusammensaß.

Auf einem Flughafen. Vielleicht Zypern? Oder vielleicht beim Warten auf den Flug nach Zypern?

Ich hatte das Video selbst gefilmt. Um die Zeit vor unserem Flug totzuschlagen, blödelte ich herum, schwenkte die Gruppe entlang und gab zu jedem der Jungs einen Kommentar ab. Als ich meinen Kameraden im Offizierslehrgang und guten Freund Ahmed Raza Khan erreichte, einen Pakistaner, sagte ich: A*h, unser kleiner Paki-Freund* …

Ich wusste nicht, dass *Paki* eine Verunglimpfung war. Als ich aufwuchs, hörte ich dieses Wort von vielen Menschen. Niemand zuckte deshalb zusammen; es löste keine Peinlichkeit aus oder den Verdacht, jemand sei Rassist. Auch über unbewusste Vorurteile wusste ich nichts. Ich war einundzwanzig Jahre alt und schwamm in Abgehobenheit und Privilegien. Falls ich überhaupt jemals über dieses Wort nachgedacht hatte, dachte ich, es sei wie »Aussie« für Menschen aus Australien: harmlos.

Das Filmmaterial hatte ich einem Kameraden geschickt, der ein Video zum Jahresende zusammenstellte. Seither war es in Umlauf, schwirrte von Rechner zu Rechner und landete schließlich bei jemandem, der den Film an *News of the World* verkaufte.

Scharfe Verurteilungen wurden laut.

Die Menschen meinten, ich hätte nichts gelernt.

Seit der Nazi-Katastrophe wäre ich kein bisschen reifer geworden, hieß es.

Prinz Harry ist schlimmer als ein Dummkopf, sagten sie, schlimmer als ein Party-Abhänger: Er ist ein Rassist.

Der Tory-Chef verurteilte mich. Ein Minister trat im Fernsehen auf, um mich niederzumachen. Ahmeds Onkel verfluchte mich vor den Kameras der BBC.

Ich war in Highgrove und beobachtete diesen Wutausbruch, den ich

kaum verarbeiten konnte. In meinem Namen veröffentlichte das Büro meines Vaters eine Entschuldigung. Ich wollte auch eine herausgeben, aber die Hofbeamten rieten davon ab. *Nicht die beste Strategie, Sir.*

Zur Hölle mit der Strategie! Mir ging es nicht um Strategie. Mir war es wichtig, dass mich die Leute nicht für einen Rassisten hielten. Mir war es wichtig, kein Rassist *zu sein.* Vor allem aber machte ich mir Sorgen um Ahmed. Ich kontaktierte ihn sofort und bat ihn um Verzeihung. Er erklärte, er wisse, dass ich kein Rassist sei. Keine große Sache.

Doch das war es. Und seine Vergebung, sein unbefangenes Entgegenkommen, sorgte nur dafür, dass ich mich noch elender fühlte.

29

WÄHREND DIESE KONTROVERSE HOCHKOCHTE, machte ich mich zum Air-Force-Stützpunkt Barkston Heath auf. Ein merkwürdiger Zeitpunkt, um mit der Flugausbildung zu beginnen, mit irgendeiner Ausbildung. Nie trat meine angeborene Konzentrationsschwäche deutlicher zutage. Doch vielleicht, so sagte ich mir, war dies auch der beste Zeitpunkt: Ich wollte mich vor der Menschheit verstecken, von dem Planeten fliehen. Da keine Rakete zur Verfügung stand, würde ein Flugzeug vielleicht ausreichen.

Bevor ich irgendein Flugzeug besteigen konnte, musste die Army jedoch sichergehen, dass ich das Nötige mitbrachte. Mehrere Wochen lang untersuchte man meinen Körper und ergründete meinen Verstand.

Wie festgestellt wurde, war ich frei von Drogen. Man wirkte überrascht.

Zudem – ungeachtet aller Videos, die das Gegenteil besagten – war ich kein kompletter Schwachkopf.

Also … weitermachen.

Mein erstes Flugzeug würde eine Firefly sein, hieß es. Knallgelb, Starrflügler, Einzelpropeller.

Eine einfache Maschine laut meinem ersten Fluglehrer, Sergeant Major Booley.

Ich bestieg sie und dachte: *Wirklich? Für mich sieht das nicht einfach aus.*

Ich wandte mich Booley zu und betrachtete ihn. Wohl auch nicht einfach.

Untersetzt, stämmig, zäh, hatte im Irak und auf dem Balkan gekämpft. In Anbetracht all dessen, was er gesehen und durchgemacht hatte, hätte er ein schwerer Fall sein müssen. Doch tatsächlich schienen ihn seine Kampfeinsätze nicht beeinträchtigt zu haben. Ganz im Gegenteil: Er war die Sanftmut selbst.

Das war auch nötig. Weil mir so viel im Kopf herumging, war ich am Anfang unserer Flugstunden immer massiv abgelenkt, was auch auffiel. Dauernd rechnete ich damit, dass Booley die Geduld verlieren und mich anschreien würde. Doch das tat er nie. Nach einer Unterrichtsstunde lud er mich sogar zu einer Überlandfahrt mit dem Motorrad ein. »Kommen

Sie, lassen wir uns den Kopf frei pusten, Lieutenant Wales.«

Es funktionierte. Wie von Zauberhand. Und das Motorrad, eine prachtvolle Triumph 675, erinnerte mich rechtzeitig an das, was ich mit diesen Flugstunden erreichen wollte: Geschwindigkeit und Macht.

Und Freiheit.

Dann entdeckten wir, dass wir *nicht* frei waren: Die Presse hatte uns den gesamten Weg über verfolgt und außerhalb von Booleys Haus fotografiert.

Nach einer Phase der Gewöhnung an das Cockpit der Firefly und des Vertrautwerdens mit ihrem Bedienfeld flogen wir sie schließlich. Bei einem unserer ersten gemeinsamen Flüge brachte Booley das Flugzeug ohne Vorwarnung zum Überziehen. Ich spürte, wie die linke Tragfläche wegsackte, ein Übelkeit erregendes Gefühl von Durcheinander und Entropie. Dann – nach mehreren Sekunden, die sich wie Jahrzehnte anfühlten, – fing er die Maschine ab und richtete die Tragflächen aus.

Ich starrte ihn an. *Was um alles in der Welt …*

War das ein abgebrochener Selbstmordversuch?

Nein, antwortete er sanft. Dies sei die nächste Phase meiner Ausbildung. In der Luft könnten unzählige Dinge schiefgehen, erläuterte er, und er müsse mir zeigen, was zu tun sei – aber auch, wie man es tat.

Cool bleiben.

Bei unserem nächsten Flug zog er die Nummer wieder ab. Dieses Mal allerdings, ohne die Maschine abzufangen. Während wir trudelten und uns in Pirouetten auf die Erde zubewegten, erklärte er: *Es ist an der Zeit.*

Wofür?

Für SIE … dafür, dass Sie ES TUN.

Sein Blick wies auf die Steuerelemente. Ich griff danach, hängte mich rein und fing das Flugzeug gefühlt in allerletzter Sekunde ab.

Ich sah zu Booley hinüber, erwartete ein Lob.

Nichts. So gut wie keine Reaktion.

Im Laufe der Zeit tat Booley das wieder und wieder: Er unterbrach den Schub und versetzte uns in den freien Fall. Wenn das Knarzen des Metalls und das Dröhnen des abgestellten Motors ohrenbetäubend wurden, wandte er sich ruhig nach links: *Es ist an der Zeit.*

Zeit?

Sie übernehmen den Flug.

Ich übernehme den Flug.

Nachdem ich den Schub wiederhergestellt hatte und wir sicher zum Stützpunkt zurückgekehrt waren, erklang keine Fanfare. Es wurden noch nicht einmal viele Worte darüber verloren. In Booleys Cockpit gab es keine Orden dafür, dass man einfach nur seine Aufgabe erledigte.

An einem klaren Morgen flogen wir schließlich einige Routinerunden über dem Flugfeld und landeten die Maschine sanft. Da sprang Booley hinaus, als stünde sie in Flammen.

Was ist los?

Es ist an der Zeit, Lieutenant Wales.

Zeit?

Für Ihren Alleinflug.

Oh. Okay.

Und hinauf ging es. (Zuerst legte ich allerdings meinen Fallschirm an.) Ich drehte eine oder zwei Runden rings um das Flugfeld und sprach dabei die ganze Zeit mit mir selbst: *Voller Schub. Halt das Rad auf der weißen Linie. Hochziehen … langsam! Senk die Nase. Nicht abreißen lassen! Geh in den Steigflug. Halt sie gerade. Okay, jetzt hast du Rückenwind. Funk den Tower an. Prüf die Bodenmarkierungen.*

Checks vor der Landung.

Schub verringern!

Eindrehen zum Endanflug.

So ist es gut, ganz ruhig jetzt.

Dort ausrollen, einreihen, reih sie ein.

Drei-Grad-Gleitpfad, bring die Nase runter auf die Tasten.

Erbitte Landeerlaubnis.

Lass die Maschine dorthin zeigen, wo du landen willst …

Ich absolvierte eine unspektakuläre Landung mit einem Hüpfer und rollte von der Landebahn. Jeder gewöhnliche Betrachter hätte darin den banalsten Flug in der Geschichte der Fliegerei gesehen. Für mich hingegen war es einer der wundervollsten Momente meines Lebens.

War ich jetzt ein Pilot? Kaum. Aber auf dem Weg dahin.

Ich sprang hinaus und lief zu Booley. Meine Güte, wie gerne hätte ich ihm High Five gegeben, ihn in die Kneipe eingeladen, aber das war undenkbar.

Das Einzige, was ich auf keinen Fall wollte, war, mich von ihm zu verabschieden. Doch genau das musste als Nächstes geschehen. Nachdem ich einen Alleinflug absolviert hatte, musste ich die nächste Phase meiner Ausbildung angehen.

Wie Booley zu sagen pflegte: Es war an der Zeit.

30

Ich verfrachtete mich zum Stützpunkt Shawbury und entdeckte, dass Hubschrauber wesentlich komplexer waren als Firebirds.

Sogar die Vorflugkontrolle war umfangreicher.

Ich starrte das Universum aus Kipphebeln und Schaltern an und dachte: *Wie soll ich mir die alle merken?*

Doch irgendwie schaffte ich es. Langsam und unter den wachsamen Blicken meiner neuen Ausbilder, den Sergeant Majors Lazel und Mitchell, lernte ich sie alle.

Im Handumdrehen hoben wir ab. Die Rotoren schlugen schaumige Wolken. Es ist eine der großartigsten körperlichen Empfindungen, die man erleben kann, und in vielerlei Hinsicht die reinste Form des Fliegens. Als wir das erste Mal aufstiegen, direkt in die Vertikale gingen, dachte ich: *Das ist meine Bestimmung.*

Doch wie ich bald lernte, bestand die Schwierigkeit nicht darin, den Helikopter zu *fliegen*. Vielmehr war es der Schwebeflug. Mindestens sechs lange Unterrichtseinheiten waren dieser Aufgabe gewidmet, die zunächst einfach klang und sich rasch als unausführbar erwies. Je mehr man den Schwebeflug übte, desto unmöglicher schien er.

Die Hauptursache dafür war ein als *hover monkeys* bezeichnetes Phänomen. Kurz über dem Boden unterliegt ein Helikopter dem teuflischen Zusammenspiel verschiedener Faktoren: Luftstrom und Abwind sowie Schwerkraft. Er beginnt zu wackeln, dann zu schaukeln, und schließlich nickt und giert er – gerade so, als hingen ihm beidseitig unsichtbare Affen (*monkeys*) an den Kufen, die daran zerren. Um den Hubschrauber zu landen, muss man diese *hover monkeys* abschütteln. Das wiederum gelingt nur, indem man sie … ignoriert.

Leichter gesagt als getan. Wieder und wieder gewannen die *hover monkeys* die Oberhand. Dabei war es nur ein schwacher Trost, dass es den übrigen Piloten, die ihre Ausbildung mit mir absolvierten, genauso erging. Wir sprachen über diese kleinen Bastarde, diese unsichtbaren Kobolde. Wir entwickelten Hass auf sie und fürchteten die Scham und die Wut, die

damit einhergingen, ihnen doch wieder unterlegen zu sein. Keiner von uns fand heraus, wie man das Gleichgewicht des Fluggeräts wiederherstellen und es landen konnte, ohne den Rumpf zu verbeulen. Oder gar mit den Kufen zu kratzen: Die größtmögliche Demütigung bestand darin, sich zu Fuß vom Landeort entfernen zu müssen, nachdem man die Bahn mit einem langen, gekrümmten Haken verunziert hatte.

Am Tag unserer ersten Alleinflüge waren wir alle Nervenbündel. Die *hover monkeys*, die *hover monkeys* – beim Kaffee gab es kein anderes Thema mehr. Als ich an der Reihe war, bestieg ich den Hubschrauber, sprach ein Gebet und bat den Tower um Freigabe. *Freigabe erteilt.* Ich startete die Maschine, hob ab und drehte ein paar Runden rings um das Feld. Trotz starker Winde kein Problem.

Jetzt galt es.

Auf dem Flugfeld waren acht Kreise markiert. Innerhalb von einem musste man landen. Links vom Flugfeld stand ein orangefarbener Backsteinbau mit riesigen Glasfenstern, wo die übrigen Piloten und Schüler darauf warteten, dass sie an die Reihe kämen. Ich wusste, dass alle hinter diesen Fenstern standen und zusahen, als ich spürte, wie die *hover monkeys* zupackten. Die Maschine schüttelte sich.

Lasst los!, brüllte ich. *Haut ab!*

Ich kämpfte mit den Steuerelementen, und es gelang mir, den Hubschrauber in einem der Kreise abzusetzen.

Als ich das orangefarbene Gebäude betrat, reckte ich meine Brust heraus und nahm stolz meinen Platz am Fenster ein, um den anderen zuzusehen. Verschwitzt, aber lächelnd.

Mehrere Flugschüler mussten an diesem Tag ihre Landungen abbrechen. Einer musste auf einem benachbarten Grasstreifen aufsetzen. Ein anderer landete so gefährlich und wacklig, dass Löschfahrzeuge und ein Krankenwagen hinzueilten.

Als der Kamerad das orangefarbene Gebäude betrat, konnte ich an seinem Blick erkennen, dass er sich genauso fühlte, wie es mir an seiner Stelle ergangen wäre.

Ein Teil von ihm wünschte ernstlich, er hätte einen Unfall gebaut und wäre verbrannt.

31

In dieser Zeit wohnte ich in Shropshire mit Willy zusammen, der ebenfalls die Pilotenausbildung abbrechen musste. Nur wenige Minuten vom Fliegerhorst entfernt hatte er auf dem Landsitz von irgendwem ein Häuschen aufgetan und mich eingeladen, bei ihm zu wohnen. Oder hatte ich mich etwa selbst eingeladen?

Zu dem kleinen, bezaubernden Landhaus fuhr man einfach eine schmale Landstraße entlang. Dort lag es hinter einigen Bäumen mit dichten Kronen. Der Kühlschrank quoll über von vakuumierten Mahlzeiten, die Pas Küchenchefs schickten. Hühnchen in Sahnesauce mit Reis, Rindfleischcurry. An der Rückseite des Hauses befanden sich sehr schöne Ställe, die erklärten, warum es in jedem Raum nach Pferd roch.

Die Wohnsituation sagte uns beiden zu. Es war unser erstes Zusammenleben seit Eton und machte Spaß. Mehr noch: Gemeinsam erlebten wir den entscheidenden, köstlichen Moment der triumphalen Zerschlagung von Murdochs Medienimperium. Nach monatelangen Recherchen wurde schließlich eine Bande von Reportern und Redakteuren bei Murdochs größtem Schundblatt identifiziert, in Handschellen abgeführt und verhaftet. Angeklagt wurden sie wegen der Belästigung von Politikern, Prominenten – und der königlichen Familie. Endlich wurde die Verderbtheit aufgedeckt, und Bestrafungen würden folgen.

Zu den bald entlarvten Schurken gehörte »the Thumb« (der Daumen), derselbe Journalist, der vor langer Zeit eine Nicht-Geschichte über meinen Unfall in Ludgrove veröffentlicht hatte. Während es mir schon bald besser ging, hatte sich »the Thumb« nie gebessert. Im Gegenteil: Er war noch bedeutend schlimmer geworden. Er hatte sich in der Zeitungswelt emporgearbeitet und war ein Chef geworden, der ein ganzes Team von »Thumbs« befehligte. (Hielt er den Daumen drauf?) Viele von ihnen hackten sich einfach in die Telefone von Menschen. Ein himmelschreiend kriminelles Verhalten, von dem »the Thumb« lächerlicherweise behauptete, er wisse nichts darüber.

Wer stürzte noch? Rehabber Kooks! Genau jene widerwärtige Herausgeberin, die sich das Theater über meinen Entzug ausgedacht hatte. Sie war »zurückgetreten«. Zwei Tage später wurde sie verhaftet.

Oh, was für eine Erleichterung wir empfanden, als wir das hörten! Für uns und unser Land.

Ein vergleichbares Schicksal sollte bald auch die Übrigen ereilen, all die Verschwörer, Stalker und Lügner. Bald schon würden alle ihre Arbeitsplätze verlieren und außerdem ihre unrechtmäßig erworbenen Vermögen, die sie im Zuge einer der wildesten Verbrechensserien in der britischen Geschichte an sich gerafft hatten.

Gerechtigkeit.

Ich war überglücklich. Willy ging es genauso. Außerdem war es herrlich, dass sich unser Verdacht zu guter Letzt bestätigt hatte. Unser engster Freundeskreis wurde entlastet, und wir wussten, dass wir keine dumme, starrsinnige Paranoia gehegt hatten. Die Dinge waren wirklich übel gewesen. Wir waren hereingelegt worden, aber nicht durch Personenschützer oder enge Freunde. Wieder einmal waren es die Fleet-Street-Wiesel gewesen. Beteiligt war auch Londons Metropolitan Police, die unerklärlicherweise ihren Pflichten nicht nachgekommen war. Immer wieder hatte sie Untersuchungen und die Verhaftung offenkundiger Rechtsbrecher verweigert.

Die Frage lautete: Warum? Bestechung? Geheime Absprachen? Angst?

Wir sollten es bald herausfinden.

Die Öffentlichkeit war entsetzt. Wenn Journalisten die ihnen anvertrauten mächtigen Kräfte zum Bösen einsetzen konnten, stand es schlecht um die Demokratie. Mehr noch: Wenn Journalisten Maßnahmen ausforschen und überwinden durften, die für die Sicherheit bedeutender Personen und Regierungsmitarbeiter nötig sind, würden diese Journalisten im Endeffekt den Terroristen vormachen, wie sie das auch tun könnten. Und dann wiederum würde allgemeine Gesetzlosigkeit herrschen. Niemand wäre mehr sicher.

Seit Generationen hatten die Briten mit einem trockenen Lachen gesagt: Ja, gut, unsere Zeitungen sind übel – aber was kann man tun? Jetzt lachte niemand. Und alle waren sich einig: Wir müssen etwas unternehmen.

Die beliebteste Sonntagszeitung, die *News of the World* von Rupert Murdoch, ließ sogar ein Todesröcheln vernehmen: Da sie die Hauptverantwortliche für den Hacking-Skandal war, stand ihr Überleben in Frage. Die Anzeigenkunden sprachen über Kündigungen, die Leser über Boykott. War das möglich? Murdochs Baby – sein bizarres, zweiköpfiges »Circus Baby« – würde schließlich den Geist aufgeben?

Stand eine neue Ära bevor?

Merkwürdig. Während all dies Willy und mich in muntere Stimmung versetzte, sprachen wir es nur selten ausdrücklich an. In dem Cottage lachten wir oft miteinander und verbrachten viele ausgelassene Stunden mit Gesprächen über alles Mögliche, *darüber* sprachen wir jedoch nur

selten. Ich frage mich, ob es einfach zu schmerzhaft war. Oder vielleicht immer noch zu unbewältigt. Vielleicht waren wir abergläubisch und wollten erst Sektkorken knallen lassen, wenn wir Fotos davon sahen, wie Rehabber Kooks und »the Thumb« sich eine Zelle teilten.

Oder vielleicht gab es zwischen uns Spannungen unter der Oberfläche, die ich nicht ganz verstand. Während wir uns das Landhäuschen teilten, stimmten wir einem der seltenen gemeinsamen Interviews zu. Es fand in einem Flugzeughangar in Shawbury statt, und in seinem Verlauf maulte Willy endlos über Angewohnheiten von mir. *Harry ist schlampig,* behauptete er. *Harry schnarcht.*

Ich wandte mich um und musterte ihn. Machte er Witze?

Ich räumte meine Sachen auf, und ich schnarchte nicht. Außerdem waren unsere Zimmer durch dicke Wände getrennt, sodass er es unmöglich hören konnte, selbst wenn ich geschnarcht hätte. Die Reporter brachen in Lachanfälle aus, doch ich ging dazwischen: *Lügen! Lügen!*

Das belustigte sie nur noch mehr. Willy ebenfalls.

Ich lachte auch, weil wir uns oft auf diese Art kabbelten. Doch wenn ich jetzt daran zurückdenke, muss ich mich fragen, ob es dabei nicht auch um etwas anderes ging. Ich trainierte für den Einsatz an der Front, denselben Einsatzort, für den auch Willy trainiert hatte. Der Palast hatte jedoch seine Pläne zunichtegemacht. Der *Spare*, der Ersatzmann, klar, wenn ihm danach ist, lasst ihn über das Schlachtfeld rennen wie ein Huhn, dem man den Kopf abgeschlagen hat.

Aber der *Heir*, der Thronerbe? Nein.

Willy absolvierte also nunmehr die Pilotenausbildung für den Such- und Rettungsdienst und war vermutlich insgeheim frustriert darüber. In diesem Fall sah er alles ganz falsch. Er rettete jede Woche Leben, womit er meiner Meinung nach ganz bemerkenswerte, unverzichtbare Arbeit leistete. Ich war stolz auf ihn und bewunderte die Rückhaltlosigkeit, mit der er sich seinen Vorbereitungen widmete.

Trotzdem hätte ich kapieren müssen, wie er sich wahrscheinlich fühlte. Nur allzu vertraut war mir schließlich die Verzweiflung darüber, von einem Kampf abgezogen zu werden, auf den man sich jahrelang vorbereitet hatte.

32

Verstand mir zu, dass ich jetzt einen Hubschrauber fliegen konnte. Ich

aber als Nächstes musste ich lernen, ihn *taktisch* zu fliegen. Und gleichzeitig andere Dinge zu tun. Viele andere Dinge. Zum Beispiel eine Karte lesen, ein Ziel ausfindig machen, Raketen abfeuern, über Funk kommunizieren und in einen Beutel pinkeln. Multitasking in der Luft und bei 260 km/h – nicht jedermanns Sache. Um diesen Jedi-Gedankentrick zu vollführen, musste zuerst mein Gehirn umgeformt, mussten meine Synapsen neu verdrahtet werden.

Mein Yoda bei dieser gewaltigen Neuro-Umstrukturierung würde Nigel heißen. Auch bekannt als Nige.

Ihm fiel die wenig beneidenswerte Aufgabe zu, mein vierter und wohl wichtigster Flugausbilder zu werden.

Das Fluggerät, das wir während der Trainingseinheiten steuerten, nannte sich Squirrel, also Eichhörnchen. Das war die umgangssprachliche Bezeichnung für den kleinen einmotorigen Hubschrauber französischen Fabrikats, mit dem die meisten britischen Flugschüler übten. Doch Nige richtete seine Aufmerksamkeit weniger auf das Eichhörnchen, in dem wir saßen, als auf die in meinem Kopf. Eichhörnchen im Kopf seien die traditionellen Feinde der menschlichen Konzentration, versicherte mir Nige. Ohne dass ich es ahnte, hätten sie sich in meinem Bewusstsein eingenistet. Sie seien nicht nur hinterhältiger als die *hover monkeys*, sagte er, sondern auch viel gefährlicher.

Eichhörnchen im Kopf, beharrte Nige, werde man nur durch eiserne Disziplin wieder los. Ein Hubschrauber ist einfach zu beherrschen, aber der Kopf erfordert mehr Zeit und Geduld.

Zeit und Geduld, dachte ich ungeduldig. *Ich habe von beidem nicht viel, also gehen wir's an …*

Es brauche auch eine Art Eigenliebe, sagte Nige, und die drücke sich in Selbstvertrauen aus. *Selbstvertrauen, Lieutenant Wales. Glauben Sie an sich – das ist das Allerwichtigste.*

Ich erkannte die Wahrheit in seinen Worten, aber ich konnte mir nicht vorstellen, diese Wahrheit je in die Tat umzusetzen. In Wirklichkeit glaubte ich eben *nicht* an mich, ich glaubte überhaupt an wenige Dinge und an mich selbst am allerwenigsten. Immer wenn ich einen Fehler

machte, was häufig vorkam, ging ich ziemlich hart mit Harry ins Gericht. Es fühlte sich an, als würde mein Verstand aussetzen wie ein überhitzter Motor, der rote Nebel senkte sich herab, und ich hörte auf zu denken, zu funktionieren.

Nein, sagte Nige sanft, wenn es wieder einmal so weit war. *Lassen Sie einen einzigen Fehler nicht den ganzen Flug ruinieren, Lieutenant Wales.*

Aber ich ließ so manchen Flug von einem einzigen Fehler ruinieren.

Manchmal sprang mein Selbsthass auf Nige über. Nachdem er mich angeherrscht hatte, schnauzte ich zurück. *Dann fliegen* Sie *doch das Mistding, verdammte Scheiße noch mal!*

Er schüttelte den Kopf. *Lieutenant Wales, ich rühre das Steuer nicht an. Wir werden auf den Boden zurückkehren, und Sie werden uns dorthin bringen, und anschließend werden wir alles durchsprechen*.

Er besaß einen unbeugsamen Willen, auch wenn man es ihm nicht ansah. Durchschnittliche Größe, durchschnittlicher Körperbau, korrekter Seitenscheitel im stahlgrauen Haar. Er trug makellos saubere Overalls, eine makellos saubere Brille. Er war ein ziviler Mitarbeiter der Marine, ein liebenswerter Opa, der das Segeln liebte – ein Pfundskerl. Aber er hatte das Herz eines verdammten Ninjas.

Und in diesem Moment brauchte ich einen Ninja.

33

Im Laufe einiger Monate konnte mir Nige der Ninja beibringen, einen Dinge zu erledigen und, noch wichtiger, dabei so etwas Ähnliches wie Eigenliebe zu empfinden. Es waren Fluglektionen, aber im Rückblick sind es für mich Lebenslektionen, und mit der Zeit gab es mehr gute als schlechte.

Aber ob sie nun gut oder schlecht waren, nach jeder neunzigminütigen Trainingseinheit in Niges Eichhörnchen-Dojo war ich völlig platt. Bei der Landung dachte ich immer: *Ich muss mich hinlegen.*

Aber zuerst: die Nachbesprechung.

Dabei drehte mich Nige der Ninja erst so richtig durch die Mangel, denn er beschönigte nichts. Er nahm kein Blatt vor den Mund und wurde auch verletzend, ohne dass es ihn kümmerte. Ich musste gewisse Dinge hören, und ihm war egal, in welchem Ton er sie mir mitteilte.

Ich ging in die Defensive.

Er ließ nicht locker.

Ich warf ihm hasserfüllte Blicke zu.

Er ließ nicht locker.

Ich sagte: *Ja, ja, ich hab's verstanden.*

Er ließ nicht locker.

Der arme Nige … Er ließ nicht locker.

Heute ist mir bewusst, dass er einer der wahrhaftigsten Menschen war, denen ich je begegnet bin. Und er kannte ein Geheimnis der Wahrheit, das viele Menschen nicht hinnehmen wollen: Sie tut *meistens* weh. Er wollte, dass ich an mich glaubte, aber dieser Glaube durfte niemals auf falschen Versprechungen oder unaufrichtigen Komplimenten beruhen. Der Königsweg zur Meisterschaft war mit Fakten gepflastert.

Nicht, dass er grundsätzlich gegen Komplimente gewesen wäre. Eines Tages erwähnte er fast beiläufig, ich sei offenbar völlig frei von … Angst. *Wenn ich das so sagen darf, Lieutenant Wales, kümmert Sie der Tod nicht sonderlich.*

Das stimmt.
Ich erklärte, die Angst vor dem Tod hätte ich als Zwölfjähriger verloren. Er nickte ein Mal. Er verstand. Dann machten wir weiter.

34

NIGEL GAB MICH SCHLIESSLICH frei, endlich war ich in die Freiheit wie ein verletzter Vogel, der geheilt worden war, und aufgrund seiner Zulassung erklärte mich die Armee für bereit, Apache-Hubschrauber zu fliegen.

Aber nichts da – es war ein Trick. Ich sollte keine Apache-Hubschrauber fliegen. Ich sollte in einem fensterlosen Klassenraum sitzen und alles über Apache-Hubschrauber *lesen*.

Ich dachte: *Kann irgendetwas grausamer sein, als mir einen Hubschrauber in Aussicht zu stellen und mir stattdessen einen Stapel Hausaufgaben vorzusetzen?*

Der Kurs dauerte drei Monate, während denen ich beinahe den Verstand verlor. Jeden Abend schlurfte ich in mein gefängniszellenähnliches Zimmer in der Offiziersmesse und heulte mich am Telefon bei einem Freund oder wahlweise bei einem Leibwächter aus. Ich überlegte, den Kurs einfach hinzuschmeißen. Eigentlich hätte ich nie Apache-Hubschrauber fliegen wollen, behauptete ich immer wieder bockig. Eigentlich wolle ich den Lynx fliegen. Das sei einfacher zu lernen, und ich könnte schneller wieder in den Krieg zurückkehren. Doch mein befehlshabender Kommandant Colonel David Meyer machte mir einen Strich durch die Rechnung.

Kommt nicht infrage, Harry.

Warum nicht, Colonel?

Weil Sie Erfahrung mit Aufklärungseinsätzen haben, weil Sie ein ausgezeichneter Fliegerleitoffizier waren und weil Sie ein verdammt guter Pilot sind. Sie werden Apache-Hubschrauber fliegen.

Aber …

Ich sehe es an Ihrem Flugstil, an der Art und Weise, wie Sie den Boden lesen: Sie sind dafür gemacht.

Dafür gemacht? Der Kurs war eine einzige Qual!

Und trotzdem kam ich jeden Tag pünktlich. Ich erschien mit meinen Ordnern voller Informationen zu den Apache-Motoren, hörte mir die Vorträge an und gab mir eine Riesenmühe, dranzubleiben. Ich versuchte

das gesamte Wissen zu nutzen, das mir meine Flugausbilder von Booley bis Nige vermittelt hatten, und behandelte das Klassenzimmer wie ein abstürzendes Luftfahrzeug. Meine Aufgabe war, es wieder unter Kontrolle zu bringen.

Und dann, eines Tages … war es vorbei. Es hieß, ich dürfe mich endlich in einen waschechten Apache-Hubschrauber setzen.

Und auf dem Rollfeld herumfahren.

Soll das ein Witz sein?

Vier Übungseinheiten, hieß es.

Vier Übungseinheiten … auf dem Rollfeld?

Wie sich zeigte, reichten vier Übungseinheiten gerade eben aus, um zu lernen, wie man diesen Riesenvogel über das Rollfeld bewegte. Während der Übungen kam es mir vor, als würde sich das Fluggerät auf Stelzen über ein Bett aus Götterspeise bewegen. Es gab Augenblicke, da fragte ich mich ernsthaft, ob ich das jemals schaffen würde oder ob die ganze Reise an dieser Stelle enden würde, bevor sie richtig begonnen hatte.

Zum Teil führte ich meine Schwierigkeiten auf die Sitzpositionen zurück. Im Firefly, im Squirrel hatte sich der Ausbilder immer zu meiner Rechten befunden. Er konnte sich herüberlehnen und meine Fehler augenblicklich korrigieren oder mir vormachen, wie es richtig ging. Booley nahm das Steuer in die Hand, oder Nige bediente die Pedale, und ich machte es ihnen nach. Mir wurde bewusst, dass ich vieles im Leben durch diese Art der Nachahmung gelernt hatte. Mehr als die meisten anderen Menschen brauchte ich einen Führer, einen Guru – einen Partner.

Aber im Apache-Hubschrauber saß der Lehrer entweder ganz weit vorne oder ganz weit hinten – unsichtbar.

Ich war vollkommen allein.

35

Die Stützpunkten waren nicht mehr so problematisch. Mit jedem Tag kam mir der Apache-Hubschrauber weniger fremd vor, und manchmal fühlte er sich sogar gut an.

Ich lernte, dort drinnen allein zu sein, allein zu denken, allein zu funktionieren. Ich lernte, mit dieser großen, schnellen, bösartigen, wunderschönen Bestie zu kommunizieren, ihre Sprache zu sprechen, ihr zuzuhören, wenn sie mit mir redete. Ich lernte, bestimmte Tätigkeiten mit den Händen und gleichzeitig völlig andere mit den Füßen auszuüben. Ich lernte wertzuschätzen, wie phänomenal diese Maschine war: unvorstellbar schwer und doch zu ballettartiger Geschmeidigkeit fähig. Der in technischer Hinsicht komplexeste und zugleich wendigste Hubschrauber der Welt. Ich verstand, warum nur eine Handvoll Menschen auf der Welt Apache-Hubschrauber fliegen konnten und warum die Ausbildung jedes Einzelnen Millionen von Dollar verschlang.

Und dann … war es an der Zeit, das Ganze noch einmal bei Nacht zu machen.

Wir begannen mit einer Übung namens »die Tüte«, die genauso funktionierte, wie es sich anhörte. Die Fenster des Apache-Hubschraubers wurden abgedeckt, sodass man sich fühlte wie in einer braunen Papiertüte. Sämtliche Daten zu den Bedingungen außerhalb des Fluggeräts mussten an den Instrumenten und Messgeräten abgelesen werden. Unheimlich, nervenzerfetzend – aber wirkungsvoll. Man war gezwungen, eine Art Zweites Gesicht zu entwickeln.

Dann lenkten wir den Apache-Hubschrauber in den echten Nachthimmel, umrundeten den Stützpunkt, erweiterten allmählich den Radius. Ich war etwas zittrig, als wir zum ersten Mal über die Salisbury Plain hinwegrauschten, die trostlosen Täler und Wälder, in denen ich über den Boden gerobbt war und meinen Hintern durch die ersten Übungen geschleift hatte. Dann überflog ich stärker bevölkerte Gebiete. Dann: London. Die Themse glitzerte im Dunkel. Das Millennium Wheel blinzelte den Sternen zu. Die Parlamentsgebäude, Big Ben und die Paläste. Ich

fragte mich, ob Granny zu Hause und ob sie wach war. Kamen die Corgis gerade zur Ruhe, während ich über ihren haarigen Köpfen diese anmutigen Schleifen drehte?

War die Flagge gehisst?

In der Dunkelheit lernte ich das Monokel vollständig zu beherrschen, den erstaunlichsten und unverwechselbarsten Teil der Apache-Technologie. Ein Sensor in der Nase des Apache übertrug durch ein Kabel Bilder ins Cockpit und speiste sie ins Monokel ein, das vor meinem rechten Auge am Helm befestigt war. Durch dieses Monokel erhielt ich mein gesamtes Wissen über die Außenwelt. Alle meine Sinne waren auf dieses eine kleine Portal verengt. Zuerst fühlte es sich an, als müsste ich mit dem Zeh schreiben oder durch das Ohr atmen, doch dann ging es mir in Fleisch und Blut über. Und dann wurde es mystisch.

Als ich eines Nachts über London kreiste, wurde ich plötzlich geblendet und dachte einen Augenblick lang, ich würde in die Themse stürzen. Ich sah leuchtende Farben, hauptsächlich Smaragdgrün, und nach ein paar Sekunden begriff ich: Jemand auf dem Boden hatte einen Laserpointer auf uns gerichtet. Ich war orientierungslos. Und stinkwütend. Aber ich sagte mir, ich sollte dankbar für die Erfahrung, für die Trainingseinheit sein. Ich war auch auf eine widernatürliche Weise dankbar für die halb vergessene Erinnerung, die es freisetzte. Mohamed Al-Fayed, der Willy und mir Laserpointer aus dem Harrods schenkte, das ihm gehörte. Er war der Vater von Mummys Freund, also wollte er uns vielleicht für sich gewinnen. Wenn ja, hatte es funktioniert. Wir fanden Laserpointer genial.

Wir wirbelten sie herum wie Lichtschwerter.

36

GEGEN ENDE MEINER APACHE-AUSBILDUNG auf dem Wattisham Airfield in Suffolk bekam ich noch einen weiteren Flugausbilder.

Er sollte mir den letzten Schliff verpassen.

Während wir uns zur Begrüßung die Hände schüttelten, lächelte er mich wissend an.

Ich erwiderte das Lächeln.

Er lächelte weiter.

Ich erwiderte das Lächeln, begann mich aber zu fragen: Was ist denn?

Ich dachte, er wollte mir ein Kompliment machen. Oder mich um einen Gefallen bitten.

Stattdessen fragte er, ob ich seine Stimme erkannte.

Nein.

Er sei in dem Team gewesen, das mich rausgeholt habe.

Ah, 2008?

Ja.

Ich erinnerte mich, dass wir an dem Abend kurz über Funk gesprochen hatten.

Ich weiß noch, wie traurig Sie waren.

Ja.

Ich hörte es am Klang Ihrer Stimme.

Ja. Ich war untröstlich.

Sein Lächeln wurde breiter. *Und schauen Sie mal, wo Sie jetzt sind.*

37

Mein fünfundzwanzigster Geburtstag stand vor der Tür, und es fühlte sich nach mehr als nur einem normalen Geburtstag an. Freunde sagten mir, dies sei die Wegscheide, der Augenblick, in dem viele junge Männer und Frauen an eine Gabelung auf ihrem persönlichen Weg kamen. Mit fünfundzwanzig machte man einen klaren Schritt nach vorn – oder man begann rückwärts zu rutschen. Ich war bereit, mich vorwärtszubewegen. Ich hatte in vielerlei Hinsicht den Eindruck, seit Jahren in einer Papiertüte dahinzufliegen.

Ich rief mir ins Gedächtnis, dass das in der Familie lag, dass fünfundzwanzig für viele von uns ein wichtiges Jahr gewesen war. Für Granny zum Beispiel. Mit fünfundzwanzig war sie der einundsechzigste Regent in der Geschichte Englands geworden.

Also beschloss ich, diesen altersmäßigen Meilenstein mit einer Reise zu markieren.

Wieder Botswana.

Die anderen waren alle da, und zwischen Kuchen und Cocktails sagten sie, wie verändert ich wirkte – wieder einmal. Nach meiner ersten Stationierungszeit hatte ich älter gewirkt, härter. Jetzt aber, sagten sie, wirkte ich … stärker geerdet.

Seltsam, dachte ich. Die Fliegerausbildung hat mich … geerdet?

Von niemandem erhielt ich mehr Lob und Zuneigung als von Teej und Mike. Eines späten Abends jedoch setzte sich Mike für ein ernstes Gespräch unter vier Augen mit mir zusammen. An ihrem Küchentisch sprach er ausführlich über meine Beziehung zu Afrika. Es sei an der Zeit, sagte er, dass sich dieses Verhältnis änderte. Bis dahin sei es von meiner Seite ein reines Nehmen gewesen – eine für Briten in Afrika recht typische Dynamik. Nun aber müsse ich etwas zurückgeben. Jahrelang hatte ich zugehört, wie Teej und er und andere die Krisen beklagten, denen sich dieses Land gegenübersah. Klimawandel. Wilderei. Dürre. Feuersbrünste. Ich war ihr einziger Bekannter, der über irgendeinen Einfluss, irgendeine Art von globalem Sprachrohr verfügte – der Einzige, der womöglich etwas

ausrichten konnte.

Was kann ich tun, Mike?

Sei ein leuchtendes Beispiel.

38

EINIGE VON UNS DRÄNGTEN sich in zwei Flachboote und fuhren flussaufwärts.

Wir zelteten ein paar Tage lang, erkundeten eine Handvoll abgelegener Inseln. Weit und breit niemand außer uns.

Eines Nachmittags legten wir in Kingfisher Island an, mixten ein paar Drinks und betrachteten den Sonnenuntergang. Regen fiel und färbte das Licht rosa. Wir hörten Musik, lauter sanfte, verträumte Lieder, und vergaßen die Zeit. Als wir wieder losmachten und die Boote auf den Fluss lenkten, stießen wir plötzlich auf zwei Probleme.

Dunkelheit.

Und einen heftigen Sturm.

Jedem Problem für sich wollte man auf dem Okavango nicht begegnen. Aber beides auf einmal? Wir steckten in Schwierigkeiten.

Der Wind wurde stärker.

Im Dunkeln war das Boot unmöglich durch die Strudel zu navigieren. Das Wasser toste und wogte. Und unser Steuermann war betrunken. Wir setzten immer wieder auf Sandbänke auf.

Ich dachte: *Unser Leben könnte heute Nacht in diesem Fluss enden.*

Ich rief, ich würde das Steuer übernehmen.

Ich erinnere mich an grelle Blitze, an markerschütternde Donnerschläge. Zwölf von uns waren auf zwei Boote verteilt, und niemand sprach ein Wort. Selbst die erfahrensten afrikanischen Arbeitskräfte hatten verkniffene Gesichter, obwohl wir uns den Anschein gaben, wir hätten alles unter Kontrolle, indem wir die Musik laut weiterlaufen ließen.

Plötzlich verengte sich der Fluss. Dann machte er eine scharfe Biegung. Wir wollten unbedingt zurück, aber wir mussten geduldig sein. Dem Fluss gehorchen. Ihm folgen, wohin er uns führte.

In diesem Moment zuckte ein riesiger Blitz über den Himmel. Etwa zwei Sekunden lang war alles taghell erleuchtet, lange genug, um zu sehen, dass unmittelbar vor uns eine Herde gewaltiger Elefanten mitten im Fluss stand.

Im aufflackernden Licht blickte ich einer Elefantenkuh direkt in die Augen. Ich sah die schneeweißen, gebogenen Stoßzähne, ich sah jede Runzel in der dunklen, nassen Haut, die Wasserlinie, die sich über den Schultern abzeichnete. Ich sah die riesigen, wie Engelsflügel geformten Ohren.

Irgendwer flüsterte: *Ach du Scheiße.*

Irgendwer drehte die Musik ab.

Beide Steuermänner stellten die Motoren aus.

In völliger Stille trieben wir auf dem angeschwollenen Fluss dahin und warteten auf den nächsten Blitz. Als er kam, waren die majestätischen Kreaturen wieder zu sehen. Als ich diesmal der Elefantenkuh, die mir am nächsten war, tief in die Augen schaute und sie den Blick erwiderte, dachte ich an das alles sehende Auge des Apache-Hubschraubers, an den Koh-i-Noor-Diamanten, an eine Kameralinse, konvex und glasig wie das Auge des Elefanten, nur dass mich Kameralinsen immer nervös machten und mir dieses Auge dagegen ein Gefühl von Sicherheit gab. Dieses Auge wertete nicht, es nahm nichts – es *existierte* einfach. Wenn überhaupt, sah man darin … eine Träne? Konnte das sein?

Es soll vorkommen, dass Elefanten weinen. Sie veranstalten Begräbnisse für geliebte Artgenossen, und wenn sie im Busch auf einen toten Elefanten treffen, bleiben sie stehen und erweisen ihm die Ehre. Hatten unsere Boote eine solche Zeremonie gestört? Irgendeine Art von Zusammenkunft? Oder vielleicht hatten wir so etwas wie eine Probe unterbrochen. Aus der Antike ist überliefert, dass ein Elefant beim Einstudieren komplizierter Tanzschritte beobachtet wurde, die er bei einer Parade aufführen sollte.

Der Sturm wurde schlimmer. Wir mussten weiter. Wir starteten die Motoren wieder und fuhren davon. Lebt wohl, flüsterten wir den Elefanten zu. Ich lenkte das Boot in die Mitte des Flusses, zündete mir eine Zigarette an und befahl meinem Gedächtnis, diese Begegnung festzuhalten, diesen unwirklichen Moment, in dem die Trennlinie zwischen mir und der Außenwelt verschwamm oder ganz verschwand.

Eine halbe Sekunde lang war alles eins gewesen. Alles hatte Sinn ergeben.

Versuch dich an das Gefühl zu erinnern, dachte ich, der Wahrheit, der echten Wahrheit so nah zu sein: Dass das Leben nicht nur gut, aber auch nicht nur schlecht ist.

Versuch dich an das Gefühl zu erinnern, endlich begriffen zu haben, was Mike gemeint hat.

Sei ein leuchtendes Beispiel.

39

Ich bekam meine Flügel. Pa heftete sie mir in seiner Eigenschaft als Ehrenoberst der Heeresflieger an die Brust.

Mai 2010.

Ein Freudentag. Pa trug sein blaues Barett, während er mir meins offiziell überreichte. Ich setzte es auf, und wir salutierten. Es fühlte sich fast inniger an als eine Umarmung.

Camilla war anwesend. Und Mummys Schwestern. Und Chelsy. Wir waren wieder zusammen.

Und trennten uns bald darauf wieder.

Wir hatten – wieder einmal – keine Wahl. Wir hatten die gleichen alten Probleme, keins davon war gelöst worden. Außerdem wollte Chelsy reisen, Spaß haben, jung sein, aber ich war einmal mehr auf dem Weg in den Krieg. Ich würde bald losziehen. Wenn wir zusammenblieben, würden wir uns in den nächsten zwei Jahren bestenfalls eine Handvoll Male sehen, und das war keine echte Beziehung. Wir waren beide nicht überrascht, uns in der gleichen emotionalen Sackgasse wiederzufinden wie beim letzten Mal.

Leb wohl, Chelsy.

Leb wohl, Hazza.

An dem Tag, an dem ich meine Flügel bekam, erkannte ich, dass sie ebenfalls flügge geworden war.

Wir reisten ein letztes Mal nach Botswana. Eine letzte Fahrt den Fluss hinauf, sagten wir. Ein letzter Besuch bei Teej und Mike.

Wir hatten einen Heidenspaß, und natürlich hinterfragten wir unsere Entscheidung. Ich probierte es hin und wieder und sprach über verschiedene Möglichkeiten, wie es doch noch funktionieren könnte. Und Chelsy spielte mit.

Wir unterlagen einer so offensichtlichen, vorsätzlichen Selbsttäuschung, dass Teej das Gefühl hatte, einschreiten zu müssen.

Es ist vorbei, Kinder. Ihr zögert das Unvermeidliche nur hinaus und bringt euch dabei um den Verstand.

Wir übernachteten in einem Zelt in ihrem Garten. Sie saß bei uns im Zelt und hielt uns an den Händen, während sie diese schmerzliche Wahrheit überbrachte. Sie sah uns in die Augen und riet uns dringend, uns diesmal endgültig zu trennen.

Vergeudet nicht das Wertvollste, was es gibt. Zeit.

Ich wusste, sie hatte recht. Wie Sergeant Major Booley sagte: Es ist an der Zeit.

Also zwang ich mich, diese Beziehung, ja alle Beziehungen, aus meinen Gedanken zu verbannen. Lenk dich ab, sagte ich mir beim Abflug in Botswana. Lenk dich in der kurzen Zeit bis Afghanistan einfach irgendwie ab.

Zu diesem Zweck reiste ich mit Willy nach Lesotho. Wir besuchten mehrere von Sentebale erbaute Schulen. Prinz Seeiso war bei uns; er hatte die wohltätige Organisation im Jahr 2006 zusammen mit mir gegründet, kurz nach dem Verlust seiner eigenen Mutter. (Auch sie hatte sich am Kampf gegen HIV beteiligt.) Er machte uns mit zahlreichen Kindern bekannt, die alle eine herzzerreißende Geschichte zu erzählen hatten. Die durchschnittliche Lebenserwartung in Lesotho lag zu dieser Zeit zwischen vierzig und fünfzig, während in England Männer im Schnitt neunundsiebzig und Frauen zweiundachtzig Jahre alt wurden. Ein Kind in Lesotho war mit jemandem mittleren Alters in Manchester vergleichbar, und auch wenn es dafür viele komplizierte Gründe gab, war der Hauptgrund HIV.

Ein Viertel aller Erwachsenen in Lesotho war HIV-positiv.

Nach zwei oder drei Tagen begleiteten wir Prinz Seeiso zu abgeschiedeneren Schulen, die abseits des Versorgungsnetzes lagen. Weit abseits. Prinz Seeiso schenkte uns Wildponys, auf deren Rücken wir einen Teil des Wegs zurücklegten, und nach Stammesart gefertigte Decken, die wir uns umhängten, um uns gegen die Kälte zu schützen.

Unser erster Halt war ein Dorf hoch oben in den Wolken: Semonkong. Es lag mehr als zweitausend Meter über dem Meeresspiegel zwischen schneebedeckten Bergen. Warme Dampfwolken strömten aus den Nüstern der Pferde, als wir sie immer weiter aufwärts trieben. Als der Weg zu steil wurde, stiegen wir auf Lastwagen um.

Nach der Ankunft suchten wir gleich die Schule auf. Hirtenjungen kamen zweimal in der Woche hierher, aßen eine warme Mahlzeit, erhielten etwas Unterricht. Wir saßen im Halbdunkel neben einer Paraffinlampe, sahen bei einer Schulstunde zu, und dann setzten wir uns mit einem Dutzend Jungen auf den Boden, manche von ihnen erst acht Jahre alt. Wir hörten zu, wie sie ihren Marsch zu unserer Schule

beschrieben, und konnten es kaum glauben: Nachdem sie zwölf Stunden lang ihre Rinder und Schafe gehütet hatten, liefen sie zwei Stunden lang über Gebirgspässe, nur um rechnen, lesen und schreiben zu lernen. So lernbegierig waren sie. Sie ertrugen wunde Füße, bittere Kälte – und Schlimmeres. Unterwegs waren sie so ungeschützt, den Elementen so schutzlos ausgeliefert – mehrere waren vom Blitz erschlagen worden. Viele waren von streunenden Hunden angegriffen worden. Mit gesenkter Stimme erzählten sie uns, viele seien auch von Wanderern, Viehdieben, Nomaden und anderen Jungen sexuell missbraucht worden.

Ich schämte mich dafür, mich jemals über die Schule beklagt zu haben. Oder über sonst irgendetwas.

Trotz allem, was sie erduldet hatten, waren sie immer noch normale Jungen. Sie strahlten eine unbändige Freude aus. Sie waren begeistert über die Geschenke, die wir ihnen mitgebracht hatten – warme Mäntel, Wollmützen. Sie zogen sie an, tanzten und sangen. Wir machten mit.

Ein Junge hielt sich abseits. Er hatte ein rundes, offenes Gesicht. Er trug ganz offensichtlich eine schrecklich schwere Last mit sich. Ich wollte ihm nicht zu nahe treten, indem ich danach fragte. Aber ich hatte noch ein weiteres Geschenk in meiner Tasche, eine Taschenlampe, die ich ihm gab.

Ich wünschte ihm, sie möge Tag für Tag seinen Weg zur Schule beleuchten.

Er lächelte.

Ich wollte ihm sagen, dass sein Lächeln meinen Weg beleuchten würde. Ich versuchte es.

Leider war mein Sesotho nicht sehr gut.

40

KURZ NACH UNSERER RÜCKKEHR verlauten, dass Willy heiraten würde. nach England ließ der Palast November 2010.

Mir war das neu. Während der ganzen gemeinsamen Zeit in Lesotho hatte er es kein einziges Mal erwähnt.

Die Zeitungen brachten blumige Geschichten über den Augenblick, in dem ich erkannt hatte, dass Willy und Kate gut zusammenpassten, den Augenblick, in dem ich ihre tiefe Liebe zueinander zu würdigen gewusst und mich deshalb entschieden hatte, Willy den Ring zu schenken, den ich von Mummy geerbt hatte, den legendären Saphir. Ein Augenblick der Zuneigung zwischen Brüdern, ein verbindender Augenblick für alle drei von uns. Und völliger Unfug: Nichts davon war je passiert. Ich hatte Willy den Ring nie gegeben, weil ich das gar nicht konnte. Er besaß ihn schon. Er hatte nach Mummys Tod darum gebeten, und ich hatte bereitwillig darauf verzichtet.

Während Willy sich nun auf die Hochzeitsvorbereitungen konzentrierte, wünschte ich ihm alles Gute und versank tief in mir selbst. Ich dachte lange angestrengt über mein Singledasein nach. Ich hatte immer erwartet, als Erster zu heiraten, weil ich es mir so sehr gewünscht hatte. Ich hatte immer erwartet, früh Vater zu werden, weil ich entschlossen war, nicht wie mein Vater zu sein. Er war relativ spät Vater geworden, und ich hatte immer das Gefühl gehabt, dass das Probleme schuf, dass es Schranken zwischen uns errichtete. In mittleren Jahren war er sesshafter, waren ihm seine Gewohnheiten wichtiger geworden. Er mochte seine geregelten Abläufe. Er war kein Vater mehr, der mit seinen Kindern endlos Fangen spielte oder ihnen noch lange nach Einbruch der Dunkelheit Bälle zuwarf. Das war er einmal gewesen. Er hatte uns durch ganz Sandringham gejagt, sich wunderbare Spiele ausgedacht wie das, bei dem er uns in Decken einwickelte wie Hotdogs, bis wir schrien vor hilflosem Gelächter, um dann so fest an der Decke zu ziehen, dass wir am anderen Ende hinausschossen. Ich weiß nicht, ob Willy und ich jemals wieder so heftig gelacht haben.

Aber Pa hörte viel zu früh auf, sich auf solche körperlichen Spiele einzulassen. Ihm fehlte schlicht der Eifer – und die Puste.

Aber ich würde sie haben, gelobte ich mir immer. Ich würde sie haben.

Jetzt fragte ich mich: Würde ich das wirklich?

War derjenige, der gelobt hatte, früh Vater zu werden, mein wahres Ich? Oder war dieser hier mein wahres Ich, der Mann, der Mühe hatte, den richtigen Menschen, die richtige Partnerin zu finden, und sich zugleich mit der Frage herumschlug, wer er eigentlich war?

Warum geschieht das, was ich mir angeblich so sehr wünsche, einfach nicht? Und was, wenn es nie passiert? Was wird mein Leben dann bedeuten? Was wird mein Lebenszweck sein?

Der Krieg, vermutete ich. Wenn alles andere scheiterte, wie es das meistens tat, blieb mir immer noch der Soldatendienst. (Hätte ich doch nur schon einen Termin für meinen Einsatz gehabt!)

Und nach den Kriegen, dachte ich, gab es immer noch die Wohltätigkeitsarbeit. Seit der Lesotho-Reise war ich noch leidenschaftlicher entschlossen, mich für Mummys Sache einzusetzen. Und ich wollte mich unbedingt der Sache annehmen, die Mike am Küchentisch an mich herangetragen hatte. Das reicht für ein erfülltes Leben, sagte ich mir.

Es erschien mir darum wie ein glücklicher Zufall, der all meine Gedanken auf den Punkt brachte, als ich von einer Gruppe kriegsversehrter Soldaten hörte, die einen Marsch zum Nordpol planten. Sie wollten Spenden in Millionenhöhe für die Organisation *Walking With The Wounded* erzielen und darüber hinaus als erste Amputierte überhaupt ohne äußere Unterstützung den Nordpol erreichen. Sie luden mich ein, sie zu begleiten.

Ich wollte zusagen. Ich wollte für mein Leben gern zusagen. Es gab nur ein Problem: Der Marsch sollte Anfang April stattfinden, gefährlich nah an Willys Hochzeitstermin. Wenn ich nicht ohne Schwierigkeiten zum Nordpol und wieder zurück kam, lief ich Gefahr, die Hochzeit zu versäumen.

Aber der Nordpol war kein Ort, bei dem man sich darauf verlassen konnte, ohne Schwierigkeiten hin- und zurückzukommen. Der Nordpol war ein Ort unendlicher Schwierigkeiten. Es gab immer Unwägbarkeiten, meist in Verbindung mit dem Wetter. Also machte mich die Vorstellung nervös, und den Palast machte sie noch nervöser.

Ich bat JLP um Rat.

Er lächelte. *Das ist eine einmalige Gelegenheit.*

Ja. Das stimmt.

Du musst mitgehen.

Zuerst aber, sagte er, müsse ich noch woandershin gehen.

Er hatte unmittelbar an Gespräche angeknüpft, die wir nach meinem Nazi-Debakel vor fünf Jahren geführt hatten, und mir eine Reise nach Berlin gebucht.

Und so berührte ich an einem bitterkalten Tag im Dezember 2010 mit den Fingerspitzen die Einschusslöcher in den Mauern der Stadt, die noch immer nicht verheilten Narben, die Hitlers irrsinniger Schwur hinterlassen hatte, bis zum letzten Mann zu kämpfen. Ich stand am ehemaligen Ort der Berliner Mauer, wo sich auch die Folterkammern der SS befunden hatten, und ich war mir sicher, im Wind gequälte Schreie widerhallen zu hören. Ich begegnete einer Frau, die nach Auschwitz deportiert worden war. Sie schilderte mir ihre Gefangenschaft, die schrecklichen Dinge, die sie gesehen, gehört, gerochen hatte. Ihre Geschichten zu hören, war ebenso schwierig wie unerlässlich. Aber ich werde sie hier nicht wiedergeben. Das steht mir nicht zu.

Ich hatte längst begriffen, dass das Foto von mir in Nazi-Uniform das Ergebnis mehrerer Fehler gewesen war – Denkfehler, Charakterfehler. Aber es war auch fehlender Bildung geschuldet. Nicht nur von Seiten der Schule, sondern auch durch mich selbst. Ich hatte nicht genug über die Nazis gewusst, hatte mir nicht genügend Wissen angeeignet, hatte Lehrern, Familienmitgliedern und Überlebenden nicht genügend Fragen gestellt.

Ich nahm mir vor, das zu ändern.

Solange ich es nicht änderte, konnte ich nicht der werden, der ich sein wollte.

41

Mitte März 2011. AUF der Inselgruppe Svalbard, auch Spitzbergen genannt

Nach dem Aussteigen drehte ich mich langsam im Kreis und saugte den Anblick in mich auf. Weiß, Weiß und noch mehr Weiß. So weit das Auge reichte, nichts als elfenbeinernes, verschneites Weiß. Weiße Berge, weiße Schneewehen, weiße Hügel, und dazwischen schlängelten sich enge weiße Straßen, wenn auch nicht viele. Die meisten der zweitausend Einwohner hatten Schneemobile statt Autos. Die Landschaft war so minimalistisch, so karg, dass ich dachte: *Vielleicht ziehe ich hierher.*

Vielleicht ist das mein Lebenszweck.

Dann erfuhr ich, dass laut Ortsrecht niemand ohne Schusswaffe die Stadt verlassen durfte, weil ausgehungerte Eisbären durch die dahinter liegenden Hügel streiften, und ich dachte: *Vielleicht doch nicht.*

Wir fuhren in einen Ort namens Longyearbyen, die nördlichste Siedlung der Welt, nur eintausenddreihundert Kilometer vom Scheitelpunkt des Planeten entfernt. Ich traf meine Marschgefährten. Captain Guy Disney, ein Kavallerist, der den unteren Teil seines rechten Beins an eine Panzerbüchse verloren hatte. Captain Martin Hewitt, ein Fallschirmjäger, dessen Arm nach einer Schussverletzung gelähmt war. Private Jaco Van Gass, ein weiterer Fallschirmspringer, der einen großen Teil seines linken Beins und den halben linken Arm an eine Panzerbüchse verloren hatte. (Er hatte dem spitz zulaufenden Armstumpf einen flotten Spitznamen verpasst – Nemo –, was uns jedes Mal zum Lachen brachte.) Sergeant Steve Young, ein Waliser, dem eine Sprengfalle das Rückgrat gebrochen hatte. Die Ärzte hatten gesagt, er werde nie wieder laufen können, und jetzt würde er einen fast hundert Kilogramm schweren Schlitten zum Nordpol ziehen.

Eine inspirierende Truppe. Ich sagte ihnen, es sei eine Ehre, sie begleiten zu dürfen, auch nur in ihrer Gesellschaft zu sein, und es spiele keine Rolle, dass Temperaturen von minus dreißig Grad herrschten. Tatsächlich war das Wetter so schlecht, dass sich unser Aufbruch verzögern würde.

Oje, Willys Hochzeit, dachte ich, das Gesicht in die Hände gestützt.

Tagelang warteten wir, trainierten, aßen in der örtlichen Kneipe Pizza und Pommes frites. Wir machten einige Übungen zur Anpassung an das

raue Klima. Wir zogen orangefarbene Überlebensanzüge an und sprangen ins Nordpolarmeer. Es war erschreckend, wie viel wärmer das Wasser im Gegensatz zu der schneidend kalten Luft war.

Vor allem aber lernten wir einander kennen, freundeten uns an.

Als das Wetter endlich besser wurde, sprangen wir in eine Antonow und flogen zu einem improvisierten Camp im Eis, dann stiegen wir in einen Hubschrauber um und flogen auf gut dreihundert Kilometer an den Nordpol heran. Bei der Landung war es etwa ein Uhr morgens, aber hell wie zur Mittagsstunde in der Wüste. Es gab dort oben keine Dunkelheit: Das Dunkel war verbannt worden. Wir winkten den Hubschraubern zum Abschied und marschierten los.

Experten für arktische Bedingungen hatten dem Team geraten, nach Möglichkeit nicht zu schwitzen, weil am Nordpol sämtliche Feuchtigkeit augenblicklich gefriert, was alle möglichen Probleme mit sich bringt. Aber mir hatte das niemand gesagt. Ich hatte die Übungsstunden mit den Experten versäumt. Und natürlich schwitzte ich nach dem ersten Tagesmarsch, nach dem Ziehen der schweren Schlitten aus allen Poren, und bald waren meine Kleider steif gefroren. Noch besorgniserregender war, dass ich die ersten unheilvollen Flecken an meinen Fingern und Ohren entdeckte.

Erfrierungen ersten Grades.

Ich beschwerte mich nicht. Wie hätte ich das inmitten dieser Gruppe tun können? Aber mir war auch gar nicht danach. Trotz der Unannehmlichkeiten empfand ich nichts als Dankbarkeit dafür, mit solchen Helden zusammen sein zu dürfen, mich in den Dienst einer so guten Sache zu stellen, einen Ort zu sehen, den so wenige jemals zu Gesicht bekamen. Als ich am vierten Tag nach Hause aufbrechen musste, wollte ich nicht weg. Außerdem hatten wir den Nordpol noch nicht erreicht.

Aber ich hatte keine Wahl. Es hieß entweder abreisen oder die Hochzeit meines Bruders versäumen.

Ich stieg in einen Hubschrauber, um zum Barneo Airfield zu fliegen, wo mein Flugzeug nach Hause starten würde.

Der Pilot zögerte. Ich müsse vor der Abreise den Pol sehen, beharrte er. *Sie können doch nicht den weiten Weg bis hierher kommen und ihn dann doch nicht sehen*, sagte er. Also flog er mich hin, und wir sprangen in einen totalen Whiteout hinaus. Zusammen machten wir den genauen Punkt per GPS ausfindig.

Am nördlichsten Punkt der Welt.

Allein.

Den Union Jack in der Hand.

Dann ging es zurück in den Hubschrauber und ab nach Barneo. Doch als wir gerade angekommen waren, fegte ein mächtiger Sturm über die Polregion, und mein Flug wurde ebenso abgesagt wie alle anderen. Die Sturmwinde wurden so heftig, dass die Rollbahnen aufbrachen.

Reparaturen würden erforderlich sein.

Ich verbrachte die Wartezeit mit einer Reihe von Ingenieuren. Wir tranken Wodka, saßen in der improvisierten Sauna und sprangen dann ins eiskalte Meer. Ich warf oft den Kopf in den Nacken, kippte einen weiteren köstlichen Wodka hinunter und sagte mir, ich sollte mir keine Sorgen über die Rollbahn, über die Hochzeit, über irgendetwas machen.

Der Sturm zog weiter, die Rollbahn wurde wieder aufgebaut oder verlegt, ich weiß es nicht mehr. Mein Flugzeug donnerte übers Eis und trug mich in den blauen Himmel. Ich winkte aus dem Fenster. Lebt wohl, meine Brüder.

42

Am Abend vor der Hochzeit

Am Abend vor der Hochzeit saßen Willy und ich zu dritt mit Pa zu Abend. Auch James und Thomas, Willys Trauzeugen, waren dabei.

Der Öffentlichkeit war ich als Trauzeuge präsentiert worden, aber das war eine schamlose Lüge. Die Öffentlichkeit erwartete, dass ich Trauzeuge wurde, weshalb dem Palast nichts anderes übrigblieb, als es zu bestätigen. Willy wollte aber nicht, dass ich die Trauzeugenrede hielt. Es war ihm nicht geheuer, mir ein Mikrofon in die Hand zu drücken und mir die Möglichkeit zu geben, vom Drehbuch abzuweichen. Ich hätte ja irgendetwas völlig Unangemessenes sagen können.

Er hatte nicht unrecht.

Außerdem deckte man mit dieser Lüge James und Thomas, zwei unschuldige Zivilisten. Wären sie als Willys Trauzeugen bekannt geworden, hätte die fanatische Presse Jagd auf sie gemacht, sie durch den Wolf gedreht, sie durchleuchtet, ihren Familienmitgliedern das Leben zur Hölle gemacht. Sie waren beide schüchterne, ruhige Burschen. Sie hätten einen solchen Ansturm nicht verkraftet, und das wollte man ihnen auch nicht zumuten.

Willy erklärte mir das alles, und ich zuckte nicht mit der Wimper. Ich verstand es. Wir lachten sogar darüber, malten uns die unangebrachten Dinge aus, die ich in meiner Rede hätte sagen können. Und so verlief das Essen am Vorabend der Hochzeit angenehm und fröhlich, obwohl Willy sichtlich Fracksausen hatte, wie jeder Bräutigam. Thomas und James zwangen ihn, ein paar Gläser Rum-Cola zu trinken, was ihn tatsächlich zu beruhigen schien. In der Zwischenzeit unterhielt ich die Gesellschaft mit Geschichten vom Nordpol. Pa war sehr interessiert und mitfühlend, was meine Erfrierungen an Ohren und Wangen anging, und ich musste mich beherrschen, um nicht zu viel zu verraten und ihm auch von meinem gleichermaßen wunden Penis zu erzählen. Nach meiner Rückkehr hatte ich entsetzt festgestellt, dass ich auch unter der Gürtellinie Erfrierungen hatte, und im Gegensatz zu Ohren und Wangen erholte sich der Pillermann nicht so ohne Weiteres.

Er machte mir mit jedem Tag mehr zu schaffen.

Ich weiß nicht, warum ich mich scheute, mit Pa oder den übrigen Herren am Tisch über meinen Penis zu sprechen. Mein Penis war Gegenstand des öffentlichen Interesses. Die Presse hatte ausführlich darüber berichtet. In Büchern und Zeitungen (sogar in der *New York Times*) waren unzählige Geschichten darüber erschienen, dass Willy und ich nicht beschnitten seien. Mummy habe es nicht zugelassen, hieß es, und auch wenn das Risiko, sich Erfrierungen am Penis einzuhandeln, für Unbeschnittene tatsächlich viel größer ist, stimmten all die Geschichten nicht. Ich war als Baby unters Messer gekommen.

Nach dem Abendessen gingen wir ins Fernsehzimmer und schauten die Nachrichten. Reporter interviewten Leute, die direkt vor Clarence House gezeltet hatten in der Hoffnung, bei der Hochzeit einen Platz in der ersten Reihe zu ergattern. Wir traten ans Fenster und blickten auf die Reihen von Zelten und Schlafsäcken hinunter, die sich die Mall entlangzogen, die Straße, die zwischen dem Buckingham Palace und dem Trafalgar Square verläuft. Viele tranken und sangen. Einige machten sich auf Campingkochern etwas zu essen. Andere zogen umher, grölten und feierten, als würden *sie* am Morgen heiraten.

Willy, dem vom Rum warm ums Herz geworden war, rief: *Wir sollten zu ihnen gehen!*

Er schickte seinen Sicherheitsleuten eine Nachricht, dass er das tun wolle.

Die Sicherheitsleute antworteten: *Raten stark ab.*

Nein, schrieb er zurück. *Es ist das einzig Richtige. Ich will da rausgehen. Ich muss die Leute treffen!*

Er bat mich mitzukommen. Er flehte mich an.

Ich sah in seinen Augen, dass der Rum sich stark bemerkbar machte. Er brauchte Schützenhilfe.

Eine Rolle, die mir schmerzlich vertraut war. Aber meinetwegen.

Wir gingen hinaus, wanderten am Rand der Menge entlang, schüttelten Hände. Menschen wünschten Willy alles Gute, sagten ihm, dass sie ihn liebten, dass sie Kate liebten. Sie lächelten uns beide mit Tränen in den Augen an, schenkten uns die gleichen Blicke voller Zuneigung und Mitleid, wie wir sie an jenem Tag im August 1997 gesehen hatten. Ich musste den Kopf schütteln. Es war der Abend vor Willys großem Tag, einem der glücklichsten Tage seines Lebens, und es gab einfach kein Entkommen vor den Anklängen an seinen schlimmsten Tag. Unseren schlimmsten Tag.

Ich sah ihn mehrmals an. Seine Wangen waren puterrot, so als wäre er derjenige mit Erfrierungen im Gesicht. Vielleicht verabschiedeten wir uns

deshalb von der Menge und gingen früh schlafen. Er war angetrunken.

Aber wir waren auch beide emotional und körperlich erschöpft. Wir brauchten Erholung.

Ich war daher erschrocken, als ich ihn am Morgen holen ging und er aussah, als hätte er kein Auge zugetan. Sein Gesicht war eingefallen, die Augen waren rot.

Ist alles in Ordnung?

Ja, ja, mir geht's gut.

Aber das stimmte nicht.

Er trug die rote Uniform der Irish Guards anstelle des Gehrocks der Household Cavalry. Ich fragte mich, ob das der Grund war. Er hatte Granny gefragt, ob er die Montur der Household Cavalry tragen könne, und sie hatte es ihm verweigert. Als Thronerbe müsse er die Paradeuniform tragen, verfügte sie. Willy war deprimiert, weil er hinsichtlich der Kleidung bei seiner eigenen Hochzeit so wenig Mitbestimmungsrecht hatte, weil man ihm bei einem solchen Anlass seine Eigenständigkeit absprach. Er hatte mir mehrmals gesagt, dass es ihn frustrierte.

Ich versicherte ihm, dass er mit dem Emblem der keltischen Harfe und der Kaiserkrone sowie der Feldmütze mit dem Motto des Regiments *»Quis separabit?«* (Wer will uns scheiden?) verdammt schick aussah.

Er schien es kaum zu hören.

Ich dagegen sah in meiner Uniform der Blues and Royals, die das Protokoll für mich vorsah, weder schick aus, noch fühlte ich mich darin wohl. Ich hatte sie noch nie getragen und hoffte, sie so bald nicht wieder tragen zu müssen. Sie hatte riesige Epauletten und riesige Ärmelaufschläge, und ich hörte förmlich, wie die Leute sagten: *Wer ist denn der Idiot?* Ich kam mir vor wie eine Kitschversion von Johnny Bravo.

Wir stiegen in einen pflaumenblauen Bentley. Keiner von uns sagte etwas, während wir darauf warteten, dass der Fahrer den Wagen in Gang setzte.

Als er endlich losfuhr, brach ich das Schweigen. *Du hast eine Fahne*.

Die Nachwirkungen des Rums vom Vorabend.

Ich öffnete zum Spaß das Fenster ein Stück, hielt mir die Nase zu – bot ihm Pfefferminzpastillen an.

Seine Mundwinkel zogen sich leicht nach oben.

Nach zwei Minuten hielt der Bentley. *Das ging schnell*, sagte ich.

Ich sah aus dem Fenster.

Westminster Abbey.

Wie immer wurde mir flau im Magen. Ich dachte: *Es geht doch nichts*

darüber, dort zu heiraten, wo man die eigene Mutter beerdigt hat.

Ich warf Willy einen Blick zu. Schoss ihm das Gleiche durch den Kopf?

Wir gingen Schulter an Schulter hinein. Ich schaute wieder auf seine Uniform, seine Mütze. *Wer will uns scheiden?* Wir waren Soldaten, erwachsene Männer, aber wir gingen auf die gleiche zögerliche, jungenhafte Art wie damals, als wir Mummys Sarg gefolgt waren. *Warum hatten uns die Erwachsenen das angetan?* Wir marschierten in die Kirche, das Mittelschiff entlang und dann in einen Seitenraum neben dem Altar, der »Krypta« genannt wurde – alles in diesem Gemäuer gemahnte an den Tod.

Es waren nicht nur die Erinnerungen an Mummys Beerdigung. Mehr als dreitausend Leichname lagen unter uns, hinter uns. Sie waren unter den Bänken begraben, in die Wände gezwängt. Kriegshelden und Dichter, Wissenschaftler und Heilige, die Crème de la Crème des Commonwealth. Isaac Newton, Charles Dickens, Chaucer, dazu dreizehn Könige und achtzehn Königinnen, sie alle waren dort beigesetzt.

Es fiel mir immer noch so schwer, mir Mummy im Reich des Todes vorzustellen. Mummy, die mit Travolta getanzt, die sich mit Elton gezofft, die die Reagans vom Hocker gehauen hatte – konnte sie wirklich bei den Geistern von Newton und Chaucer im Jenseits sein?

Bei all den Gedanken an Mummy und den Tod und meinen erfrorenen Penis drohte ich so aufgeregt zu werden wie der Bräutigam selbst. Also begann ich auf und ab zu gehen, schlenkerte mit den Armen, lauschte dem Gemurmel der Menge in den Kirchenbänken. Sie hatten ihre Plätze zwei Stunden vor unserer Ankunft eingenommen. *Einige von denen müssen ganz sicher mal pinkeln*, sagte ich zu Willy, um die Anspannung zu lösen.

Keine Reaktion. Er stand auf und begann ebenfalls auf und ab zu gehen.

Ich versuchte es noch einmal. *Der Trauring! O nein – wo ist er bloß? Wo habe ich das Mistding denn hingesteckt?*

Dann zog ich ihn hervor. *Puh!*

Er lächelte kurz und ging weiter auf und ab.

Ich hätte diesen Ring nicht einmal verlieren können, wenn ich es darauf angelegt hätte. In meinen Uniformrock war ein spezieller Kängurubeutel eingenäht worden. Es war sogar meine Idee gewesen; so ernst nahm ich die feierliche Pflicht und Ehre, ihn zu tragen.

Jetzt nahm ich den Ring aus seinem Beutel, hielt ihn ins Licht. Ein dünner Reif aus walisischem Gold, geschliffen aus einem Klumpen, den die Königsfamilie vor beinahe einem Jahrhundert erhalten hatte. Aus demselben Klumpen war ein Ring für Granny entstanden, als sie geheiratet hatte, und auch für Prinzessin Margaret, aber ich hatte gehört, er sei nun

fast aufgebraucht. Wenn ich heiratete, falls es je dazu kommen sollte, war womöglich nichts mehr davon übrig.

Ich erinnere mich nicht, die Krypta verlassen zu haben. Ich erinnere mich nicht, zum Altar gegangen zu sein. Ich habe keine Erinnerung an die Lesungen oder daran, den Ring hervorgezogen und ihn meinem Bruder übergeben zu haben. Die Zeremonie ist fast vollständig aus meinem Gedächtnis gelöscht. Ich weiß noch, wie Kate den Gang herunterkam und dass sie unglaublich aussah, und ich weiß noch, wie Willy sie den Gang wieder hinaufführte. Und ich weiß noch: Als sie durch die Tür und dann in der Kutsche verschwanden, die sie zum Buckingham Palace und in die immerwährende Partnerschaft befördern würde, die sie gelobt hatten, dachte ich: *Lebt wohl.*

Ich liebte meine neue Schwägerin; sie kam mir eher wie eine Schwester als wie eine Schwägerin vor, die Schwester, die ich nie gehabt und mir immer gewünscht hatte, und es freute mich, dass sie auf ewig an Willys Seite sein würde. Sie passte gut zu meinem älteren Bruder. Sie machten einander ganz offensichtlich glücklich, also war ich es auch. Aber tief in mir konnte ich mich des Gefühls nicht erwehren, dass dies ein weiterer Abschied unter diesem scheußlichen Dach war. Eine weitere Trennung. Der Bruder, den ich an diesem Morgen in die Westminster Abbey begleitet hatte, war fort – für immer. Wer konnte das bestreiten? Er würde nie mehr an allererster Stelle Willy sein. Wir würden nie mehr gemeinsam mit flatternden Umhängen durch die Landschaft von Lesotho reiten. Wir würden nie mehr zusammen in einem nach Pferd riechenden Cottage logieren, während wir das Fliegen lernten. *Wer will uns scheiden?*

Das Leben will es.

Bei Pas Hochzeit hatte ich das gleiche Gefühl gehabt, die gleiche Vorahnung, und war sie nicht wahr geworden? In der Camilla-Ära hatte ich ihn, wie vorhergesehen, immer seltener zu Gesicht bekommen. Natürlich war eine Hochzeit ein freudiger Anlass, aber es war immer auch eine Art kleines Begräbnis, denn nach dem Treueschwur neigten die Leute zum Verschwinden.

Mir wurde bewusst, dass Identität hierarchisch ist. Wir sind in erster Linie eine bestimmte Sache, und dann sind wir in erster Linie etwas anderes und dann wieder etwas anderes und so weiter, bis zum Tod – *eins nach dem anderen*. Jede neue Identität beansprucht den Thron des Ich, entfernt uns aber weiter von unserem ursprünglichen und vielleicht zentralsten Ich – dem Kind. Ja, Evolution, Reife, der Weg zur Weisheit, all das ist natürlich und gesund, aber in der Kindheit liegt etwas Reines, das mit jedem weiteren Entwicklungsschritt verwässert wird. Wie der

Goldklumpen aus Wales wird sie Stück für Stück abgetragen.

So dachte ich jedenfalls an diesem Tag. Mein großer Bruder Willy war weitergezogen, war aufgestiegen, und von nun an würde er zuerst Ehemann sein, dann Vater, dann Großvater und so weiter. Er würde ein neuer Mensch sein, viele neue Menschen, und keiner von ihnen würde Willy sein. Er würde der Herzog von Cambridge sein, der Titel, den Granny für ihn ausgewählt hatte. *Gut für ihn,* dachte ich. *Großartig für ihn. Aber für mich dennoch ein Verlust.*

Ich glaube, meine Reaktion ähnelte auch dem, was ich beim ersten Besteigen eines Apache-Hubschraubers empfunden hatte. Ich war daran gewöhnt, jemanden an meiner Seite zu haben, jemanden, dem ich nacheifern konnte, und fühlte mich mit einem Mal schrecklich allein.

Und ein Eunuch war ich auch noch.

Was wollte das Universum beweisen, indem es mir gleichzeitig meinen Bruder und meinen Penis raubte?

Einige Stunden später, beim Empfang, machte ich ein paar knappe Bemerkungen. Keine Rede, nur eine kurze zweiminütige Vorstellung der wahren Trauzeugen. Willy hatte mir mehrmals gesagt, ich solle als »Conférencier« auftreten.

Ich musste das Wort nachschlagen.

Die Presse berichtete ausführlich über meine Vorbereitungen auf diese Vorstellung. Ich hätte Chelsy angerufen und ein paar der Sätze an ihr ausprobiert und nur widerwillig nachgegeben, als sie mir davon abriet, »Kates Wahnsinnsbeine« anzusprechen. Alles Blödsinn. Ich hatte Chelsy nicht angerufen; wir hatten nur sporadischen Kontakt, weswegen Willy mich auch gefragt hatte, bevor er sie zur Hochzeit einlud. Er wollte nicht, dass sich irgendjemand von uns unwohl fühlte.

In Wirklichkeit hatte ich ein paar meiner Sätze an JLP getestet, aber größtenteils war die Rede improvisiert. Ich machte ein paar Scherze über unsere Kindheit, erzählte eine alberne Geschichte aus Willys Zeit als Wasserballspieler und las dann ein paar wirklich lustige Ausschnitte aus Gratulationsschreiben der breiten Bevölkerung vor. Ein Amerikaner schrieb, er habe die zukünftige Herzogin von Cambridge mit etwas Besonderem überraschen wollen und sich deshalb aufgemacht, um einen ganzen Haufen Hermeline zu fangen, aus deren Fell traditionell Pelze für die Mitglieder der Königsfamilie gemacht wurden. Dieser übereifrige Ami erklärte, für das Kleidungsstück, das ihm vorschwebte, habe er *eintausend* Hermeline fangen wollen (Gott, was sollte das werden, ein Zelt?), aber am Ende waren es leider nur … zwei.

Kein gutes Jahr für Hermeline, sagte ich.

Doch der Amerikaner habe improvisiert, fügte ich hinzu, er habe nach echter Ami-Art das Beste aus der Sache gemacht und zusammengeschustert, was er hatte, und das Ergebnis hielte ich nun hoch.

Alle im Raum holten erschrocken Luft.

Es war ein Tanga.

Weich, pelzig, ein paar Seidenschnüre an ein V-förmiges Säckchen genäht, das nicht größer war als der Ringbeutel in meinem Uniformrock.

Nach dem kollektiven Luftholen setzte warmes, befriedigendes Gelächter ein. Als es verebbt war, schloss ich mit ein paar ernsten Worten. Mummy: *Wie gern sie hier gewesen wäre. Wie sehr sie Kate geliebt hätte und wie liebend gern sie eure Liebe mit angesehen hätte.*

Ich blickte nicht auf, während ich diese Worte sprach. Ich wollte nicht riskieren, Pa oder Camilla in die Augen zu sehen – und vor allem nicht Willy. Ich hatte seit Mummys Beerdigung nicht mehr geweint, und ich hatte nicht vor, jetzt wieder damit anzufangen.

Ich wollte auch in kein anderes Gesicht als Mummys schauen. Ich sah genau vor mir, wie sie strahlend auf Willys großen Tag herabblickte und lauthals über diese toten Hermeline lachte.

43

Als sie am nächsten Punkt der Welt angekommen waren, köpften die vier kriegsversehrten Soldaten eine Flasche Champagner und tranken auf Granny. Sie waren so nett, mich anzurufen, damit ich ihren Freudenschreien lauschen konnte.

Sie hatten einen Weltrekord aufgestellt, einen Haufen Geld für Kriegsversehrte gesammelt und den verdammten Nordpol erreicht. Was für eine Leistung! Ich gratulierte ihnen, sagte ihnen, wie sehr ich sie vermisste und wünschte, ich hätte bei ihnen sein können.

Eine fromme Lüge. Der Zustand meines Penis schwankte zwischen extrem empfindlich und hochgradig traumatisiert. Der letzte Ort, an dem ich gerade sein wollte, war Frostbeulistan!

Ich hatte bereits einige Hausmittelchen ausprobiert, darunter auch eins, das mir eine Freundin empfohlen hatte. Sie hatte mir geraten, Elizabeth-Arden-Creme aufzutragen.

Meine Mum hat die immer für ihre Lippen benutzt. Willst du im Ernst, dass ich mir die auf meinen Lümmel schmiere?

Die hilft, Harry. Vertrau mir.

Ich fand eine Tube, und in dem Moment, als ich sie öffnete, katapultierte mich der Duft zurück in die Vergangenheit. Es fühlte sich an, als wäre meine Mutter hier bei mir im Zimmer.

Dann presste ich ein wenig von der Creme heraus und strich es mir, nun ja … da unten hin.

Das Wort *seltsam* wird dem Gefühl nicht einmal annähernd gerecht.

Ich musste zum Arzt, und zwar so schnell wie möglich. Doch ich konnte niemanden im Palast bitten, mir einen zu suchen. Irgendein Höfling würde von meinem Leiden Wind bekommen, es den Presseleuten stecken, und ehe ich mich versah, wäre mein Lümmel auf allen Titelseiten. Aber ich konnte ja auch nicht einfach selbst wahllos irgendeinen Arzt anrufen. Schon unter normalen Umständen wäre das ausgeschlossen, in diesem ganz speziellen Fall jedoch noch umso mehr. *Hi, Prinz Harry hier – hören Sie, es scheint als hätt ich da ein Problemchen untenrum, und da hätt ich gern*

gewusst, ob ich nicht mal rasch vorbeischauen kann …

Also bat ich einen Freund, für mich – ganz diskret – nach einem Hautarzt zu suchen, der auf gewisse Anhängsel … und gewisse Persönlichkeiten … spezialisiert war. Eine heikle Aufgabe.

Doch der Kumpel meldete sich zurück und meinte, sein Vater kenne genau den Richtigen dafür. Er gab mir einen Namen samt Adresse, und meine Leibwächter und ich sprangen sofort ins Auto. Wir düsten zu einem unscheinbaren Gebäude in der Harley Street, wo es noch eine ganze Reihe anderer Praxen gab. Einer meiner Bodyguards schmuggelte mich durch die Hintertür ins Haus und dann in ein Behandlungszimmer. Dort, hinter einem großen Holzschreibtisch, saß der Arzt und machte sich Notizen, wahrscheinlich zum vorherigen Patienten. Ohne von seinen Unterlagen aufzublicken, sagte er: *Ja, ja, kommen Sie ruhig rein.*

Ich ging hinein und sah ihm eine gefühlte Ewigkeit lang beim Schreiben zu. Der arme Kerl vor mir, so dachte ich, schien ja eine Menge Probleme zu haben.

Noch immer ohne aufzusehen, bat mich der Arzt, hinter den Vorhang zu gehen und mich frei zu machen, er würde gleich bei mir sein.

Also trat ich dahinter, zog mich aus und hockte mich auf eine Praxisliege. Fünf Minuten vergingen.

Endlich glitt der Vorhang zur Seite, und der Arzt stand vor mir.

Er sah mich an, blinzelte einmal kurz, dann sagte er: *Oh, verstehe. Sie sind's.*

Ja. Ich dachte, man hätte Sie vorgewarnt, aber anscheinend doch nicht.

Verstehe. Nun sind Sie also hier. Versteeeehe. Okay. Sie sind es. Hmmm. Wo lag noch mal das Problem?

Ich zeigte ihm meinen Lümmel, geschmeidig gemacht mit Elizabeth-Arden-Hautcreme. Er konnte nichts sehen.

Da gibt es nichts zu sehen, erklärte ich. Meine Beschwerden seien eher unsichtbar. Warum auch immer, äußere sich meine spezielle Art der Erfrierung als extrem gesteigerte *Empfindlichkeit* …

Wie war das passiert?, wollte er wissen.

Nordpol, sagte ich. Ich war zum Nordpol gereist und jetzt sei mein Südpol irgendwie hinüber.

In seinem Gesicht stand zu lesen: *Verquerer und verquerer.*

Ich beschrieb ihm die sich überlagernden Funktionsstörungen. *Alles ist schwierig, Herr Doktor. Sitzen. Laufen.* Sex, fügte ich hinzu, komme gar nicht infrage. Schlimmer noch, mein Lümmel fühle sich ständig an, als würde er Sex *haben*. Oder sei dazu bereit. Ich sei kurz davor, durchzudrehen, gestand ich. Ich hatte den Fehler begangen, meine

Verletzung zu googeln, und Horrorgeschichten über Teilamputationen des Penis gelesen, ein Begriff, auf den man beim Googeln seiner Symptome nie und nimmer stoßen möchte.

Der Arzt versicherte mir, es wäre äußerst unwahrscheinlich, dass es so weit kommen würde.

Unwahrscheinlich?

Er meinte, doch zunächst müsse er einige andere Dinge ausschließen. Er wies mich an, mich auf die Liege zu legen, und unterzog mich einer gründlichen Untersuchung, die mehr als invasiv war. Er suchte jeden Winkel ab, sozusagen.

Das wohl beste Heilmittel, so erklärte er zum Schluss, sei Zeit.

Wie meinen Sie das? Zeit?

Zeit, sagte er, *heilt.*

Ach wirklich, Doc? Ich habe da ganz andere Erfahrungen gemacht.

44

CHRIST BEI WILLYS HOCHZEIT zu treffen, war hart für mich. Ich empfand noch eine ganze Menge für sie, Gefühle, die ich unterdrückt oder jedenfalls nicht erwartet hatte. Außerdem ging es mir ziemlich an die Nieren, ansehen zu müssen, wie all die geifernden Männer sie verfolgten, um sie herumscharwenzelten, sie ständig drängten, mit ihnen zu tanzen.

Am Abend dann packte mich die Eifersucht, und das sagte ich ihr auch, woraufhin ich mich nur noch mieser fühlte. Und ein bisschen jämmerlich.

Ich musste nach vorne schauen, jemand Neues kennenlernen. Wie der Arzt vorausgesagt hatte, heilte die Zeit zwar meinen Lümmel. Doch wann würde ihre heilende Magie auch mein Herz erfassen?

Meine Freunde versuchten, mir zu helfen. Sie nannten Namen, arrangierten Treffen, Dates.

Nichts davon fruchtete. Also hörte ich schon kaum noch hin, als sie im Sommer 2011 einen weiteren Namen ins Spiel brachten. Sie erzählten mir ein paar Dinge über sie – sie sei hochintelligent, wunderschön, cool –, und sie erwähnten ihren Beziehungsstatus. Sie sei erst seit Kurzem wieder Single, meinten sie. Und sie würde nicht lange Single bleiben.

Sie ist frei, Mann! Du bist frei.

Bin ich das?

Und ihr beide passt gut zueinander! Es wird mit Sicherheit zwischen euch funken.

Ich verdrehte die Augen. Wann hatten sich solche Prophezeiungen je bewahrheitet?

Dann aber, o Wunder, funkte es tatsächlich zwischen uns. Wir saßen an der Bar, plauderten und lachten, während alles um uns herum, Freunde, Wände, Drinks und Barmann, langsam zu verschwinden schien. Ich schlug vor, mit der ganzen Truppe zurück nach Clarence House zu fahren, nur für einen Absacker.

Wir hockten zusammen, redeten, hörten Musik. Eine lebhafte Truppe. Eine fröhliche Truppe. Als die Party vorbei war und sich alle auf den Weg machten, brachte ich Florence noch nach Hause. So hieß sie. Florence.

Obwohl alle sie nur Flea nannten.

Sie wohne in Notting Hill, sagte sie. Als wir bei ihrer Wohnung ankamen, fragte sie, ob ich nicht auf eine Tasse Tee mit hochkommen wolle.

Klar doch, sagte ich.

Ich bat meinen Leibwächter, doch bitte noch ein paar Hundert Mal um den Block zu fahren.

War es an jenem Abend oder an einem anderen, als Flea mir von ihrem entfernten Vorfahren erzählte? Wahrscheinlich sogar weder noch. Ich glaube, ein Freund hat es mir später einmal erzählt. Jedenfalls hatte dieser Vorfahr einst den Angriff der Leichten Brigade befehligt, die berühmte todgeweihte Attacke auf russische Geschützstellungen im Krimkrieg. Aus Inkompetenz, womöglich sogar Irrsinn, hatte er Hunderte Soldaten in den Tod geführt. Ein beschämendes Kapitel der britischen Militärgeschichte, das exakte Gegenteil von Rorke's Drift, und nun folgte ich seinem Beispiel, preschte starrsinnig mit voller Kraft voran. Bei dieser ersten Tasse Earl Grey fragte ich mich: War sie vielleicht der Mensch, für den ich bestimmt war?

Die Verbindung zwischen uns war derart stark!

Aber ich war auch ebenso verrückt. Nach ihr. Und ich sah, dass sie das wusste, es stand mir ja klar und deutlich ins Gesicht geschrieben. Ich hoffte, sie würde es charmant finden.

Offensichtlich lag ich richtig. Die folgenden Wochen waren absolut idyllisch. Wir trafen uns häufig, lachten eine Menge, und niemand wusste davon. Ich schöpfte langsam wieder Hoffnung.

Doch dann bekam die Presse Wind davon und bereitete unserer Idylle ein jähes Ende.

In Tränen aufgelöst, rief Flea mich an. *Acht Paparazzi stehen vor meiner Wohnung.* Sie hatten sie durch halb London verfolgt.

Gerade hatte sie lesen müssen, dass eine Zeitung sie als »Unterwäsche-Model« bezeichnet hatte. Wegen eines einzigen Fotoshootings, das etliche Jahre her war! Ihr ganzes Leben schien sich auf dieses eine Foto zu reduzieren, sagte sie. Es war so herabsetzend, so erniedrigend.

Ja, sagte ich leise. *Ich weiß, wie sich das anfühlt.*

Sie wühlten und wühlten, kramten alles hervor, riefen jeden an, den sie je gekannt hatte. Sie hatten es bereits auf ihre Familie abgesehen. Verpassten ihr die volle Caroline-Flack-Behandlung, während sie Caroline selbst noch immer zusetzten.

Flea sagte nur immerzu: *Ich kann das nicht.*

Sie meinte, sie stehe jetzt vierundzwanzig Stunden unter Beobachtung.

Wie eine Verbrecherin. Im Hintergrund konnte ich Sirenen hören.

Sie war völlig aufgelöst und weinte, und auch ich hätte am liebsten geweint, aber selbstverständlich tat ich es nicht.

Sie sagte noch ein letztes Mal: *Ich kann das nicht mehr, Harry.*

Ich hatte das Telefon auf laut gestellt. Ich stand im zweiten Stock von Clarence House, am Fenster, umgeben von prachtvollen Möbeln. Ein wunderschönes Zimmer. Die Lampen heimelig gedimmt, der Teppich unter meinen Füßen ein wahres Kunstwerk. Ich presste mein Gesicht an das kalte, frisch polierte Glas und bat Flea, mich noch ein letztes Mal zu treffen, wenigstens noch einmal darüber zu reden.

Soldaten marschierten vor dem Haus vorüber. Wachablösung.

Nein.

Sie blieb standhaft.

Wochen später rief mich einer der Freunde an, die mich dereinst in der Bar mit ihr verkuppelt hatten. *Schon gehört? Flea ist jetzt wieder mit ihrem Exfreund zusammen.*

Ach, wirklich? Dann hat das mit uns wohl nicht sein sollen.

Hast du wohl recht.

Der Freund erzählte mir, dass es Fleas Mutter gewesen sei, die darauf bestanden habe, dass sie mit mir Schluss machte, die sie gewarnt hatte, die Presse würde ihr Leben zerstören. *Sie werden dich noch bis in die Hölle verfolgen*, hatte ihre Mutter gewarnt.

Klar, hatte ich geantwortet. *Mütter haben immer recht.*

45

Ich konnte nicht aufhören.

Ich konnte einfach damit aufhören.

Ich war so enttäuscht, so tief entmutigt, dass ich jede Nacht aufblieb, hin und her lief, nachdachte. Wünschte, ich hätte einen Fernseher.

Doch ich lebte jetzt auf einem Militärstützpunkt, in einem Zimmer, das einer Gefängniszelle glich.

Morgens dann, ohne eine Sekunde Schlaf, versuchte ich, einen Apache zu fliegen.

Das sichere Rezept für eine Katastrophe. Ich probierte pflanzliche Heilmittel aus. Die halfen ein wenig, sodass ich ein, zwei Stunden Schlaf bekam, aber morgens fühlte ich mich danach meistens wie hirntot.

Dann ließ mich die Armee wissen, dass wir ausrücken würden – eine Reihe von Manövern und Übungen.

Vielleicht war es genau das, was ich brauchte, dachte ich. Um den Kopf frei zu bekommen.

Oder ich würde völlig durchdrehen.

Erst schickten sie mich nach Amerika. In den Südwesten. Eine geschlagene Woche lang flog ich über einem trostlosen Ort namens Gila Bend herum. Die Bedingungen dort seien ganz ähnlich wie in Afghanistan, hieß es. Ich wurde mit dem Hubschrauber immer geschickter, immer tödlicher mit seinen Raketen. Fühlte mich im Sand immer mehr zu Hause. Jagte eine Menge Kakteen in die Luft. Ich wünschte, ich könnte behaupten, es hätte keinen Spaß gemacht.

Als Nächstes flog ich nach Cornwall. An einen abgelegenen Ort namens Bodmin Moor.

Januar 2012.

Von glühender Hitze in die bitterste Kälte. Im Januar ist es im Moor zwar immer kalt, doch als ich ankam, zog gerade ein heftiger Wintersturm auf.

Ich war mit zwanzig anderen Soldaten untergebracht. Die ersten Tage versuchten wir, uns zu akklimatisieren. Wir standen um fünf Uhr morgens

auf, brachten mit Dauerlauf und anschließendem Erbrechen unseren Kreislauf in Schwung, zwängten uns dann in einen Klassenraum, wo man uns die neuesten Methoden näherbrachte, mit denen Übeltäter Leute entführten. Viele dieser Methoden würde man in den kommenden Tagen gegen uns einsetzen, während wir versuchten, uns auf einem langen Marsch durchs eisige Moor zu orientieren. Die Übung nannte sich »Flüchten und Ausweichen«, und es war eine der letzten Hürden, die Flugzeugbesatzungen und Piloten vor ihrem Einsatz nehmen mussten.

Mehrere Lastwagen brachten uns an einen Ort, an dem wir Feldübungen absolvierten, ein paar Überlebenstechniken lernten. Wir fingen ein Huhn, töteten es, rupften es, aßen es. Dann fing es an zu regnen. Im Nu waren wir klitschnass und erschöpft. Unsere Vorgesetzten schien das zu amüsieren.

Sie packten mich und noch zwei andere, verfrachteten uns auf einen Laster, fuhren uns an einen noch entlegeneren Ort.

Raus.

Mit halb zugekniffenen Augen musterten wir das Terrain, den Himmel. *Im Ernst? Hier?*

Noch kälterer, noch heftigerer Regen prasselte auf uns nieder. Die Ausbilder schrien uns etwas zu: Wir sollten uns vorstellen, wir hätten mit unserem Hubschrauber gerade eine Bruchlandung hinter feindlichen Linien hingelegt, und unsere einzige Überlebenschance wäre, zu Fuß von einem Ende des Moors zum anderen zu marschieren, rund sechzehn Kilometer. Man hatte uns eine Art Rahmenerzählung mit auf den Weg gegeben, die mir plötzlich wieder einfiel: Wir waren eine christliche Armee, die gegen eine den Muslimen nahestehende Miliz kämpfte.

Unsere Mission lautete: Weiche dem Feind aus, entkomme aus dem unwirtlichen Gelände.

Los. Der Laster rumpelte davon. Nass und durchgefroren blickten wir uns um, sahen uns gegenseitig an. *Was für eine Scheiße.*

Wir besaßen eine Landkarte, einen Kompass, und jeder von uns hatte einen Biwacksack dabei, im Grunde nicht mehr als eine körperlange wasserdichte Socke, um darin zu schlafen.

Wo geht's lang?

Da lang?

Okay.

Bodmin war eine gottverlassene Gegend, angeblich unbewohnt, doch hie und da sahen wir in der Ferne Farmhäuser. Erleuchtete Fenster, Rauchfahnen, die sich aus Ziegelschornsteinen kräuselnd in die Höhe wanden. Wie gerne hätten wir an eine dieser Türen geklopft. In der guten

alten Zeit halfen die Leute den Soldaten, die bei Übungen vorbeikamen, doch jetzt war alles anders. Die Einheimischen waren von der Army mehr als einmal barsch zurechtgewiesen worden; sie wussten nur zu gut, dass sie Fremde mit Biwaksäcken nicht hereinlassen durften.

Einer der beiden anderen in meinem Team war mein Kumpel Phil. Ich mochte Phil, doch für den dritten Kameraden empfand ich bald eine Art grenzenlose Liebe, nachdem er uns erzählt hatte, dass er im Sommer schon im Bodmin Moor gewandert war und wusste, wo wir uns befanden. Mehr noch: Er würde uns herausführen können.

Er ging voran, wir trotteten hinterher wie kleine Kinder, durch die Dunkelheit und einem neuen Tag entgegen.

In der Dämmerung erreichten wir ein Tannenwäldchen. Die Temperatur sank schlagartig, der Regen wurde sogar noch stärker. Wir sagten uns, zum Teufel mit unseren einzelnen Biwaksäcken, und drängten uns zusammen, ja, schmiegten uns in Löffelstellung aneinander, wobei natürlich jeder versuchte, in die Mitte zu gelangen, wo es am wärmsten war. Weil ich ihn gut kannte, war es mir weniger peinlich, mit Phil Löffelchen zu schlafen, doch zugleich auch viel unangenehmer. Aber dasselbe galt auch für den dritten Mann. *Sorry, war das deine Hand oder was anderes?* Nach ein paar Stunden in mehr oder weniger schlafähnlichem Zustand lösten wir uns wieder voneinander und marschierten weiter.

Die Übung sah vor, dass wir an einer Reihe von Checkpoints haltmachen mussten. An jedem davon galt es, eine Aufgabe zu lösen. Es gelang uns, sämtliche dieser Kontrollpunkte zu finden, jede Aufgabe zu lösen, und am letzten Checkpoint, einer Art Safe House, teilte man uns mit, die Übung sei vorüber.

Es war mitten in der Nacht. Stockdunkel. Die Übungsleiter erschienen und verkündeten: *Gut gemacht, Jungs! Ihr habt es geschafft.*

Ich wäre fast im Stehen eingeschlafen.

Sie luden uns auf einen Lastwagen, sagten uns, wir würden zurück zum Stützpunkt fahren. Plötzlich, wie aus dem Nichts, tauchte eine Gruppe von Männern in Tarnjacken und schwarzen Sturmhauben auf. Im ersten Moment dachte ich daran, wie einst Lord Mountbatten von der IRA in einen Hinterhalt gelockt worden war – keine Ahnung, wieso. Es waren völlig andere Umstände, vielleicht eine rudimentäre Erinnerung an den Terrorismus, tief verwurzelt in meiner DNA.

Es gab Explosionen, Schüsse fielen, Männer stürmten auf den Laster und brüllten uns an, zu Boden zu schauen. Sie stülpten uns geschwärzte Skibrillen über die Augen, fesselten unsere Hände mit Kabelbindern,

schleiften uns davon.

Man stieß uns in eine Art Gewölbe, das wie ein unterirdisches Tunnelsystem klang. Klamme, feuchte Wände. Alles hallte wider. Man brachte uns von einem Raum in den anderen. Die Säcke, die man uns über den Kopf gestülpt hatte, wurden erst heruntergerissen, dann wieder aufgesetzt. In manchen Räumen behandelte man uns gut, in anderen wie Dreck. Eine Achterbahn der Gefühle. In einem Augenblick bot man uns ein Glas Wasser an, im nächsten zwang man uns auf die Knie und befahl uns, mit über dem Kopf verschränkten Händen dazuhocken. Dreißig Minuten. Eine Stunde. Eine Stressposition nach der anderen.

Wir hatten zweiundsiebzig Stunden nicht geschlafen.

Das meiste, was sie mit uns anstellten, war illegal, verstieß gegen die Bestimmungen der Genfer Konvention – aber genau darum ging es ja.

Irgendwann verband man mir die Augen, führte mich in einen Raum, in dem ich, wie ich spüren konnte, nicht allein war. Ich hatte das Gefühl, dass Phil mit mir im Zimmer war, vielleicht war es aber auch der andere Kamerad. Oder einer der Jungs aus einem anderen Team. Ich traute mich nicht zu fragen.

Irgendwo unter oder über uns in dem Gebäude hörten wir entfernte Stimmen. Dann ein seltsames Geräusch, wie fließendes Wasser.

Sie versuchten uns zu verwirren, uns die Orientierung zu nehmen.

Es war grässlich kalt. Ich hatte noch nie im Leben so gefroren. Viel schlimmer als am Nordpol. Mit der Kälte kam die Taubheit, Schläfrigkeit. Ich fuhr erst wieder hoch, als die Tür aufflog und unsere Geiselnehmer hereinstürzten. Sie nahmen uns die Skibrillen ab. Ich hatte recht gehabt, Phil war da. Und auch der andere Soldat. Wir mussten uns ausziehen. Sie zeigten auf unsere nackten Körper, unsere schlaffen Schwänze. Sie machten sich unentwegt darüber lustig, wie klein die waren. Am liebsten hätte ich gesagt: Ihr habt ja keine Ahnung, was mit dem Teil da unten nicht in Ordnung ist.

Sie verhörten uns. Wir verrieten ihnen nichts.

Sie brachten uns in getrennte Räume, verhörten uns weiter.

Man befahl mir, mich hinzuknien. Zwei Männer kamen herein, brüllten mich an.

Dann gingen sie wieder.

Über einen Lautsprecher erklang atonale Musik. Eine Geige, die von einer wütenden Zweijährigen malträtiert wurde.

Was ist das?

Eine Stimme antwortete: *Ruhe!*

Mit der Zeit war ich mir immer sicherer, dass die Musik keine

Aufnahme war, sondern von einem echten Kind stammte, das womöglich ebenfalls gefangen gehalten wurde. Was um Himmels willen tat dieses Kind der Violine an? Aber vor allem: Was taten diese Leute dem Kind an?

Die Männer kehrten zurück. Jetzt hatten sie Phil dabei. Sie hatten seine Social-Media-Accounts durchstöbert, ihn durchleuchtet, und nun sagten sie Dinge über ihn, über seine Familie, seine Freundin, die ihm Angst machten. Es war erstaunlich, wie viel sie wussten. Wie konnten völlig Fremde nur so viel über ihn wissen?

Ich lächelte: Willkommen im Club, Kumpel.

Ich nahm das offenbar alles nicht ernst genug. Einer der Männer packte mich, stieß mich an die Wand. Er trug eine schwarze Sturmhaube. Er rammte mir seinen Ellbogen ins Genick. Presste meine Schultern an den feucht-klammen Beton. Befahl mir, einen Meter vor der Wand zu stehen, Arme ausgestreckt, alle zehn Fingerspitzen an der Wand.

Stressposition.

Zwei Minuten.

Zehn Minuten.

Ich bekam Krämpfe in den Schultern.

Ich konnte nicht mehr atmen.

Eine Frau kam herein. Sie trug ein Palästinensertuch vor dem Gesicht. Sie redete unablässig auf mich ein, sagte etwas, was ich nicht verstand. Ich konnte ihr nicht folgen.

Dann wurde es mir plötzlich klar. Sie sprach über meine Mutter.

Deine Mutter war schwanger, als sie starb, nicht? Mit deinem Bruder oder deiner Schwester? Einem Moslembaby!

Ich musste mich zwingen, den Kopf zu heben und sie anzusehen. Ich schwieg, doch mit meinem Blick schrie ich sie an. *Machst du das jetzt für mich – oder für dich? Gehört das noch zur Übung? Oder gibt dir das irgendeinen fiesen Kick?*

Sie rannte hinaus. Einer der Geiselnehmer spuckte mir ins Gesicht.

Dann hörten wir Schüsse.

Und einen Hubschrauber.

Sie schleiften uns in einen anderen Raum, und jemand rief: *Okay, das war's. Ende der Übung!*

Es folgte eine Nachbesprechung, bei der sich einer der Übungsleiter eher halbherzig für das entschuldigte, was man über meine Mutter gesagt hatte.

War nun mal schwer, irgendetwas über Sie zu finden, von dem Sie schockiert wären, dass wir's wussten.

Ich schwieg.

Wir waren der Meinung, dass wir Sie auf die Probe stellen mussten.

Ich schwieg.

Aber da sind wir etwas zu weit gegangen.

Schon in Ordnung.

Später erfuhr ich, dass zwei andere Soldaten bei der Übung psychisch zusammengebrochen waren.

46

Eine Nachricht von Granny, in der sie wollte, dass ich in die Karibik reiste. Eine zweiwöchige Tour zu Ehren ihres sechzigjährigen Thronjubiläums, meine erste offizielle Reise für das Königshaus, auf der ich sie repräsentierte.

ICH HATTE MICH KAUM von den Strapazen in Bosnien im Moor erholt, als

Es war seltsam, so plötzlich, mit einem Fingerschnipsen, vom Armeedienst abberufen zu werden, insbesondere so kurz vor meinem Auslandseinsatz.

Dann aber ging mir auf, dass es nicht im Geringsten seltsam war.

Schließlich war sie meine Oberbefehlshaberin.

März 2012. Ich flog nach Belize, fuhr vom Flughafen über eine von Schilder und Fahnen schwenkenden Menschen dicht gesäumte Straße zu meiner ersten Veranstaltung. Bei meinem ersten Zwischenstopp, wie auch bei allen folgenden, stieß ich mit selbst gebranntem Schnaps auf Grannys Wohl und das meiner Gastgeber an und vollführte unzählige Runden eines einheimischen Tanzes namens Punta.

Außerdem probierte ich zum ersten Mal Kuhfußsuppe, die mir noch mehr zusetzte als der selbst gebrannte Alkohol.

Bei einer Station rief ich einer Menge zu: *Unu come, mek we goo paati*. Auf Kreol bedeutete das: *Auf, lasst uns 'ne Party feiern.* Die Masse tobte.

Die Leute jubelten, schrien meinen Namen, doch viele riefen auch den Namen meiner Mutter. Bei einem Stopp umarmte mich eine Frau und sagte weinend: *Dianas Baby!* Dann fiel sie in Ohnmacht.

Ich besuchte eine verlassene Stadt namens Xunantunich. Wie der Guide mir erzählte, war sie vor vielen Hundert Jahren eine blühende Maya-Metropole gewesen. Ich stieg auf einen steinernen Tempel, El Castillo, der mit kunstvoll gemeißelten Hieroglyphen, Friesen und Gesichtern geschmückt war. Oben angekommen, sagte jemand, dies sei einst der höchste Punkt im ganzen Staat gewesen. Die Aussicht war überwältigend, doch musste ich ständig hinunter auf den Boden schielen. Unter meinen Füßen lagen die Gebeine unzähliger Maya-Herrscher und ihrer Familien.

Die Westminster Abbey der Maya.

Auf den Bahamas traf ich Minister, Musiker, Journalisten, Sportler und Geistliche. Ich besuchte Gottesdienste und Straßenfeste, nahm an einem Staatsbankett teil und brachte noch mehr Toasts auf Granny aus. Ich fuhr hinaus nach Harbour Island, bis das Schnellboot einen Motorschaden hatte und zu sinken anfing. Als es voll Wasser lief, kam ein Boot mit Presseleuten angerauscht. Am liebsten hätte ich abgelehnt, *danke, niemals*, aber mir blieb nur die Wahl zwischen Einsteigen und Schwimmen.

Ich traf India Hicks – Pas Patentochter und eine von Mummys Brautjungfern. Sie zeigte mir den Strand von Harbour Island. Der Sand war hellrosa. *Rosa Sand?*

Ich fühlte mich wie stoned. Was gar nicht mal so unangenehm war. Sie erzählte mir, wieso der Sand rosa war, eine wissenschaftliche Erklärung, die ich nicht verstand.

Irgendwann auf der Reise besuchte ich ein Stadion voller Kinder. Sie lebten in bitterer Armut, hatten jeden Tag zu kämpfen, und dennoch begrüßten sie mich mit Jubelrufen und strahlenden Gesichtern. Wir spielten, tanzten, boxten ein wenig spielerisch herum. Ich hatte Kinder schon immer sehr gemocht, aber jetzt fühlte ich mich dieser Gruppe noch viel inniger verbunden, da ich gerade Patenonkel geworden war – von Markos Sohn Jasper. Eine große Ehre. Und eine wichtige Wegmarke, so hoffte ich, in meiner Entwicklung als Mann.

Am Ende meines Besuchs scharten sich die bahamischen Kinder um mich und überreichten mir ein Geschenk. Eine riesige silberne Krone und einen ausladenden roten Umhang.

Eines von ihnen sagte: *Für Ihre Majestät.*

Ich werde dafür sorgen, dass sie es bekommt.

Auf dem Rückweg aus dem Stadion umarmte ich viele von ihnen, und auf dem Flug zum nächsten Stopp setzte ich mir voller Stolz die Krone auf. Sie hatte in etwa die Größe eines Osterkorbs, und sämtliche meiner Mitarbeiter bekamen bei dem Anblick Lachkrämpfe.

Sie sehen aus wie ein Vollidiot, Sir.

Gut möglich. Aber ich werde sie bei unserer nächsten Station tragen.

Oh, Sir, nein, Sir, bitte nicht!

Ich weiß nicht mehr, wie sie es mir ausgeredet haben.

Ich flog nach Jamaika, verstand mich glänzend mit dem Premierminister, machte einen Wettlauf gegen Usain Bolt. (Ich gewann, doch nur mit Schummeln.) Ich tanzte mit einer Frau zu Bob Marleys »One Love«.

Let's get together to fight this Holy Armagiddyon (One love!)

Bei jedem Zwischenstopp, so schien es, pflanzte ich einen Baum, oder sogar mehrere. Es war eine königliche Tradition, die ich aber mit meiner ganz eigenen Note versah. Wenn man bei einer Baumpflanz-Zeremonie eintrifft, ist der Baum normalerweise längst im Boden, und man schippt als symbolische Geste einfach noch ein wenig Erde in die Grube. Ich aber bestand darauf, den Baum tatsächlich selbst zu pflanzen, die Wurzeln zu bedecken, ihn zu gießen. Die Leute wirkten von diesem Protokollbruch vollkommen schockiert. Betrachteten den Schritt als radikal.

Ich erklärte ihnen: *Ich möchte doch nur sichergehen, dass der Baum überlebt.*

47

Als ich nach Hause kam, waren alle voll des Lobes. Ich hatte die Krone gut vertreten, verlautete aus dem Palast. Ich meldete mich bei Granny, erzählte ihr von der Reise.

Wunderbar. Gut gemacht, sagte sie.

Ich wollte das feiern, glaubte, ich hätte es mir verdient. Außerdem zog ich ja bald in den Krieg, also hieß es: Jetzt feiern oder vielleicht nie wieder.

Partys, Clubs, Pubs – ich ging in diesem Frühjahr häufig aus und versuchte dabei so weit wie möglich zu ignorieren, dass zwei Paparazzi mich auf Schritt und Tritt verfolgten. Zwei armselig aussehende, wirklich entsetzliche Paparazzi: Ich nannte sie Tweedle Dumb und Tweedle Dumber.

Seit ich erwachsen war, hatten mir so gut wie immer Paparazzi an öffentlichen Orten aufgelauert. Manchmal eine ganze Schar von ihnen, manchmal nur eine Handvoll. Die Gesichter wechselten, und oft konnte ich ihre Gesichter nicht einmal erkennen. Nun aber sah ich jedes Mal in diese zwei Gesichter, und das immer klar und deutlich. Wenn es ein ganzer Pulk war, standen sie genau in der Mitte. War sonst niemand da, kamen sie ganz allein.

Doch sie tauchten nicht nur an öffentlichen Orten auf. Wenn ich irgendeine Nebenstraße entlanglief, selbst wenn ich mir die Route erst Sekunden vorher überlegt hatte, sprangen sie plötzlich aus einer Telefonzelle oder unter einem parkenden Auto hervor. Wenn ich die Wohnung eines Freundes verließ, in dem festen Glauben, niemand könne wissen, dass ich hier war, standen sie vor dem Haus, mitten auf der Straße.

Abgesehen davon, dass sie überall auftauchten, waren sie auch völlig skrupellos, viel aggressiver als die anderen *Paps.* Sie stellten sich mir in den Weg, verfolgten mich zu meinem Polizeiwagen. Erst blockierten sie die Wagentür, sodass ich nicht einsteigen konnte, dann rannten sie dem Auto auf der Straße hinterher.

Wer waren diese Typen? Wie schafften sie das? Ich glaubte nicht, dass sie einen sechsten Sinn oder irgendwelche übersinnlichen Fähigkeiten besaßen. Ganz im Gegenteil, sie sahen so aus, als hätten sie nicht einmal zusammen einen einzigen präfrontalen Cortex. Worin bestand also der

Geheimtrick, um mich aufzuspüren? Ein unsichtbarer Peilsender? Ein Informant bei der Polizei?

Willy stellten sie ebenfalls nach. In diesem Jahr sprachen wir viel über sie, über ihr verstörendes Erscheinen, gepaart mit ihrer Kaltschnäuzigkeit und Dummheit, ihrem völlig hemmungslosen Vorgehen. Vor allem aber sprachen wir über ihre Allgegenwärtigkeit.

Woher wissen die, wo wir sind? Woher wissen die immer, wo wir sind?

Willy hatte keinen Schimmer, wollte es aber unbedingt herausfinden.

Billy the Rock wollte es ebenfalls. Er ging mehrmals zu den Tweedles hin, befragte sie, starrte ihnen tief in die Augen. Es gelang ihm, einen Eindruck von ihnen zu bekommen. Der Ältere, Tweedle Dumb, so berichtete uns Billy später, war ein aufgedunsener Typ mit schwarzen, kurz geschorenen Haaren und einem fiesen Grinsen, das einem das Blut in den Adern gefrieren ließ. Tweedle Dumber dagegen lächelte nie und sprach nur selten. Scheinbar war er eine Art Lehrling. Meistens stierte er einen nur an.

Was hatten sie vor?

Billy wusste es nicht.

Mir überallhin zu folgen, mich zu piesacken, mit meiner Hilfe reich zu werden, selbst das schien ihnen nicht zu genügen. Sie wollten es mir auch noch unter die Nase reiben. Sie rannten neben mir her, verspotteten mich, während sie auf die Auslöser ihrer Fotoapparate drückten, in zehn Sekunden zweihundert Bilder knipsten. Viele Paps sind auf eine Reaktion aus, wollen eine Rangelei vom Zaun brechen – was Tweedle Dumb und Tweedle Dumber allerdings wollten, war, so schien es, ein Kampf auf Leben und Tod. Von ihren Blitzlichtern geblendet, fantasierte ich darüber, sie zu schlagen. Dann holte ich tief Luft und ermahnte mich: *Tu's nicht. Das ist genau das, was sie wollen. Damit sie dich verklagen und berühmt werden können.*

Denn am Ende gelangte ich zum Schluss, dass es das war, was sie wollten. Im Grunde ging es wohl darum: Typen, die nicht berühmt waren, dachten, wie großartig es wohl sein musste, berühmt zu sein, und versuchten berühmt zu werden, indem sie über das Leben eines berühmten Menschen herfielen und es ruinierten.

Wieso wollten sie berühmt werden? Das hatte ich nie verstanden. Weil Berühmtheit die ultimative Freiheit bedeutet? Dass ich nicht lache. Manche Arten von Berühmtheit brachten einem gewiss zusätzliche Freiheiten, schätze ich, doch königlicher Ruhm glich einer noblen Gefangenschaft.

Die Tweedles konnten das nicht begreifen. Sie waren wie kleine Kinder,

die keine Zwischentöne wahrnahmen. Ihre simple Weltsicht lautete: Du gehörst zur königlichen Familie. Basta. Das ist der Preis, den du dafür zahlst, dass du in einem Schloss wohnst.

Manchmal fragte ich mich, was wohl geschähe, wenn ich einfach zu ihnen gehen und mit ihnen reden, ihnen ganz ruhig erklären könnte, dass ich gar nicht in einem Schloss wohnte: Meine Großmutter lebte in einem Schloss. Und dass beide, Tweedle Dumb und Tweedle Dumber, in Wahrheit ein weit luxuriöseres Leben führten, als ich es tat. Billy hatte sich einen Einblick in ihre Finanzen verschafft, also wusste ich Bescheid. Jeder Tweedle besaß mehrere Häuser und etliche Luxusautos, allesamt erworben aus den Einnahmen ihrer Fotos von mir und meiner Familie. (Offshore-Konten hatten sie ebenfalls, genau wie ihre Auftraggeber, die Medienmogule, die sie bezahlten, vor allen Murdoch und Lord Jonathan Harmsworth, 4. Viscount Rothermere, dessen Name auch aus einem Dickens-Roman stammen könnte.)

Zu dieser Zeit etwa begann ich zu glauben, dass Murdoch wirklich böse war. Nein, streichen Sie das. Ich *wusste*, dass er böse war. Jeder, der nur einmal von jemandes Schergen durch die Straßen einer geschäftigen modernen Großstadt gejagt wurde, hat keinen Zweifel mehr daran, wo der Betreffende auf der großen moralischen Skala dieser Welt steht. Mein ganzes Leben lang musste ich mir Witze über den Zusammenhang zwischen königlichem Fehlverhalten und Jahrhunderten der Inzucht anhören, doch dann wurde mir klar: Ein Mangel an genetischer Vielfalt ist gar nichts, verglichen mit der manipulativen psychischen Gewalt der Presse. Seine Cousine zu heiraten, ist weit weniger heikel, als ein Profitcenter für Murdoch Inc. zu werden.

Natürlich gefielen mir Murdochs politische Standpunkte nicht, die rechts von denen der Taliban lagen. Und mir gefiel auch nicht, welchen Schaden er tagtäglich der Wahrheit zufügte, seine mutwillige Schändung objektiver Fakten. Tatsächlich fiel mir keine andere einzelne Person ein, die unserem kollektiven Realitätsempfinden in der 300 000-jährigen Menschheitsgeschichte mehr geschadet hätte. Doch was mich im Jahr 2012 wirklich anwiderte und ängstigte, war Murdochs stetig wachsender Kreis von jungen, kaputten und verzweifelten Männern, die bereit waren, alles zu tun, um sich sein Grinch-artiges Lächeln zu verdienen.

Und im Zentrum dieses Kreises … waren diese beiden Dumpfbacken, die Tweedles.

Ich hatte eine Unzahl albtraumhafter Begegnungen mit Tweedle Dumb und Tweedle Dumber, doch eine davon sticht heraus: die Hochzeit eines Freundes. Ein von Mauern eingefasster Garten, völlig abgeschieden. Ich

plauderte gerade mit ein paar anderen Gästen, lauschte dem Vogelgezwitscher, dem Rauschen des Windes in den Bäumen. Und inmitten dieser wohltuenden Klänge vernahm ich plötzlich ein leises … *Klick*.

Ich fuhr herum. Da, in der Hecke. Ein Auge. Und eine gläserne Linse.

Dann: das speckige Gesicht.

Dann: dieses teuflische Grinsen.

Tweedle Dumb.

48

DAS ENZIG GUTE AN Tweedle Dumb und Tweedle Dumber war, dass sie mich gut auf den Krieg vorbereiteten. Sie erfüllten mich mit blanker Wut, stets ein guter Begleiter auf dem Weg in die Schlacht. Außerdem wollte ich ihretwegen überall sein, nur nicht in England. *Wo ist mein verfluchter Marschbefehl? Bitte, gebt mir meinen Marschbefehl!*

Und dann kam es natürlich anders, wie so oft …

Ich war auf einem Musikfestival, als mir meine Cousine auf die Schulter tippte. *Harry, das ist meine Freundin Cressida.*

Oh. Ähem. Hallo.

Der Ort war eher ungünstig. Viele Menschen, null Privatsphäre. Obendrein litt ich noch immer an gebrochenem Herzen. Andererseits: Die Landschaft war wunderschön, die Musik gut, das Wetter herrlich.

Es funkte zwischen uns.

Schon bald darauf gingen wir zusammen essen. Sie erzählte mir von ihrem Leben, ihrer Familie, ihren Träumen. Sie wollte Schauspielerin werden. Sie sprach so leise, war so schüchtern und zurückhaltend, dass Schauspielerei der letzte Beruf war, den ich mir für sie vorgestellt hätte. Und das sagte ich ihr auch. Doch sie gestand, dass sie sich auf der Bühne erst lebendig fühlte. Frei. Bei ihr klang es wie fliegen.

Ich fuhr sie nach Hause. *Ich wohne in der Nähe der King's Road.* Wir hielten vor einem großen Haus in einer gepflegten Straße.

Hier wohnst du? Ist das dein Haus?

Nein.

Sie erklärte, sie wohne für ein paar Tage hier bei einer Tante.

Ich brachte sie noch zur Tür. Sie bat mich nicht herein. Ich hatte es auch nicht erwartet, wollte es auch gar nicht. *Lassen wir's lieber langsam angehen*, dachte ich. Ich beugte mich nach vorn, um ihr einen Kuss zu geben, hatte aber nicht gut gezielt. Ich konnte aus fünf Kilometern Entfernung einen Kaktus mit einer Hellfire-Rakete wegpusten, und jetzt fand ich nicht mal ihre Lippen? Sie drehte sich um, ich versuchte es noch einmal auf dem Rückweg, und wir streiften uns ein wenig. Es war furchtbar peinlich.

Am nächsten Morgen rief ich meine Cousine an. Entmutigt berichtete ich ihr, das Date wäre im Grunde gut gelaufen, nur das Ende hätte etwas zu wünschen übriggelassen. Sie widersprach nicht. Sie hatte bereits mit

Cressida gesprochen. Sie seufzte. *Peinlich.*

Dann aber kam die gute Nachricht. Cressida war bereit, es noch einmal zu versuchen.

Ein paar Tage später trafen wir uns wieder zum Dinner.

Zufällig ging ihre Mitbewohnerin mit meinem uralten Kumpel Charlie aus, dem Bruder meines verstorbenen Freundes Henners.

Ich scherzte: Offenbar hatte das Schicksal es so gewollt. Wir vier würden einen Riesenspaß zusammen haben.

Aber es war nicht *nur* scherzhaft gemeint.

Wir probierten es noch einmal mit dem Kuss. Diesmal war es nicht so peinlich.

Hoffnung keimte in mir auf.

Bei unserer nächsten Verabredung luden sie und ihre Mitbewohnerin Charlie und mich zu sich nach Hause ein. Wir tranken und lachten. Bevor ich wusste, wie mir geschah, waren wir ein Paar.

Traurigerweise konnte ich Cress immer nur am Wochenende sehen. Ich hatte mehr zu tun als je zuvor, denn ich traf die letzten Vorbereitungen für meinen Einsatz. Und dann erhielt ich meinen Marschbefehl, mein tatsächliches Einsatzdatum, und die Uhr tickte jetzt immer lauter. Zum zweiten Mal in meinem Leben musste ich einer jungen Frau, die ich gerade kennengelernt hatte, sagen, dass ich bald in den Krieg ziehen würde.

Ich warte auf dich, sagte sie. *Aber nicht ewig*, fügte sie rasch hinzu. *Wer weiß schon, was passiert, Haz?*

Stimmt. Wer weiß das schon?

Ist wahrscheinlich einfacher, uns und den anderen zu sagen, wir wären nicht zusammen.

Ja, ist einfacher, schätze ich.

Aber wenn du zurückkommst …

Wenn. Sie sagte *wenn*. Nicht *falls*.

Ich war ihr dafür dankbar.

Manche Leute sagten *falls*.

49

Der Plan?

MEINE FREUNDE KAMEN ZU mir und erinnerten mich an den Plan.

Du weißt schon, Spike. Der Plan!

Oh, na klar. Der Plan.

Wir hatten darüber gesprochen, vor ein paar Monaten. Doch jetzt war ich mir nicht mehr so sicher.

Sie gaben alles, um mich zu überzeugen. *Du ziehst in den Krieg. Blickst dem Tod ins Auge.*

Klar doch, schönen Dank auch.

Du hast die Pflicht, das Leben zu genießen. Jetzt. Nutze den Tag.

Nutze den …?

Carpe diem.

Okay … was?

Carpe diem, nutze den Tag.

Ach so, man kann das also auf zwei Arten sagen …

Vegas, Spike! Weißt du noch? Der Plan.

Ja, ja. Der Plan, aber … der kommt mir riskant vor.

Nutze den …

… Tag. Ich hab's kapiert.

Nicht allzu lange davor hatte ich ein Erlebnis, das mir zu denken gab. Vielleicht, dachte ich, hatten sie doch nicht so ganz unrecht? Vielleicht war *carpe diem* ja doch mehr als nur ein hohler Spruch. Im Frühjahr, bei einem Benefiz-Polospiel für Sentebale in Brasilien, hatte ich mit ansehen müssen, wie ein Spieler übel von seinem Pferd gestürzt war. Als Kind hatte ich einmal miterlebt, wie Pa einen ganz ähnlichen Sturz erlitten hatte, bei dem das Pferd nachgab und der Boden ihm mit voller Wucht entgegenkam und ihn gleichzeitig verschluckte. Ich weiß noch, wie ich dachte: Warum schnarcht Pa auf einmal? Und dann brüllte plötzlich jemand: *Er hat seine Zunge verschluckt!* Einer der Spieler sprang geistesgegenwärtig von seinem Pferd und rettete Pa das Leben. Da ich mich wohl unbewusst daran erinnerte, hatte ich dasselbe getan: War vom Pferd gesprungen, zu dem

Mann geeilt und hatte ihm die Zunge aus dem Hals gezogen.

Der Mann hustete und fing wieder an zu atmen.

Ich bin mir ziemlich sicher, dass er nachmittags einen großzügigen Scheck für Sentebale ausstellte.

Ebenso wertvoll jedoch war die Lektion, die ich gelernt hatte. *Carpe* deine *dies,* so lange du es kannst.

Also sagte ich meinen Kumpeln: *Okay. Vegas, wir kommen.*

Ein Jahr zuvor, nach der Militärübung in Gila Bend, hatten meine Freunde und ich uns Harleys gemietet und waren von Phoenix nach Vegas gefahren. Der Großteil dieser Reise war von der Presse unbemerkt geblieben. Nach einem Abschiedswochenende mit Cressida flog ich also nach Nevada, um den Trip zu wiederholen.

Wir stiegen sogar im selben Hotel ab, legten Geld zusammen und mieteten uns eine große Suite.

Die Suite verlief über zwei Ebenen, die durch eine Prunktreppe aus weißem Marmor verbunden waren. Diese Treppe sah so aus, als könnten Elvis und Wayne Newton jeden Moment Arm in Arm herabmarschieren. Man musste sie aber nicht unbedingt benutzen, da es auch noch einen Aufzug gab. Und ein Billardtisch war auch da.

Das Beste aber war das Wohnzimmer: Sechs gewaltige Fenster gingen auf den Strip hinaus, und vor dieser Fensterfront, kunstvoll arrangiert, stand ein L-förmiges Sofa, von dem aus man auf den Strip oder die entfernten Berge blicken konnte – oder aber auf die riesigen an der Wand montierten Plasmafernseher. Welch ein Luxus! Ich war in meinem Leben ja schon in so manchem Palast gewesen, das hier jedoch war purer Prunk.

An diesem ersten Abend, oder dem nächsten – heute ist alles etwas neongrell verschwommen –, bestellte jemand etwas zu essen, ein anderer orderte Cocktails, und wir saßen zusammen und brachten uns lautstark alle wieder auf den neuesten Stand. Wie war es allen ergangen, seit wir das letzte Mal in Vegas waren?

Na, Lieutenant Wales, kannst es wahrscheinlich kaum erwarten, wieder in den Krieg zu ziehen, oder?

Stimmt, ich kann's wirklich kaum erwarten.

Alle sahen bestürzt drein.

Zum Abendessen fielen wir in ein Steakhouse ein und spachtelten wie die Könige. New-York-Strip-Steaks, drei Arten Pasta, wirklich guter Rotwein. Danach gingen wir ins Casino, spielten Black Jack und Roulette, verloren. Weil ich müde war, entschuldigte ich mich und kehrte in die Suite zurück. Ja, dachte ich mit einem leisen Seufzer, als ich mich unter die Decke kuschelte, jetzt gehöre ich schon zu denen, die früh ins Bett

gehen und allen anderen sagen, doch bitte nicht so laut zu sein.

Am nächsten Morgen bestellten wir Frühstück – Bloody Marys. Dann brachen wir auf in Richtung Pool. In Vegas war gerade Pool-Party-Saison, da war also richtig was los. Wir kauften fünfzig Wasserbälle und verschenkten sie, um Leute kennenzulernen.

So nerdig waren wir. Und so notgeil.

Das heißt, meine Freunde waren es. Ich war gar nicht darauf aus, neue Leute kennenzulernen. Ich hatte eine Freundin, und so sollte es auch bleiben. Ich schrieb ihr mehrere Textnachrichten vom Pool, um sie zu beruhigen.

Doch die Leute drückten mir einen Drink nach dem anderen in die Hand. Und als die Sonne hinter den Bergen unterging, war ich ziemlich hinüber, und mir kamen so einige … Ideen.

Ich brauchte ein Andenken an diesen Trip, beschloss ich. Etwas, was meinen Freiheitsdrang symbolisierte, mein Ideal von *carpe diem*.

Wie etwa … ein Tattoo?

Ja! Das war's!

Vielleicht auf der Schulter?

Nein, zu sichtbar.

Steißbein?

Zu … gewagt.

Vielleicht am Fuß?

Ja. Auf der Fußsohle! Da, wo sich damals die Haut abgeschält hatte.

So viele Schichten von Symbolik!

Aber was für ein Motiv sollte es sein?

Ich zerbrach mir den Kopf. Was ist mir wichtig? Was ist mir heilig?

Natürlich – Botswana.

An der nächsten Straßenecke hatte ich einen Tattooladen gesehen. Ich hoffte, sie hätten einen guten Atlas da, mit einer klar umrissenen Karte von Botswana.

Ich erzählte Billy the Rock, was ich vorhatte. Er grinste nur.

Ausgeschlossen.

Meine Kumpel stärkten ihm den Rücken. *Auf gar keinen Fall!*

Sie drohten sogar, mich mit Gewalt aufzuhalten. Ich würde mir keine Tätowierung stechen lassen, nicht unter ihrer Aufsicht, und schon gar kein Fußtattoo von Botswana. Sie versprachen, mich festzuhalten, mich k. o. zu schlagen, wenn es nötig wäre.

Ein Tattoo ist endgültig, Spike! Es ist für immer.

Ihre Argumente und Drohungen sind die letzten klaren Erinnerungen an diesen Abend.

Ich gab nach. Das Tattoo konnte bis morgen warten.

Stattdessen machten wir uns mit der ganzen Truppe auf in einen Club, wo ich mich ans Ende einer Polsterbank verzog und mir das stete Kommen und Gehen junger Frauen ansah, die meine Kumpel anquatschten. Ich unterhielt mich mit einer oder zweien von ihnen und riet ihnen, sich lieber an meine Freunde zu halten. Die meiste Zeit aber starrte ich ins Leere und trauerte meinem geplatzten Traum von dem Tattoo nach.

Gegen zwei Uhr morgens gingen wir zurück in unsere Suite. Meine Freunde luden vier oder fünf Frauen, die im Hotel arbeiteten, ein, uns Gesellschaft zu leisten, dazu noch zwei andere Frauen, die sie an den Black-Jack-Tischen kennengelernt hatten. Bald darauf schlug irgendjemand vor, Billard zu spielen, was spaßig klang. Also baute ich die Kugeln auf und fing an, mit meinen Leibwächtern 8-Ball-Pool zu spielen.

Dann merkte ich, dass sich die Black-Jack-Frauen hinter uns herumdrückten. Sie kamen mir irgendwie suspekt vor. Doch als sie fragten, ob sie mitspielen dürften, wollte ich nicht unhöflich sein. Wir wechselten uns ab, und keiner war sonderlich gut.

Ich schlug vor, den Einsatz zu erhöhen. Wie wär's mit einer Partie Strip-Billard?

Begeisterter Applaus.

Zehn Minuten später war ich der große Verlierer, stand nur noch in der Unterhose da. Dann verlor ich auch noch die. Es war völlig harmlos und albern, dachte ich. Bis zum nächsten Tag. Ich stand in der grellen Wüstensonne vorm Hotel, drehte mich um und sah einen meiner Freunde auf sein Handy starren, als ihm die Kinnlade herunterklappte. Er sagte, eins von diesen Black-Jack-Mädchen habe heimlich ein paar Fotos geschossen … und sie verkauft.

Spike … du bist überall, Kumpel.

Was vor allem überall zu sehen war, war mein Hintern. Ich war nackt, und die ganze Welt konnte mich sehen. Wie ich meinen Tag nutzte.

Billy the Rock, der sein Handy ebenfalls gezückt hatte, stammelte nur unentwegt: *Das ist nicht gut, H.*

Er wusste, wie hart es für mich werden würde. Doch er wusste ebenfalls, dass es auch für ihn und die anderen Bodyguards kein Spaß sein würde. Die Sache könnte sie leicht ihren Job kosten.

Ich haderte mit mir selbst: Wie hatte ich das zulassen können? Warum war ich bloß so dumm gewesen? Wieso hatte ich anderen vertraut? Ich hatte mich auf Fremde verlassen, mich darauf verlassen, dass diese zwielichtigen Frauen wenigstens *einen Funken* Anstand hätten, und nun hatte ich auf ewig den Preis dafür zu zahlen. Diese Fotos würden nie

wieder verschwinden. Sie waren endgültig. Gegen sie war ein Fußtattoo mit der Karte von Botswana wie ein flüchtiger Klecks Zeichentusche.

Meine Scham und mein schlechtes Gewissen waren so gewaltig, dass es mir die Kehle zuschnürte. In der Zwischenzeit hatten die Zeitungen zu Hause schon begonnen, Hackfleisch aus mir zu machen. *Die Rückkehr des Rabauken Harry. Prinz Schwachkopf schlägt wieder zu.*

Ich dachte daran, wie Cress diese Geschichten lesen würde. Dachte an meine Vorgesetzten bei der Army.

Wer von beiden würde mich wohl als Erstes abservieren?

Während ich darauf wartete, das herauszufinden, floh ich nach Schottland, stieß zu meiner Familie in Balmoral. Es war August, und alle waren da. Klar doch, dachte ich. Das Einzige, was mir bei diesem Albtraum noch gefehlt hatte, war Balmoral mit seinen komplizierten Erinnerungen und dem Jahrestag von Mummys Tod, der in nur wenigen Tagen anstand.

Schon bald nach meiner Ankunft traf ich mich mit Pa im nahe gelegenen Birkhall. Zu meiner Überraschung und Erleichterung reagierte er gelassen, sogar ein wenig amüsiert. Er könne es mir nachfühlen, sagte er, habe so etwas auch schon erlebt, selbst wenn er nie nackt eine Titelseite geziert habe. Genau genommen stimmte das gar nicht. Als ich etwa acht Jahre alt war, hatte eine deutsche Zeitung Nacktfotos von ihm veröffentlicht, aufgenommen mit einem Teleobjektiv während eines Frankreichurlaubs.

Doch sowohl er als auch ich hatten die Erinnerung an diese Bilder längst verdrängt.

Mit Sicherheit hatte er sich vor den Augen der Welt jedoch schon viele Male nackt *gefühlt*, und das war es, was uns verband. Wir saßen am Fenster, und während wir zusahen, wie die roten Eichhörnchen von Birkhall über den Rasen tollten, unterhielten wir uns ziemlich lange über dieses seltsame Leben, das wir führten.

Carpe diem, Eichhörnchen.

50

WIE PA MACHTEN AUCH meine Vorgesetzten bei der Armee wenig Aufheben um die Sache. Es war ihnen egal, ob ich in meiner Freizeit in einem Hotelzimmer Billard spielte, nackt oder nicht. Mein Status sei unverändert, sagten sie. Ich blieb startklar.

Auch meine Kameradinnen und Kameraden brachen eine Lanze für mich. Männer und Frauen in Uniform auf der ganzen Welt posierten nackt oder fast nackt, bedeckten ihre Genitalien mit Helmen, Waffen oder Baretts und posteten die Fotos aus Solidarität mit Prinz Harry im Netz.

Und was Cress anging: Nachdem sie sich meine ausführliche und kleinlaute Erklärung angehört hatte, gelangte sie zum selben Schluss. Ich war ein Dummkopf gewesen, kein Lüstling.

Ich bat sie um Verzeihung, weil ich sie blamiert hatte.

Am besten jedoch war, dass keiner meiner Leibwächter entlassen oder auch nur gemaßregelt wurde – größtenteils, weil ich es für mich behielt, dass sie dabei gewesen waren.

Die britischen Zeitungen dagegen straften mich weiter mit Zorn und Verachtung, als hätte ich ein Kapitalverbrechen begangen.

Es war die richtige Zeit, um zu gehen.

September 2012.

Derselbe schier endlose Flug, diesmal jedoch reiste ich nicht als blinder Passagier. Diesmal gab es keine versteckte Nische, keine geheimen Stockbetten. Diesmal durfte ich bei den anderen Soldaten sitzen, mich als Teil eines Teams fühlen.

Als wir in Camp Bastion landeten, wurde mir jedoch bewusst, dass ich nicht mehr ganz so war wie sie. Einige wirkten nervös, ihre Kragen enger, die Adamsäpfel größer. Ich erinnerte mich noch gut an das Gefühl, doch für mich war es wie eine Heimkehr. Nach über vier Jahren, und allen Widrigkeiten zum Trotz, war ich endlich zurück. Als Captain – seit dem letzten Mal war ich befördert worden.

Meine Unterkunft war diesmal besser. Im Vergleich zu meinem letzten Einsatz war sie sogar Vegas-mäßig. Piloten wurden hier – nun, das Wort

ist unvermeidlich, jeder verwendete es – *königlich* behandelt. Weiche Betten, saubere Zimmer. Mehr noch: Die Zimmer waren echte Zimmer, keine Schützengräben oder Zelte. Jedes von ihnen verfügte sogar über eine eigene Klimaanlage.

Man gab uns eine Woche, um uns in Camp Bastion zurechtzufinden und uns vom Jetlag zu erholen. Die anderen Bastion-Bewohner waren hilfsbereit und stets willig, uns mit allem dort vertraut zu machen.

Captain Wales, hier sind die Latrinen!

Captain Wales, da drüben gibt es heiße Pizza!

Das alles erinnerte mich ein wenig an einen Schulausflug, bis ich am Abend meines achtundzwanzigsten Geburtstags auf meiner Stube saß, meine Sachen ordnete, als plötzlich die Sirenen heulten. Ich öffnete die Tür, spähte hinaus. Auf dem ganzen Gang flogen die Türen auf, Köpfe lugten heraus.

Jetzt kamen meine beiden Leibwächter angerannt. (Anders als bei meinem letzten Einsatz hatte ich diesmal Bodyguards, vor allem, weil es ordentliche Unterkünfte für sie gab und weil sie nicht auffielen: Schließlich lebte ich mit Tausenden anderen zusammen.) Einer sagte: *Wir werden angegriffen!*

In der Ferne, bei den Flugzeughangars, hörten wir Explosionen. Ich wollte gerade losrennen zu meinem Apache, aber einer der Leibwächter hielt mich auf.

Viel zu gefährlich.

Von draußen drang Gefechtslärm zu uns herein. *Bereit machen! BEREIT MACHEN!*

Wir legten unsere Körperpanzerung an und standen in der Tür, um auf neue Anweisungen zu warten. Während ich meine Weste und meinen Helm checkte, faselte einer der Bodyguards ständig vor sich hin: *Ich wusste, dass das passieren würde, wusste es einfach, hab's allen gesagt, aber keiner wollte auf mich hören. Halt's Maul, haben sie gesagt, aber ich habe sie gewarnt, hab sie gewarnt. Harry wird was zustoßen! Ach, hau doch ab, haben sie gesagt, und jetzt haben wird den Salat.*

Er war Schotte, sprach mit einem hart rollenden R und klang oft wie Sean Connery, was unter normalen Umständen charmant gewesen wäre. Jetzt aber klang er nur wie Sean Connery mitten in einer Panikattacke.

Ich unterbrach den Sermon über seine prophetischen Fähigkeiten und sagte ihm, er solle einfach nur die Klappe halten.

Ich fühlte mich nackt. Ich hatte meine Neunmillimeter, aber mein SA80A war weggeschlossen. Ich hatte meine Bodyguards, doch ich brauchte meinen Apache. Er war der einzige Ort, an dem ich mich sicher

fühlte – und nützlich. Ich wollte einen Feuerregen auf unsere Angreifer niedergehen lassen, wer auch immer sie waren.

Mehr Explosionen, lautere Explosionen. Die Fensterscheiben zitterten. Jetzt sahen wir Flammen. Amerikanische Cobra-Kampfhubschrauber donnerten über uns hinweg und brachten das ganze Gebäude zum Beben. Die Cobras feuerten. Die Apaches feuerten. Ein gewaltiges Dröhnen erfüllte den Raum. Wir alle hatten Angst, waren vollgepumpt mit Adrenalin. Doch wir Apache-Piloten waren besonders aufgewühlt, konnten es kaum erwarten, endlich in unsere Cockpits zu steigen.

Jemand erinnerte mich daran, dass Camp Bastion ungefähr so groß war wie Reading. Wie sollten wir ohne Karte den Weg von hier zu unseren Helikoptern finden, während wir unter Beschuss standen?

Da hörten wir die Entwarnung.

Die Sirenen verstummten. Das Donnern der Rotoren ebbte ab.

Bastion war wieder sicher.

Doch wir hatten, wie wir später erfuhren, einen furchtbaren Preis dafür bezahlt. Zwei amerikanische Soldaten waren getötet worden, siebzehn britische und amerikanische Soldaten verletzt.

Im Laufe dieses und des nächsten Tages reimten wir uns zusammen, was geschehen war. Talibankämpfer waren an amerikanische Uniformen gelangt, hatten ein Loch in den Zaun geschnitten und waren durchgeschlüpft.

Sie haben ein Loch in den Zaun geschnitten?

Jepp.

Und warum?

Kurz gesagt, wegen mir.

Sie suchten nach Prinz Harry, sagten sie. Die Taliban hatten dazu sogar eine Erklärung veröffentlicht: Unser Ziel war Prinz Harry.

Und auch der Zeitpunkt des Angriffs war sorgfältig gewählt.

Sie hatten ihn, so behaupteten sie jedenfalls, so geplant, dass er mit meinem Geburtstag zusammenfiel.

Ich wusste nicht, ob ich das glauben sollte.

Ich wollte es nicht glauben.

Doch eines stand außer Frage: Die Taliban hatten von meiner Anwesenheit auf dem Stützpunkt und den Einzelheiten meines Einsatzes durch die britische Presse erfahren, die in jener Woche pausenlos über mich berichtet hatte.

51

Gefechtsfeld abzuziehen. Wieder einmal.

NACH DEM ANGRIFF GAB ES einiges Gerede darüber, mich vom

Ich ertrug den Gedanken nicht. Schon die Vorstellung war unsäglich.

Um mich innerlich abzulenken, stürzte ich mich in die Arbeit, ging im Rhythmus des Jobs auf. Es half, dass mein Zeitplan so festgefügt war: zwei Tage geplante Unternehmen, drei Tage maximal erhöhte Bereitschaft. Mit anderen Worten, in einem Zelt sitzen und darauf warten, angefordert zu werden.

Das Bereitschaftszelt hatte das Aussehen und die Anmutung eines Gemeinschaftszimmers im Internat. Die Kollegialität, die Langeweile – die Unordnung. Es gab mehrere rissige Ledersofas, einen großen Union Jack an der Wand, überall Snackmahlzeiten. Wir vertrieben uns die Zeit damit, FIFA zu spielen, literweise Kaffee zu trinken, Männermagazine durchzublättern. (*Loaded* war ziemlich beliebt.) Doch dann ging der Alarm los, und meine Schulzeit ebenso wie jeder andere Abschnitt meines Lebens fühlte sich Lichtjahre entfernt an.

Einer der Jungs meinte, wir seien nicht viel mehr als glorifizierte Feuerwehrleute. Da hatte er nicht unrecht. Nie richtig ausgeschlafen, nie richtig entspannt, immer bereit zum Aufbruch. Mochten wir einen Becher Tee trinken, ein Eis essen, ein Mädchen beweinen, uns über Fußball unterhalten: Unsere Sinne waren stets geschärft und die Muskeln straff in Erwartung des Alarms.

Der Alarm selber war ein Telefon. Rot, schlicht, keine Tasten oder Wählscheibe, nur Unterbau und Hörer. Seine Klingel war urig, astrein britisch. *Brrräng*. Der Klang kam mir vage vertraut vor; zunächst konnte ich ihn nicht zuordnen. Schließlich ging es mir auf: Er war genau wie der von Grannys Telefon in Sandringham auf dem großen Schreibtisch im riesigen Wohnzimmer, wo sie zwischen den Bridgerunden Anrufe entgegennahm.

Wir saßen immer zu viert im Bereitschaftszelt. Zwei Flugbesatzungen aus je zwei Mann, Pilot und Schütze. Ich war Schütze, mein Pilot hieß Dave – groß gewachsen, schlaksig, gebaut wie ein Marathonläufer, der er in der Tat war. Er hatte kurzes dunkles Haar und eine unglaubliche Bräune von der Wüste.

Noch auffälliger war sein zutiefst rätselhafter Sinn für Humor. Mehrere

Male am Tag fragte ich mich: Meint Dave das im Ernst? Ist er sarkastisch drauf? Ich war mir nie im Klaren. Es würde eine Weile brauchen, bis ich aus diesem Knaben schlau würde, sagte ich mir dann. Aber das wurde ich nie.

Sobald das rote Telefon läutete, ließen drei von uns alles stehen und liegen und hetzten zum Apache, während der Vierte an den Apparat ging und von einer Stimme am anderen Ende der Leitung Einsatzdetails einholte. Handelte es sich um einen Verwundetentransport? Um Feindberührung? In letzterem Fall, wie weit waren unsere Soldaten entfernt, wie rasch konnten wir zu ihnen gelangen?

Im Apache dann drehten wir zuerst die Klimaanlage hoch und legten Sicherheitsgurte und Panzerwesten an. Ich schaltete eines der vier Funkgeräte ein, ließ mir weitere Einzelheiten zum Einsatz durchgeben, fütterte den Bordrechner mit den GPS-Koordinaten. Wer zum ersten Mal einen Apache startet, braucht vorm Losfliegen eine Stunde und länger für die Checkliste. Nach ein paar Wochen in Bastion schafften es Dave und ich in acht Minuten. Und immer noch fühlte es sich an wie eine Ewigkeit.

Stets waren wir bis zur Grenze beladen. Randvoll mit Treibstoff, von Raketen starrend und dazu mit genügend 30-mm-Patronen, um ein Wohngebäude aus Beton in Schweizer Käse zu verwandeln – man fühlte regelrecht, wie einen das Zeug runterzog, an die Erde fesselte. Bei meinem ersten Einsatz, einem Verwundetentransport, war mir das Gefühl zuwider, der Gegensatz zwischen unserer Eile und der Erdanziehung.

Ich weiß noch, wie wir uns mit wenigen Zentimetern Luft über die Sandsackwälle von Bastion hinwegwuchteten, ohne zusammenzuzucken, ohne einen weiteren Gedanken an den Wall. Es galt, Arbeit zu tun, Leben zu retten. Sekunden später dann begann eine Warnlampe im Cockpit zu blinken. *ENG CHIPS*.

Bedeutung: Landen. Sofort.

Scheiße. Wir würden in Talibangelände aufsetzen müssen. Meine Gedanken wanderten nach Bodmin Moor.

Dann dachte ich … können wir die Warnlampe nicht vielleicht einfach ignorieren?

Nein, konnten wir nicht. Dave steuerte uns bereits zurück nach Bastion.

Er hatte als Flieger die größere Erfahrung. Er hatte bereits drei Auslandseinsätze hinter sich und wusste alles über diese Warnlampen. Einige konnte man ignorieren – sie blinkten dauernd, und man zog ihre Sicherungen raus, um sie loszuwerden –, aber diese nicht.

Ich kam mir betrogen vor. Ich wollte los, los, los. Auf die Gefahr hin, abzustürzen, gefangen genommen zu werden – egal, was. Es steht uns

nicht zu, zu fragen, wie Fleas Urgroßvater sagte, oder Tennyson. Irgendjemand. Es kam nur drauf an, sich ins Getümmel zu werfen.

52

Sicherweise kreisten wir mit gedrosselten 70 Knoten über einem Übrigens gewöhnte ich mich nie daran, wie schnell der Apache war. Zielgebiet, das entspricht 130 km/h. Rasten wir jedoch auf ein Zielgebiet zu, gaben wir Stoff, brachten wir ihn bis rauf auf 145 Knoten. Und da wir uns kaum vom Boden lösten, fühlte es sich dreimal so schnell an. *Was für ein Privileg*, dachte ich bei mir, *solch unbändige Kraft zu erleben – und für unsere Seite einzusetzen.*

Extremer Tiefflug gehörte zur Standardvorgehensweise. Er erschwerte es den Talibankämpfern, uns kommen zu sehen. Leider erleichterte er es der örtlichen Jugend, Steine nach uns zu schleudern. Was sie ständig tat. Steine werfende Kinder waren so ziemlich alles, was die Taliban an Flugabwehr aufbieten konnten, von ein paar russischen SAM-Raketen einmal abgesehen.

Die Schwierigkeit bestand nicht darin, den Taliban auszuweichen, sondern darin, sie zu finden. Seit meinem ersten Auslandseinsatz vier Jahre zuvor waren sie deutlich befähigter, zu entkommen. Der Mensch ist anpassungsfähig, zumal im Krieg. Die Taliban hatten ausgetüftelt, wie viele Minuten genau ihnen zwischen der ersten Berührung mit unseren Soldaten und dem Auftauchen der Kavallerie am Horizont blieben, und ihre inneren Uhren waren fein justiert: Sie beschossen so viele von uns wie möglich und machten sich dann aus dem Staub.

Sie waren auch besser darin geworden, sich zu verbergen. Mühelos konnten sie mit einem Dorf verschmelzen, in der Zivilbevölkerung untertauchen oder sich in ihr Netz aus Tunneln verflüchtigen. Sie rannten nicht davon – es lief weitaus diffuser ab, geheimnisvoller.

Wir gaben die Suche nicht so leicht auf. Wir kreisten, flitzten hin und her, mitunter zwei Stunden lang. (Nach zwei Stunden ging dem Apache der Treibstoff aus.) Und manchmal waren wir nach Ablauf von zwei Stunden immer noch nicht bereit aufzugeben. Also tankten wir nach.

Eines Tages tankten wir drei Mal nach und verbrachte insgesamt acht Stunden in der Luft. Als wir schließlich zur Basis zurückkehrten, war

unsere Lage prekär: Mir waren die Pinkelbeutel ausgegangen.

53

Ich war in unserer Staffel der Erste, der im Zorn den Abzug drückte. Keiner Nacht in meinem Leben entsinne ich mich besser als dieser. Wir waren im Bereitschaftszelt, das rote Telefon klingelte, alle hechteten wir zum Fluggerät. Dave und ich ratterten die Checks vorm Abheben runter, ich besorgte uns die Einsatzdetails: Einer der Kontrollpunkte in unmittelbarer Nähe zu Bastion war unter Kleinkaliberbeschuss geraten. Wir mussten so rasch wie möglich hingelangen und herausfinden, woher das Feuer kam. Wir hoben ab, rauschten über den Wall hinweg, gingen in die Senkrechte, stiegen auf fünfzehnhundert Fuß. Augenblicke später graste ich mit dem Nachtsichtgerät das Zielgebiet ab. *Da!*

Acht Hitzepunkte in acht Kilometern Entfernung. Thermische Schlieren, die sich von dort wegbewegten, wo die Berührung stattgefunden hatte.

Dave sagte: *Das müssen sie sein!*

Ganz klar – hier draußen sind keine Verbündeten auf Patrouille! Schon gar nicht zu dieser Stunde.

Gehen wir auf Nummer sicher. Lass dir bestätigen, dass niemand außerhalb der Wälle patrouilliert.

Ich funkte den J-TAC, den Joint Terminal Attack Controller, an. Bestätigung: keine Patrouillen.

Wir flogen über den acht Hitzepunkten. Schleunigst teilten sie sich in zwei Gruppen zu je vier auf. In gleichmäßigem Abstand zueinander gingen sie langsam einen Pfad entlang. Das war unsere Patrouilletechnik – ahmten sie uns nach?

Jetzt schwangen sie sich auf Mopeds, einige zu zweit, andere einzeln. Ich teilte der Leitstelle mit, dass wir mit allen acht Zielen Sichtkontakt hätten, bat um Freigabe, Feuererlaubnis. Sie war ein Muss vor jeder Kampfhandlung, immer, außer im Fall von Selbstverteidigung oder unmittelbarer Gefahr.

Unter meinem Sitz befanden sich eine 30-mm-Kanone und zusätzlich zwei je fünfzig Kilo schwere Hellfire-Lenkraketen, die mit unterschiedlichen Gefechtsköpfen ausgerüstet werden konnten, deren

einer sich ausgezeichnet zur Ausschaltung hochrangiger Ziele eignete. Neben den Hellfires hatten wir einige ungesteuerte Luft-Boden-Raketen: Flechettes in unserem konkreten Apache, Stahlnadelgeschosse. Um sie abzuschießen, musste der Hubschrauber in einen bestimmten Winkel gekippt werden, nur dann konnte die Flechette wie eine Wolke aus Pfeilen davonfliegen. Denn genau das war die Flechette: ein tödlicher Schwall aus achtzig fünf Zoll langen, wolframgehärteten Pfeilen. In Garmsir hatte ich davon gehört, wie unsere Kräfte nach dem Volltreffer einer Flechette Fetzen von Taliban aus den Bäumen pflücken mussten.

Dave und ich waren bereit, diese Flechette abzufeuern. Doch die Erlaubnis war noch immer nicht eingegangen.

Wir warteten. Und warteten. Und sahen zu, wie die Taliban in verschiedene Richtungen davonflitzten.

Ich sagte zu Dave: *Sollte ich später rausfinden, dass einer von diesen Typen einen unserer Jungs verletzt oder getötet hat, nachdem wir sie ziehen ließen …*

Wir blieben an zwei Motorrädern dran, folgten ihnen eine gewundene Straße hinunter.

Da trennten sie sich.

Wir nahmen uns eines vor, hängten uns dran.

Endlich funkte die Leitstelle zurück.

Die Personen, denen Sie folgen … welchen Status haben die?

Ich schüttelte den Kopf und dachte: *Die meisten von denen sind weg, weil ihr so lahm gewesen seid.*

Ich sagte: *Sie haben sich aufgeteilt, und wir haben nur noch ein Motorrad vor uns.*

Feuer frei.

Dave wollte eine Hellfire einsetzen. Mich machte ihr Gebrauch allerdings nervös, und ich feuerte stattdessen mit der 30-mm-Kanone.

Ein Fehler. Ich traf das Motorrad. Ein Mann fiel, war vermutlich tot, doch ein anderer sprang ab und rannte in ein Gebäude.

Wir kreisten und riefen Bodentruppen herbei.

Du hattest recht, sagte ich zu Dave. *Wie hätten die Hellfire nehmen sollen.*

Macht nichts, sagte er. *War dein erstes Mal.*

Lange nach unserer Rückkehr zur Basis machte ich eine Art seelische Bestandsaufnahme. Ich war zuvor schon im Gefecht gewesen, hatte bereits getötet, aber dies war meine unmittelbarste Feindberührung – bislang. Andere Waffengänge fühlten sich unpersönlicher an. Bei diesem hatte ich den Finger am Abzug, feuerte drauflos.

Ich fragte mich, wie es mir ging.

War ich traumatisiert?

Nein.

Traurig?

Nein.

Überrascht?

Nein. In jeder Hinsicht vorbereitet. Machte meinen Job.

Ich fragte mich, ob ich abgestumpft, vielleicht empfindungsarm geworden war. Ich fragte mich, ob meine Reaktionslosigkeit mit einem lang währenden Zwiespalt dem Tod gegenüber zusammenhing.

Es kam mir nicht so vor.

Es war eigentlich bloß eine einfache Rechnung. Das hier waren schlimme Menschen, die unseren Leuten Schlimmes antaten. Der Welt Schlimmes antaten. Wenn dieser Typ, den ich gerade außer Gefecht gesetzt hatte, noch keine britischen Soldaten getötet hatte, dann hätte er es bald getan. Ihn auszuschalten bedeutete, britisches Leben zu retten, britische Familien zu verschonen. Ihn auszuschalten bedeutete, weniger junge Männer und Frauen eingewickelt wie Mumien und in Krankenhausbetten nach Hause zu verfrachten wie die Jungs in meinem Flieger vier Jahre zuvor oder die verwundeten Männer und Frauen, die ich in Selly Oak und anderen Lazaretten besucht hatte. Oder das mutige Team, mit dem ich zum Nordpol marschiert war.

Und so hatte ich an jenem Tag vor allem den Gedanken, einzig den Gedanken, zu wünschen, die Leitstelle hätte sich eher bei uns zurückgemeldet, hätte rascher das Feuer freigegeben, damit wir auch die anderen sieben erwischt hätten.

Und doch, und doch. Als ich mich viel später mit einem Kumpel darüber unterhielt, fragte er: *Hat es deine Gefühle beeinflusst, dass diese Killer auf Motorrädern unterwegs waren? Dem Verkehrsmittel der Wahl aller Paparazzi weltweit?* Konnte ich aufrichtig sagen, dass bei der Jagd auf ein Rudel Motorräder kein Fitzelchen von mir an jenes Rudel Motorräder dachte, das einen Mercedes in einen Pariser Tunnel jagte?

Oder an das Rudel Motorräder, das mich aberhundertmal gejagt hatte?

Ich wusste es nicht zu sagen.

54

Kämpfer beobachten. Entgegen der weit verbreiteten Auffassung waren die Taliban gut ausgerüstet. Nicht entfernt so gut wie wir, aber sie hatten wirkungsvolles Material – wenn es zweckmäßig eingesetzt wurde. Folglich mussten sie ihre Soldaten häufig auf den neuesten Stand bringen. Regelmäßig fanden Übungen in der Wüste statt, führten Ausbilder die neueste Ausrüstung aus Russland oder dem Iran vor. Darum schien es auch bei dem Unterricht zu gehen, den die Drohnen festgehalten hatten. Eine Schießübung.

Das rote Telefon klingelte. Sofort wurden die Kaffeebecher und PlayStation-Controller weggestellt. Wir rannten zu den Apaches, flogen mit ordentlich Tempo nach Norden, rund acht Meter über dem Erdboden.

Die Nacht brach herein. Fliegerleitoffiziere befahlen uns, auf etwa acht Kilometer Abstand zu bleiben.

Im zunehmenden Dämmerlicht konnten wir das Zielgebiet kaum sehen. Nur sich bewegende Schatten.

An eine Mauer gelehnte Motorräder.

Warten, wurde uns aufgetragen.

Wir kreisten und kreisten.

Warten.

Flache Atemzüge.

Dann kam das Signal: Die Schießübung ist beendet. Los, los, los.

Der Ausbilder, das ranghohe Ziel, saß auf einem Motorrad, hinter sich einen seiner Schüler. Wir kreischten auf sie zu, stoppten ihre Geschwindigkeit mit vierzig km/h, einer von ihnen trug ein heiß geschossenes PKM-Maschinengewehr. Ich hielt meinen Daumen über dem Cursor, beobachtete den Bildschirm, wartete. Da! Ich drückte einen Abzug, um den Punktlaser auszulösen, und einen anderen, um die Rakete abzufeuern.

Der Thumbstick, mit dem ich feuerte, war dem bemerkenswert ähnlich, mit dem ich gerade noch an der PlayStation gespielt hatte.

Das Geschoss schlug knapp vor den Speichen des Motorrads ein. Wie im Lehrbuch. Genau dort, wo mir hinzuzielen beigebracht worden war. Zu hoch, und es könnte über seinen Kopf hinwegzischen. Zu tief, und es würde nichts als Staub und Sand aufwirbeln.

Delta Hotel. Volltreffer.

Ich schickte Feuer aus der 30-mm-Kanone hinterher.

Wo das Motorrad gewesen war, hing nun eine Wolke aus Rauch und Flammen. *Gut gemacht*, sagte Dave.

Wir schwenkten um zum Camp und besprachen das Video.

Perfekter Abschuss.

Wir spielten noch eine Weile an der PlayStation.

Gingen früh zu Bett.

55

OFT IST ES SCHWIERIG, eine Hellfire mit ausreichender Genauigkeit einzusetzen. Apaches fliegen dermaßen schnell, dass eine ruhige Zielerfassung erschwert wird. Jedenfalls für so einige Kameraden. Ich entwickelte eine Treffsicherheit, als würde ich im Pub Darts werfen.

Auch meine Ziele bewegten sich schnell. Das rasanteste Motorrad, das ich abschoss, fuhr mit etwa fünfzig km/h. Der Fahrer, ein Talibankommandant, der den ganzen Tag lang immer wieder Feuer auf unsere Truppen befohlen hatte, war über den Lenker gebeugt und sah sich ständig nach uns um, während wir ihm nachjagten. Er raste mit Absicht durch die Dörfer und benutzte Zivilisten als Deckung. Alte Leute, Kinder, alle waren für ihn bloße Requisiten.

Uns bot sich immer dann eine flüchtige Gelegenheit, wenn er sich für eine Spanne von vielleicht einer Minute zwischen zwei Dörfern befand.

Ich weiß noch, wie Dave ausrief: *Du hast zweihundert Meter bis zur nächsten Verbotszone.*

Mit anderen Worten zweihundert Meter, bis sich dieser Talibankommandant hinter einem weiteren Kind versteckte.

Wieder hörte ich Dave: *Du hast Bäume links, Mauer rechts.*

Roger.

Dave brachte uns in die Fünf-Uhr-Position, sank auf sechshundert Fuß.

Jetzt.

Ich schoss. Die Hellfire knallte auf das Motorrad und schickte es im Bogen in ein Gehölz. Dave flog uns über die Bäume, und durch Rauchwolken hindurch sahen wir einen Feuerball. Und das Motorrad. Aber keine Leiche.

Ich war bereit, mit der 30-mm nachzulegen und das Gelände zu beharken, sah aber nichts zum Beharken.

Wir kreisten unentwegt. Ich wurde unruhig. *Hat er sich verdrückt, Kumpel? Da ist er!*

Fünfzehn Meter rechts vom Motorrad: Leiche am Boden.

Bestätigt.

Und wir flogen davon.

56

DREI MAL WURDEN WIR an dieselbe triste Stelle gerufen, die eine viel befahrene Fernstraße überblickte. Wir hatten Hilfe bekommen, dass sich dort Talibankämpfer regelmäßig versammelten. Sie kamen in drei Autos, Klapperkisten, trugen Panzerfäuste und Maschinengewehre, bezogen Stellung und warteten, dass Lastwagen vorbeikamen.

Aufklärer hatten gesehen, wie sie mindestens einen Konvoi hochgehen ließen.

Mitunter waren es ein halbes Dutzend Männer, zuweilen bis zu dreißig. Taliban ganz ohne Zweifel.

Drei Mal aber flogen wir an die Stelle, um einzugreifen, und drei Mal blieb uns die Feuerfreigabe versagt. Nie erfuhren wir, weshalb.

Diesmal waren wir entschlossen, dass es anders laufen würde.

Wir gelangten zügig hin, sahen einen Lkw die Straße herabkommen, sahen die Männer ihn anvisieren. Gleich würde es hässlich werden. *Dieser Lkw fährt zur Hölle*, sagten wir, *falls wir nichts unternehmen.*

Wir forderten die Erlaubnis an, einzugreifen.

Erlaubnis verweigert.

Wir fragten erneut an. *Bodenkontrolle, erbitte Erlaubnis zum Angriff auf feindliches Ziel!*

Bleiben Sie auf Empfang …

Bumm. Ein Riesenblitz und eine Explosion auf der Straße.

Wir schrien nach der Erlaubnis.

Bleiben Sie auf Empfang … Wir warten auf Freigabe.

Wir preschten lärmend hin, sahen den Lkw zertrümmert, sahen die Männer in ihre Schrottkarren und auf Motorräder springen. Wir verfolgten zwei Motorräder. Wir flehten um Feuerfreigabe. Jetzt suchten wir um eine andere Sorte Erlaubnis nach: nicht jene, eine Handlung abzubrechen, sondern die, auf eine soeben wahrgenommene Handlung zu antworten.

Diese Sorte Erlaubnis hieß 429 Alpha.

Haben wir vier zwei neun Alpha zum Angriff?

Bleiben Sie auf Empfang …

Wir verfolgten die beiden Motorräder durch mehrere Dörfer hindurch und meckerten über die Bürokratie des Krieges, den Widerwillen von Vorgesetzten, uns tun zu lassen, wozu wir ausgebildet worden waren.

Womöglich unterschieden wir uns in unserem Gemecker nicht von Soldaten in jedem anderen Krieg. Wir wollten kämpfen, verstanden weder die größeren Zusammenhänge noch die zugrunde liegende Geopolitik. Das ganz große Lagebild. Manche Befehlshaber sprachen oft in der Öffentlichkeit wie privat von ihrer Sorge, jeder getötete Taliban rufe drei neue hervor, und waren deshalb besonders vorsichtig. Mitunter hatten wir das Gefühl, die Befehlshaber hätten recht: Wir *riefen* neue Taliban hervor. Doch es musste eine bessere Antwort geben, als nahebei in der Luft zu stehen, während Unschuldige abgeschlachtet wurden.

Aus fünf Minuten wurden zehn, wurden zwanzig.

Die Freigabe erhielten wir nie.

57

Der Apache schaute alles. Die Kamera in seiner Nase zeichnete alles auf. Daher fand nach jedem Einsatz eine sorgfältige Sichtung dieser Videos statt.

Zurück in Bastion ging es dann in den Vorführraum, wo wir das Video in ein Gerät schoben, das den Abschuss auf Plasmabildschirme an der Wand übertrug. Daraufhin drückte sich ein Geschwaderkommandeur die Nase an den Bildschirmen platt, begutachtete, murmelte – zog die Stirn kraus. Er suchte nicht bloß nach Fehlern, dieser Bursche, er hungerte danach. Er wollte uns bei einem Fehler erwischen.

Wir gaben ihm üble Schimpfnamen, wenn er nicht in der Nähe war. Wir standen kurz davor, sie ihm ins Gesicht zu sagen. *Auf wessen Seite sind Sie eigentlich?*

Aber genau das wollte er ja. Er versuchte, uns zu provozieren, uns dazu zu bringen, das Unaussprechliche zu sagen.

Warum?

Eifersucht, entschieden wir.

Es zerfraß ihn innerlich, dass er nie einen Abzug im Gefecht gedrückt hatte. Er hatte noch nie den Feind angegriffen.

Folglich griff er uns an.

Obwohl er sich größte Mühe gab, fand er nie irgendetwas Regelwidriges an irgendeinem unserer Abschüsse. Ich nahm an sechs Einsätzen teil, die am Ende Menschenleben kosteten, und alle wurden von einem Mann für gerechtfertigt erachtet, der uns eigentlich ans Kreuz schlagen wollte. Ich beurteilte sie genauso.

Was die Haltung des Geschwaderkommandeurs so abscheulich machte, war dies: Er beutete eine echte und begründete Angst aus. Eine Angst, die wir alle teilten. Afghanistan war ein Krieg der Irrtümer, ein Krieg mit gewaltigen Kollateralschäden – Tausende Unschuldige getötet und verstümmelt, das verfolgte uns beständig. Somit hatte ich seit dem Tag meines Eintreffens das Ziel, niemals zu Bett zu gehen im Zweifel, ob ich das Richtige getan hatte, ob meine Abschüsse korrekt gewesen waren, dass

ich auf Taliban und allein auf Taliban feuerte, ohne Zivilisten in der Nähe. Ich wollte mit allen meinen Gliedmaßen am Leib nach Großbritannien zurückkehren, aber mehr noch mit ruhigem Gewissen. Und das bedeutete, mir bewusst zu sein, was ich tat und warum, zu jeder Zeit.

Die meisten Soldaten können einem nicht sagen, wie viele Tote sie auf der Liste haben. Unter Gefechtsbedingungen kommt es oft zu reichlich breit gestreutem Feuer. Doch im Zeitalter der Apaches und Laptops wurde alles, was ich tat, aufgezeichnet und zeitvermerkt. Ich konnte stets genau angeben, wie viele feindliche Kämpfer ich getötet hatte. Und ich empfand es als entscheidend, nie vor dieser Zahl zurückzuschrecken. Unter den vielen Dingen, die ich in der Armee gelernt hatte, rangierte die Rechenschaftspflicht ganz weit oben.

Also, meine Zahl: fünfundzwanzig. Das war keine Zahl, die mir irgendeine Befriedigung bereitete. Doch ebenso wenig war es eine Zahl, derer ich mich schämte. Natürlich hätte ich es vorgezogen, keine solche Zahl im militärischen Lebenslauf stehen zu haben oder vor meinem geistigen Auge, doch ich hätte es ja auch vorgezogen, in einer Welt ohne Taliban und ohne Krieg zu leben. Und selbst für einen gelegentlichen Anwender magischen Denkens wie mich lassen sich manche Tatsachen nun einmal nicht ändern.

In der Hitze und im Nebel des Gefechts zählten diese fünfundzwanzig für mich nicht als Menschen. Man kann keine Menschen töten, wenn man sie als Menschen sieht. Man kann Menschen eigentlich gar keinen Schaden zufügen, wenn man sie als Menschen sieht. Sie waren Schachfiguren, die vom Brett geschlagen wurden, Böse, die man wegräumte, ehe sie Gute töten konnten. Ich war darauf trainiert worden, gut trainiert, sie »umzudenken«. Auf einer gewissen Ebene begriff ich, dass diese angelernte Distanziertheit problematisch war. Doch ich sah sie auch als unvermeidlichen Teil des Soldatseins an.

Noch eine Tatsache, die sich nicht ändern ließ.

Was nicht heißen soll, ich wäre eine Art seelenloser Automat gewesen. Nie vergaß ich, wie ich in jenem Fernsehzimmer in Eton, dem mit den blauen Türen, die Zwillingstürme zusammensacken sah und wie Leute von den Dächern und aus Fenstern weit oben sprangen. Nie vergaß ich die Eltern und Ehegatten und Kinder, die ich in New York traf, wie sie Fotos ihrer Mütter und Väter umklammert hielten, die zermalmt oder pulverisiert oder lebendig verbrannt worden waren. Der 11. September war abscheulich, unauslöschlich, und alle dafür Verantwortlichen gemeinsam mit ihren Unterstützern und Helfershelfern, Verbündeten und Nachfolgern waren nicht nur unsere Feinde, sondern Feinde der

Menschheit. Sie zu bekämpfen bedeutete, eines der schändlichsten Verbrechen der Weltgeschichte zu rächen und zu verhindern, dass es sich wiederholte.

Als sich mein Auslandseinsatz gegen Weihnachten 2012 seinem Ende näherte, erfüllte mich dieser Krieg mit Fragen und Vorbehalten, doch nichts davon war moralischer Natur. Ich glaubte immer noch an die Aufgabe, und die einzigen Schüsse, über die ich zweimal nachdachte, waren jene, die ich nicht abgegeben hatte. Beispielsweise in jener Nacht, in der wir gerufen wurden, um einigen Gurkhas beizustehen. Sie wurden von einem Nest aus Talibankämpfern niedergehalten, und als wir eintrafen, brach der Gegensprechverkehr zusammen, weshalb wir einfach keine Hilfe leisten konnten. Es verfolgt mich bis heute: Wie ich meine Gurkha-Brüder über Funk rufen hörte, die Erinnerung an jeden Gurkha, den ich kannte und liebte, wie ich daran gehindert wurde, irgendetwas zu unternehmen.

Während ich meine Taschen zuschnürte und reihum Abschied nahm, war ich ehrlich mit mir selbst: Ich räumte vieles ein, was ich bedauerte. Doch war es gesundes Bedauern. Ich bedauerte die Dinge, die ich *nicht* getan hatte, die Briten und Yankees, denen ich nicht hatte helfen können.

Mein Bedauern galt der unerledigten Aufgabe.

Allem voran bedauerte ich, dass es Zeit war aufzubrechen.

58

Ich stopfte meinen Rucksack mit staubigem Klamotten voll und dazu zwei Andenken, einen Teppich, den ich in einem Bazar gekauft hatte, und eine 30-mm-Geschosshülse aus dem Apache.

Neujahrswoche 2013.

Ehe ich mit meinen Kameraden das Flugzeug besteigen konnte, ging ich in ein Zelt und setzte mich in den einzigen leeren Sessel.

Das obligatorische Interview zur Entlassung.

Der Reporter der Wahl fragte, was ich in Afghanistan getan hätte.

Ich sagte es ihm.

Er fragte, ob ich auf den Feind geschossen hätte.

Was? Ja.

Sein Kopf wich zurück. Überrascht.

Was, glaubte er, würden wir hier tun? Zeitschriftenabos verticken?

Er fragte, ob ich jemanden getötet hätte.

Ja …

Wieder überrascht.

Ich versuchte eine Erklärung: *Hier herrscht Krieg, Kumpel, wissen Sie?*

Wir kamen auf die Presse zu sprechen. Ich meinte zu dem Reporter, wie beschissen ich die britische Presse fand, insbesondere im Hinblick auf meinen Bruder und meine Schwägerin, die soeben mitgeteilt hatten, dass sie ein Kind erwarteten, und daraufhin belagert wurden.

Sie verdienen es, dass ihr Baby in Frieden zur Welt kommt.

Ich räumte ein, dass mein Vater mich inständig gebeten hatte, nicht länger über die Presse nachzudenken, keine Zeitungen mehr zu lesen. Ich gab zu, mich jedes Mal schuldig zu fühlen, wenn ich es doch tat, denn es machte mich zum Komplizen. *Jeder macht sich schuldig, wenn er Zeitungen kauft. Aber hoffentlich glaubt keiner wirklich, was drinsteht.*

Doch das taten die Leute natürlich. Sie glaubten es, und ebendas war das Problem. Die Briten gehören zu den belesensten Völkern der Erde und sind zugleich das leichtgläubigste von allen. Mochten sie auch nicht jedes Wort glauben, so blieb doch immer dieser Restzweifel. *Hmm, wo Rauch ist,*

ist auch Feuer … Selbst wenn eine Unwahrheit widerlegt war, jeder Zweifel entkräftet, verblieb da dieser Bodensatz.

Besonders dann, wenn die Unwahrheit eine negative war. Von aller menschlichen Voreingenommenheit ist die negative Voreingenommenheit, der *negativity bias*, am hartnäckigsten. Er ist uns fest ins Hirn gebrannt. Das Negative bevorrechten, bevorzugen – so haben unsere Vorfahren überlebt. Und damit rechnen die verfluchten Zeitungen, wollte ich sagen.

Tat ich aber nicht. Dazu eignete sich diese Erörterung nicht. Es war gar keine Erörterung. Der Reporter war darauf erpicht, weiterzukommen, nach Vegas zu fragen.

Böser Harry, was? Hooray Harry.

Ich empfand ein Gemenge verwickelter Gefühle dabei, mich von Afghanistan zu verabschieden, aber ich konnte es kaum abwarten, mich von diesem Knaben zu verabschieden.

Zunächst flog ich mit meinem Geschwader nach Zypern zu dem, was die Armee »Dekompression« nannte. Nach meinem letzten Auslandseinsatz war mir keine Dekompression vorgeschrieben worden, weshalb ich mich darauf freute, wenn auch nicht so sehr wie meine Leibwächter. *Endlich! Wir können uns ein verflixtes kaltes Bier genehmigen!*

An jeden wurden genau zwei Dosen ausgegeben. Mehr nicht. Ich mochte kein Bier und gab darum meine an einen Soldaten weiter, der aussah, als hätte er sie nötiger als ich. Er reagierte, als hätte ich ihm eine Rolex geschenkt.

Dann wurden wir zu einer Comedyshow gebracht. Der Besuch war praktisch Pflicht. Wer auch immer sie organisiert hatte, war guten Willens gewesen: etwas Heiteres nach dem Einsatz in der Hölle. Und ich will nicht verschweigen, dass einige unter uns auch lachten. Die meisten aber nicht. Wir mussten Erinnerungen verarbeiten, seelische Wunden abheilen lassen, existenzielle Fragen angehen. (Uns war gesagt worden, ein Geistlicher stehe zur Verfügung, sollten wir reden wollen, doch ich weiß noch, dass sich ihm keiner von uns näherte.) So saßen wir also in der Comedyshow wie zuvor schon im Bereitschaftszelt. In einem Zustand, der dem Scheintod ähnelte. Wartend.

Mir taten die Komiker leid. Selten schwieriger Auftritt.

Ehe wir Zypern verließen, teilte mir jemand mit, die Zeitungen seien voll von mir.

Ach ja?

Das Interview.

Scheiße. Hatte ich völlig vergessen.

Anscheinend hatte ich für einige Aufregung gesorgt mit dem Geständnis,

getötet zu haben. In einem Krieg.

Ich wurde von vorn bis hinten dafür kritisiert, ich sei … ein Killer?

Und nähme das ganz unbekümmert.

Ich hatte beiläufig erwähnt, die Bedienung des Apache würde an die Controller von Videospielen erinnern. Folglich:

Harry vergleicht Töten mit Videospielen!

Ich warf die Zeitung hin. Wo steckte dieser Geistliche?

59

Ich schrieb Cress eine SMS, dass ich zu Hause sei.

Sie textete zurück, dass sie erleichtert sei, was mich erleichterte.

Ich war mir nicht sicher gewesen, was ich zu erwarten hätte.

Ich wollte sie sehen. Und doch trafen wir keine Verabredung. Nicht bei diesem ersten Austausch. Da war eine gewisse Distanz, etwas Steifes.

Du klingst wie ein anderer, Harry.

Tja. Meine Gefühle sind keine anderen.

Sie sollte nicht denken, dass ich ein anderer war.

Eine Woche darauf luden uns ein paar Kumpel zum Abendessen ein. Willkommen daheim, Spike! Zu Hause bei meinem Freund Arthur. Cress erschien mit meiner Cousine Eugenie, alias Euge. Ich umarmte beide, sah ihre bestürzten Gesichter.

Sie sagten, ich sähe wie ein völlig anderer Mensch aus.

Stämmiger? Massiger? Älter?

Ja, ja, alles das. Aber noch etwas dazu, was sie nicht benennen konnten.

Was immer es war, es schien Cressida zu ängstigen oder zu befremden.

Wir kamen daher überein, dass dies keine Wiedervereinigung war. Keine sein konnte. Es kann keine Wiedervereinigung mit jemandem geben, den man nicht kennt. Wenn wir uns weiterhin sehen wollten – und ich wollte das gewiss –, müssten wir wieder von vorn anfangen.

Hallo, ich bin Cress.

Hallo, ich bin Haz. Freut mich sehr.

60

ICH STAND JEDEN MORGEN auf, fuhr zur Basis, tat meine Arbeit, hatte keinerlei Freude daran. Alles fühlte sich sinnlos an.

Und langweilig. Mir war sterbenslangweilig.

Mehr noch, ich hatte zum ersten Mal seit Jahren keinen Daseinszweck. Kein Ziel.

Was nun?, fragte ich mich jede Nacht.

Ich lag meinen befehlshabenden Offizieren damit in den Ohren, mich zurückzuschicken.

Zurück wohin?

In den Krieg.

Oh, sagten sie, *haha, nein.*

Im März 2013 wurde laut, dass der Palast mich auf eine weitere königliche Rundreise schicken wollte. Meine erste seit der Karibik. Diesmal: Amerika.

Ich war froh über die Abwechslung vom Einerlei. Andererseits machte ich mir auch Sorgen wegen der Rückkehr an den einstigen Tatort. Ich malte mir tagelange Befragungen über Vegas aus.

Nein, wurde mir von Höflingen des Palasts versichert. Unmöglich. Die Zeit und der Krieg hätten Vegas in den Hintergrund gedrängt. Es sei eine rein freundschaftliche Reise, um die Wiedereingliederung verwundeter britischer und amerikanischer Soldaten zu unterstützen. *Niemand wird Vegas erwähnen, Sir.*

Szenenwechsel, Mai 2013. An der Seite von Chris Christie, dem Gouverneur von New Jersey, besichtigte ich die Verwüstungen durch Hurrikan Sandy. Der Gouverneur schenkte mir eine blaue Vliesjacke, und die Presse drehte daraus … *um mich auf seine Weise in Kleider zu hüllen*. Tatsächlich kam Christie auch selbst auf diesen Dreh. Ein Reporter fragte ihn, was er von meiner Zeit in Las Vegas halte, und Christie versprach, sollte ich auch den ganzen Tag mit ihm verbringen, »wird sich keiner nackt ausziehen«. Der Spruch erntete großes Gelächter, denn Christie war bekanntlich äußerst beleibt.

Vor New Jersey war ich nach Washington, D.C., gefahren, um mich mit Präsident Barack Obama und First Lady Michelle Obama zu treffen, den Nationalfriedhof in Arlington zu besuchen und einen Kranz am Grab des Unbekannten Soldaten niederzulegen. Ich hatte bereits Dutzende Kränze niedergelegt, aber in Amerika war das Ritual ein anderes. Man legte den Kranz nicht selbst auf das Grab, sondern zusammen mit einem weiß behandschuhten Soldaten, und dann ruhte die eigene Hand allein einen Herzschlag lang auf dem Gebinde. Dieser zusätzliche Schritt, diese Gemeinschaft mit einem lebenden Soldaten bewegte mich. Als ich meine Hand diese zusätzliche Sekunde lang auf dem Kranz liegen hatte, wurde mir leicht schlotterig zumute, und meinen Kopf bestürmten Bilder all der Männer und Frauen, mit denen ich gedient hatte. Ich dachte an Tod, Verwundung, Trauer, von der Provinz Helmand über den Hurrikan Sandy bis zum Alma-Tunnel, und rätselte, wie andere Leute einfach mit ihrem Leben vorankamen, während ich solche Zweifel und Ratlosigkeit empfand – und noch etwas.

Was?, fragte ich mich.

Traurigkeit?

Taubheit?

Ich konnte es nicht benennen. Und mangels eines Namens dafür kam mich eine Art Schwindel an.

Was geschah da mit mir?

Die ganze amerikanische Rundreise dauerte nur fünf Tage – ein einziger Wirbel. So viele Sehenswürdigkeiten und Gesichter und bemerkenswerte Augenblicke. Doch auf dem Heimflug dachte ich nur an einen einzigen Abschnitt.

Einen Abstecher nach Colorado. Zu den sogenannten Warrior Games. Eine Art Olympiade für verwundete Soldaten mit zweihundert männlichen und weiblichen Teilnehmern, von denen mich jede und jeder einzelne beflügelte.

Ich beobachtete sie genau, sah ihnen dabei zu, wie sie eine herrliche Zeit verbrachten, sah sie sich im Wettkampf völlig verausgaben und fragte sie … wie?

Sport, sagten sie. Der kürzeste Weg zur Heilung.

Die meisten hatten ein athletisches Naturell, und sie meinten zu mir, diese Spiele hätten ihnen die seltene Gelegenheit verschafft, ihre physischen Talente neu zu entdecken und zum Ausdruck zu bringen, trotz ihrer Verletzungen. Im Ergebnis ließ es ihre Wunden, seelische wie körperliche, verschwinden. Vielleicht nur für einen Moment oder einen Tag, doch das genügte. Mehr als das. Hat man seine Wunde erst einmal

eine Zeit lang zum Verschwinden gebracht, dann hat nicht länger sie das Sagen – sondern man selbst.

Ja, dachte ich. *Kapier ich gut.*

Darum ließ ich mir auf dem Rückflug nach Großbritannien diese Spiele durch den Kopf gehen und dachte darüber nach, wie man etwas Ähnliches bei uns veranstalten könnte. Angelehnt an die Warrior Games, aber vielleicht mit mehr Soldaten, größerem Auftritt und größerem Gewinn für die Teilnehmer. Ich kritzelte ein paar Notizen auf ein Blatt Papier, und als mein Flieger aufsetzte, hatte ich den Kerngedanken umrissen.

Eine Paralympiade für Soldaten aus aller Welt! Im Londoner Olympic Park! Wo eben erst die Olympischen Spiele von London stattgefunden hatten!

Vom Palast tatkräftig unterstützt. Vielleicht?

Großes Ansinnen. Doch ich hatte das Gefühl, etwas politisches Kapital angesammelt zu haben. Trotz Vegas, trotz wenigstens eines Artikels, der in mir eine Art Kriegsverbrecher erkannte, trotz meiner ganzen schillernden Vorgeschichte als der missratene Royal schienen die Briten dem *Spare* allgemein wohlwollend zu begegnen. Es herrschte der Eindruck vor, ich würde allmählich etwas aus mir machen. Zumal die meisten Briten dem eigenen Militär gegenüber im Großen und Ganzen positiv eingestellt waren, auch wenn sie den Krieg ablehnten. Sicherlich würden sie ein Bemühen, Soldaten zu helfen, unterstützen.

Ein erster Schritt wäre es, die Sache vor das Royal Foundation Board zu bringen, den Stiftungsrat, der meine gemeinnützigen Projekte und die von Willy und Kate beaufsichtigte. Es war *unsere* Stiftung, weshalb ich mir sagte: kein Problem.

Überdies hatte ich den Kalender auf meiner Seite. Es war Frühsommer 2013. Willy und Kate würden in wenigen Wochen ihr erstes Kind bekommen und eine Weile außer Dienst sein. Folglich hatte die Stiftung keine Projekte in petto. Ihre rund sieben Millionen Pfund lagen bloß untätig rum. Und wenn etwas aus diesen International Warrior Games werden sollte, würde es das Profil der Stiftung schärfen, somit Geldgeber anspornen und in der Folge die Konten der Stiftung um ein Mehrfaches auffüllen. Es käme viel mehr Manövriermasse zusammen, ehe Willy und Kate wieder vollen Einsatz zeigen könnten. Also war ich überaus zuversichtlich in den Tagen vor meiner Projektvorstellung.

Das wurde anders, als der eigentliche Tag kam. Mir wurde klar, wie sehr ich die Sache für die Soldaten und ihre Familien wollte und, wenn ich ehrlich bin: für mich. Dieser jähe Anschlag auf meine Nerven hinderte mich daran, mein Bestes zu geben. Dennoch zog ich es durch, und der

Stiftungsrat sagte Ja.

Begeistert meldete ich mich bei Willy.

Doch er war übel gereizt. Wünschte sich, ich hätte das Ganze erst mal ihm unterbreitet.

Ich sei davon ausgegangen, sagte ich, dass das andere getan hätten.

Er klagte, dass ich sämtliche Mittel der Royal Foundation aufbrauchen würde.

Das ist absurd!, stotterte ich. Mir wurde gesagt, ein Zuschuss von nur einer halben Million Pfund genüge, um die Spiele ins Werk zu setzen, ein Bruchteil des Stiftungskapitals. Außerdem kam dieses Geld vom Endeavour Fund, einem Zweig der Stiftung, den ich speziell für die Rehabilitation von Veteranen eingerichtet hatte. Das Übrige käme von Spendern und Sponsoren.

Was ging hier vor sich?, rätselte ich.

Dann begriff ich. *Mein Gott, Geschwisterrivalität.*

Mit einer Hand hielt ich mir die Augen zu. Waren wir darüber immer noch nicht hinweg? Die ganze Nummer von wegen Erbe gegen Reserve, *Heir* gegen *Spare*? War es nicht schon ein bisschen spät für diese abgedroschenen Kinderspielchen?

Aber selbst wenn nicht, selbst wenn Willy darauf beharrte, sich mit mir zu messen, unsere Bruderschaft in eine Art private Olympiade zu verwandeln, hatte er dann nicht längst uneinholbar die Führung inne? Er war verheiratet, ein Baby war unterwegs, während ich allein über dem Spülbecken aus Pappschachteln aß.

Pas Spülbecken, übrigens! Ich wohnte immer noch bei Pa!

Game over, Alter. Du hast gewonnen.

61

Aufgabe, die *International Warrior Games* ins Leben zu rufen, würde mich in die nächste Phase meines Nachkriegslebens katapultieren. Doch so funktionierte es nicht. Stattdessen fühlte ich mich jeden Tag lustloser. Hoffnungsloser. Verlorener.

Im Spätsommer 2013 steckte ich in Schwierigkeiten. Ich litt abwechselnd unter Anfällen lähmender Antriebslosigkeit und furchterregenden Panikattacken. In meinem offiziellen Leben drehte sich alles darum, in der Öffentlichkeit zu sein, vor Menschen zu stehen, Reden und Vorträge zu halten, Interviews zu geben. Nun war ich beinahe unfähig, diese grundlegenden Funktionen auszufüllen. Stunden vor einer Rede oder einem öffentlichen Auftritt war ich in Schweiß gebadet. Dann, während der Veranstaltung selbst, war ich unfähig zu denken. Mein Inneres vibrierte vor Angst und Fluchtfantasien.

Wieder und wieder gelang es mir gerade so, meinen Fluchttrieb zu unterdrücken. Doch für mich war der Tag absehbar, an dem mir das nicht mehr gelänge, sondern ich ganz real von einer Bühne rennen oder aus einem Raum hinausstürzen würde. Tatsächlich schien dieser Tag rasch näher zu rücken, und ich konnte mir bereits die brüllenden Schlagzeilen ausmalen, was meine Beklemmung stets um den Faktor drei anwachsen ließ.

Häufig setzte die Panik ein, wenn ich mich morgens formell anzog. Merkwürdig, aber das war für mich der Auslöser: der Anzug. Wenn ich mir das Hemd zuknöpfte, spürte ich, wie mein Blutdruck in die Höhe schnellte. Wenn ich mir die Krawatte band, drückte es mir die Kehle zu. Bis ich das Jackett anzog und mir die eleganten Schuhe zuschnürte, rann mir der Schweiß über Wangen und Rücken.

Ich hatte schon immer empfindlich auf Hitze reagiert. Wie Pa. Wir rissen Witze darüber. *Wir sind nicht für diese Welt geschaffen,* sagten wir. *Blöde Schneemänner.* So war beispielsweise der Speisesaal von Sandringham unsere Version von Dantes Inferno. In Sandringham war es

fast überall angenehm, doch der Speisesaal war subtropisch. Pa und ich warteten immer darauf, dass Granny abgelenkt war. Dann sprang einer von uns auf, rannte zu einem Fenster und öffnete es ein paar Zentimeter weit. Ah, die gepriesene kühle Luft. Allerdings verrieten uns die Corgis jedes Mal. Die kühle Luft ließ sie winseln, sodass Granny fragte: *Zieht es hier?* Und sofort schloss einer der Diener das Fenster. (Der laute und wegen des Alters der Fenster unvermeidliche Rums klang jedes Mal, als würde die Tür einer Gefängniszelle zugeschlagen.) Jetzt aber fühlte ich mich ständig wie im Speisesaal von Sandringham, sobald ich im Begriff war, mich in der Öffentlichkeit zu zeigen. Egal, wo ich mich befand. Während einer Rede überhitzte ich derart, dass ich mir sicher war, alle würden es bemerken und darüber sprechen. Bei einem Stehempfang suchte ich verzweifelt irgendeine andere Person, die genau wie ich eine Art Hitzschlag erlitt. Ich brauchte die Bestätigung, dass es nicht nur an mir lag.

Doch so war es.

Wie es so oft bei Ängsten geschieht, bildeten meine Metastasen. Bald waren es nicht mehr öffentliche Auftritte allein, sondern sämtliche öffentliche Orte. Jedwede Art von Menschenmengen. Ich hatte einfach Angst davor, in der Nähe anderer Menschen zu sein.

Mehr als alles andere fürchtete ich Kameras. Gemocht hatte ich sie natürlich nie, nun aber ertrug ich sie nicht mehr. Das verräterische Klicken eines sich öffnenden und schließenden Verschlusses konnte mich für einen ganzen Tag aus der Bahn werfen. Mir blieb gar nichts anderes mehr übrig, als zu Hause zu bleiben. Tag für Tag, Nacht für Nacht. Ich saß herum, aß Imbissmahlzeiten und sah mir *24* an. Oder *Friends*. Ich glaube, dass ich 2013 jede einzelne Folge von *Friends* gesehen habe.

Ich kam zu dem Schluss, dass ich ein Chandler war.

Meine *echten* Freunde äußerten beiläufig, dass ich wirkte, als wäre ich nicht ganz bei mir. So als hätte ich eine Grippe. Manchmal dachte ich, vielleicht bin ich wirklich nicht ganz bei mir. Vielleicht ist es das, was gerade geschieht. Vielleicht handelt es sich um eine Art Metamorphose. Ein neues Selbst erscheint, und für den Rest meiner Tage muss ich diese neue Person, diese verängstigte Person sein.

Oder vielleicht hatte ich das schon immer in mir getragen, und es zeigte sich einfach erst jetzt? Wie Wasser hatte meine Psyche das ihr gemäße Niveau erreicht.

Ich durchwühlte Google nach Erklärungen. Ich gab meine Symptome in verschiedenste medizinische Suchmaschinen ein. Ich führte die Selbstdiagnose fort, um das, was mit mir nicht stimmte, benennen zu

können … Dabei befand sich die Antwort direkt vor meiner Nase. Ich hatte so viele Soldaten getroffen, so viele junge Männer und Frauen, die unter einer posttraumatischen Belastungsstörung litten, und hatte ihre Schilderungen davon gehört, wie schwer es ihnen fiel, das Haus zu verlassen, wie unbehaglich sie sich in Gesellschaft anderer fühlten, wie quälend es für sie war, sich an einen öffentlichen Ort zu begeben – vor allem, wenn es dort laut war. Ich hatte ihnen zugehört, wenn sie von dem sorgfältigen Timing erzählten, das sie betrieben, wenn sie Geschäfte oder Supermärkte aufsuchten. Dass sie darauf achteten, wenige Minuten vor Ladenschluss einzutreffen, um Menschenmengen und Lärm zu entgehen. Ich fühlte zutiefst mit ihnen und stellte dennoch nie die Verbindung her. Nie kam mir der Gedanke, dass auch ich unter einer solchen Störung litt. Trotz all meiner Arbeit mit verwundeten Soldaten, all meiner Anstrengungen zu ihren Gunsten, all meiner Bemühungen, Spiele zu schaffen, die ihre Lage in den Fokus rückten, kam mir nie der Gedanke, dass ich ein verwundeter Soldat war.

Und mein Krieg hatte nicht in Afghanistan begonnen.

Er begann im August 1997.

62

EINES ABENDS RIEF ICH meinen Freund Thomas an. Thomas, der so lustig und witzig war. Thomas, der so ansteckend lachte.

Thomas, die lebende Erinnerung an bessere Tage.

Ich befand mich in Clarence House und saß im Fernsehzimmer auf dem Boden. Vermutlich sah ich *Friends*.

Hey, Boose, was treibst du so?

Er lachte. Niemand sonst nannte ihn Boose.

Harr-eese! Hallo!

Ich lächelte. Niemand sonst nannte mich Harr-eese.

Er erzählte, dass er gerade von einem Geschäftsessen kam. Er genoss es, auf dem Heimweg mit jemandem plaudern zu können.

Seine Stimme, die so sehr der seines Bruders ähnelte, spendete mir sofort Trost. Sie machte mich glücklich, obwohl Thomas selbst nicht glücklich war. Auch er habe zu kämpfen, berichtete er. Steckte mitten in einer Scheidung, andere Schwierigkeiten.

Unerbittlich wandte sich das Gespräch dem ursprünglichen Problem zu, der Quelle aller Schwierigkeiten: Henners. Thomas vermisste seinen Bruder so sehr. *Ich auch,* erklärte ich. *Mann, ich auch.*

Er dankte mir für die Rede, die ich bei einer Veranstaltung gehalten hatte, um Spenden für Henners' Wohltätigkeitsorganisation einzuwerben.

Hätte es nicht auslassen wollen. Dafür sind Freunde da.

Ich dachte an die Veranstaltung. Und an die Panikattacke davor.

Dann schwelgten wir in Zufallserinnerungen. Thomas und Henners, Willy und ich, Samstagvormittage, Abhängen mit Mummy, Fernsehen – einschließlich Wettrülpsen.

Sie war wie ein Junge im Teenageralter!

Das war sie, Kumpel.

Mit Mummy losziehen, um Andrew Lloyd Webber zu treffen.

Henners und ich, wie wir den Sicherheitskameras in Ludgrove unsere blanken Hintern entgegenreckten.

Wir brachen in Gelächter aus.

Er erinnerte mich daran, dass Henners und ich uns so nahe standen, dass uns die Leute Jack und Russell nannten. Vielleicht war das, weil Willy und ich Jack-Russell-Terrier hatten? Oh, ich fragte mich, wo Henners jetzt wohl war. War er mit Mummy zusammen? War er bei den Toten aus Afghanistan? War Gan-Gan auch dort?

Thomas' Schreien riss mich aus den Gedanken.

Boose, Kumpel, alles okay bei dir?

Ärgerliche Stimmen, ein Streit, ein Kampf. Ich schaltete das Handy auf Lautsprecher, rannte den Flur entlang, die Treppen hinauf, und platzte in das Dienstzimmer der Polizisten. Ich rief ihnen zu, dass mein Freund in Schwierigkeiten war. Wir beugten uns über das Handy, lauschten, doch die Verbindung war bereits unterbrochen.

Keine Frage: Thomas wurde gerade überfallen. Zum Glück hatte er den Namen des Restaurants erwähnt, wo er zu Abend gegessen hatte. Es lag in Battersea. Außerdem wusste ich, wo er wohnte. Wir sahen in den Stadtplan: Zwischen diesen beiden Punkten ergab genau eine einzige Route Sinn. Mehrere Personenschützer und ich rasten dorthin und fanden Thomas am Straßenrand nahe der Albert Bridge. Zusammengeschlagen, aufgewühlt. Wir brachten ihn zum nächstgelegenen Polizeirevier, wo er eine Aussage machte. Dann fuhren wir ihn nach Hause.

Unterwegs dankte er mir immer wieder dafür, dass ich ihm zu Hilfe geeilt war.

Ich drückte ihn ganz fest. *Dafür sind Freunde da.*

63

BEIM WATTISHAM AIRFIELD BEKAM ICH EINEN SCHREIBTISCH. Ich hasste ihn. Ich hatte niemals einen Schreibtisch gewollt. Ich hielt es nicht aus, an einem Schreibtisch zu sitzen. Mein Vater liebte den seinen, wirkte wie daran festgetackert, war ganz versessen darauf, inmitten seiner Bücher und Postsäcke zu sitzen. So war ich nie.

Außerdem bekam ich auch eine neue Aufgabe. Ich sollte mein Wissen über den Apache vertiefen. Vielleicht, um irgendwann Fluglehrer zu werden. Anderen das Fliegen beizubringen, war ein Job, von dem ich dachte, er könnte Spaß machen.

Falsch gedacht. Es fühlte sich einfach nicht wie meine Berufung an.

Erneut sprach ich die Idee an, wieder in den Krieg zurückzukehren. Erneut bestand die Antwort in einem klaren Nein. Selbst wenn die Army bereit gewesen wäre, mich zu schicken: Afghanistan war im Begriff, abgewickelt zu werden.

Doch Libyen wurde heißer. *Wie wäre es denn damit?*

Nein, sagte die Army – und lehnte meine Anfrage auf allen ihr bekannten Wegen, offiziellen wie inoffiziellen, ab.

Von »Harry im Kampfgebiet« hatten jetzt einfach alle genug.

Am Ende eines typischen Arbeitstages verließ ich Wattisham, um zum Kensington Palace zu fahren. Ich wohnte nicht mehr bei Pa und Camilla, sondern hatte eine eigene Wohnstatt zugewiesen bekommen, eine Wohnung im »unteren Erdgeschoss« des KP. Mit anderen Worten: halb unter der Erde.

Die Wohnung besaß drei große Fenster, die jedoch wenig Licht hereinließen, sodass die Unterschiede zwischen Tagesanbruch, Mittagszeit und Abenddämmerung bestenfalls marginal waren. Gelegentlich machte Mr. R., der direkt über mir wohnte, diese Frage komplett hinfällig. Er parkte seinen massiven grauen Discovery-SUV gerne direkt vor dem Fenster und blockierte damit das gesamte Licht.

Ich schrieb ihm eine Nachricht, in der ich ihn höflich fragte, ob es ihm nicht möglich wäre, seinen Wagen wenige Zentimeter nach vorne zu

bewegen. Patzig antwortete er, ich möge abschwirren. Dann ging er zu Granny und bat sie, mir dasselbe zu sagen.

Sie sprach es mir gegenüber nie an, doch die Tatsache, dass sich Mr. R. sicher genug fühlte und meinte, ausreichenden Rückhalt zu besitzen, um mich bei der Monarchin anzuschwärzen, ließ mich meinen wahren Platz in der Hackordnung erkennen. Mr. R. war einer von Grannys persönlichen Assistenten.

Ich sollte kämpfen, sagte ich mir. Ich sollte mich mit dem Mann von Angesicht zu Angesicht auseinandersetzen. Aber ich dachte mir: *Nein.* Tatsächlich passte die Wohnung zu meiner Stimmung. Dunkelheit zur Mittagsstunde war genau das Richtige.

Zudem war es das erste Mal, dass ich allein wohnte, an einem anderen Ort als Pa. In der Gesamtabwägung war ich also zufrieden.

Eines Tages lud ich einen Freund zu mir ein. Er sagte, die Wohnung erinnere ihn an einen Dachsbau. Oder vielleicht bemerkte ich das auch ihm gegenüber. Egal, wie rum es nun war, es stimmte und störte mich nicht.

Mein Gast und ich plauderten, tranken etwas, als plötzlich ein Laken vor meinen Fenstern herabfiel. Dann schüttelte sich das Laken. Der Kumpel stutzte, ging zum Fenster und sagte: *Spike … was in …?* Von dem Laken ergoss sich eine Art Wasserfall, der aussah wie … braunes Konfetti?

Nein.

Glitzerkram?

Nein.

Mein Besucher fragte: *Spike, sind das Haare?*

So war es. Mrs. R. hatte einem ihrer Söhne die Haare geschnitten und schüttelte das Laken aus, auf dem sie die Schnipsel gesammelt hatte. Das eigentliche Problem bestand jedoch darin, dass meine drei Fenster offenstanden und es ein böiger Tag war. Schwallweise wurden feine Haare in meine Wohnung geblasen. Mein Kumpel und ich husteten, lachten und klaubten uns Haarsträhnen von den Zungen.

Was nicht in die Wohnung gelangte, landete bei sommerlichem Regen gleich in dem gemeinsamen Garten, wo gerade Minze und Rosmarin blühten.

Tagelang lief ich umher und entwarf in Gedanken eine barsche Nachricht an Mrs. R. Ich habe ihr keine geschickt. Ich wusste, dass ich ungerecht war, denn sie hatte keine Ahnung davon, dass sie mich vollhaarte. Außerdem kannte sie die wahre Quelle meiner Abneigung ihr gegenüber nicht. Sie machte sich nämlich eines noch ungeheuerlicheren Verkehrsvergehens schuldig als ihr Ehemann: Jeden Tag parkte Mrs. R.

ihren Wagen auf Mummys früherem Parkplatz.

Ich sehe sie immer noch auf diesen Platz gleiten, auf dem der grüne BMW meiner Mutter zu stehen pflegte. Es war falsch von mir, und ich wusste, dass es falsch war, doch in gewisser Weise verurteilte ich Mrs. R. dafür.

64

Ich war, ungeworden. Willy und Kate hatten ihr erstes Kind bekommen, George, und er war wunderschön. Ich konnte es gar nicht abwarten, ihm etwas über Rugby und die Schlacht um Rorke's Drift, das Fliegen und Korridor-Cricket beizubringen – und ihm vielleicht den einen oder anderen Überlebenstipp für das Goldfischglas zu geben.

Die Reporter nutzten dieses freudige Ereignis jedoch, um mich zu fragen, ob ich … unglücklich sei.

Wie bitte?

Das Baby hatte mich in der Thronfolge einen Platz nach hinten geschoben, sodass ich nun auf Platz vier stand und nicht mehr Platz drei innehatte. Also folgerten die Reporter: *Pech, nicht wahr?*

Sie machen Witze, oder?

Da muss es doch ein wenig Unbehagen geben.

Ich könnte nicht glücklicher sein.

Eine Halbwahrheit.

Ich freute mich für Willy und Kate, und mein Platz in der Thronfolge war mir herzlich egal.

Unabhängig von beidem aber war ich alles andere als glücklich.

65

ANGOLA. IN DIESES VOM Krieg zerrissene Land reiste ich in offizieller Mission und suchte dabei gezielt verschiedene Orte auf, in denen Landminen das Alltagsleben verseuchten. Darunter war eine Stadt, die als der am stärksten verminte Ort in ganz Afrika galt.

August 2013.

Ich trug eine Schutzausrüstung derselben Machart wie meine Mutter bei ihrem historischen Angolabesuch. Ich arbeitete sogar mit derselben Wohltätigkeitsorganisation zusammen, die sie eingeladen hatte, dem Halo Trust. Es frustrierte mich zutiefst, als ich von den Managern und Einsatzkräften der Organisation erfuhr, dass die Arbeit, auf die sie die Aufmerksamkeit gelenkt hatte, ja sogar der gesamte weltweite Kreuzzug, den meine Mutter mit aus der Taufe gehoben hatte, mittlerweile zum Stillstand gekommen war. Mangels Ressourcen, mangels Entschlossenheit.

Diesem Anliegen widmete sich Mummy zum Schluss mit der größten Leidenschaft. (Drei Wochen bevor sie im August 1997 nach Paris gefahren war, hatte sie Bosnien besucht.) Viele Menschen erinnerten sich noch daran, wie sie alleine ein Minenfeld durchquerte, eine Mine per Fernzündung sprengte und beherzt verkündete: *Eine erledigt, noch siebzehn Millionen übrig.* Ihre Vision einer Welt ohne Landminen erschien damals praktisch greifbar. Inzwischen machte die Welt Rückschritte.

Ihre Sache zu meiner zu machen und selber auch eine Landmine zu sprengen, gab mir das Gefühl, ihr näher zu sein, und verlieh mir, jedenfalls für einen kurzen Moment, Stärke und Hoffnung. Insgesamt aber spürte ich, dass ich mich jeden Tag über ein psychologisches, emotionales Minenfeld hinwegbewegte. Ich wusste nie, wann sich die nächste Panikexplosion ereignen würde.

Als ich nach Großbritannien zurückgekehrt war, stürzte ich mich erneut in die Recherche. Verzweifelt versuchte ich eine Ursache und eine Behandlung zu finden. Ich sprach sogar mit Pa und zog ihn ins Vertrauen. *Pa, ich habe wirklich Probleme mit Angst und Panikattacken.* Er schickte mich zu einem Arzt, was nett von ihm war. Der Arzt war jedoch ein

Allgemeinmediziner bar aller Kenntnisse oder neuer Ideen und wollte mir Pillen verabreichen.

Ich wollte aber keine Pillen schlucken.

Zumindest nicht, solange ich nicht alle übrigen Heilmittel durchprobiert hatte, einschließlich der homöopathischen. Bei meinen Recherchen stellte ich fest, dass viele Menschen Magnesium empfahlen, dem eine beruhigende Wirkung zugeschrieben wurde. Stimmt durchaus. In großen Mengen eingenommen, hat es jedoch auch unangenehme Nebenwirkungen. Es wirkt abführend – was ich auf die harte Tour bei der Hochzeit eines Freundes lernte.

In Highgrove sprachen Pa und ich eines Abends beim Essen recht ausführlich über mein Leiden. Ich nannte ihm Einzelheiten, schilderte ihm Episode um Episode. Gegen Ende der Mahlzeit blickte er auf seinen Teller hinunter und sagte leise: *Ich nehme an, ich bin schuld. Ich hätte dir schon vor Jahren die Hilfe verschaffen sollen, die du gebraucht hättest.*

Ich versicherte ihm, dass es nicht seine Schuld war. Dennoch wusste ich seine Entschuldigung zu schätzen.

Als der Herbst näher rückte, steigerten sich meine Ängste. Vermutlich lag es an meinem bevorstehenden Geburtstag, dem letzten in meinen Zwanzigern. *Meine Jugend geht zur Neige,* dachte ich. Mich plagten all die gängigen Zweifel und Ängste. Ich stellte mir sämtliche grundlegenden Fragen, um deren Beantwortung Menschen ringen, wenn sie älter werden. Wer bin ich? Wohin führt mein Weg? Das ist normal, sagte ich mir. Nur dass die Presse ein krankhaft lautes Echo meiner Selbstbefragung erschallen ließ.

Prinz Harry … Warum heiratet er nicht?

Sie zerrten jede Beziehung ans Licht, die ich gehabt hatte, jedes Mädchen, mit dem ich gesehen worden war, stopften alles in den Mixer und bezahlten »Experten«, also Scharlatane, die versuchen sollten, sich einen Reim darauf zu machen. Bücher über mich sezierten mein Liebesleben und garnierten jeden romantischen Fehlschlag und jedes Beinahemissgeschick mit ihrem Senf. Ich meine mich zu erinnern, dass eines die Einzelheiten meines Flirts mit Cameron Diaz schilderte. *Harry konnte sich die beiden einfach nicht als Paar vorstellen*, verkündete der Autor. Das konnte ich wirklich nicht, da wir einander nie begegnet waren. Ich bin Ms. Diaz nie näher als fünfzig Meter gekommen – was wieder einmal belegt, dass royale Biografien genau das richtige Genre für Liebhaber kompletten Schwachsinns sind.

Hinter all dem auf mich gemünzten Händeringen steckte jedoch etwas Substanzielleres als Klatsch und Tratsch. Es bezog sich auf den gesamten

Urgrund der Monarchie, die auf Eheschließungen basiert. Bei den großen Konflikten um Könige und Königinnen, die Jahrhunderte zurückreichen, ging es im Allgemeinen darum, wer geheiratet wurde und wer nicht, sowie um die Kinder, die solchen Verbindungen entstammten. Ein vollwertiges Mitglied der königlichen Familie, ja, ein echter Mensch, war man erst dann, wenn man verheiratet war. Es war kein Zufall, dass Granny, Staatsoberhaupt von sechzehn Ländern, jede Rede mit den Worten begann: *Mein Ehemann und ich …* Als Willy und Kate heirateten, wurden sie Herzog und Herzogin von Cambridge. Bedeutsamer war jedoch, dass sie ein Haushalt wurden. Als solcher hatten sie Anspruch auf mehr Personal, mehr Autos, ein größeres Haus, großzügigere Büroräume, zusätzliche Ressourcen, Briefköpfe mit Gravur. An diesen Vergünstigungen lag mir nichts, aber Respekt war mir wichtig. Als eingefleischter Junggeselle war ich in meiner eigenen Familie ein Außenseiter, eine Nichtperson. Wenn ich wollte, dass sich das änderte, musste ich heiraten. So einfach war das.

All dies machte meinen neunundzwanzigsten Geburtstag zu einem komplizierten Meilenstein und bescherte mir an einigen Tagen eine schwere Migräne.

Ich schauderte, wenn ich mir vorstellte, wie ich mich wohl an meinem nächsten Geburtstag fühlen würde, mit dreißig. Die besten Jahre eindeutig vorüber. Ganz zu schweigen von der Erbschaft, die dann fällig würde: Sobald ich dreißig würde, bekäme ich einen großen Betrag, den mir Mummy hinterlassen hatte. Ich schalt mich dafür, dass mich das trübsinnig machte. Die meisten Menschen wären bereit zu töten, um Geld zu erben. Für mich war es jedoch eine weitere Erinnerung an ihre Abwesenheit, ein weiteres Zeichen für die Leere, die sie hinterlassen hatte und die Pfund und Euro niemals zu füllen vermochten.

Am liebsten wollte ich vor meinen Geburtstagen fliehen, vor allem fliehen. Ich beschloss, den Jahrestag meiner Ankunft auf Erden mit einer Reise zu deren Ende zu feiern. Am Nordpol war ich bereits gewesen, jetzt würde ich zum Südpol laufen.

Eine weitere Wanderung mit *Walking With The Wounded*.

Man warnte mich davor, der Südpol sei sogar noch kälter als der Nordpol. Ich lachte. Wie sollte das möglich sein? *Ich habe mir bereits den Penis erfroren, Kumpel – entspricht das nicht genau der Definition von Worst-Case-Szenario?*

Außerdem wusste ich dieses Mal, welche Vorsichtsmaßnahmen zu ergreifen waren: besser sitzende Unterwäsche, mehr Polster usw. Noch besser war, dass ein sehr enger Freund eine Schneiderin dafür bezahlte,

dass sie meinem besten Stück ein maßgefertigtes Kissen nähte. Für das unterstützende Viereck nutzte sie Stücke aus weichstem Fleece sowie …

Genug verraten.

66

ZWISCHEN DEN VORBEREITUNGEN FÜR DEN MARSCH ZUM FOX

Zusammen mit meinem neuen Privatsekretär, dem Major Ed Lane Fox, den wir alle Elf nannten.

November 2013.

Elf, ein ehemaliger Captain der House Guards, war gepflegt, intelligent, schlank. Häufig erinnerte er Menschen an Willy, was aber mehr an seinem Haaransatz lag als an seiner Persönlichkeit. Mich erinnerte er weniger an meinen älteren Bruder als vielmehr an einen Rennhund. Wie ein Greyhound würde er niemals anhalten, sondern den Hasen bis ans Ende der Welt jagen. Anders formuliert: Er widmete sich einer Sache vollständig, worin auch immer diese jeweils gerade bestehen mochte.

Seine größte Gabe war dabei möglicherweise die Fähigkeit, Dinge auf den Punkt zu bringen, Situationen und Probleme einzuschätzen und zu vereinfachen. Damit war er die Idealbesetzung, um die Umsetzung meiner ambitionierten Idee der *International Warrior Games* zu ermöglichen.

Da nun ein Teil des Geldes zur Verfügung stand, sollte Elf als Nächstes jemanden finden, der über das ungewöhnliche Organisationstalent sowie über die gesellschaftlichen und politischen Verbindungen verfügte, um eine Aufgabe dieser Größe zu schultern. Er sagte, er kenne genau diesen Mann.

Sir Keith Mills.

Natürlich!, bestätigte ich. Sir Keith hatte 2012 die Olympischen Spiele in London organisiert, die so ein Riesenerfolg gewesen waren.

In der Tat, wen sonst könnte es da geben?

Laden wir Sir Keith auf eine Tasse Tee in den Kensington Palace ein.

67

ICH KÖNNTE EINE MASSGABEGETREUE Nachbildung jenes Raumes erstellen: Zwei große Fenster, ein kleines rotes Sofa, ein Kronleuchter, dessen sanftes Licht auf das Ölgemälde eines Pferdes fiel. In diesem Raum hatte ich bereits früher an Besprechungen teilgenommen. Doch als ich ihn an diesem Tag betrat, spürte ich, dass er das Ambiente für eines der besonders wichtigen Treffen meines Lebens bildete. Jede Einzelheit der Szene prägte sich mir zutiefst ein.

Ich bemühte mich, ruhig zu bleiben, als ich Sir Keith Platz anbot und ihn fragte, wie er seinen Tee wünschte.

Nach einigen Minuten der Plauderei trug ich mein Angebot vor.

Sir Keith lauschte respektvoll und mit Raubvogelblick. Nachdem ich fertig war, gab er allerdings *Umms* und *Aahs* von sich.

Das alles klinge wundervoll, erklärte er, nur sei er schon halb im Ruhestand. Er versuche, die Projekte zu verringern. Er wolle sein Leben in geordnete Bahnen bringen, sich auf seine Leidenschaften konzentrieren, vor allem aufs Segeln. America's Cup und so weiter.

Tatsächlich sollte er just am nächsten Tag einen Urlaub antreten.

Wie bringt man einen Mann, den nurmehr Stunden vom Urlaub trennen, dazu, die Ärmel hochzukrempeln und ein unmögliches Projekt zu übernehmen?

Es wird nicht funktionieren, dachte ich.

Doch die Kernaussage dieser Spiele war: Gib niemals auf.

Also machte ich weiter. Wieder und wieder versuchte ich es und erzählte Sir Keith von den Soldaten, die ich getroffen hatte, von ihren Geschichten und auch ein wenig von meiner. Es war eine der ersten und vollständigsten Schilderungen meiner Zeit im Krieg, die ich überhaupt jemandem vortrug.

Ich konnte sehen, wie meine Leidenschaft und Begeisterung langsam Breschen in seine Verteidigung schlugen.

Mit zusammengezogenen Brauen fragte Sir Keith: *Nun … Wen haben Sie denn bisher schon in das Projekt einbezogen?*

Ich sah Elf an. Elf sah mich an.

Das ist das Schöne daran, Sir Keith. Sehen Sie … Sie sind der Erste.

Er lachte leise vor sich hin. *Clever.*

Nein, nein, wirklich. Sie können die Band wieder zusammenbringen, wenn Sie das möchten. Engagieren Sie, wen immer Sie wollen.

Abgesehen von der offenkundigen und deutlichen Verkaufstaktik, steckte viel Wahres in meinen Aussagen: Bisher war es uns noch nicht gelungen, irgendjemanden sonst zur Zusammenarbeit mit uns zu verführen. Sir Keith hätte somit *Carte blanche*. Er konnte sich das Team nach seinem Gutdünken zusammenstellen und jede einzelne Person engagieren, die ihm dazu verholfen hatte, eine so erfolgreiche Olympiade auf die Beine zu stellen.

Er nickte. *Wann soll das stattfinden?*

Im September.

Wie bitte?

September.

Sie meinen, in zehn Monaten?

Ja.

Unmöglich.

Es muss so sein.

Ich wollte, dass die Spiele mit der Hundertjahrfeier zum Beginn des Ersten Weltkriegs zusammenfielen. Für mich war diese Verbindung entscheidend.

Er seufzte und versprach, es sich durch den Kopf gehen zu lassen.

Ich wusste, was das bedeutete.

68

Einige Wochen später flog ich in die Antarktis und landete bei der Forschungsstation Novolasarewskaja, einem kleinen Dorf aus Hütten und Wohncontainern. Die wenigen winterfesten Seelen, die dort lebten, waren wunderbare Gastgeber, die mich beherbergten und nährten. Ihre Suppen waren fantastisch, ich konnte nicht genug davon bekommen.

Ob es wohl daran lag, dass es minus fünfunddreißig Grad kalt war?

Noch mehr kochend heiße Hühnerbrühe mit Nudeln, Harry?

Ja, gerne.

Das Team und ich brachten ein bis zwei Wochen damit zu, uns Kohlenhydrate einzuverleiben und uns vorzubereiten. Und natürlich Wodka zu bechern. An einem trüben Morgen ging es schließlich los. Wir bestiegen ein Flugzeug, flogen auf das Eisschelf und legten einen Tankstopp ein. Das Flugzeug landete auf einem festen weißen Rollfeld, wie in einem Traum. In keiner Richtung war irgendetwas zu sehen, außer einer Handvoll riesiger Treibstofffässer. Wir rollten zu ihnen hinüber, und während die Piloten nachtankten, stieg ich aus. Die Stille war weihevoll – kein Vogel, kein Auto, kein Baum –, dabei war sie nur ein Teil des größeren allumfassenden Nichts. Keine Gerüche, kein Wind, keine scharfen Kanten oder optischen Besonderheiten, um einen von der endlosen und wahnsinnig schönen Aussicht abzulenken. Ich ging beiseite, um ein paar Augenblicke allein zu sein. Ich war noch an keinem Ort gewesen, der auch nur halb so friedlich war. Von Freude überwältigt, machte ich einen Kopfstand. Monatelange Angstzustände vergingen … für einige wenige Minuten.

Wir stiegen erneut in das Flugzeug ein und flogen zum Startpunkt unserer Tour. Als wir schließlich die Wanderung begannen, fiel es mir wieder ein: *Ach so, mein Zeh ist ja gebrochen.*

Tatsächlich erst seit Kurzem. Seit einem Jungs-Wochenende in Norfolk. Wir tranken und rauchten und feierten bis zum Morgengrauen. Und dann geschah es, als wir eines der Zimmer, in denen wir gefeiert hatten, wieder aufräumen wollten: Ich ließ mir einen schweren Stuhl mit Messingrollen

auf den Fuß fallen.

Blöder Unfall. Hinderlich zumal, ich konnte kaum laufen. Egal, ich war fest entschlossen, das Team nicht zu enttäuschen.

Irgendwie hielt ich mit meinen Mitwanderern Schritt, jeden Tag neun Stunden, wobei ich einen Schlitten zog, der neunzig Kilogramm wog. Auf dem Schnee Fuß zu fassen, war für alle beschwerlich. Eine besondere Herausforderung für mich waren die glatten, wellenförmigen Flächen, die der Wind geformt hatte. *Sastrugi* lautet das norwegische Wort für diese Muster. Mit einem gebrochenen Zeh über Sastrugi wandern? Vielleicht wäre das ein Wettkampf für die *International Warrior Games*, überlegte ich. Doch wann immer mir danach war, mich zu beklagen – über meinen Zeh, meine Erschöpfung, irgendetwas –, musste ich nur einen kurzen Blick auf meine Mitwanderer werfen. Ich ging direkt hinter einem schottischen Soldaten namens Duncan, der keine Beine hatte. Hinter mir lief ein US-amerikanischer Soldat namens Ivan, der blind war. Und so gelobte ich, dass man von mir nicht kein einziges Jammern hören würde.

Bevor ich Großbritannien verließ, hatte mir außerdem ein erfahrener Polarreiseleiter geraten, diese Wanderung zu nutzen, *um die Festplatte zu reinigen*. Seine Worte. *Nutze die sich wiederholende Bewegung,* sagte er, *nutze die beißende Kälte, nutze das Nichts, die einzigartige Leere dieser Landschaft, um deine Konzentration zu verengen, bis dein Geist in Trance fällt. Sie wird sich zu einer Meditation entwickeln.*

Ich befolgte seinen Rat buchstabengetreu. Ich hielt mich dazu an, präsent zu bleiben – *sei* der Schnee, *sei* die Kälte, *sei* jeder einzelne Schritt –, und es funktionierte. Ich fiel in die wunderbarste Trance. Selbst wenn meine Gedanken düster waren, konnte ich sie fest im Blick behalten und beobachten, wie sie davontrieben. Gelegentlich geschah es, dass ich beobachtete, wie sich meine Gedanken mit anderen Gedanken verbanden und die gesamte Gedankenkette urplötzlich einen Sinn ergab. So dachte ich beispielsweise über all die früheren herausfordernden Fußmärsche meines Lebens nach – der Nordpol, die Übungen bei der Army, der Gang hinter Mummys Sarg zu ihrem Grab –, und obwohl diese Erinnerungen schmerzhaft waren, lieferten sie auch Kontinuität, Struktur, eine Art narratives Rückgrat, das ich nie vermutet hätte. Das Leben war ein langer Fußweg. Es ergab Sinn. Es war wunderbar. Alles war voneinander abhängig und miteinander verknüpft … Dann kamen die Schwindelanfälle.

Anders, als man vermuten würde, liegt der Südpol hoch über dem Meer, etwa dreitausend Meter hoch. Die Höhenkrankheit stellt daher eine echte Gefahr dar. Ein Teilnehmer war bereits von unserer Tour abgezogen

worden. Mittlerweile verstand ich, warum. Das Gefühl begann langsam, und ich schob es beiseite. Dann haute es mich um. Schwindel, gefolgt von einer quälenden Migräne, wachsendem Druck in beiden Hirnhälften. Ich wollte nicht anhalten, aber das hatte nicht ich zu entscheiden. Mein Körper sagte: *Danke, an dieser Stelle steige ich aus.* Meine Knie gaben nach. Der Rumpf folgte.

Wie ein Haufen Schutt schlug ich auf den Schnee auf.

Ärzte bauten ein Zelt auf, legten mich flach hin und verpassten mir eine Art Anti-Migräne-Spritze. In den Hintern, nehme ich an. Ich hörte, wie sie Steroide erwähnten. Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich mich halb wiederbelebt. Ich holte die Gruppe wieder ein und suchte nach einem Weg zurück in die Trance.

Sei die Kälte, *sei* der Schnee …

Als wir uns dem Pol näherten, befanden wir uns im Gleichklang, waren alle beschwingt. Durch unsere eisverkrusteten Augenlider konnten wir ihn sehen, dort, genau da drüben. Wir rannten darauf zu.

Halt!

Die Führer erklärten, es sei an der Zeit, das Lager aufzubauen.

Lager? Was zum … Aber das Ziel ist doch genau dort!

Man darf am Pol nicht zelten! Also müssen wir heute Nacht alle hier zelten und uns dann am Morgen zum Pol aufmachen.

Als Camper im Schatten des Pols konnte keiner von uns schlafen; wir waren alle zu aufgeregt. Und so feierten wir eine Party. Getränke wurden konsumiert, Schabernack getrieben. Die Unterseite der Welt hallte von unserem Gelächter wider.

Schlussendlich liefen wir am 13. Dezember 2013 mit dem ersten Licht los und stürmten den Pol. An oder nahe dem genauen Ort befand sich ein riesiger Kreis von Flaggen, die die zwölf Signatarstaaten des Antarktis-Vertrags repräsentierten. Wir standen vor den Flaggen: erschöpft, erleichtert, verwirrt. *Warum liegt da ein Union Jack auf dem Sarg?* Dann umarmten wir uns. Laut manchen Presseberichten nahm einer der Soldaten sein Bein ab, das wir als Trinkgefäß benutzten, um daraus Sekt zu schlürfen. Das klingt stimmig, ich kann mich bloß nicht daran erinnern. In meinem Leben habe ich aus vielen Beinprothesen Alkohol getrunken. Dass dies eine der Gelegenheiten war, kann ich allerdings nicht beschwören.

Außerhalb der Flaggen stand ein großes Gebäude, und zwar eines der hässlichsten, die ich je gesehen hatte. Ein fensterloser Kasten, den die US-Amerikaner als Forschungszentrum errichtet hatten. Der Architekt, der diese Monstrosität entworfen hatte, so dachte ich, musste voller Hass auf

seine Mitmenschen sein, auf den Planeten, auf den Pol. Es brach mir das Herz, zu sehen, wie etwas so Unansehnliches ein ansonsten unberührtes Land dominierte. Trotzdem huschte ich genau wie alle Übrigen in das hässliche Gebäude hinein: Aufwärmen, die Toilette benutzen, Kakao trinken.

Dort gab es ein großes Café, und alle hatten wir einen Mordshunger. Leider, wie man uns mitteilte, war das Café geschlossen. Ob wir gerne ein Glas Wasser hätten?

Wasser? Oh. Okay.

Jeder von uns bekam ein Glas.

Als Nächstes ein Andenken. Ein Teströhrchen.

Mit einem kleinen Korken an der Spitze.

An der Seite klebte ein bedrucktes Etikett: DIE REINSTE LUFT DER WELT.

69

Weihnachten mit der Familie

VOM SÜDPOL AUS REISTE ich direkt nach Sandringham.

In diesem Jahr war das Hotel Granny voll, von der Familie überflutet. Ich bekam daher ein Minizimmer an einem engen rückseitigen Flur zwischen den Büros der Palastmitarbeiter. Dort hatte ich noch nie übernachtet, war noch nicht einmal hindurchgegangen. (Was nicht so ungewöhnlich war: Sämtliche Residenzen von Granny sind riesig. Man bräuchte ein ganzes Leben, um alle Ecken und Winkel zu sehen.) Mir gefiel die Idee, unbekanntes Terrain zu sehen und zu erforschen – immerhin war ich ein erfahrener Polarforscher! Allerdings kam ich mir auch etwas wenig wertgeschätzt vor. Ein bisschen ungeliebt. Ins Umland abgeschoben.

Ich gab mir selbst den guten Rat, das Beste daraus zu machen und diese Zeit dafür zu nutzen, mir die Abgeklärtheit zu bewahren, die ich am Pol erlangt hatte. Meine Festplatte war gereinigt.

Doch leider war meine Familie aktuell mit einer sehr beängstigenden Schadsoftware infiziert.

Es hing in erster Linie mit dem *Court Circular* zusammen, dem »Rundschreiben des Hofes« mit der alljährlichen Auflistung der »offiziellen Termine«, die jedes Mitglied der königlichen Familie im vergangenen Kalenderjahr absolviert hatte. Ein unheilvolles Dokument. Am Ende des Jahres, wenn alle Zahlen ausgewertet wurden, würde die Presse Vergleiche anstellen.

Ah, der oder die ist fleißiger als die anderen.

Ah, der oder die ist ein fauler Sack.

Das *Court Circular* war ein altehrwürdiges Dokument, hatte sich aber in letzter Zeit in ein kursierendes Erschießungskommando verwandelt. Es hatte das Konkurrenzdenken, das es in meiner Familie gab, nicht geschaffen, verstärkte es aber und wurde so zu einer Waffe. Zwar sprach niemand von uns je direkt über das *Court Circular* oder erwähnte dessen Namen, doch unter der Oberfläche sorgte das nur für noch mehr Spannung, die unsichtbar anwuchs, wenn der letzte Tag des Kalenderjahres nahte. Bestimmte Familienmitglieder hatten eine Art Besessenheit entwickelt und strebten geradezu fieberhaft danach, jedes Jahr die höchste Anzahl offizieller Termine zu haben, die im *Circular*

verzeichnet waren, worin auch immer diese bestanden. Erfolgreich waren sie im Wesentlichen, weil sie Dinge angaben, bei denen es sich streng genommen nicht um Termine handelte. Sie verzeichneten Interaktionen mit der Öffentlichkeit, die kaum einen Wimpernschlag dauerten – Dinge, die Willy und ich nicht im Traum mit aufnehmen würden. Das wiederum war größtenteils der Grund dafür, warum das *Court Circular* ein Witz war. Es waren reine Selbstauskünfte, alle subjektiv. Neun private Besuche bei Veteranen zur Unterstützung ihrer psychischen Gesundheit? Null Punkte. Mit dem Hubschrauber eingeflogen, um bei einem Pferdehof ein Band durchzuschneiden? Sieger!

Doch der Hauptgrund, warum das *Court Circular* ein Witz, ja ein Schwindel war, bestand darin, dass niemand von uns im luftleeren Raum darüber entschied, wie viel er oder sie arbeiten wollte. Granny und Pa entschieden, und zwar dadurch, wie viel Unterstützung (mit anderen Worten: Geld) sie unserer Arbeit zuwiesen. Geld bestimmte alles. Was Willy und mich anging, war Pa der alleinige Entscheider. Nur er kontrollierte unsere Mittel. Wir konnten nur das tun, was uns mit den Ressourcen und Mitteln möglich war, die wir von ihm bekamen. Öffentlich massiv dafür getadelt zu werden, wie viel Pa uns zu tun gestattete, fühlte sich hochgradig ungerecht an. Verdreht.

Möglicherweise rührte die Belastung rings um diese Angelegenheiten auch von dem Gesamtdruck auf die Monarchie als solche her. Die Familie spürte das Beben weltweiter Veränderungen, hörte die Rufe der Kritiker, die verkündeten, die Monarchie sei überholt und zu kostspielig. Aus demselben Grund, aus dem die Familie die Verwüstungen und Verheerungen durch die Presse ertrug, duldete sie die Albernheiten des *Court Circular*, ja, strengte sich dafür auch noch an: Angst. Angst vor der Öffentlichkeit. Angst vor der Zukunft. Angst vor dem Tag, an dem die Nation sagen würde: *Okay, machen wir den Laden dicht.* Als also der Weihnachtsabend 2013 nahte, war ich eigentlich recht zufrieden im hinteren Flur in meinem Minizimmer, wo ich mir auf meinem iPad Fotos vom Südpol ansah.

Ich starrte mein kleines Teströhrchen an.

DIE REINSTE LUFT DER WELT

Ich zog den Korken heraus und stürzte den Inhalt auf einmal hinunter.

Ah.

70

Ich zog aus dem Dachsbau aus und ins Nottingham Cottage (alias Nott Cott) ein. Willy und Kate hatten dort gewohnt, waren (hin. Aber entwachsen. Sie gaben mir die Schlüssel, nachdem sie gleich gegenüber in Prinzessin Margarets alte Wohnstatt eingezogen waren.

Es fühlte sich gut an, den Dachsbau verlassen zu haben. Aber besser noch war es, nur durch einen Gartenweg von Willy und Kate getrennt zu sein. Ich freute mich darauf, jederzeit vorbeikommen zu können.

Seht mal, Onkel Harry ist da!

Halli-hallo, ich dachte, ich schaue mal vorbei!

Eine Flasche Wein und Kindergeschenke im Arm. Mich auf den Fußboden fallen lassen und mit dem kleinen George rangeln.

Bleibst du zum Abendessen, Harry?

Total gerne!

Aber so entwickelte es sich nicht.

Sie waren nur ein halbes Fußballfeld entfernt, gleich auf der anderen Seite eines mit Steinen gepflasterten Hofes. Sie waren so nah, dass ich die ganze Zeit sehen konnte, wie ihre Nanny den Kinderwagen vorbeischob, und ich konnte ihre umfangreichen Renovierungen hören. Ich rechnete damit, dass sie mich jetzt sehr bald einladen würden. Jeden Tag.

Doch Tag für Tag geschah nichts dergleichen.

Ich verstehe es, dachte ich. *Sie sind beschäftigt. Bauen eine Familie auf.*

Oder vielleicht … wollen sie kein fünftes Rad am Wagen?

Vielleicht wäre alles anders, wenn ich heiraten würde?

Beide hatten wiederholt erwähnt, und zwar betont, wie sehr sie Cressida mochten.

71

MÄRZ 2014. EIN KONZERT in der Wembley-Arena. Als ich die Bühne betrat, erlitt ich die übliche Panikattacke. Ich ging zur Bühnenmitte, hüllte die Fäuste, ratterte die Rede herunter. Vor mir waren vierzehntausend junge Gesichter, die sich zum We Day versammelt hatten. Vielleicht wäre ich weniger nervös gewesen, wenn ich mich stärker auf sie konzentriert hätte, aber ich hatte einen echten *Me* Day und dachte an das letzte Mal zurück, als ich unter diesem Dach eine Rede gehalten hatte.

Mummys zehnter Todestag.

Damals war ich auch nervös gewesen. Aber nicht so wie heute.

Ich eilte davon. Wischte mir das glänzende Gesicht ab und wankte zu meinem Platz zurück, wo Cress wartete.

Sie sah mich und erbleichte. *Alles in Ordnung?*

Ja, ja.

Aber sie wusste es.

Wir sahen den anderen Rednern zu. Das heißt, sie sah zu, und ich versuchte durchzuschnaufen.

Am nächsten Morgen prangte unser Foto in allen Zeitungen und auf zahlreichen Internetseiten. Jemand hatte den Hofberichterstattern einen Hinweis gegeben, wo wir saßen, und nun waren wir zu guter Letzt doch aufgeflogen. Nach fast zwei Jahren heimlicher Beziehung waren wir als Paar enttarnt.

Merkwürdig, sagten wir, dass das so eine wichtige Nachricht war. Man hatte uns auch vorher schon beim Skifahren in Verbier fotografiert. Aber diese Bilder hatten eine andere Wirkung, vielleicht weil es das erste Mal war, dass sie mich in meiner Eigenschaft als Mitglied des Königshauses zu einer Veranstaltung begleitete.

Letztlich führte es dazu, dass wir weniger Heimlichtuerei betrieben, und das schien ein Vorteil zu sein. Einige Tage später fuhren wir nach Twickenham, sahen uns das Spiel England gegen Wales an, wurden von Paparazzi heimgesucht und erwähnten es nicht einmal. Kurz darauf reisten wir mit Freunden zum Skifahren nach Kasachstan, fielen wieder Paparazzi zum Opfer und merkten es nicht einmal. Wir waren zu abgelenkt. Das Skifahren war uns heilig, es hatte eine symbolische Bedeutung, vor allem nach unserem letzten Skiurlaub in der Schweiz, als sie mich wie durch ein Wunder dazu gebracht hatte, mich zu öffnen.

Es passierte spätabends, nachdem wir den Tag auf der Piste verbracht und uns beim Après-Ski vergnügt hatten. Wir waren in die Hütte meines Cousins zurückgekehrt, die wir bewohnten, und Cress wusch sich das Gesicht und putzte sich die Zähne, während ich auf dem Badewannenrand saß. Wir redeten über nichts Besonderes, soweit ich mich erinnere, aber dann fragte sie mich aus heiterem Himmel nach meiner Mutter.

Ungewöhnlich. Eine Freundin, die sich nach meiner Mutter erkundigte. Aber es war auch die Art, wie sie fragte. In ihrer Stimme lag genau die richtige Mischung aus Neugierde und Mitgefühl. Und sie reagierte auch genau richtig auf meine Antwort. Überrascht, besorgt, ohne zu werten.

Vielleicht waren auch andere Faktoren im Spiel. Die Alchemie aus körperlicher Erschöpfung und Schweizer Gastfreundschaft. Die frische Luft und der Alkohol. Vielleicht war es der sanft fallende Schnee vor dem Fenster, vielleicht waren es die siebzehn Jahre unterdrückter Trauer, die sich angehäuft hatten. Vielleicht war ich reifer geworden. Was auch immer der Grund oder die Gründe waren, ich antwortete ihr unumwunden, und dann fing ich an zu weinen.

Ich weiß noch, wie ich dachte: *Oh, ich weine.*

Und wie ich zu ihr sagte: *Das ist das erste Mal, dass ich …*

Cressida beugte sich zu mir herunter. *Das erste Mal, dass du … was?*

Das ist das erste Mal seit der Beerdigung, dass ich um meine Mutter weine.

Ich wischte mir die Augen trocken und dankte ihr. Sie war die Erste, die mir über diese Hürde hinweggeholfen hatte, die mir geholfen hatte, die Tränen fließen zu lassen. Es war ein kathartisches Erlebnis, es beschleunigte unsere Annäherung und erweiterte die Beziehung um ein Element, das in früheren Beziehungen selten gewesen war: unermessliche Dankbarkeit. Ich stand in Cress' Schuld, und darum war ich nach der Rückkehr aus Kasachstan so unglücklich, denn mir war irgendwann während dieses Skiurlaubs bewusst geworden, dass wir nicht zusammenpassten.

Ich wusste es einfach. Ich glaube, Cress wusste es auch. Wir verspürten eine große Zuneigung zueinander, eine tiefe und beständige Loyalität – aber keine ewige Liebe. Sie hatte immer deutlich gemacht, dass sie sich dem Druck des Lebens als Mitglied des Königshauses nicht aussetzen wollte, und ich war mir nie sicher, ob ich sie darum bitten wollte, und diese unabänderliche Tatsache, die schon eine ganze Zeit lang im Hintergrund gelauert hatte, wurde an den Hängen Kasachstans offensichtlich.

Mit einem Mal war es klar. *Es funktioniert nicht.*

Wie merkwürdig, dachte ich. Immer wenn wir Ski fahren, kommt es zu

einer Offenbarung.

Am Tag nach unserer Rückkehr aus Kasachstan rief ich einen Freund an, der auch mit Cress gut befreundet war. Ich schilderte ihm meine Gefühle und bat ihn um Rat. Der Freund sagte mir ohne Zögern, wenn ich den Schlussstrich ziehen wolle, müsse ich es schnell machen. Also fuhr ich gleich zu Cress.

Sie wohnte gerade eine Zeit lang bei einer Freundin. Ihr Schlafzimmer lag im Erdgeschoss, die Fenster gingen zur Straße hinaus. Ich hörte Autos vorbeifahren und Menschen vorbeigehen, während ich mich behutsam aufs Bett setzte und ihr meine Gedanken schilderte.

Sie nickte. Nichts davon schien sie zu überraschen. Ihr war das Gleiche durch den Kopf gegangen.

Ich habe so viel von dir gelernt, Cress.

Sie nickte. Sie schaute zu Boden, Tränen liefen ihr über die Wangen.

Verdammt, dachte ich.

Sie hat mir geholfen zu weinen. Und jetzt verlasse ich sie und bringe sie zum Weinen.

72

MEIN FREUND GUY HEIRATET

Ich war eigentlich nicht in Stimmung für eine Hochzeit. Aber es war Guy. Ein absoluter Pfundskerl. Ein langjähriger Freund von Willy und mir. Ich mochte ihn sehr. Und ich war ihm etwas schuldig. Er war mehr als einmal in meinem Namen von der Presse durch den Dreck gezogen worden.

Die Hochzeit fand in Amerika statt, tief im Süden.

Auf meine Ankunft folgte eine Welle von Gerede über … na, was schon?

Vegas.

Ich dachte: *Nach so langer Zeit? Ernsthaft? Ist mein nackter Hintern denn wirklich so unvergesslich?*

Sei's drum, sagte ich mir dann. *Sollen sie sich ruhig über Vegas auslassen, ich konzentriere mich auf Guys großen Tag.*

Auf dem Weg zu Guys Junggesellenabschied machten ein paar von uns in Miami halt. Wir aßen grandios, besuchten ein paar Clubs, tanzten bis weit nach Mitternacht. Stießen auf Guy an. Am nächsten Tag flogen wir zusammen nach Tennessee. Ich weiß noch, dass wir uns trotz des vollen Terminkalenders Zeit nahmen, um Graceland zu besichtigen, das ehemalige Anwesen von Elvis Presley. (Eigentlich hat er es einmal für seine Mutter gekauft.)

Alle sagten immer wieder: *Ah, so hat der King also gelebt.*

Wer?

Der King. Elvis Presley.

Ah. Der King. Klar.

Das Haus wurde als Burg, als Villa, als Palast bezeichnet, aber mich erinnerte es an den Dachsbau. Dunkel, beengend. Ich ging umher und sagte: *Hier hat der King gelebt, sagt ihr? Wirklich?*

Ich stand in einem winzigen Raum mit grellen Möbeln und Flokatiteppich und dachte: *Der Inneneinrichter des King muss auf LSD gewesen sein.*

Zu Ehren von Elvis trugen alle Hochzeitsgäste *Blue Suede Shoes*, Schuhe aus blauem Wildleder. Während der Hochzeitsparty wurden die Füße in diesen Schuhen eifrig in die Luft geworfen, junge britische Männer und Frauen tanzten betrunken und sangen fröhlich ohne Rücksicht auf Rhythmus und Stimmlage. Es war zügellos und irrwitzig, und Guy wirkte glücklicher als je zuvor.

Er hatte immer unseren Sidekick gespielt, aber nicht an diesem Abend. Er und seine Braut waren die Stars dieser Show, sie standen im Mittelpunkt, und mein alter Freund genoss es zu Recht. Es machte mich glücklich, ihn so glücklich zu sehen, auch wenn ich hin und wieder, während andere Gäste sich paarweise zusammenfanden, Liebende sich in Ecken verzogen oder sich zu Liedern von Beyoncé oder Adele wiegten, an die Bar wanderte und dachte: *Wann bin ich an der Reihe? Derjenige, der sich vielleicht am meisten wünscht zu heiraten, eine Familie zu gründen, und es wird nie passieren.* Mehr als nur ein wenig gereizt dachte ich: *Das Universum behandelt mich einfach nicht fair.*

73

Doch das Universum liebt sich gerade erst warm. Kurz nach meiner Rückkehr nach England wurde Rehabber Kooks, die H. Kotübeltäterin des Abhörskandals, von einem Gericht freigesprochen.

Juni 2014.

Die Beweise seien erdrückend, sagten alle.

Nicht erdrückend genug, sagte das Gericht. Es glaubte Rehabber Kooks' Aussage, obwohl sie die Gutgläubigkeit stark beansprucht hatte. Nein, sie hatte die Gutgläubigkeit missbraucht. Sie hatte die Gutgläubigkeit behandelt, wie sie einst einen rothaarigen Teenager aus der Königsfamilie behandelt hatte.

Für ihren Ehemann galt das Gleiche. Er war dabei gefilmt worden, wie er in einem Parkhaus mehrere schwarze Müllbeutel voller Computer, USB-Sticks und anderer persönlicher Gegenstände, einschließlich seiner Pornosammlung, in einen Müllcontainer geworfen hatte, nur wenige Stunden bevor die Polizei ihr gemeinsames Haus durchsuchte. Aber er schwor, das sei reiner Zufall gewesen, also tat das Rechtssystem kund, es habe keine Vernichtung von Beweismitteln stattgefunden. *Bitte gehen Sie weiter, es gibt hier nichts zu sehen.* Ich hatte noch nie alles geglaubt, was ich las, aber jetzt traute ich meinen Augen wirklich nicht mehr. Sie ließen diese Frau davonkommen? Und es gab keinen Aufschrei vonseiten der Bevölkerung? Merkte denn niemand, dass es hier um mehr ging als um den Schutz der Privatsphäre, um die öffentliche Sicherheit – um die Königsfamilie? Ursprünglich war der Abhörskandal wegen der armen Milly Dowler aufgeflogen, einer Jugendlichen, die entführt und ermordet worden war. Rehabber Kooks' Schergen hatten Millys Telefon geknackt, nachdem sie als vermisst gemeldet worden war – sie hatten ihre Eltern im Augenblick ihres größten Schmerzes grausam behandelt und ihnen falsche Hoffnungen gemacht, *ihre geliebte Tochter könnte noch am Leben sein, weil ihre Nachrichten abgehört wurden*. Die Eltern ahnten nicht, dass es Rehabbers Leute waren, die dort lauschten. Wenn diese Journalisten bösartig genug waren, um den Dowlers in deren dunkelster Stunde so

zuzusetzen, und damit davonkamen, war dann irgendjemand sicher?

War den Menschen das egal?

Ja, es war ihnen tatsächlich egal.

Mein Glaube an das gesamte System wurde ernsthaft erschüttert, als diese Frau ungeschoren davonkam. Ich brauchte einen Neuanfang, ich musste meinen Glauben erneuern. Also ging ich dorthin, wohin ich immer ging.

An den Okavango.

Um ein paar erholsame Tage mit Teej und Mike zu verbringen.

Es half.

Aber zurück in England, verbarrikadierte ich mich im Nott Cott.

74

Ich ging kaum aus. Vielleicht die eine oder andere Privatparty.

Manchmal huschte ich kurz in einen Club.

Aber es war die Sache nicht wert. Wenn ich herauskam, bot sich immer der gleiche Anblick. Hier Paparazzi, da Paparazzi, überall Paparazzi. Und täglich grüßt das Murmeltier.

Das zweifelhafte Vergnügen des Ausgehens war die Qual niemals wert.

Aber dann dachte ich wieder: *Wie soll ich denn jemanden kennenlernen, wenn ich nicht ausgehe?*

Also versuchte ich es wieder.

Und täglich grüßt …

Eines Abends sah ich beim Verlassen eines Clubs, wie zwei Männer um eine Ecke rannten. Sie kamen genau auf mich zu, und einer der beiden hatte eine Hand an der Hüfte.

Irgendwer rief: *Er hat eine Pistole!*

Ich dachte: *Na schön, das war's dann.*

Billy the Rock machte einen Satz nach vorn, die Hand an der Waffe, und hätte die beiden um ein Haar erschossen.

Aber es waren bloß Tweedle Dumb und Tweedle Dumber. Sie hatten keine Pistolen, und ich weiß nicht, warum einer von ihnen die Hand an die Hüfte gelegt hatte. Aber Billy packte ihn und schrie ihm ins Gesicht: *Wie oft müssen wir es euch noch sagen? Eines Tages stirbt jemand wegen euch.*

Es war ihnen egal. Es war ihnen schlicht egal.

75

Im August 2014 TOWER OF LONDON. Zusammen mit Willy und Kate.

Wir waren wegen einer Kunstinstallation gekommen. Im trockengelegten Festungsgraben waren Zehntausende leuchtend rote Mohnblumen aus Keramik verstreut. Letztlich sollten 888 246 dieser Blumen dort niedergelegt werden, eine für jeden während des Ersten Weltkriegs verstorbenen Soldaten des Commonwealth. In ganz Europa wurde zum hundertsten Jahrestag des Kriegsbeginns gedacht. Abgesehen von ihrer außergewöhnlichen Schönheit war die Installation eine andere Art, das Blutbad des Krieges, ja den Tod an sich, bildlich darzustellen. Ich war äußerst ergriffen. So viele verlorene Leben. So viele Familien.

Es machte die Sache nicht leichter, dass der Besuch im Tower drei Wochen vor Mummys Todestag stattfand oder dass ich sie immer mit dem Ersten Weltkrieg verband, weil ihr Geburtstag, der 1. Juli, zugleich der Beginn der Schlacht an der Somme, der blutigste Tag des Krieges, der blutigste Tag in der Geschichte der englischen Armee gewesen war.

Auf Flanderns Feldern blüht der Mohn …

All das überlagerte sich in meinem Herzen und in meinen Gedanken, während ich vor dem Tower stand, und dann trat jemand vor, reichte mir eine Mohnblume und sagte, ich solle sie niederlegen. (Die Schöpfer der Installation wollten, dass jede Blume von einem lebenden Menschen niedergelegt wurde; es hatten sich schon Tausende von Freiwilligen gemeldet.) Auch Willy und Kate gab man Blumen und sagte ihnen, sie sollten sie an einem Ort ihrer Wahl ablegen.

Anschließend traten wir alle drei zurück, in unsere eigenen Gedanken vertieft.

Ich glaube, das war der Moment, in dem der Konstabler des Towers erschien, uns begrüßte und uns erzählte, wie die Mohnblume zum britischen Kriegssymbol geworden war. Mohn war das Einzige, was auf diesen blutgetränkten Schachtfeldern blühte, sagte der Konstabler: kein Geringerer als … General Dannatt.

Der Mann, der mich wieder in den Krieg entsandt hatte.

Hier lief wirklich alles zusammen.

Er fragte, ob wir Interesse an einer kurzen Führung durch den Tower hätten.

Klar, sagten wir.

Wir gingen die steilen Treppen des Towers hinauf und hinunter, spähten in die dunklen Ecken und standen bald vor einem Schaukasten aus dickem Glas.

Darin befanden sich funkelnde Juwelen, darunter auch … die Krone.

Krasser Scheiß. Die Krone.

Die Krone, die man Granny bei ihrer Krönung im Jahr 1953 aufgesetzt hatte.

Einen Augenblick lang dachte ich, es sei auch die Krone, die auf Gan-Gans Sarg gelegen hatte, als dieser durch die Straßen gefahren wurde. Sie sah genauso aus, aber jemand machte mich auf einige wesentliche Unterschiede aufmerksam.

Aha. Dies war also Grannys und nur Grannys Krone, und jetzt erinnerte ich mich, dass sie mir erzählt hatte, wie unglaublich schwer sie gewesen sei, als man sie ihr zum ersten Mal auf den Kopf setzte.

Sie sah schwer aus. Sie sah auch magisch aus. Je länger wir darauf starrten, desto heller strahlte sie – konnte das sein? Und das Leuchten schien von ihrem Inneren auszugehen. Die Juwelen trugen ihren Teil dazu bei, aber die Krone schien eine innere Energiequelle zu besitzen, etwas Größeres als die Summe ihrer Teile: der juwelenbesetzte Kronreif, die goldenen Lilienblätter, die sich überkreuzenden Bögen und das schimmernde Kreuz. Und natürlich der mit Hermelinfell besetzte Sockel. Man konnte sich der Vorstellung nicht erwehren, dass ein Geist, dem man mitten in der Nacht im Tower begegnete, auf ähnliche Weise geleuchtet hätte. Langsam, bewundernd ließ ich den Blick von unten nach oben wandern. Die Krone war ein Wunder, ein transzendentes und sinnträchtiges Kunstwerk, ähnlich wie die Mohnblumen, aber ich konnte in diesem Augenblick nur daran denken, wie tragisch es war, dass sie hier im Tower eingesperrt bleiben musste.

Eine Gefangene auch sie.

Kommt mir wie Verschwendung vor, sagte ich zu Willy und Kate, die nichts erwiderten.

Vielleicht schauten sie auf den mit Hermelinfell bezogenen Ring und dachten an meine kleine Hochzeitsansprache zurück.

Vielleicht auch nicht.

76

EIN FRAU WÖCHENSPIELER, nach über einem Jahr der Diskussionen und Planungen, Überlegungen und Bedänken, drängten sich schätzungsweise Fans zur Eröffnungsfeier in den Queen Elizabeth Olympic Park. Die *Invictus Games* waren geboren.

Man war zu dem Schluss gekommen, dass *International Warrior Games* nicht besonders leicht über die Zunge ging. Ein cleveres Mitglied der Königlichen Marine hatte sich eine viel bessere Alternative einfallen lassen.

Sobald er damit herausrückte, sagten wir alle: *Natürlich! Nach dem Gedicht von William Ernest Henley!*

Jeder Brite kannte dieses Gedicht. Viele konnten die erste Zeile auswendig aufsagen.

Aus der Nacht, die mich umfängt

Und welchem Schulkind begegneten nicht wenigstens einmal die klangvollen letzten Zeilen?

Ich bin der Meister meines Los'

Ich bin der Käpt'n meiner Seel.

Wenige Minuten vor meiner Rede im Rahmen der Eröffnungsfeier stand ich hinter den Kulissen, Karteikarten in den sichtlich zitternden Händen. Das Podium sah aus wie eine Hinrichtungsstätte. Ich las wieder und wieder meine Karten, während neun Red Arrows das Stadion überflogen und roten, weißen und blauen Rauch hinter sich herzogen. Dann las Idris Elba »Invictus«, wie man es kaum besser lesen konnte, und dann sprach Michelle Obama via Satellitenverbindung einige ausdrucksstarke Worte zur Bedeutung der Spiele. Schließlich kündigte sie mich an.

Ein langer Marsch durch ein mit rotem Teppich ausgelegtes Labyrinth. Meine Wangen sahen ebenfalls aus wie mit rotem Teppich überzogen. Mein Lächeln war starr, die Kampf-oder-Flucht-Reaktion hatte voll eingesetzt. Ich ermahnte mich leise. Diese Spiele fanden zur Feier von Männern und Frauen statt, die Gliedmaßen verloren hatten, die ihre Körper bis an die Grenze und darüber hinaus getrieben hatten, und ich drehte wegen einer kleinen Rede durch.

Aber es war nicht meine Schuld. Die Furcht beherrschte inzwischen meinen Körper, mein Leben. Und diese Rede, von der ich glaubte, dass sie so vielen so viel bedeutete, konnte meinen Zustand allenfalls

verschlimmern.

Außerdem sagte mir der Produzent auf dem Weg zur Bühne, dass wir dem Zeitplan hinterherhinkten. *Ah, wie schön, eine Sorge mehr. Besten Dank.*

Als ich ans Pult trat, das ich persönlich sorgfältig platziert hatte, tadelte ich mich dafür, dass es einen perfekten Blick auf sämtliche Teilnehmer des Wettbewerbs bot. All die vertrauensvollen, anständigen, erwartungsfrohen Gesichter von Menschen, die auf mich zählten. Ich zwang mich, wegzuschauen, ins Nichts zu schauen. Hastig, die tickende Uhr im Kopf, plärrte ich: *Für manche der Teilnehmer wird dies ein Sprungbrett in den Elitesport sein. Aber für andere wird es das Ende eines Kapitels ihrer Genesung und der Beginn eines neuen sein.*

Ich ging auf meinen Platz in der ersten Reihe neben Pa, der mir die Hand auf die Schulter legte. *Gut gemacht, darling boy*. Er wollte bloß nett sein. Er wusste, dass ich viel zu schnell gesprochen hatte. Dieses eine Mal war ich froh, nicht die harte Wahrheit von ihm zu hören.

Schon allein in Bezug auf die Zuschauerzahlen war *Invictus* ein voller Erfolg. Zwei Millionen Menschen sahen im Fernsehen zu, bei jeder Veranstaltung füllten Tausende die Stadien. Einer der Höhepunkte war für mich das Finale im Rollstuhl-Rugby zwischen England und Amerika, bei dem sechstausend Fans in der Copper Box England mit ihren Anfeuerungsrufen zum Sieg trugen.

Wohin ich in dieser Woche auch kam, überall traten Menschen auf mich zu, schüttelten mir die Hand, erzählten mir ihre Geschichten. Kinder, Eltern, Großeltern sagten mir, stets mit Tränen in den Augen, die Spiele hätten etwas wiederhergestellt, was sie für immer verloren geglaubt hatten: das wahre Wesen eines Sohnes, einer Tochter, eines Bruders, einer Schwester, einer Mutter, eines Vaters. Eine Frau tippte mir auf die Schulter und sagte, ich hätte das Lächeln ihres Mannes zu neuem Leben erweckt.

Ach, dieses Lächeln, sagte sie. *Ich hatte es seit seiner Verwundung nicht mehr gesehen.*

Ich hatte gewusst, dass *Invictus* die Welt um etwas Gutes bereichern würde, ich hatte es immer gewusst, aber ich war ganz und gar überrascht über diese Woge der Wertschätzung und der Dankbarkeit. Und der Freude.

Dann kamen die E-Mails. Tausende, eine berührender als die andere.

Ich habe mir vor fünf Jahren die Wirbelsäule gebrochen, aber nachdem ich diese tapferen Männer und Frauen gesehen habe, bin ich heute vom Sofa aufgestanden und will einen Neuanfang wagen.

Seit meiner Rückkehr aus Afghanistan leide ich an Depressionen, aber diese

Demonstration menschlicher Tapferkeit und Resilienz hat mir vor Augen geführt …

Kurz nachdem ich bei der Schlusszeremonie Dave Grohl und die Foo Fighters angesagt hatte, kamen ein Mann und eine Frau auf mich zu, ihre kleine Tochter zwischen ihnen. Die Tochter trug einen pinken Kapuzenpulli und orangefarbene Ohrenschützer. Sie schaute zu mir auf: *Danke, dass Sie meinen Daddy wieder zu … Daddy gemacht haben*.

Er hatte eine Goldmedaille gewonnen.

Es gebe nur ein Problem, sagte sie. Sie könne die Foo Fighters nicht sehen.

Na, das geht natürlich nicht!

Ich hob sie auf die Schultern, und zu viert sahen wir uns das Konzert an, tanzten, sangen und feierten, dass wir am Leben waren.

Es war mein dreißigster Geburtstag.

77

KURZ NACH DEN SPIELEN teilte ich dem Palast mit, dass ich die Armee verlassen würde. Elf und ich arbeiteten an der öffentlichen Verlautbarung; es war nicht leicht, die genau richtigen Worte zu finden, es der Bevölkerung zu erklären, vielleicht weil es mir schwerfiel, es mir selbst zu erklären. Im Nachhinein erkenne ich, dass die Entscheidung schwer zu erklären war, weil es eigentlich gar keine Entscheidung war. Es war einfach an der Zeit.

Aber an der Zeit wofür genau, abgesehen von meinem Austritt aus der Armee? Von nun an würde ich etwas sein, was ich nie zuvor gewesen war: ein Vollzeit-Royal.

Wie sollte das überhaupt gehen?

Und wollte ich das wirklich?

Inmitten eines Lebens voller existenzieller Krisen war diese besonders übel. Wer bist du, wenn du nicht mehr sein kannst, was du immer gewesen bist, was du zu sein gelernt hast?

Dann glaubte ich eines Tages, einen Blick auf die Antwort erhascht zu haben.

Es war an einem klaren Dienstag, unweit des Tower of London. Ich stand mitten auf der Straße, und plötzlich kam er anmarschiert – der junge Ben, der Soldat, mit dem ich 2008 von Afghanistan nach Hause geflogen war, der Soldat, den ich besucht und angefeuert hatte, als er mit seiner neuen Beinprothese eine Mauer erklomm. Sechs Jahre nach diesem Flug lief er einen Marathon. Nicht den London Marathon, was an sich schon ein Wunder gewesen wäre. Er lief *seinen eigenen Marathon* entlang einer selbst ausgeklügelten Route, die auf der Karte von London den Umriss einer Mohnblume nachzeichnete.

Er war atemberaubende fünfzig Kilometer weit gelaufen, um Geld und Aufmerksamkeit zu sammeln – und Herzklopfen zu verursachen.

Ich fasse es nicht, sagte er, als er mir dort begegnete.

Du fasst es nicht?, sagte ich. *Da sind wir schon zwei.*

Ihn da draußen zu sehen, noch immer ein Soldat, obwohl er eigentlich

gar kein Soldat mehr war – das war die Antwort auf das Rätsel, mit dem ich mich so lange herumgeschlagen hatte.

Frage: Wie hörst du auf, Soldat zu sein, wenn du immer Soldat warst oder sein wolltest?

Antwort: Gar nicht.

Selbst wenn du aufhörst, Soldat zu sein, musst du nicht aufhören, Soldat zu sein. Niemals.

78

Ein Gedenkgottesdienst für die Opfer des Afghanistankriegs in der St. Paul's Cathedral, danach ein Empfang der City of London Corporation im Rathaus, dann der Startschuss zum *Walk Of Britain* von *Walking With The Wounded*, dann ein Besuch bei der englischen Rugby-Mannschaft, der ich dann beim Training für ein Spiel gegen Frankreich zuschaute, um sie anschließend nach Twickenham zu begleiten und anzufeuern. Dann ein Gedenkgottesdienst für den Olympiasieger Richard Meade, den erfolgreichsten Reitsportler der britischen Geschichte, dann eine Reise in die Türkei mit Pa, um an Feierlichkeiten anlässlich des hundertsten Jahrestags der Schlacht von Gallipoli teilzunehmen, dann ein Treffen mit Nachfahren der Männer, die in diesem epischen Gefecht gekämpft hatten, und dann zurück nach London, um Medaillen an Teilnehmer des London Marathon zu vergeben.

So begann mein Jahr 2015. Und das waren nur die Höhepunkte.

Die Zeitungen quollen über vor Geschichten über Willys Faulheit, und die Presse hatte ihn den »unwilligen Wills« getauft, was unanständig und vollkommen ungerecht war, denn er war als Familienvater damit beschäftigt, seine Kinder großzuziehen. (Kate erwartete ein weiteres Baby.) Außerdem war er immer noch von Pa abhängig, der über die Finanzen waltete. Er tat, was Pa von ihm verlangte, und das war mitunter nicht viel, weil Pa und Camilla nicht wollten, dass Willy und Kate zu viel Publicity bekamen. Pa und Camilla mochten es nicht, wenn Willy und Kate die Aufmerksamkeit von ihnen oder den guten Zwecken ablenkten, für die sie sich einsetzten. Sie hatten Willy deswegen mehrmals ausdrücklich zurechtgewiesen.

Ein typisches Beispiel: Pas Pressestelle hatte Willys Team zusammengepfiffen, als Kate einen Tennisverein besuchen wollte, obwohl Pa am selben Tag einen öffentlichen Auftritt hatte. Als erklärt wurde, für eine Absage sei es zu spät, mahnte Pas Pressechef: *Dann sorgen Sie dafür, dass die Herzogin auf keinem der Fotos einen Tennisschläger in der Hand hält!*

Ein so einnehmendes, bestechendes Foto würde Pa und Camilla von den Titelseiten fegen. Und das war nicht akzeptabel.

Willy sagte mir, dass Kate und er sich beide gefangen und von Pa, Camilla und der Presse grundlos angegriffen fühlten, weshalb ich im Jahr 2015 ein gewisses Bedürfnis verspürte, für uns drei die Fahne

hochzuhalten. Aber aus ganz eigennützigen Gründen wollte ich auch nicht, dass die Presse auf mich losging. Als faul bezeichnet werden? Mir lief es kalt den Rücken herunter. Dieses Wort hatte ich nie in Verbindung mit meinem Namen hören wollen. Die Presse hatte mich viele Jahre lang als dumm, ungezogen und rassistisch bezeichnet, aber wenn sie es wagten, mich faul zu nennen, konnte ich nicht garantieren, dass ich nicht in die Fleet Street marschierte und anfing, Leute hinter ihren Schreibtischen hervorzuzerren.

Erst Monate später begriff ich, dass die Presse Willy noch aus anderen Gründen im Visier hatte. Zuerst hatte er sie alle gegen sich aufgebracht, weil er aufgehört hatte, ihr Spiel mitzuspielen, und ihnen den ungehinderten Zugang zu seiner Familie verweigerte. Er hatte mehrmals abgelehnt, Kate wie ein wertvolles Rennpferd herumzuzeigen, und das war ihnen sauer aufgestoßen.

Dann hatte er tatsächlich die Stirn gehabt, eine eher gegen den Brexit gerichtete Rede zu halten, was sie richtig ärgerte. Sie lebten vom Brexit! Wie konnte er es wagen, auch nur anzudeuten, das Ganze sei blödsinnig?

79

Ich erhielt dort die Nachricht, Willy und Kate hatten ihr zweites Kind bekommen. Charlotte. Ich war wieder Onkel geworden und sehr glücklich darüber.

Aber erwartungsgemäß befragte mich noch am selben oder am nächsten Tag ein Journalist dazu, als wäre bei mir eine lebensbedrohliche Krankheit diagnostiziert worden.

Nein, mein Freund. Ich bin überglücklich.

Aber damit rücken Sie in der Thronfolge doch noch weiter nach unten?

Ich könnte mich nicht mehr für Willy und Kate freuen.

Der Journalist hakte nach: *Fünfter in der Thronfolge – hm. Damit sind Sie ja nicht mal mehr die Reserve der Reserve.*

Ich dachte: *Erstens einmal ist es gut, weiter vom Zentrum eines Vulkans entfernt zu sein. Zweitens: Welches Monster würde in einem solchen Augenblick an sich selbst und seinen Platz in der Thronfolge denken, statt ein neues Leben auf der Welt willkommen zu heißen?*

Ich hatte einmal jemanden am Hof sagen hören, als Fünfter oder Sechster in der Thronfolge könne man sich mit dem Gedanken trösten, man sei »bloß einen Flugzeugabsturz davon entfernt«. Ich konnte mir nicht vorstellen, so zu leben.

Der Journalist blieb beharrlich. Ob mich die Geburt nicht meine Entscheidungen hinterfragen lasse.

Entscheidungen?

Ist es nicht an der Zeit, sesshaft zu werden?

Na ja, äh.

Man vergleicht Sie schon mit Bridget Jones.

Ich dachte: *Wirklich? Bridget Jones, hm?*

Der Journalist wartete.

Es wird passieren, versicherte ich ihm oder ihr, ich erinnere mich nicht an das Gesicht, nur an die anmaßenden Fragen. *Wann, werter Herr, haben Sie vor, die Ehe zu schließen?*

Wenn die Zeit reif ist, wird es passieren, sagte ich, wie man eine nörglerische Tante beschwichtigt.

Im Blick des gesichtslosen Journalisten lag niederträchtiges … Mitleid.

Meinen Sie wirklich?

80

Klammern, weil es so glamourös sei. An vielen Abenden dachte ich: *Wenn sie mich jetzt sehen könnten …*

Dann legte ich weiter Unterwäsche zusammen und schaute dabei die *Friends*-Folge, in der Monica und Chandler heiraten.

Ich machte nicht nur die Wäsche (die oft zum Trocknen auf der Heizung lag), sondern erledigte Hausarbeiten, kochte, kaufte selbst ein. Unweit des Palasts gab es einen Supermarkt, den ich wenigstens einmal die Woche informell aufsuchte.

Natürlich plante ich jeden Abstecher so sorgfältig wie eine Patrouille um Musa Qala. Ich ging zu unterschiedlichen, willkürlich gewählten Uhrzeiten hin, um die Presse abzuschütteln. Ich trug eine Tarnkluft: ins Gesicht gezogene Baseballkappe, weiter Mantel. Ich raste mit Warpgeschwindigkeit durch die Gänge, schnappte mir die Lachsfilets, die ich mochte, und die Joghurts meiner Lieblingsmarke. (Ich hatte mir den Grundriss des Supermarkts genau eingeprägt.) Dazu ein paar Granny-Smith-Äpfel und Bananen. Und natürlich eine Tüte Chips.

Dann rannte ich zur Kasse.

So wie ich im Apache-Hubschrauber die Zeit für den Check vor dem Abflug immer weiter reduziert hatte, senkte ich nun meine Einkaufszeit unter zehn Minuten. Aber eines Abends kam ich in den Laden und fing an, die Gänge hinauf- und hinunterzurennen, und alles … war *umgestellt*.

Ich ging hastig zu einem Mitarbeiter: *Was ist denn hier los?*

Bitte?

Wo sind denn die ganzen Sachen?

Wo sind …

Warum ist denn alles umgestellt?

Ganz ehrlich?

Ja, ganz ehrlich.

Damit die Leute länger hierbleiben. Damit sie mehr kaufen.

Ich war platt. So was darf man? Das ist legal?

In leichter Panik lief ich weiter die Gänge auf und ab, füllte meinen Wagen, so gut ich konnte, die Uhr immer im Blick, und raste dann zur Kasse. Das war immer der schwierigste Teil, weil sich daran nichts perfektionieren ließ: Es hing alles von anderen ab. Mehr noch, die Kasse

befand sich gleich neben den Zeitungsständern, die jedes britische Boulevardblatt und Magazin enthielten, und auf der Hälfte der Titelseiten und Zeitschriftencover waren Fotos von meiner Familie. Oder meiner Mutter. Oder mir.

Mehr als einmal sah ich, wie Kunden etwas über mich lasen, hörte sie über mich diskutieren. Im Jahr 2015 hörte ich sie regelmäßig darüber debattieren, ob ich jemals heiraten würde oder nicht. Ob ich glücklich war oder nicht. Ob ich schwul war oder nicht. Ich war immer versucht, ihnen auf die Schulter zu tippen … *Huhu!*

Als ich eines Abends inkognito mithörte, wie ein paar Leute über mich und meine Lebensentscheidungen diskutierten, vernahm ich plötzlich laute Stimmen am vorderen Ende der Schlange. Ein älteres Paar, das die Kassiererin beschimpfte. Es war zuerst unangenehm, dann unerträglich.

Ich trat vor, zeigte mein Gesicht, räusperte mich: *Verzeihung. Ich weiß nicht, was hier vorgeht, aber ich finde, so sollten Sie nicht mit ihr reden.*

Die Kassiererin war den Tränen nah. Das Paar, das sie beleidigt hatte, drehte sich um und erkannte mich. Aber die beiden waren nicht im Geringsten überrascht. Sie fühlten sich nur angegriffen, weil ich sie für ihr übergriffiges Verhalten zur Rede gestellt hatte.

Als sie gegangen waren und ich mit Bezahlen an der Reihe war, versuchte mir die Kassiererin zu danken, während sie meine Avocados einpackte. Ich wollte nichts davon hören. Ich sagte ihr, sie solle die Ohren steifhalten, schnappte mir meine Einkäufe und verschwand wie Green Hornet.

Kleider kaufen war viel weniger kompliziert.

Ich machte mir generell keine Gedanken um Kleidung. Ich machte mir nichts aus Mode und verstand auch nicht, wie es irgendjemand tun konnte. Oft wurde ich in den sozialen Medien für meine wild zusammengestellten Outfits und meine schäbigen Schuhe verspottet. Jemand teilte ein Foto von mir und fragte sich, warum meine Hose so lang war, warum meine Hemden so verknittert waren. (Ihnen wäre im Traum nicht eingefallen, dass ich sie auf der Heizung trocknete.)

Nicht sehr prinzenhaft, sagten sie.

So sieht's aus, dachte ich.

Mein Vater gab sich alle Mühe. Er schenkte mir ein Paar schwarze Budapester. Echte Kunstwerke, schwer wie Bowlingkugeln. Ich trug sie, bis die Sohlen löchrig wurden, und erst als man sich über mich lustig machte, weil ich Schuhe mit Löchern trug, ließ ich sie endlich ausbessern.

Ich erhielt jedes Jahr ein offizielles Kleidergeld von Pa, aber das war für förmliche Anlässe bestimmt. Anzüge und Krawatten, feierliche Kleidung.

Meine legere Alltagskluft kaufte ich beim Discounter T. K. Maxx. Am liebsten mochte ich den jährlichen Ausverkauf, bei dem es jede Menge Stücke von Gap oder J. Crew gab, die aus der vergangenen Saison stammten oder leichte Mängel hatten. Wenn man es zeitlich gut abpasste und am ersten Tag des Schlussverkaufs kam, konnte man die gleichen Sachen günstig abstauben, für die man in der Haupteinkaufsstraße viel Geld hinlegen musste! Für zweihundert Pfund konnte man todschick aussehen.

Auch dabei hatte ich ein System. Fünfzehn Minuten vor Ladenschluss eintreffen. Sich einen großen roten Einkaufskorb schnappen. Ins Obergeschoss hasten. Sich systematisch durch die Kleiderständer arbeiten.

Hatte ich etwas Vielversprechendes gefunden, hielt ich es mir vor die Brust oder die Beine und stellte mich vor einen Spiegel. Ich machte mir nie Gedanken über Farbe oder Schnitt und begab mich ganz sicher nie auch nur in die Nähe einer Umkleidekabine. Wenn es gut und bequem aussah, kam es in den Korb. War ich mir unsicher, fragte ich Billy the Rock. Er hatte großen Spaß an seinem Zweitjob als Stilberater.

Pünktlich zum Ladenschluss rannten wir mit zwei riesigen Einkaufstüten siegestrunken nach draußen. Jetzt würden mich die Zeitungen nicht mehr als schlampig bezeichnen. Zumindest eine Zeit lang.

Besser noch, ich würde monatelang nicht über Klamotten nachdenken müssen.

81

Abgesehen von gelegentlichen Einkäufen ging ich 2015 nicht mehr aus. Hörte völlig damit auf.

Keine Abendessen mehr mit Freunden. Keine Hauspartys. Keine Clubs. Kein Garnichts.

Jeden Abend ging ich von der Arbeit direkt nach Hause, aß rasch etwas über der Spüle, erledigte ein wenig Papierkram, während im Hintergrund mit leise gedrehtem Ton *Friends* lief.

Hin und wieder füllte Pas Koch meine Gefriertruhe mit Hühnerpasteten und Cottage Pies. Ich war froh, dass ich nicht mehr so oft in den Supermarkt musste … obwohl ich bei den Pasteten manchmal an die Gurkhas und ihren Ziegeneintopf denken musste, vor allem, weil sie so schwach gewürzt waren. Ich vermisste die Gurkhas, vermisste die Armee. Vermisste den Krieg.

Nach dem Abendessen rauchte ich für gewöhnlich einen Joint, immer sorgsam darauf bedacht, dass der Rauch nicht in den Garten meines Nachbarn wehte, des Herzogs von Kent.

Dann ging ich früh zu Bett.

Ein eremitenhaftes Leben. Ein seltsames Leben. Ich war einsam, doch einsam war besser als panisch. Ich probierte gerade ein paar natürliche Heilmittel für meine Angstzustände aus, doch solange ich ihnen noch nicht ganz vertraute, verließ ich mich auf diese zweifelsohne ungesunde Therapie.

Vermeidung.

Ich litt unter Agoraphobie.

Was angesichts meiner öffentlichen Rolle eigentlich nicht sein durfte.

Nach einer Rede, die sich weder vermeiden noch absagen ließ und während der ich um ein Haar in Ohnmacht gefallen wäre, kam Willy hinter der Bühne zu mir. Lachend.

Harold! Schau dich an! Du bist ja schweißgebadet.

Ich konnte seine Reaktion einfach nicht fassen. Gerade er! Der meine erste Panikattacke miterlebt hatte. Mit Kate. Wir waren in ihrem Range Rover zu einem Polospiel nach Gloucestershire gefahren. Ich saß auf dem Rücksitz, und Willy spähte im Rückspiegel zu mir nach hinten. Er sah, wie ich schwitzte, sah meinen hochroten Kopf. *Geht's dir gut, Harold?* Nein, gar nicht. Die Fahrt dauerte mehrere Stunden, und alle paar Kilometer wollte

ich ihn bitten anzuhalten, damit ich aussteigen und Luft schnappen konnte.

Er wusste, dass etwas nicht stimmte, dass etwas Übles im Gange war. An jenem Tag, oder kurz darauf, sagte er, ich bräuchte Hilfe. Und jetzt hänselte er mich? Ich verstand nicht, wie er so unsensibel sein konnte.

Aber es war auch meine Schuld. Wir hätten es beide besser wissen müssen, hätten meine sich verschlechternde psychische und emotionale Verfassung erkennen müssen – schließlich hatten wir uns gerade überlegt, eine öffentliche Kampagne ins Leben zu rufen, um dem Thema der psychischen Gesundheit mehr Aufmerksamkeit zu verschaffen.

82

ICH BESUCHTE DAS MILDMAY Mission Hospital im Osten Londons, um

Lesen Sie den fünfzigsten Geburtstag und die jüngsten Umbauten zu feiern. Meine Mutter hatte dem Krankenhaus einst einen berühmten Besuch abgestattet. Sie hielt damals die Hand eines HIV-positiven Mannes und veränderte damit die Welt. Sie bewies, dass HIV nicht Lepra war, kein schicksalhafter Fluch. Sie bewies, dass die Krankheit Menschen nicht von Liebe oder Würde ausschloss. Sie erinnerte die ganze Welt daran, dass Respekt und Mitgefühl keine milden Gaben sind, sondern das Mindeste, was wir einander schuldig sind.

Bei dieser Gelegenheit fand ich heraus, dass jener legendäre Besuch in Wahrheit nur einer von vielen gewesen war. Eine Mildmay-Angestellte nahm mich beiseite und erzählte mir, dass Mummy hier ständig heimlich ein und aus ging. Ohne großes Bohei und ohne Fotos. Sie kam einfach vorbei, machte ein paar Menschen etwas glücklicher und eilte dann wieder nach Hause.

Eine andere Frau erzählte mir, sie sei während einer dieser Stippvisiten hier Patientin gewesen. Mit HIV geboren, erinnerte sich diese Frau noch, wie sie einst auf Mummys Schoß gesessen hatte. Sie war damals erst zwei Jahre alt gewesen. Und trotzdem erinnerte sie sich.

Ich habe sie umarmt. Deine Mum. Echt.

Ich errötete. Ich war so neidisch!

Wirklich?

Ja, das habe ich, und oh, es war so schön. Ihre Umarmungen waren ganz wunderbar!

Ja, ich erinnere mich.

Aber das stimmte nicht.

So sehr ich mich auch bemühte, ich konnte mich an kaum etwas erinnern.

83

Und Mike. Ich hatte mich so nach ihnen gesehnt, empfand ein beinahe körperliches Bedürfnis, mit Mike auf eine Wanderung zu gehen, endlich wieder den Kopf in Teejs Schoß zu legen, zu reden, mich sicher zu fühlen.

ICH REISTE WIEDER NACH Botswana, verbrachte ein paar Tage mit Teej

Mich zu Hause zu fühlen.

Es war das Jahresende 2015.

Ich zog sie ins Vertrauen, erzählte ihnen, dass ich mit einer Angststörung zu kämpfen hatte. Wir hockten am Lagerfeuer, wo man solche Dinge immer am besten bespricht. Ich erzählte ihnen, ich hätte in letzter Zeit einige Dinge gefunden, die ein Stück weit dagegen halfen.

Also … es gab Hoffnung.

Zum Beispiel Psychotherapie. Ich hatte Willys Rat befolgt, und wenngleich ich keinen Therapeuten gefunden hatte, den ich mochte, hatten mir allein die Vorgespräche mit einigen neue Möglichkeiten aufgezeigt.

Außerdem hatte ein Therapeut ganz nebenbei bemerkt, ich würde eindeutig unter einer posttraumatischen Belastungsstörung leiden, und das löste etwas in mir aus. Es hatte mich, so glaubte ich, auf den richtigen Weg gebracht.

Etwas anderes, was noch zu helfen schien, war Meditation. Meditieren entschleunigte meine rasenden Gedanken, verschaffte mir ein wenig Ruhe. Ich war nicht gut im Beten, mein Gott war noch immer die Natur, doch in den schlimmsten Momenten schloss ich einfach die Augen und wurde still. Manchmal bat ich auch um Hilfe, doch ich wusste nie recht, wen genau ich darum anrief.

Hin und wieder spürte ich, dass eine Antwort nahe war.

Auch psychedelische Drogen halfen ein wenig. Im Laufe der Jahre hatte ich aus Spaß mit einigen Sachen herumexperimentiert, jetzt aber setzte ich sie therapeutisch ein, rein medizinisch. Nicht nur erlaubten sie mir, der Realität für eine Weile zu entfliehen, sie ließen mich diese Realität auch *neu definieren*. Unter dem Einfluss solcher Substanzen konnte ich die starren Vorstellungen der Welt hinter mir lassen, um festzustellen, dass es jenseits meiner massiv gefilterten Wahrnehmung noch eine andere Welt gab, eine Welt, die ebenso real und doppelt so schön war – eine Welt ohne blinde Wut, ohne einen Grund für blinde Wut. Es gab nur Wahrheit.

Wenn die Wirkung der Drogen nachließ, blieb meine Erinnerung an diese Welt bestehen: *Diese Welt ist nicht alles, was es gibt.* Alle großen Seher und Philosophen sagen, unser alltägliches Leben sei nur eine Illusion. Ich hatte schon immer geahnt, welche Wahrheit darin liegt. Aber wie beruhigend es doch war, es selbst zu erfahren, nachdem man von einem Pilz gekostet oder Ayahuasca zu sich genommen hatte!

Das Heilmittel jedoch, das immer noch am besten wirkte, war Arbeit. Anderen zu helfen, etwas Gutes in der Welt zu bewirken, nach außen statt nach innen zu blicken – das war der richtige Weg. Afrika und *Invictus*, das waren schon lange die wohltätigen Zwecke gewesen, die mir am meisten am Herzen lagen. Jetzt aber wollte ich mich noch mehr einbringen. Im Laufe des vergangenen Jahres hatte ich mit Hubschrauberpiloten, Tierärztinnen und Parkaufsehern gesprochen, und sie alle hatten mir erzählt, dass wir im Krieg waren, einem Krieg zur Rettung des Planeten.

Krieg, haben Sie gesagt? Ich bin dabei.

Da gab es nur ein klitzekleines Problem: Willy. Afrika was *sein* Ding, sagte er. Und es stand ihm zu, das zu sagen, zumindest glaubte er das, weil er nun mal der Thronfolger war. Er hatte das Recht, gegen *mein* Ding sein Veto einzulegen, und er beabsichtigte auch, dieses Vetorecht zu nutzen, ja, es sogar zur Gänze auszuschöpfen.

Wir hätten uns schon mehrmals darüber heftig in die Haare bekommen, erzählte ich Teej und Mike. Einmal hätten wir uns sogar beinahe geprügelt, vor den Augen unserer Kindheitsfreunde, der Söhne von Emilie und Hugh. Einer der Söhne fragte damals: *Wieso könnt ihr euch nicht beide für Afrika einsetzen?*

Willy bekam einen Wutanfall und ging auf ihn los, weil er es gewagt hatte, diesen Vorschlag überhaupt zu machen. *Weil … nun, Nashörner, Elefanten, die gehören mir!*

Es war alles so offensichtlich. Ihm ging es weniger darum, seine Bestimmung oder seine Leidenschaft zu finden, als in seinem lebenslangen Wettkampf mit mir zu gewinnen.

Im Laufe einer Reihe weiterer, hitziger Diskussionen stellte sich heraus, dass Willy mir die Wanderung zum Nordpol schrecklich übelnahm. Er war beleidigt, weil man ihn nicht eingeladen hatte. Zugleich aber sagte er, er habe mir höflich den Vortritt gelassen und mir erlaubt zu gehen, ja, dass er meine ganze Wohltätigkeitsarbeit mit kriegsversehrten Veteranen großzügig gestattet habe. *Ich habe dir die Veteranen gelassen, wieso kannst du mir nicht Afrika lassen, die Elefanten und die Nashörner?*

Ich beklagte mich bei Teej und Mike, dass ich endlich meinen Weg vor mir gesehen, endlich etwas gefunden hätte, was die Leere, die das

Soldatenleben in mir hinterlassen hatte, füllen könnte, ja, sogar etwas viel Nachhaltigeres – und nun versperrte Willy mir den Weg.

Sie waren fassungslos. Kämpf weiter, sagten sie. Afrika ist doch groß genug für euch beide. Es gibt für euch beide hier genug zu tun.

Von ihren Worten ermutigt, brach ich auf zu einer viermonatigen Recherchereise, um die Wahrheit über den Elfenbeinkrieg herauszufinden. Botswana. Namibia. Tansania. Südafrika. Ich besuchte den Kruger-Nationalpark, ein riesiges Gebiet dürren, kargen Landes von der Größe Israels. Im Krieg gegen die Wilderer kämpfte man im Kruger an der vordersten Front. Die dortigen Nashornpopulationen, Spitzmaul- und Breitmaulnashörner, gingen drastisch zurück. Grund waren die Heere von Wilderern, befeuert von chinesischen und vietnamesischen Verbrechersyndikaten. Ein einziges Nashorn brachte so enorme Summen ein, dass für einen gefassten Wilderer gleich fünf weitere bereitstanden, die seinen Platz einnahmen.

Spitzmaulnashörner waren seltener und somit wertvoller. Sie waren außerdem gefährlicher. Als Laubfresser lebten sie im dichten Buschland, und ihnen zu folgen, konnte tödlich enden. Sie wussten ja nicht, dass man ihnen nur helfen wollte. Ein paarmal ging eins von ihnen auf mich los, und ich hatte Glück, dass ich nicht aufgespießt wurde. (Ein Tipp: Schau dich immer nach dem nächsten höher gelegenen Ast um, weil du vielleicht draufklettern musst.) Ich kannte Freunde, die weniger Glück hatten.

Breitmaulnashörner waren sanftmütiger und bisher zahlreicher, doch gerade wegen dieser Sanftmut würde das wohl nicht mehr lange so bleiben. Als Weidetiere lebten sie im offenen Grasland. Einfacher zu sehen, einfacher zu schießen.

Ich begleitete die Ranger im Kruger auf etlichen Anti-Wilderer-Patrouillen. Über mehrere Tage hinweg kamen wir immer zu spät. Ich habe sicher mindestens vierzig von Kugeln durchsiebte Nashornkadaver gesehen.

Wie ich erfuhr, erschossen Wilderer in anderen Teilen Afrikas die Nashörner nicht immer. Munition war teuer, und Schüsse verrieten ihre Position. Also verwendeten sie Betäubungspfeile und schnitten dem Rhinozeros das Horn ab, während es schlief. Das Nashorn wachte mit einer schweren Gesichtsverletzung auf und taumelte anschließend zum Sterben in den Busch.

Einmal assistierte ich bei einer langwierigen Operation, bei der wir einem Rhino namens Hope den Kopf verarzteten und das aufgerissene Gewebe in dem Loch, das einst das Horn beherbergt hatte, wieder zusammenflickten. Nach dem Eingriff waren ich und auch das ganze

Ärzteteam zutiefst erschüttert. Wir fragten uns, ob wir dem armen Mädchen damit wirklich geholfen hatten. Sie litt solche Schmerzen.

Aber wir konnten sie einfach nicht gehen lassen.

Es war noch früh am Morgen, als wir mit unserem Hubschrauber weite Kreise über den Kruger-Nationalpark zogen, um nach Anzeichen für Wilderei Ausschau zu halten. Plötzlich entdeckten wir das eindeutigste Vorzeichen von allen.

Da, sagte ich. *Geier.*

Wir gingen rasch runter.

Scharen von Geiern stoben auf, als wir am Boden aufsetzten.

Wir sprangen heraus, sahen hastende Fußabdrücke auf der Erde, Patronenhülsen, die in der Sonne funkelten. Überall war Blut. Wir folgten den Spuren in den Busch und fanden eine riesige Nashornkuh mit einem klaffenden Loch dort, wo man ihr das Horn herausgehackt hatte. Der ganze Rücken war von Wunden übersät. Fünfzehn tiefe Schnitte.

Neben ihr lag ein sechs Monate altes Junges, tot.

Wir reimten uns zusammen, was geschehen war. Wilderer hatten auf die Mutter gefeuert. Sie und ihr Kalb waren weggerannt. Die Wilderer hatten sie bis hierher verfolgt. Die Mutter war noch immer in der Lage, ihr Junges zu verteidigen oder zu schützen, also hatten die Wilderer mit Äxten auf sie eingehackt, um sie bewegungsunfähig zu machen.

Während sie immer noch am Leben war und allmählich verblutete, hatten sie ihr das Horn herausgeschnitten.

Es verschlug mir die Stimme. Die Sonne brannte aus dem blauen Himmel heiß auf uns nieder.

Mein Leibwächter fragte den Ranger: *Wen haben sie zuerst getötet, das Junge oder die Mutter?*

Schwer zu sagen.

Ich fragte: *Glaubst du, die Wilderer sind noch in der Nähe? Können wir sie finden?*

Unmöglich.

Selbst wenn sie noch in der Gegend wären – Nadel, Heuhaufen.

85

NACHDEM WIR AUF DER Suche nach Wüstennashörnern die nördliche Wüste durchquert hatten, lernte ich in Namibia einen liebenswerten Arzt kennen, der die Wege von Wüstenlöwen nachverfolgte. In diesem Teil Namibias wurden sie stark verfolgt, da sie oft in landwirtschaftliches Gebiet eindrangen. Der Arzt betäubte sie mit Pfeilen, um ihren Gesundheitszustand und ihre Bewegungsmuster zu untersuchen. Er notierte sich unsere Nummer und versprach, uns anzurufen, wenn er einen Löwen fand.

An jenem Abend schlugen wir unser Lager an einem ausgetrockneten Flussbett auf. Alle anderen schliefen in Zelten oder Trucks, ich aber rollte meine Schlafmatte am Feuer aus und deckte mich mit einer dünnen Decke zu.

Alle im Team dachten, ich würde sie auf den Arm nehmen. *In dieser Gegend wimmelt es von Löwen, Boss.*

Ich sagte, mir würde schon nichts passieren. *Hab das schon tausendmal gemacht.*

Gegen Mitternacht dann summte das Funkgerät. Der Arzt. Er war vier Kilometer entfernt und hatte gerade zwei Löwen betäubt. Wir sprangen in den Land Cruiser, bretterten über die Sandpiste. Die namibischen Soldaten, die uns die Regierung an die Seite gestellt hatte, bestanden darauf, mitzukommen. Ebenso wie die örtliche Polizeieinheit.

Obwohl es stockfinster war, fanden wir den Doktor ohne Mühe. Er stand neben zwei riesigen Löwen. Beide lagen auf dem Bauch, und ihre Köpfe ruhten schwer auf den gewaltigen Tatzen. Er leuchtete sie mit der Taschenlampe an. Wir konnten gut erkennen, wie sich die Brustkörbe der Löwen hoben und senkten. Sie atmeten ganz ruhig.

Ich kniete mich neben das Weibchen, berührte ihre Haut, blickte in ihre halb geschlossenen bernsteinfarbenen Augen. Ich kann es mir kaum erklären, doch ich hatte das Gefühl, dass ich sie kannte.

Als ich wieder aufstand, drängte sich einer der namibischen Soldaten an mir vorbei und hockte sich neben den anderen Löwen. Ein großes

Männchen. Der Soldat reckte seine Kalaschnikow empor und bat einen seiner Kumpel, ihn zu fotografieren. Als hätte er das Tier erlegt.

Ich wollte gerade etwas sagen, doch Billy the Rock kam mir zuvor. Er blaffte den Soldaten an, gefälligst von dem Löwen wegzugehen.

Missmutig schlich der namibische Soldat wieder davon.

Nun wandte ich mich um, um dem Arzt etwas zu sagen. Dann: ein Blitzlicht. Ich drehte mich noch einmal, um zu sehen, woher es gekommen war, welcher Soldat uns mit der Handykamera geknipst hatte, und hörte die Männer aufschnaufen.

Dann warf ich einen Blick zurück: Die Löwin stand vor mir. Wiederauferstanden.

Sie taumelte vorwärts.

Alles okay, sagte der Arzt. *Alles okay.*

Sie fiel wieder hin. Direkt vor meine Füße.

Gute Nacht, süße Prinzessin.

Ich sah nach links, dann nach rechts. Niemand war in meiner Nähe. Die Soldaten waren alle zurück zu ihren Trucks gerannt. Der mit der Kalaschnikow kurbelte gerade das Fenster hoch. Selbst Billy the Rock war einen halben Schritt zurückgewichen.

Der Doktor sagte: *Tut mir leid.*

Keine Ursache.

Wie kehrten ins Lager zurück. Alle verzogen sich in ihre Zelte, ihre Autos, alle außer mir.

Ich legte mich wieder auf meine Matte am Feuer.

Das ist nicht dein Ernst, sagten alle. *Was ist mit den Löwen? Wir haben doch alle gerade gesehen, dass es hier draußen Löwen gibt, Boss.*

Pff. Vertraut mir. Diese Löwin wird niemandem etwas tun.

Wahrscheinlich wird sie sogar über uns wachen.

ZURÜCK NACH AMERIKA. MIT ZWEI GUTEN FREUNDEN, JANUAR 2016.

Mein Kumpel Thomas war mit zwei Frauen zusammen, die in Los Angeles lebte, also fuhren wir zunächst einmal zu ihr. Sie gab eine Willkommensparty, hatte dazu ein paar Freunde eingeladen. Was Alkohol betraf, waren wir uns alle ziemlich einig – sprich, wir hatten vor, in kurzer Zeit größere Mengen davon zu konsumieren.

Worüber wir uns nicht einig waren, war die Art von Alkohol.

Als typischer Brite verlangte ich einen Gin Tonic.

Bloß nicht, sagten die Amerikaner und lachten. *Du bist jetzt in den Staaten, Kumpel, nimm einen echten Drink. Nimm einen Tequila.*

Ich kannte Tequila. Aber vor allem Club-Tequila. Absacker-Tequila. Was man mir jetzt anbot, war *richtiger* Tequila, Schickimicki-Tequila, und man wies mich ein in die hohe Schule der vielen Arten, ihn zu trinken. Gläser mit Tequila jeder Art schwebten wie durch Zauberhand in meine Richtung. Pur. On the Rocks. Als Margarita. Mit einem Spritzer Soda und Limette. Ich trank sie alle, jeden Tropfen, und fühlte mich allmählich ziemlich gut.

Ich dachte: *Ich mag diese Amerikaner. Ich mag sie wirklich.*

Es war eine merkwürdige Zeit, um pro Amerika zu sein. Ein Großteil der Welt war es nicht. Und gewiss nicht die Briten. Viele meiner Landsleute verabscheuten den Krieg der Amerikaner in Afghanistan und verübelten es ihnen, dass sie uns mit hineingezogen hatten. Bei einigen war dieser Antiamerikanismus wirklich vehement. Er erinnerte mich an meine Kindheit, als mich Leute ständig vor den Amerikanern warnten. Zu laut, zu reich, zu glücklich. Zu selbstsicher, zu direkt, zu ehrlich.

Ach nee, hatte ich stets gedacht. Die Yanks redeten eben nicht um den heißen Brei herum, füllten die Luft nicht mit höflichem Hüsteln und Räuspern, bevor sie zur Sache kamen. Was auch immer ihnen durch den Kopf ging, sie spuckten es einfach aus, wie bei einem Niesen, und obwohl das manchmal auch problematisch sein kann, fand ich es für gewöhnlich besser als die Alternative:

Dass keiner sagte, wie es ihm in Wahrheit ging.

Dass keiner hören wollte, wie es dir ging.

Mit zwölf Jahren hatte ich das erlebt. Und jetzt, da ich einunddreißig war, erlebte ich es sogar noch öfter.

Ich schwebte auf einer rosa Wolke aus Tequiladünsten durch den Tag. Nein – *schweben* stimmt nicht. Ich flog diese rosa Wolke selbst, und als ich sie gelandet hatte – eine Bilderbuchlandung übrigens –, wachte ich ohne Kater auf. Ein Wunder.

Am nächsten Tag, oder am Tag darauf, zogen wir um, warum auch immer. Wir zogen von Thomas' Freundin ins Haus von Courteney Cox. Sie war eine Freundin von Thomas' Freundin und hatte mehr Platz. Außerdem war sie beruflich unterwegs, und sie hatte nichts dagegen, wenn wir bei ihr übernachteten.

Keine Beschwerden meinerseits. Als *Friends*-Fanatiker fand ich die Vorstellung, bei Monica zu schlafen, überaus verlockend. Und amüsant. Aber dann … tauchte plötzlich Courteney auf. Ich war völlig verwirrt. War ihr Job abgesagt worden? Ich dachte, es stehe mir wohl nicht zu, sie das zu fragen. Eher: *Heißt das jetzt etwa, dass wir gehen müssen?*

Sie lächelte. *Aber natürlich nicht, Harry. Hier ist jede Menge Platz.*

Großartig. Aber ich war immer noch verwirrt, weil … sie Monica war. Und ich war ein Chandler. Ich fragte mich, ob ich wohl je den Mut aufbringen würde, es ihr zu sagen. Gab es genug Tequila in Kalifornien, um mich so tapfer zu machen?

Kurz nachdem sie nach Hause gekommen war, lud sie ein paar Leute zu sich ein. Es war der Anfang einer neuen Party. Unter den Neuankömmlingen war ein Typ, der mir bekannt vorkam.

Schauspieler, sagte mein Freund.

Ja, ich weiß, dass er Schauspieler ist. Aber wie heißt er?

Mein Kumpel konnte sich nicht erinnern.

Ich ging zu dem Schauspieler hinüber und redete mit ihm. Er war ein netter Typ, und ich mochte ihn sofort. Ich konnte sein Gesicht immer noch partout nicht zuordnen oder mich an seinen Namen erinnern, aber gerade seine Stimme kam mir unglaublich vertraut vor.

Ich flüsterte meinem Freund zu: *Woher kenne ich diesen Kerl bloß?*

Mein Freund lachte. *Batman.*

Wie bitte?

Batman.

Ich hatte schon den dritten oder vierten Tequila intus, also fiel es mir schwer, diese Info aufzunehmen und zu verarbeiten.

Ach, du Scheiße – natürlich! The LEGO Batman Movie. Ich wandte mich

wieder dem Schauspieler zu und sagte: *Stimmt das?*

Stimmt … was?

Bist du … der?

Bin ich …?

Batman.

Er grinste. *Ja.*

Wie toll, wenn man das von sich behaupten kann.

Ich flehte ihn an: *Tu es, bitte!*

Was soll ich tun?

Die Stimme.

Er schloss die Augen. Eigentlich wollte er Nein sagen, wollte aber auch nicht unhöflich sein. Oder ihm war klar geworden, dass ich nicht aufhören würde zu betteln. Er fixierte mich mit seinen eisblauen Augen, räusperte sich kurz, und dann sagte er im perfekten rauen Batman-Ton: *Hallo, Harry*.

Oh, wie ich es liebte. *Noch mal!*

Er sagte es noch einmal.

Ich liebte es sogar noch mehr.

Wir mussten beide lachen.

Vielleicht nur, um uns loszuwerden, ging er mit meinem Freund und mir zum Kühlschrank, aus dem er sich einen Softdrink nahm. Als die Tür offen stand, entdeckten wir darin eine riesige Schachtel mit Black-Diamond-Magic-Mushroom-Pralinen. Jemand hinter mir sagte, die sei für alle da. *Bedient euch, Jungs.*

Mein Freund und ich schnappten uns ein paar, schlangen sie hinunter und spülten noch etwas Tequila hinterher.

Wir warteten darauf, dass auch Batman zugriff. Aber er tat es nicht. Nicht sein Ding, oder so ähnlich. *Was sagt man dazu?*, staunten wir. *Dieser Typ hat uns gerade hinab in die verfluchte Batcave geschickt!*

Wir gingen vor die Tür, setzten uns an eine Feuerstelle und warteten.

Ich weiß noch, dass ich nach einer Weile aufstand und zurück ins Haus schlenderte, um aufs Klo zu gehen.

Es fiel mir schwer, mich im Haus zurechtzufinden, mit all den kantigen modernen Möbeln und den spiegelblanken Glasoberflächen. Außerdem brannten nicht viele Lichter. Irgendwann gelang es mir, ein Klo zu finden.

Hübscher Raum, dachte ich, während ich die Tür schloss.

Ich sah mich ausführlich um.

Erlesene Seifen. Saubere weiße Handtücher. Freigelegte Holzbalken.

Stimmungsbeleuchtung.

Das musste man den Yanks lassen …

Neben der Toilette stand ein silberner Mülleimer, die Art, deren Deckel

sich per Fußpedal aufklappen ließ. Ich starrte den Eimer an. Der Eimer starrte zurück.

Hä? Ein starrender Mülleimer?

Dann verwandelte er sich in einen … Kopf.

Ich trat auf das Pedal, und der Kopf öffnete den Mund. Ein riesiges breites Grinsen.

Ich lachte, drehte mich wieder um und pinkelte.

Jetzt wurde auch das Klo zu einem Kopf. Die Schüssel war sein aufklaffender Schlund, die Scharniere des Sitzes silberne stechende Augen.

Es sagte: *Aaah.*

Ich pinkelte zu Ende, spülte, schloss ihm den Mund.

Dann wandte ich mich wieder dem Silbereimer zu, trat aufs Pedal und fütterte ihn mit einer leeren Zigarettenpackung aus meiner Tasche.

Ganz weit aufmachen.

Aaah. Danke, Kumpel.

Gern geschehen, Kumpel.

Kichernd verließ ich die Toilette, als mir schon mein Freund entgegenkam.

Was ist so lustig?

Ich sagte ihm, er müsse unbedingt auf dieses Klo gehen – es wäre ein Erlebnis, das er nie wieder vergessen würde.

Was für ein Erlebnis?

Lässt sich nicht beschreiben. Musst du selbst erleben. Batman zu treffen, ist ein Scheiß dagegen.

Mein Freund trug eine dicke Steppjacke mit Pelzkragen, genau wie die, die ich am Nord- und auch am Südpol angehabt hatte. Ohne sie auszuziehen, stiefelte er aufs Klo.

Ich ging fort, um mir noch einen Tequila zu machen.

Wenige Minuten später tauchte mein Freund an meiner Seite auf. Kreidebleich im Gesicht.

Was ist passiert?

Ich will nicht darüber reden.

Sag's mir.

Meine Steppjacke … hat sich in einen Drachen verwandelt.

Einen Drachen? Auf dem Klo?

Und sie hat versucht, mich aufzufressen.

Oje.

Du hast mich in die Drachenhöhle geschickt.

Scheiße. Tut mir leid, Kumpel.

Für mich war es ein Spaß gewesen, für ihn die Hölle.

Wie bedauerlich. Wie interessant.

Ich führte ihn behutsam nach draußen, sagte ihm, dass alles gut werden würde.

87

Landesinnern, obwohl die Luft immer noch nach Meer roch.

AM NÄCHSTEN TAG GINGEN wir auf noch eine Hausparty. Diesmal im

Mehr Tequila, mehr Namen, die man mir entgegenschleuderte.

Und mehr Pilze.

Wir fingen an, irgendein Spiel zu spielen, eine Art Scharade – das glaube ich zumindest. Jemand reichte mir einen Joint. Wie nett. Ich nahm einen Zug, blickte auf in den cremeblau getönten Himmel Kaliforniens. Jemand tippte mir auf die Schulter, meinte, ich müsse unbedingt Christina Aguilera kennenlernen. *Oh, hallo, Christina.* Sie wirkte ziemlich maskulin. Nein, offenbar hatte ich etwas missverstanden, es war gar nicht Christina Aguilera, es war der Typ, der an einem ihrer Lieder mitgeschrieben hatte.

»Genie in a Bottle.«

Kannte ich den Text? Hat er ihn mir aufgesagt?

I'm a genie in a bottle

You gotta rub me the right way

Jedenfalls hatte er mit dem Songtext einen Haufen Asche verdient, und jetzt lebte er in Saus und Braus.

Schön für dich, Kumpel.

Ich ließ ihn stehen, marschierte quer durch den Garten, doch dann verliert sich meine Erinnerung für eine Weile. Ich glaube, mich an noch eine Hausparty zu erinnern … am gleichen Tag womöglich? Oder war es der darauf?

Schließlich kamen wir irgendwie zu Monica zurück. Das heißt, zu Courteney. Es war mitten in der Nacht. Ich ging die wenigen Stufen hinab zu ihrem Privatstrand und stand mit den Zehen im Wasser da, schaute eine gefühlte Ewigkeit zu, wie die spitzenfeine Gischt anbrandete, sich dann zurückzog, wieder vorwogte. Sah vom Wasser hoch zum Himmel und zurück.

Dann starrte ich direkt zum Mond empor.

Er sprach zu mir.

Wie der Mülleimer auf der Toilette.

Was sagte er zu mir?

Dass das kommende Jahr gut werden würde.

Wie gut?

Etwas Großes.

Wirklich?

Groß.

Kein Weiter-so?

Nein, etwas ganz Besonderes.

Wirklich, Mond? Versprich's mir. Bitte lüg mich nicht an.

Ich war jetzt fast so alt wie Pa, als er geheiratet hatte, und Pa galt immer als tragischer Spätzünder. Mit zweiunddreißig hatte man ihn stets für seine Unfähigkeit oder mangelnde Bereitschaft verlacht, eine Partnerin zu finden.

Mein zweiunddreißigster Geburtstag stand kurz bevor.

Es muss sich etwas ändern. Bitte!

Das wird es.

Ich öffnete den Mund zum Himmel und zum Mond.

Zur Zukunft.

Aaaah.

Teil 3

Käpt’n meiner Seel

1

Ich sass im Nott Cott herum und wischte mich durch Instagram. In meinem Feed sah ich ein Video. Meine Freundin Violet. Und eine junge Frau.

Sie spielten mit einer neuen App, die alberne Filter über die eigenen Fotos legte. Violet und die Frau hatten Hundeohren, Hundenasen, ihnen hingen lange rote Hundezungen raus.

Trotz der Vierbeinerkarikatur ihrer Züge setzte ich mich auf.

Diese Frau neben Violet … mein Gott!

Ich sah mir das Video mehrere Male an und zwang mich dann, das Telefon hinzulegen.

Hob es wieder auf und sah mir das Video abermals an.

Ich hatte die Welt buchstäblich von oben bis unten bereist. Hatte über Erdteile hinweg Hüpfekästchen gespielt. Ich war Hunderttausenden Leuten begegnet, einem abstrus breiten Querschnitt aus den sieben Milliarden Planetenbewohnern über den Weg gelaufen. Zweiunddreißig Jahre lang hatte ich Gesichter wie am Fließband an mir vorbeiziehen lassen und nur eine Handvoll jemals eines zweiten Blickes gewürdigt. Diese Frau brachte das Fließband zum Stehen. Diese Frau riss das Fließband in Fetzen.

Noch nie hatte ich einen so schönen Menschen gesehen.

Warum kann sich Schönheit anfühlen wie ein Schlag in die Magengrube? Hat es etwas mit der unserer Gattung angeborenen Sehnsucht nach Ordnung zu tun? Ist das nicht die Rede der Wissenschaftler? Der Künstler? Dass Schönheit Symmetrie sei und daher über das Chaos hinweghelfe? Mein Leben jedenfalls war ganz bestimmt bis zu diesem Zeitpunkt chaotisch verlaufen. Ich kann einen Hunger nach Ordnung nicht verleugnen, kann die Suche nach etwas Schönheit nicht verhehlen. Soeben war ich von einer Reise mit Pa, Willy und Kate aus Frankreich zurückgekehrt, wo wir den Jahrestag der Schlacht an der Somme begangen, die britischen Gefallenen geehrt hatten, und ich hatte ein beklemmendes Gedicht verlesen: »Before Action«. Es wurde von einem Soldaten zwei Tage vor seinem Tod im Kampf veröffentlicht. Sein Schluss

lautete: *Help me to die, O Lord*. Hilf mir sterben, lieber Gott.

Als ich es vortrug, wurde mir klar, dass ich nicht sterben wollte. Ich wollte leben.

Damals gerade eine ziemlich umwerfende Offenbarung für mich.

Doch die Schönheit dieser Frau beruhte nicht auf Symmetrie.

Sie hatte eine Energie an sich, eine ungestüme Freude und Ausgelassenheit. Ihre Art zu lächeln hatte etwas, wie sie mit Violet umging, wie sie in die Kamera blickte. Selbstbewusst. Frei. Sie glaubte an das Leben als ein einziges großes Abenteuer, das konnte ich sehen. Welch ein Privileg wäre es, dachte ich, sie auf dieser Reise zu begleiten.

All das entnahm ich ihrem Gesicht. Ihrem leuchtenden, engelsgleichen Gesicht. Ich hatte nie eine feste Überzeugung gehabt, was die brennende Frage betraf: Gibt es für jeden von uns nur einen bestimmten Menschen auf der Welt? In diesem Augenblick aber war mir, als könnte es nur ein *Gesicht* für mich geben.

Dieses.

Ich schickte Violet eine Nachricht. *Wer … ist … diese … Frau?*

Sie antwortete auf der Stelle. *Ach ja, dasselbe haben mich schon sechs andere Typen gefragt.*

Na super, dachte ich.

Wer ist sie, Violet?

Schauspielerin. Sie tritt in einer TV-Serie namens Suits *auf.*

Es war eine Anwaltsserie, und die Frau spielte eine junge Kanzleigehilfin.

Amerikanerin?

Ja.

Was macht sie hier in London?

Ist hier wegen Tennis.

Was macht sie bei Ralph Lauren?

Violet arbeitete für Ralph Lauren.

Sie hat eine Anprobe. Ich kann euch beide zusammenbringen, wenn du magst.

Äh, ja. Bitte.

Violet fragte, ob es okay wäre, der jungen Amerikanerin mein Instagram-Handle zu geben.

Na klar.

Es war Freitag, der 1. Juli. Am folgenden Morgen sollte ich von London aufbrechen zum Haus von Sir Keith Mills. Ich sollte auf Sir Keiths Segeljacht an einer Regatta rund um die Isle of Wight teilnehmen. Während ich gerade den letzten Rest Gepäck in meine Reisetasche stopfte,

warf ich einen Blick auf mein Telefon.

Eine Nachricht über Instagram.

Die Amerikanerin.

Hallo?

Sie sagte, sie habe meine Kontaktinfo von Violet bekommen. Sie sprach meiner Instagram-Seite ein Kompliment aus. Wunderschöne Fotos.

Danke sehr.

Es waren zumeist Fotos von Afrika. Ich wusste, dass sie dort gewesen war, denn auch ich hatte ihre Instagram-Seite durchforstet, hatte Bilder von ihr gesehen, wie sie in Ruanda mit Gorillas zusammenhockte.

Sie sagte, dort habe sie außerdem Arbeit für ein Hilfsprojekt geleistet. Etwas mit Kindern. Wir tauschten uns über Afrika aus, über Fotografie und Reisen.

Schließlich gaben wir einander unsere Telefonnummern und verlagerten die Unterhaltung auf SMS, was bis spätnachts weiterging. Am Morgen wechselte ich vom Nott Cott hinüber zum Auto, ohne das Texten zu unterbrechen. Ich schrieb ihr während der ganzen langen Fahrt zu Sir Keiths Zuhause, fuhr damit Sir Keiths Flur entlang fort – *Wie geht's Ihnen, Sir Keith?* – und die Treppe hoch, rein in sein Gästezimmer, wo ich die Tür hinter mir abschloss und mich zum Simsen verkroch. Ich saß auf dem Bett und textete wie ein Teenager, bis die Zeit kam, mit Sir Keith und seiner Familie zu Abend zu essen. Nach dem Dessert kehrte ich rasch ins Gästezimmer zurück und nahm das Simsen wieder auf.

Ich konnte gar nicht schnell genug tippen. Meine Daumen verkrampften sich. Es gab so viel zu sagen, wir hatten so viel gemeinsam, obwohl wir aus so unterschiedlichen Welten stammten. Sie war Amerikanerin, ich war Brite. Sie war gebildet, ich ganz und gar nicht. Sie war frei wie ein Vogel, ich lebte im goldenen Käfig. Und doch fühlte sich keiner dieser Unterschiede entscheidend an oder auch nur wichtig. Vielmehr wirkten sie alle organisch und energetisierend. Die Widersprüche erzeugten ein Gefühl von:

Hey … Ich kenne dich.

Aber auch: *Ich muss dich kennenlernen.*

Hey … Ich kenne dich schon ewig.

Aber auch: *Ich hab ewig nach dir gesucht.*

Hey, Gott sei Dank bist du aufgetaucht.

Aber auch: *Warum hast du so lange gebraucht?*

Sir Keiths Gästezimmer bot Aussicht auf eine Flussmündung. Viele Male mitten in einer Textnachricht trat ich hinüber ans Fenster und schaute hinaus. Der Anblick erinnerte mich an den Okavango. Er ließ mich auch

an Bestimmung und Zufallsglück denken. Dieses Ineinanderfließen von Fluss und Meer, Land und Himmel vertiefte eine Ahnung davon, dass sich Wichtiges miteinander verband.

Mir fiel auf, wie frappierend, wie surreal, wie bizarr es doch war, dass dieser Marathonaustausch ausgerechnet am 1. Juli 2016 begann.

Am fünfundfünfzigsten Geburtstag meiner Mutter.

Spät in der Nacht, während ich auf ihre nächste Nachricht wartete, googelte ich den Namen der Amerikanerin. Hunderte Fotos, eines umwerfender als das andere. Ich fragte mich, ob sie mich ebenfalls googelte. Hoffentlich nicht.

Ehe ich das Licht ausmachte, fragte ich sie, wie lange sie noch in London sei. Verdammt – sie reiste bald ab. Sie musste nach Kanada zurück, um ihre Serie weiterzudrehen.

Ich fragte, ob ich sie vorher treffen könne.

Dann betrachtete ich das Telefon, wartete auf die Antwort, starrte auf die endlos blinkenden Auslassungspunkte.

…

Dann: *Klar.*

Großartig. Welcher Treffpunkt?

Ich schlug mein Cottage vor.

Bei dir? Beim ersten Date! Wohl kaum.

Nein, so hab ich's nicht gemeint.

Sie begriff nicht, dass royal sein radioaktiv sein bedeutete, dass ich außerstande war, mich einfach in einem Café oder Pub zu treffen. Weil es mir widerstrebte, ihr das alles haarklein auseinanderzusetzen, versuchte ich es mit einer blumigen Erklärung der Gefahren dabei, gesehen zu werden. Ich machte meine Sache nicht besonders gut.

Sie schlug eine Alternative vor. Soho House, Dean Street Nummer 76. Es war ihr Hauptquartier, wann immer sie nach London kam. Sie würde uns einen Tisch in einem ruhigen Raum reservieren.

Niemand sonst wäre da.

Der Tisch wäre auf ihren Namen gebucht.

Meghan Markle.

2

NACHDEM ICH DIE HALBE Nacht lang getextet hatte bis in die Puppen, konnte ich als der Wecker in Morgengrauen klingelte. Es war Zeit sich auf Sir Keiths Boot zu begeben. Aber mir war auch dankbar zumute. Eine Segelregatta war für mich der einzige Weg, mein Telefon wegzulegen.

Und weglegen musste ich es, bloß für ein Weilchen, um meine Sinne zusammenzunehmen.

Um mit meinen Kräften zu haushalten.

Sir Keiths Boot trug den Namen *Invictus*. Eine Hommage an die Spiele, Gott segne ihn. An jenem Tag bestand die Besatzung aus elf Leuten einschließlich ein oder zwei Sportlern, die tatsächlich bei den Spielen angetreten waren. Das fünfstündige Rennen führte uns rings um die Needles und mitten in einen Sturm. Der Wind blies so unbarmherzig, dass viele andere Boote aufgaben.

Ich war zuvor schon gesegelt, viele Male – ich entsann mich eines herrlichen Ferientags, an dem Henners und ich unsere kleine Jolle zum Kentern zu bringen versuchten –, aber so noch nie, auf offener See, unter derart widrigen Bedingungen. Die Wellen türmten sich über uns auf. Noch nie hatte ich Todesangst gehabt, und jetzt ertappte ich mich bei dem Gedanken: *Bitte lass mich nicht vor meinem großen Date ertrinken.* Dann ergriff eine andere Furcht von mir Besitz: Die Furcht vor dem fehlenden Bordklo. Ich hielt so lange an mich, wie ich nur irgend konnte, bis mir keine andere Wahl blieb. Ich schwenkte meinen Körper seitlich hinaus über das tosende Meer … und konnte immer noch nicht pinkeln, in erster Linie vor Lampenfieber. Die ganze Besatzung sah zu.

Zuletzt kehrte ich auf meinen Posten zurück, hängte mich belämmert in die Taue und strullte mir in die Hose.

Wow, dachte ich, wenn Ms. Markle mich jetzt sehen könnte.

Unser Boot gewann in seiner Klasse, kam als zweites von allen ins Ziel. *Hurra*, sagte ich und hielt kaum inne, um mit Sir Keith und der Mannschaft zu feiern. Mir kam es allein darauf an, in die Wanne zu steigen, die Pisse aus meiner Hose zu waschen und dann zurück nach London zu rasen, wo das ganz große Rennen, das endgültige Rennen losgehen sollte.

3

Der Verkehr war furchtbar. Es war Sonntagabend, und die Menschen strömten nach einem Wochenende auf dem Land zurück nach London. Und dazu musste ich auch noch über den Piccadilly Circus, schon unter günstigsten Bedingungen ein Albtraum. Verstopfungen, Baustellen, Unfälle, völliger Stillstand, ich stieß auf jede nur denkbare Hürde. Immer wieder kam mein Polizeiwagen mitten auf der Strecke zum Halten, und wir standen da. Fünf Minuten. Zehn.

Stöhnend, schwitzend, die Masse bewegungsloser Autos in Gedanken anschreiend. *Fahrt! Doch!*

Schließlich ließ es sich nicht mehr vermeiden. Ich simste: *Bin etwas spät dran. Sorry.*

Sie war schon da.

Ich entschuldigte mich: *Grässlicher Verkehr.*

Ihre Antwort: *OK.*

Ich sagte mir: *Sie könnte gehen.*

Ich sagte meinen Leibwächtern: *Sie wird gehen.*

Während wir auf das Restaurant zukrochen, simste ich erneut: *Geht weiter, aber immer noch langsam.*

Kannst du nicht einfach aussteigen?

Wie sollte ich das erklären? Nein, konnte ich nicht. Es war mir unmöglich, durch Londons Straßen zu laufen. Ebenso könnte ein Lama durch die Straßen laufen. Es würde Aufsehen erregen, meinen Personenschutz zum Höllenritt machen, ganz zu schweigen von der Presse, die es anziehen könnte. Sollte ich im Eilmarsch unterwegs zum Soho House bemerkt werden, wäre es das Ende jeglicher Privatsphäre, der wir uns kurzfristig erfreuen könnten.

Außerdem hatte ich drei Leibwächter bei mir. Die konnte ich schlecht bitten, unversehens an einer Leichtathletikveranstaltung teilzunehmen.

Bloß war eine Textnachricht nicht das Richtige, um das alles auseinanderzusetzen. Weshalb ich einfach … nicht antwortete. Was sie sicherlich verstimmte.

Schließlich kam ich am Soho House an. Rotwangig, keuchend, verschwitzt, eine halbe Stunde verspätet. Ich lief ins Restaurant, in den Nebenraum, und fand sie in einer Sitzecke vor: auf einem Sofa mit Samtbezug vor einem niedrigen Couchtisch.

Sie blickte auf und lächelte.

Ich entschuldigte mich. Überschwänglich. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass man diese Frau schon öfters hatte warten lassen.

Ich ließ mich auf dem Sofa nieder und entschuldigte mich erneut.

Sie verzeihe mir, sagte sie.

Sie trank ein Bier, irgendein India Pale Ale. Ich bestellte ein Peroni. Eigentlich wollte ich gar kein Bier, doch es kam mir umstandsloser vor.

Schweigen. Wir ließen alles auf uns einwirken.

Sie trug einen schwarzen Pulli, Jeans, hochhackige Schuhe. Über Kleidung wusste ich nicht Bescheid, doch dass sie schick war, war mir bewusst. So wie mir andererseits bewusst war, dass einfach alles an ihr schick aussehen würde. Sogar ein Biwaksack. Was mir aber insbesondere auffiel, war die Kluft zwischen Internet und Wirklichkeit. Ich hatte sie auf zahllosen Fotos von Modeshootings und TV-Drehorten gesehen, ganz Glanz und Glamour, und hier war sie nun leibhaftig, ohne Schnickschnack und Filter … und sogar noch schöner. Herzbeklemmend schön. Ich versuchte, all das zu verarbeiten, mühte mich zu verstehen, wie meinem Kreislauf und Nervenkostüm geschah, und als Folge davon wurde alles Weitere zu viel für mein Hirn. Konversation, Artigkeiten, gepflegtes Englisch gerieten allesamt zur Herausforderung.

Sie füllte die Lücke aus. Sie erzählte von London. Sie sei dauernd hier, sagte sie. Manchmal ließ sie ihr Gepäck einfach über Wochen im Soho House. Es wurde ganz selbstverständlich eingelagert. Die Leute da waren für sie wie Familie.

Ich dachte: *Du bist dauernd in London? Wieso habe ich dich nie gesehen?* Unwichtig, dass neun Millionen Menschen in London wohnten oder ich selten außer Haus ging, meinem Gefühl nach hätte ich es wissen müssen, wäre sie hier. Man hätte mich davon unterrichten müssen!

Was führt dich so oft her?

Freunde. Geschäftliches.

Ach? Geschäftliches?

Schauspielerei sei ihr Hauptjob, sagte sie, und das, wofür sie bekannt war, doch sie hatte mehrere Berufe. Lifestyle-Autorin, Reiseschriftstellerin, Firmensprecherin, Unternehmerin, Aktivistin, Model. Sie hatte die Welt bereist, in verschiedenen Ländern gelebt, für die US-Botschaft in Argentinien gearbeitet – ihr Lebenslauf machte einen schwindlig.

Gehört alles zum Plan, sagte sie.

Plan?

Menschen zu helfen, etwas Gutes zu tun, frei zu sein.

Die Kellnerin erschien. Sie sagte uns ihren Namen. Mischa. Osteuropäischer Akzent, schüchternes Lächeln, viele Tattoos. Nach denen erkundigten wir uns, und Mischa gab freudig Auskunft. Sie verschaffte uns den nötigen Puffer, wirkte wie ein Antippen der Bremse, bot eine Verschnaufpause, und ich glaube, sie wusste um diese Rolle und übernahm sie gern. Ich dankte es ihr von Herzen.

Mischa ließ uns allein – und die Unterhaltung kam richtig in Schwung. Die anfängliche Tapsigkeit war verflogen, die Wärme unserer Textnachrichten kehrte zurück. Beide hatten wir erste Dates erlebt, bei denen man sich nichts zu sagen hat, und nun fühlten wir beide diesen erlesenen Kitzel, wenn es eher zu viel zu bereden gibt, wenn die Zeit nicht reicht für all das, was gesagt werden muss.

Apropos Zeit … unsere war um. Sie sammelte ihre Sachen ein.

Sorry, ich muss los.

Los? So bald?

Bin zum Abendessen verabredet.

Hätte ich mich nicht verspätet, hätten wir mehr Zeit gehabt. In Gedanken verwünschte ich mich und kam auf die Beine.

Eine kurze Abschiedsumarmung.

Ich sagte, dass ich mich um die Rechnung kümmern würde, und sie sagte, in dem Fall wolle sie für einen Dankeschön-Strauß an Violet aufkommen.

Pfingstrosen, sagte sie.

Ich lachte. *Okay. Ciao.*

Tschüss.

Puff, und weg war sie.

Verglichen mit ihr, war Cinderella geradezu die Königin des langen Abschieds.

4

Ich hatte mit meinem Kumpel abgemacht, dass wir uns trafen, würden. Nun rief ich ihn an, sagte ihm, ich sei unterwegs, und platzte eine halbe Stunde später in sein Zuhause an der King's Road.

Er warf einen Blick auf mein Gesicht und fragte: *Was ist passiert?*

Ich wollte es ihm nicht erzählen. Ständig dachte ich: *Erzähl's ihm nicht. Erzähl's ihm nicht. Erzähl's ihm nicht.*

Dann erzählte ich es ihm.

Ich schilderte die ganze Begegnung und flehte ihn danach an: *Scheiße, Alter, was mach ich denn jetzt?*

Tequila trat auf den Plan. Gras trat auf den Plan. Wir tranken und rauchten und schauten …

Alles steht Kopf.

Ein Animationsfilm … über Gefühle. Perfekt. Meine standen total kopf.

Dann war ich friedvoll zugedröhnt. *Guter Stoff, Alter.*

Mein Telefon klingelte. O Scheiße. Ich hielt es meinem Kumpel hin. *Das ist sie.*

Wer?

SIE.

Sie rief nicht bloß an. Es war ein Videogespräch auf FaceTime.

Hallo?

Hallo.

Was treibst du so?

Ähm, ich bin bei meinem Kumpel.

Was ist das da im Hintergrund?

Oh, äh …

Schaut ihr Trickfilme?

Nein. Also doch, ja. So 'ne Art. Es ist … Alles steht Kopf.

Ich verzog mich in einen ruhigen Winkel der Wohnung. Sie war zurück in ihrem Hotel. Hatte sich das Gesicht gewaschen. Ich sagte: *Herrje, ich liebe deine Sommersprossen.*

Sie holte rasch Luft. Wenn sie fotografiert wurde, sagte sie, retuschiere man nachher immer ihre Sommersprossen weg.

Wie bescheuert. Sie sind wunderschön.

Sie sagte, es tue ihr leid, dass sie losgemusst hatte. Nicht dass ich dächte, unser Treffen habe sie nicht gefreut.

Ich fragte, wann ich sie wiedersehen könnte. *Dienstag?*
Ich reise Dienstag ab.
Oh. Morgen?
Pause.
Okay.
Der 4. Juli. Ihr Nationalfeiertag.
Wir vereinbarten ein weiteres Date. Wieder im Soho House.

5

Sie brachte den ganzen Tag in Wimbledon zu, um ihre Freundin Serena Williams anzufeuern. Von Serenas Box aus. Sie schrieb mir nach dem letzten Satz, als sie zurück in ihr Hotel hastete, schrieb mir wieder, während sie sich umzog, und noch mal, während sie zum Soho House eilte.

Diesmal war *ich* schon da – und wartete. Lächelnd. Stolz auf mich.

Sie trat ein, trug ein hübsches blaues Trägerkleid mit weißen Nadelstreifen. Sie strahlte.

Ich stand auf und sagte: *Hab da ein Mitbringsel.*

Eine rosa Schachtel. Ich hielt sie ausgestreckt.

Sie schüttelte sie. *Was ist es?*

Nein, nein, nicht schütteln! Wir lachten beide.

Sie öffnete die Schachtel. Törtchen. Rot-weiß-blaue Törtchen, um genau zu sein. Zu Ehren des amerikanischen Unabhängigkeitstags. Dazu meinte ich, die Briten hätten eine ganz andere Sicht auf den Unabhängigkeitstag als die Yankees, aber na ja.

Sie fand, dass sie toll aussähen.

Unsere Kellnerin von Date Nummer eins tauchte auf. Mischa. Sie schien ehrlich erfreut, uns zu sehen und dass es offenbar ein Date Nummer zwei gab. Sie merkte ja, was los war, und begriff, dass sie Augenzeugin war, dass sie nun für immer Teil unserer gemeinsamen Legende sein würde. Nachdem sie uns eine Runde Getränke gebracht hatte, ging sie fort und kehrte lange nicht zurück.

Als sie es tat, waren wir in einen langen Kuss vertieft.

Nicht unseren ersten.

Meghan zog mich an meinem Hemdkragen zu sich, hielt mich fest. Als sie Mischa sah, ließ sie sofort von mir ab, und wir lachten alle.

Verzeihung.

Kein Problem. Noch eine Runde?

Wieder lief die Unterhaltung flüssig, es knisterte. Burger kamen und gingen, unangerührt. Mich überwältigte ein Gefühl von Ouvertüre,

Präludium, Kesselpauken, erstem Aufzug. Und doch auch ein Gefühl von Ende. Eine Phase meines Lebens – die erste Hälfte? – kam zum Schluss.

Als der Abend ausklang, hatten wir eine sehr offene Aussprache. Daran führte kein Weg vorbei. Sie legte eine Hand an ihre Wange und sagte: *Was tuuuun wir denn jetzt bloß?*

Wir müssen es ernsthaft angehen.

Was würde das überhaupt heißen? Ich lebe in Kanada. Morgen kehre ich zurück!

Wir werden uns treffen. Ein langer Besuch. Diesen Sommer.

Mein Sommer ist schon verplant.

Meiner auch.

Ein Zeitfenster gab es aber doch bestimmt. In diesem ganzen Sommer könnten wir doch bestimmt eine kurze Spanne finden.

Sie schüttelte den Kopf. Sie würde *Eat Pray Love* voll durchziehen.

Eat *was jetzt?*

Das Buch?

Ach so. Sorry. Hab's nicht so mit Büchern.

Mir wurde verlegen zumute. Sie war so sehr mein Gegenteil. Sie las. Sie war kultiviert.

Nicht wichtig, sagte sie mit einem Lachen. Es ging darum, dass sie mit drei Freundinnen nach Spanien fahren würde und dann mit zwei Freundinnen nach Italien und dann …

Sie schaute in ihren Kalender. Ich schaute in meinen.

Sie hob den Blick, lächelte.

Was ist los? Sag schon.

Tatsächlich gibt es ein kleines Zeitfenster …

Neulich, erläuterte sie, habe ihr eine Kollegin am Set geraten, ihren Sommer aus Essen, Beten und Lieben nicht so durchzustrukturieren. Halt dir eine Woche offen, sagte diese Kollegin, lass der Magie etwas Raum, und darum hatte sie sich allerlei versagt, sogar eine sehr verträumte Fahrradtour durch die Lavendelfelder Südfrankreichs ausgeschlagen …

Ich sah in meinen Kalender und sagte: *Ich habe ebenfalls eine Woche offen.*

Was wäre, wenn's sich um dieselbe Woche handelt?

Was wäre dann?

Sollte das möglich sein?

Wie irre wäre das denn?

Es war dieselbe Woche.

Ich schlug vor, sie gemeinsam in Botswana zu verbringen. Ich pries ihr Botswana nach besten Kräften an. Wiege der Menschheit. Am dünnsten

besiedeltes Land der Erde. Ein wahrer Garten Eden, vierzig Prozent seiner Fläche naturbelassen.

Dazu weltweit die Nation mit der größten Anzahl Elefanten.

Allem voran war es der Ort, wo ich mich gefunden hatte, wo ich mich immer wiederfand, wo ich mich immer nahe dran fühlte an – Magie? Wenn sie an Magie interessiert war, sollte sie mitkommen, sie mit mir erleben. Unter den Sternen liegen, mitten im Nirgendwo, das eigentlich ein Überall ist.

Sie starrte vor sich hin.

Ich weiß, es ist verrückt, sagte ich. *Aber das alles hier ist offenkundig verrückt.*

6

WIR KONNTEN NICHT ZUSAMMEN fliegen. Zum einen wurde, ich bereits in Afrika sein. Der Plan sah vor, dass ich in Malawi wäre, ich gemeinsam mit afrikanischen Parks Naturschutzarbeit zu leisten.

Den anderen Grund verschwieg ich ihr jedoch: Wir konnten es nicht riskieren, zusammen gesehen zu werden. Die Presse durfte keinen Wind von uns bekommen. Noch nicht.

Also zog sie ihr *Eat-Pray-Love*-Ding durch, flog dann von London nach Johannesburg, dann nach Maun, wo ich Teej gebeten hatte, sie abzuholen. (Natürlich wollte ich es selbst tun, konnte das aber nicht, ohne Aufsehen zu erregen.) Nach einer elfstündigen Odyssee einschließlich drei Stunden Umsteigezeit in Johannesburg und Fahrt im aufgeheizten Auto zum Haus hatte Meghan allen Grund, mürrisch zu sein. War sie aber nicht. Putzmunter und ungeduldig war sie, für alles zu haben.

Und ihr Aussehen war … absolut perfekt. Sie trug abgeschnittene Jeans, gut eingelaufene Wanderstiefel, einen verknautschten Panamahut, den ich schon von ihrer Instagram-Seite kannte.

Als ich das Tor zum Haus von Teej und Mike öffnete, reichte ich ihr ein in Frischhaltefolie gewickeltes Sandwich mit Geflügelsalat. *Dachte mir, du hast vielleicht Hunger*. Auf einmal wünschte ich, Blumen dabeizuhaben, ein Geschenk, irgendetwas außer diesem dürftigen Sandwich. Wir umarmten uns, und es war unbeholfen, nicht nur des Sandwichs, sondern auch der unvermeidlichen Anspannung wegen. Seit unseren ersten Verabredungen hatten wir ungezählte Male telefoniert und uns auf FaceTime getroffen, doch das hier war ganz neu und anders. Und ein wenig seltsam.

Beide dachten wir dasselbe. *Wird sich die Magie übertragen? Auf einen anderen Erdteil?*

Und was, wenn nicht?

Ich erkundigte mich nach dem Flug. Sie lachte über die Besatzung von Air Botswana. Sie waren große Fans von *Suits,* die sie folglich gebeten hatten, für ein Foto zu posieren.

Juchu, sagte ich und dachte: *Scheiße.* Wenn nur ein Besatzungsmitglied dieses Foto postet, ist die Katze aus dem Sack.

Dann sprangen wir alle in einen Pick-up mit drei Sitzbänken, Mike am Steuer, meine Leibwächter hinterdrein, und brachen auf. Geradewegs in die Sonne. Nach einer Stunde Asphaltstrecke standen uns noch vier

Stunden unbefestigter Piste bevor. Damit die Zeit schneller verging, hob ich jede Blume, Pflanze, Vogelart hervor. *Das ist ein Frankolin. Das ein Nashornvogel. So einer wie Zazu aus dem* König der Löwen. *Der mit der lila Brust ist eine Mandelkrähe, scheint gerade auf der Balz zu sein.*

Nach einer respektvollen Zeitspanne nahm ich ihre Hand.

Dann wurde der Weg ebener, und ich wagte einen Kuss.

Einen genau wie in unserer Erinnerung.

Meine Leibwächter fünfzig Meter hinter uns taten so, als sähen sie nichts.

Als wir tiefer in den Busch vordrangen, uns dem Okavango näherten, tauchten andere Tiere auf.

Da! Schau!

O mein Gott. Sind das … Giraffen!

Und da drüben, sieh mal!

Eine Familie Warzenschweine.

Wir sahen eine Elefantenherde mit Nachwuchs. Papas, Mamas, Babys. *Hey Leute!* Wir bogen auf eine befahrbare Feuerschneise ab, und die Vögel spielten verrückt, was mir einen eigentümlichen Schauer über den Rücken jagte. *Löwen in der Nähe.*

Nicht dein Ernst, sagte sie.

Etwas riet mir, mich umzudrehen. Und siehe da, ein Schwanz zuckte. Ich rief Mike zu, er solle anhalten. Er trat in die Eisen, warf den Rückwärtsgang ein. Da – gleich vor uns stand er, ein großer Bursche. Daddy. Und dort dösten vier Junge unter einem schattigen Busch. Mit ihren Mums.

Wir bewunderten sie eine Weile, dann fuhren wir weiter.

Kurz vor Einbruch der Dämmerung erreichten wir ein kleines Außencamp, das Teej und Mike aufgeschlagen hatten. Ich trug unsere Taschen zu einem Rundzelt neben einem riesigen Leberwurstbaum. Wir befanden uns am Rand eines großen Waldes, sahen einen sanften Abhang hinunter zum Fluss und jenseits davon: eine von Leben wimmelnde Überschwemmungsebene.

Meghan – die ich mittlerweile Meg nannte oder zuweilen einfach nur M – war hingerissen. Die lebhaften Farben. Die reine, frische Luft. Sie war viel gereist, aber so etwas hatte sie noch nie gesehen. Es war die Welt, bevor die Welt gemacht wurde. Sie öffnete ihren kleinen Koffer – sie musste etwas herausholen. Jetzt kommt's, dachte ich. Der Spiegel, der Fön, die Schminksachen, die flauschige Bettdecke, das Dutzend Paar Schuhe. Ich schwelgte aufs Schändlichste in Stereotypen: amerikanische Schauspielerin, sprich Diva. Bestürzt und entzückt zugleich stellte ich fest,

dass der Koffer nur das Notwendigste enthielt: kurze Hosen, zerschlissene Jeans und Snacks. Und eine Yogamatte.

Wir saßen in Klappstühlen und sahen die Sonne unter- und den Mond aufgehen. Ich rührte ein paar Buschcocktails zusammen. Whisky mit einem Schluck Flusswasser. Teej bot Meg ein Glas Wein an und zeigte ihr, wie man eine Plastikflasche unten abschneidet, um einen Kelch daraus zu machen. Wir gaben Geschichten zum Besten, lachten viel, und dann bekochten uns Teej und Mike wunderbar zu Abend.

Wir aßen rings um das Feuer und starrten in die Sterne.

Zur Schlafenszeit führte ich Meg durch die Dunkelheit zum Zelt. Sie erkundigte sich nach der Taschenlampe und sagte amerikanisch *flashlight* dazu, ich fragte mit dem britischen *torch* nach, wir beide lachten.

Das Zelt war sehr klein und sehr spartanisch eingerichtet. Sollte sie mit Luxuscamping gerechnet haben, war sie dieses Irrtums nun beraubt. Drinnen legten wir uns hin, rücklings, spürten den Augenblick, erwogen den Augenblick.

Es gab getrennte Bettrollen, Ergebnis großer Bedenken und vieler Gespräche mit Teej. Ich wollte nicht übergriffig erscheinen.

Wir schoben sie zusammen, lagen Schulter an Schulter. Wir starrten zum Zeltdach, lauschten, redeten, sahen Mondschatten über das Nylon wallen.

Dann ein lautes Schmatzgeräusch.

Meg schnellte kerzengerade hoch. *Was ist das?*

Elefant, sagte ich.

Nur einer, soweit ich hören konnte. Gleich draußen. Fraß friedlich die Büsche ringsum ab.

Wird uns nichts tun.

Nicht?

Bald darauf erzitterte das Zelt von lautem Gebrüll.

Löwen.

Uns wird nichts passieren?

Nein. Mach dir keine Sorgen.

Sie streckte sich aus, legte den Kopf auf meine Brust.

Vertrau mir, sagte ich. *Bei mir bist du sicher*.

7

KURZ VOR TAGESANBRUCH WURDE ICH WACH, zog leise den Reißverschluss am Zelt auf, trat auf Zehenspitzen hinaus. Die Ruhe eines Morgens in Botswana. Ich sah zu, wie eine Schar Zwergenten flussaufwärts flog, beobachtete Impalas und Moorantilopen bei ihrer Morgentränke am Ufer.

Die Vogelstimmen waren unglaublich.

Als die Sonne aufging, dankte ich für diesen Tag und ging dann auf eine Scheibe Toast zum Hauptlager hinunter. Als ich zurückkehrte, traf ich Meg ausgestreckt auf ihrer Yogamatte am Fluss an.

Krieger. Herabschauender Hund. Haltung des Kindes.

Sobald sie fertig war, verkündete ich: *Frühstück ist serviert.*

Wir aßen unter einer Akazie, und sie erkundigte sich gespannt, wie wir den Tag verbringen würden.

Lass dich überraschen.

Zunächst von einer morgendlichen Ausfahrt. Wir schwangen uns in Mikes alten Pick-up ohne Türen und bretterten in den Busch. Sonne auf unseren Wangen, Wind im Haar, kreuzten wir Gewässer, hüpften über Hügelkuppen, scheuchten Löwen im hohen Gras auf. *Danke noch für den Krawall letzte Nacht, Jungs!* Wir stießen auf eine Herde Giraffen, die in den Baumwipfeln grasten, ihre Wimpern wie Gartenrechen. Sie nickten Guten Morgen.

Nicht alle waren so freundlich. Gerade schlenderten wir an einem großen Wasserloch entlang, da sahen wir gleich voraus eine Staubwolke. Ein ungehaltenes Warzenschwein trat uns entgegen. Es zog ab, als wir unsere Stellung hielten.

Auch Flusspferde schnaubten angriffslustig. Wir winkten, wichen zurück und sprangen wieder in den Pick-up.

Wir störten ein Rudel Wildhunde bei dem Versuch, zwei Löwinnen einen toten Büffel abzuluchsen. Ihre Sache lief schlecht. Wir kehrten ihnen den Rücken.

Das Gras war goldfarben, wogte im Wind. *Trockenzeit*, sagte ich zu Meg.

Die Luft war warm, rein, ein Genuss zu atmen. Zu Mittag breiteten wir ein Picknick aus und spülten es mit Savannencider runter. Danach gingen wir in einem Seitenarm des Flusses schwimmen, wahrten Abstand vor den Krokodilen. *Halte dich vom dunklen Wasser fern*.

Ich meinte zu ihr, dies sei das sauberste, reinste Wasser der Welt, weil es vom vielen Papyrus gefiltert werde. Noch milder als das Wasser im altertümlichen Badezimmer von Balmoral, wobei … besser nicht an Balmoral denken.

Der Jahrestag lag nur Wochen voraus.

In der Dämmerung lagen wir auf der Kühlerhaube und betrachteten den Himmel. Als die Fledermäuse herauskamen, gingen wir Teej und Mike suchen. Wir stellten Musik an, lachten und redeten und sangen und aßen rings ums Feuer wieder zu Abend. Meg erzählte uns ein wenig aus ihrem Leben, über das Aufwachsen in Los Angeles, ihre Mühsal, Schauspielerin zu werden, die hastigen Kostümwechsel zwischen Vorsprechterminen in ihrem ausgeleierten SUV mit Türen, die nicht immer aufgingen. Wenn das passierte, musste sie durch den Kofferraum einsteigen. Sie erzählte von ihrem wachsenden Erfahrungsschatz als Unternehmerin, ihrer Lifestyle-Website, die Zehntausende Leser hatte. In ihrer Freizeit leistete sie philanthropische Arbeit – bei Frauenrechten war sie besonders engagiert.

Ich war hingerissen, hing ihr an den Lippen und hörte zugleich einen leisen Trommelschlag im Hintergrund: *Sie ist perfekt, sie ist perfekt, sie ist perfekt*.

Chelsy und Cress hatten oft mein Jekyll-und-Hyde-Dasein zur Sprache gebracht: Happy Spike in Botswana, verspannter Prinz in London. Ich war nie imstande gewesen, beide zu verschmelzen, was sie störte, was mich störte, doch mit dieser Frau, dachte ich, könnte ich das. Ich könnte die ganze Zeit Happy Spike sein.

Nur dass sie mich nicht Spike nannte. Inzwischen hatte Meg sich angewöhnt, mich Haz zu rufen.

Jeder Augenblick jener Woche war eine Offenbarung und ein Segen. Und doch zerrte uns jeder Augenblick auch näher zu der schmerzlichen Minute, da wir uns voneinander verabschieden müssten. Wir kamen nicht darum herum: Meg musste zurück. Ich musste in die Hauptstadt Gaborone fliegen, um mit dem Präsidenten von Botswana Naturschutzfragen zu erörtern und dann zu einer dreiteiligen Jungstour aufzubrechen, die seit Monaten in Planung war.

Ich würde ja absagen, meinte ich zu Meg, *aber meine Kumpel würden es mir nie verzeihen.*

Wir sagten uns Lebewohl. Meg fing an zu weinen.

Wann werde ich dich wiedersehen?

Bald.

Nicht bald genug.

Nein. Nicht annähernd.

Teej legte einen Arm um sie und versprach, sich die kommenden Stunden bis zu ihrem Abflug gut um sie zu kümmern.

Dann ein letzter Kuss. Und ein Winken.

Mike und ich schwangen uns in seinen weißen Geländewagen und fuhren zum Flughafen von Maun, wo wir seine kleine Propellermaschine bestiegen und davonflogen. Auch wenn es mir das Herz brach.

8

WIR WAREN ELF. MAIRY. Die ganze Bande. Ich zwei Mikes. Brenzu Bidders. David. Jakie. Skippy. Vitu. Die ganze Bande. Ich zwei Mikes. Brenzu ihnen. Wir beluden zwei silbrige flachbödige Boote und brachen auf. Tage aus Sich-treiben-Lassen, Angeln, Tanzen. Abends wurden wir ziemlich laut und sehr ungezogen. Morgens brieten wir Speck und Eier über offenem Feuer, gingen im kalten Wasser schwimmen. Ich trank Buschcocktails und afrikanisches Bier und flößte mir gewisse Rauschmittel ein.

Als das Wetter richtig heiß wurde, beschlossen wir, den Jetski hervorzuholen. Geistesgegenwärtig zog ich vorher mein iPhone aus der Tasche und verstaute es in der Jetskikonsole. Ich beglückwünschte mich zu solcher Vorsicht. Dann sprang Adi hinten auf, gefolgt von einem sehr ungebärdigen Jakie.

So viel zum Thema Vorsicht.

Ich sagte Jakie, er solle absteigen. *Drei sind zu viele.* Er hörte nicht auf mich.

Was konnte ich da tun?

Und los ging's mit uns.

Wir streiften umher, lachten, wichen nach besten Kräften den Flusspferden aus. Wir dröhnten an einer Sandbank vorbei, auf der ein Dreimeterkrokodil in der Sonne döste. Gerade als ich mit dem Jetski eine Linkskurve einschlug, sah ich das Kroko die Augen öffnen und ins Wasser gleiten.

Gleich darauf flog Adis Hut davon.

Kehr um, kehr um, sagte er.

Ich beschrieb einen Bogen, keine Leichtigkeit mit dreien an Bord. Ich brachte uns längsseits des Huts, und Adi lehnte sich seitwärts, um ihn sich zu schnappen. Dann lehnte sich Jakie hinüber, um zu helfen, und wir fielen allesamt in den Fluss.

Ich fühlte, wie mir meine Sonnenbrille vom Gesicht rutschte, sah sie ins Wasser plumpsen. Ich tauchte ihr hinterher. Beim Hochkommen fiel mir das Krokodil wieder ein.

Ich konnte Adi und Jakie dasselbe denken sehen. Dann schaute ich nach dem Jetski. Er dümpelte auf der Seite. Scheiße.

Mein iPhone!

Mit allen meinen Fotos! Und Telefonnummern!

MEG!

Der Jetski kam auf der Sandbank zu ruhen. Wir stellten ihn aufrecht, und ich schnappte mir mein iPhone aus der Konsole. Vollgesogen. Ruiniert. All die Fotos, die Meg und ich aufgenommen hatten!

Dazu alle unsere Textnachrichten!

Mir war klar gewesen, dass diese Jungstour wüst werden würde, und ich hatte vor unserem Aufbruch einige Fotos vorsichtshalber an Meg und andere Vertraute geschickt. Trotzdem war der Rest sicherlich verloren gegangen.

Und wie sollte ich mich überhaupt bei ihr melden?

Adi meinte, keine Sorge, wir werden das Telefon einfach in Reis legen, und es wird todsicher austrocknen.

Genau das taten wir, kaum dass wir Stunden später wieder im Lager eintrafen. Wir schoben das iPhone in einen großen Eimer mit ungekochtem weißem Reis.

Ich blickte voller Zweifel darauf hinunter. *Wie lange wird das dauern?*

Ein, zwei Tage.

Nicht gut. Ich brauche sofort eine Lösung.

Mike und ich arbeiteten einen Plan aus. Ich könnte einen Brief an Meg schreiben, den er nach Hause, nach Maun mitnehmen würde. Teej könnte dann den Brief abfotografieren und Meg simsen. (Sie hatte Megs Nummer in ihrem Telefon; die hatte ich ihr gegeben, ehe sie Meg vom Flughafen abholen fuhr.)

Jetzt musste ich nur noch diesen Brief schreiben.

Aber erst mal musste in dieser Horde von Muppets ein Kuli gefunden werden.

Hat irgendwer einen Stift?

Einen was?

Einen Stift!

Ich hab einen Mückenstift! Und einen EpiPen!

Nein! Einen Stift. Einen Kuli! Mein Königreich für einen Kuli!

Oh. Ein Kuli. Wow.

Irgendwie fand ich einen. Die nächste Herausforderung bestand darin, einen Platz zum Schreiben zu finden.

Ich verzog mich unter einen Baum.

Ich dachte nach. Ich starrte ins Leere. Ich schrieb:

Hey Schöne. Okay, hast mich erwischt – muss dauernd an Dich denken, vermiss Dich SEHR. Handy ist in den Fluss gefallen. Trauermiene … Davon abgesehen tolle Tage hier. Wärst Du doch dabei.

Mike brach mit dem Brief in der Hand auf.

Tage später tüteten wir den Bootsteil der Jungstour ein und kehrten nach Maun zurück. Wir trafen uns mit Teej, die auf der Stelle sagte: *Entspann dich, hab schon Antwort bekommen.*

Es war also kein Traum gewesen. Meg war real. Das Ganze war real.

Unter anderem schrieb Meg in ihrer Antwort, dass sie mich ganz bald sprechen wolle.

In Hochstimmung brach ich zum zweiten Teil der Jungstour auf, in den Moremi-Wald. Diesmal nahm ich ein Satellitentelefon mit. Während alle ihr Abendessen beendeten, fand ich eine Lichtung und kletterte auf den höchsten Baum, wo ich besseren Empfang vermutete.

Ich wählte Megs Nummer. Sie ging ran.

Ehe ich sprechen konnte, platzte sie heraus: *Ich sollte das ja nicht sagen, aber du fehlst mir!*

Ich sollte das genauso wenig sagen, aber du fehlst mir auch!

Und dann lachten wir einfach und lauschten wechselseitig unseren Atemzügen.

9

AM FOLGENDEN TAG FERTIGTE ich mich gewaltig unter Druck gesetzt, den nächsten Brief zu verfassen. Ein lähmender Fall von Schreibblockade. Ich konnte einfach nicht die richtigen Worte finden, um meine Begeisterung, meine Befriedigung, meine Sehnsucht auszudrücken. Meine Hoffnungen.

Das mangels Dichtkunst Nächstbeste, beschloss ich, wäre ein ansprechendes Äußeres des Briefs.

Leider befand ich mich an keinem dem Kunsthandwerk förderlichen Ort. Die Jungstour trat nun in ihre dritte Phase – eine achtstündige Fotosafari an den Arsch der Welt.

Was tun?

Bei einer Pause sprang ich vom Pick-up ab und lief in den Busch.

Spike, wohin soll's gehen?

Ich gab keine Antwort.

Was ist los mit ihm?

Wandern war in dieser Gegend nicht ratsam. Wir waren tief im Löwengebiet. Doch finden wollte ich auf Teufel komm raus … etwas.

Ich stolperte, strauchelte, sah nichts als ohne Ende braunes Gras. *Sind wir hier im verfluchten Outback?*

Adi hatte mir beigebacht, wie man in der Wüste nach Blumen sucht. Wenn es um Dornbüsche geht, sagte er stets, schau nach den höchsten Ästen. Das tat ich. Und siehe da: Bingo! Ich kletterte in den Dornbusch, pflückte die Blumen und schob sie in einen kleinen Beutel um meine Schulter.

Später auf unserer Fahrt gelangten wir in einen Mopanenwald, wo ich zwei hellrosa Wüstenrosen entdeckte.

Die pflückte ich auch.

Binnen Kurzem hatte ich ein kleines Gebinde zusammengestellt.

Nun kamen wir in einen Teil des Waldes, der unlängst von Feuer geschwärzt worden war. Mitten in der verkohlten Landschaft machte ich ein interessantes Stück Rinde eines Leadwood-Baums aus. Ich griff danach und brachte es in meinem Beutel unter.

Bei Sonnenuntergang kehrten wir ins Lager zurück. Ich schrieb den zweiten Brief, kokelte die Kanten des Papiers an, rahmte es mit meinen Blumen ein und legte es in das Stück angebrannte Baumrinde, dann

fotografierte ich alles mit Adis Telefon. Das Bild schickte ich an Meg und zählte die Sekunden, bis ich eine Antwort bekam. »Dein Mädchen«, unterschrieb sie.

Mittels dieser zusammengestoppelten Mitteilungskette gelang es mir irgendwie, die gesamte Jungstour über ständig in Verbindung zu bleiben. Als ich schließlich nach Großbritannien zurückkehrte, hatte ich das Gefühl, Erhebliches geleistet zu haben. Ich hatte verhindert, dass vollgesogene Telefone, betrunkene Kumpel, Mobilfunklöcher und ein Dutzend weitere Hindernisse den Auftakt zu dieser wunderschönen …

Wie sollte ich es nennen?

Ich saß im Nott Cott inmitten von Taschen, starrte auf die Wand und grübelte. *Was ist es? Wie geht das Wort?*

Ist sie …

Die eine?

Hab ich sie gefunden?

Ganz zuletzt dann doch?

Ich hatte mir stets gesagt, es gebe feste Regeln für Beziehungen, jedenfalls für mich. Die Königsfamilie erfordere solche Regeln, glaubte ich, und die wesentliche sei es, unbedingt eine Frau drei Jahre lang zu daten, ehe man sich in die Ehe stürzte. Wie sonst sollte man über sie Bescheid wissen? Wie sonst sollte *sie* über einen Bescheid wissen – und über das royale Leben? Wie sonst sollten beide wissen, dass es das wäre, was sie wollten, dass es eine Sache wäre, die sie gemeinsam aushalten könnten?

Denn diese Sache war ja nicht für jeden geeignet.

Meg aber schien die strahlende Ausnahme von der Regel zu sein. Von allen Regeln. Ich kannte sie umgehend, und sie kannte mich. Mein wahres Ich. Es sah vielleicht überstürzt aus, dachte ich, sah vielleicht unlogisch aus, aber es war einfach so: Tatsächlich zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, in der Wahrheit zu leben.

10

Ein Irrsinnsrausch aus SMS und FaceTime. Tausende Meilen trennten uns, getrennt waren wir aber nie wirklich. Ich wachte zu einer Textnachricht auf. Sofortige Antwort. Dann: texten, texten, texten. Dann nach dem Mittagessen: FaceTime. Dann den ganzen Nachmittag lang: texten, texten, texten. Dann spätnachts ein weiterer FaceTime-Marathon.

Und es reichte noch immer nicht. Wir verzehrten uns danach, einander wiederzusehen. Für unser nächstes Treffen kringelten wir die letzten Augusttage ein, etwa zehn Tage im Voraus.

Wir einigten uns, dass es das Beste sei, sie käme nach London.

Am großen Tag rief sie mich gleich nach ihrer Ankunft an, sobald sie ihr Zimmer im Soho House betrat.

Ich bin da. Komm mich besuchen!

Ich kann nicht, ich sitz im Auto …

Und machst was?

Etwas für meine Mum.

Deine Mum? Wo?

Althorp.

Was ist Althorp?

Wo mein Onkel Charles wohnt.

Ich würde es ihr später erklären, sagte ich. Geredet hatten wir noch immer nicht über … das alles.

Ich war mir ziemlich sicher, dass sie mich nicht gegoogelt hatte, weil sie dauernd Fragen stellte. Sie schien fast nichts zu wissen – was sehr erfrischend war. Es zeigte, dass das Königshaus sie nicht beeindruckte, was ich für den ersten Schritt hielt, es zu überleben. Da sie überdies keinen tiefen Einblick in Literatur und öffentliche Quellen genommen hatte, war ihr Kopf nicht mit Fehlinformationen angefüllt.

Als Willy und ich Blumen am Grab meiner Mutter niedergelegt hatten, fuhren wir gemeinsam zurück nach London. Ich rief Meg an und sagte, dass ich unterwegs sei. Ich bemühte mich um einen beiläufigen Tonfall, damit Willy nichts mitbekam.

Es gibt einen Geheimeingang ins Hotel, sagte sie. *Dann einen Lastenaufzug.*

Ihre Freundin Vanessa, die im Soho House arbeitete, würde mich abpassen und hineinlotsen.

Alles lief nach Plan. Nachdem ich ihrer Freundin begegnet war und eine Art Labyrinth durch die Eingeweide des Soho House durchlaufen hatte, erreichte ich schließlich Megs Tür.

Ich klopfte und hielt den Atem an, während ich wartete.

Die Tür flog auf.

Dieses Lächeln.

Ihr Haar hing ihr teils über die Augen. Ihre Arme streckten sich nach mir aus. In einer einzigen flüssigen Bewegung zog sie mich herein, dankte ihrer Freundin und schlug dann schnell die Tür zu, ehe irgendjemand etwas sähe.

Ich würde ja gern behaupten, dass wir ein Bitte-nicht-stören-Schild an die Tür hängten.

Bloß glaube ich nicht, dass Zeit dazu war.

11

Am Morgen erwachten wir eine Stunde, bevor der Zimmerservice an der Tür klopfte, blickte ich mich gehetzt nach einem Versteck um.

Der Raum bot keines. Kein Abstellkämmerchen oder Spind, kein Kleiderschrank.

Ich legte mich daher flach auf das Bett und zog mir die Daunendecke über den Kopf. Flüsternd riet mir Meg, ins Badezimmer zu gehen, aber ich zog mein Versteck vor.

Doch leider brachte nicht irgendein unbekannter Kellner unser Frühstück, sondern der Assistent des Hotelmanagers. Er hatte Meg sehr gerne und sie ihn auch, sodass er plaudern wollte. Er bemerkte nicht, dass sich zwei Frühstücke auf dem Tablett befanden. Der prinzförmige Klumpen unter der Daunendecke fiel ihm ebenfalls nicht auf. Er redete und redete und brachte sie auf den neuesten Stand, während mir in meiner Daunenhöhle langsam die Luft knapp wurde.

Zum Glück hatten mir die Fahrten im Kofferraum von Billys Polizeiauto umfangreiche Praxis beschert!

Als der Mann endlich ging, setzte ich mich japsend auf.

Dann japsten wir beide, weil wir so doll lachten.

Wir beschlossen, an diesem Abend bei mir zu essen und ein paar Freunde einzuladen. Wir würden kochen. *Das wird Spaß machen*, sagten wir. Allerdings bedeutete das auch, dass wir zuerst Lebensmittel einkaufen gehen mussten, denn in meinem Kühlschrank befanden sich nur Weintrauben und *Cottage Pies*.

Wir könnten zu Waitrose gehen, schlug ich vor.

Natürlich konnten wir *nicht* einfach so gemeinsam zu Waitrose gehen, denn das würde einen Aufruhr verursachen. Wir planten daher, gleichzeitig und in Verkleidung einzukaufen, ohne einander erkennbar zu beachten.

Meg erreichte den Laden drei Minuten vor mir. Sie trug ein Flanellhemd, einen dicken Mantel und ein Beanie. Es wunderte mich

allerdings noch immer, dass niemand sie erkannte, denn sicher sahen viele Briten *Suits*. Trotzdem starrte niemand sie an. Ich hätte sie unter Tausenden erkannt.

Es warf auch niemand einen zweiten Blick in ihren Einkaufswagen, der mit ihren Koffern gefüllt war sowie zwei großen Tragetaschen vom Soho House, in denen sich flauschige Bademäntel befanden, die sie beim Auschecken für uns gekauft hatte.

Gleichermaßen inkognito schnappte ich mir einen Korb und spazierte die Gänge auf und ab. Als ich beim Obst und Gemüse stand, spürte ich, wie sie an mir vorbeiging. Eigentlich war es eher ein Schlendern als ein Gehen. Ganz schön gewagt. Wir ließen unsere Blicke zueinander gleiten, nur einen Moment lang, dann sahen wir rasch wieder fort. Aus einer Kochzeitschrift hatte Meg ein Rezept für gebratenen Lachs ausgeschnitten. Anhand dessen hatten wir unsere Liste erstellt und diese aufgeteilt. Meg musste ein Backblech finden, während es meine Aufgabe war, Backpapier aufzutreiben.

Ich simste ihr: *Was zum Teufel ist Backpapier?*

Sie rief mich an und lotste mich zum Ziel. *Über deinem Kopf.*

Ich fuhr herum. Sie stand ganz in der Nähe und spähte hinter einer Auslage hervor.

Wir lachten beide.

Ich blickte wieder zu dem Regal. *Das hier?*

Nein, das daneben.

Wir kicherten.

Als wir unsere Listen abgearbeitet hatten, zahlte ich und simste Meg dann den Treffpunkt. *Hinunter in das Parkhaus unter dem Laden, die Großraumlimousine mit den geschwärzten Scheiben.* Augenblicke später waren unsere Einkäufe im Kofferraum verstaut, Billy the Rock saß am Steuer, und wir rauschten in Richtung Nott Cott aus dem Parkhaus. Ich sah, wie die Stadt vorbeizog, all die Häuser und Menschen, und dachte: *Ich kann es gar nicht abwarten, bis ihr sie alle kennenlernt.*

12

ICH WAR AUFGEREGT, als ich Meg bei mir zu Hause willkommen hieß, aber es war mir auch peinlich. Nott Cott war kein Palast. Bestenfalls konnte man Nott Cott als Nebengebäude eines Palastes bezeichnen. Ich beobachtete, wie sie über den Weg zur Vordertür schritt, vorbei an dem weißen Lattenzaun. Zu meiner Erleichterung wirkte sie weder bestürzt noch enttäuscht.

Bis sie nach drinnen kam. Dort machte sie eine Bemerkung über Häuser von Studentenverbindungen.

Ich blickte mich um. Das traf es schon ganz gut.

Ein Union Jack in der Ecke. (Derjenige, den ich am Nordpol geschwenkt hatte.) Ein altes Gewehr auf dem Fernsehtisch. (Ein Geschenk aus Oman nach einem offiziellen Besuch.) Eine Xbox-Konsole.

Nur ein Aufbewahrungsort für meinen Kram, erklärte ich, während ich einige Papiere und Kleidungsstücke zusammenraffte. *Ich bin nicht oft hier.*

Das Haus war für kleinere Menschen einer vergangenen Ära gebaut worden. Die Räume waren daher winzig und die Decken so niedrig wie in einem Puppenhaus. Ich verpasste ihr eine schnelle Führung, die etwa dreißig Sekunden dauerte. *Stoß dir nicht den Kopf!*

Bis dahin war mir nie aufgefallen, wie schäbig die Möbel waren. Braunes Sofa, noch braunerer Sitzsack. Meg blieb vor ihm stehen.

Ich weiß. Ich weiß.

Zum Abendessen kamen meine Cousine Euge, ihr Freund Jack und mein Freund Charlie. Der Lachs erwies sich als hervorragend, und alle gratulierten Meg zu ihren kulinarischen Fähigkeiten. Ihre Geschichten verschlangen sie ebenso und wollten alles über *Suits* erfahren. Und über ihre Reisen. Ich war dankbar für das Interesse, für die Wärme.

Der Wein, von dem größere Mengen vorhanden waren, war gut, genau wie die Gesellschaft. Nach dem Essen gingen wir ins Nebenzimmer. Wir machten Musik an, setzten Partyhüte auf und tanzten. Ich habe unscharfe Erinnerungen und auf meinem Handy ein körniges Video von Charlie und mir, wie wir über den Boden rollen, während Meghan lachend daneben

sitzt.

Dann widmeten wir uns dem Tequila.

Ich erinnere mich daran, dass Euge Meg umarmte, als wären sie Schwestern. Ich weiß noch, dass Charlie mir gegenüber seinen Daumen in die Höhe reckte. Meine Gedanken waren: *Wenn das Kennenlernen beim Rest meiner Familie auch so abläuft, haben wir es geschafft.* Dann aber bemerkte ich, dass es Meg nicht gut ging. Sie klagte über eine Magenverstimmung und sah schrecklich blass aus.

Ich dachte: *Oh-oh, sie verträgt nichts.*

Sie ging zu Bett. Nach einem Schlummertrunk verabschiedete ich unsere Gäste und räumte ein bisschen auf. Gegen Mitternacht legte ich mich hin und schlief sofort ein. Um zwei Uhr morgens wachte ich jedoch wieder auf und hörte, dass es Meg im Bad übel war, wirklich übel, nicht bloß ein rebellischer Magen vom Alkohol, wie ich angenommen hatte. Irgendetwas anderes ging da vor sich.

Lebensmittelvergiftung.

Sie erzählte mir, dass sie mittags in einem Restaurant Tintenfisch gegessen hatte.

Britische Calamari! Rätsel gelöst.

Vom Fußboden sagte sie mit schwacher Stimme: *Bitte sag mir, dass du mir nicht die Haare zurückhalten musst, während ich mich übergebe.*

Doch, das tue ich.

Ich massierte ihr den Rücken und brachte sie schließlich ins Bett. Schwach, den Tränen nahe, erklärte sie, für das vierte Rendezvous habe sie sich ein ganz anderes Ende vorgestellt.

Quatsch, entgegnete ich. *Sich umeinander zu kümmern? Darum geht es doch.*

Das ist Liebe, dachte ich, schaffte es aber, mir die Worte nicht entschlüpfen zu lassen.

13

UNMITTELBAR BEVOR MEG NACH Kanada zurückkehrte, machten wir einen Spaziergang durch die Gärten von Erdmore.

Es war auf dem Weg zum Flughafen.

Einer meiner Lieblingsorte, erklärte ich. Ihr gefiel es dort auch. Sie mochte vor allem die Schwäne und speziell einen, der sehr mürrisch war. (Wir nannten ihn Steve.) *Die meisten Schwäne sind mürrisch,* stellte ich fest. *Majestätisch, aber Miesepeter.* Ich habe mich immer gefragt, warum. Schließlich sind alle britischen Schwäne Eigentum Ihrer Majestät, und somit ist jede Misshandlung eine Straftat.

Wir unterhielten uns über Euge und Jack, die sie sehr mochte. Wir sprachen über Megs Arbeit. Wir redeten über meine. Am meisten jedoch sprachen wir über diese Beziehung, ein dermaßen gewaltiges Thema, dass es unerschöpflich schien. Wir führten unser Gespräch fort, als wir uns wieder in den Wagen setzten und zum Flugplatz fuhren. Und wir redeten auch noch im Parkhaus weiter, wo ich sie heimlich absetzte. Wir waren beide der Meinung, dass wir einen ernsthaften Plan benötigten, wenn es uns Ernst damit wäre, uns beiden eine Chance zu geben, eine echte Chance. Was unter anderem bedeutete, einander fest zu versprechen, nie mehr als zwei Wochen ohne ein Wiedersehen verstreichen zu lassen.

Wir hatten beide schon Fernbeziehungen geführt. Sie waren stets anstrengend gewesen, was immer zum Teil an fehlender ernsthafter Planung gelegen hatte. Anstrengungen und Aufwand. Man musste gegen die Entfernung kämpfen, die Entfernung besiegen. Das bedeutete: reisen. Viel und noch mehr reisen.

Doch leider erregten meine Reisen mehr Aufmerksamkeit, auch bei der Presse. Wenn ich internationale Grenzen überquerte, mussten Regierungen und Polizeibehörden vor Ort verständigt werden. Meine sämtlichen Personenschützer mussten zusammengezogen werden. Deshalb würde diese Belastung Meg zufallen. In der Anfangszeit musste sie es sein, die ihre Zeit auf Flügen kreuz und quer über den Ozean verbrachte. Dabei war sie immer noch Vollzeit mit *Suits* beschäftigt. An vielen Tagen holte sie morgens um 4.15 Uhr ein Wagen ab, der sie zum Set brachte.

Ihr das aufzubürden, war nicht fair, aber sie sagte, sie sei dazu bereit. Da gäbe es keine Wahl, denn die Alternative wäre, mich nicht zu sehen, so erklärte sie, und das wäre nicht machbar. Ließe sich nicht aushalten.

Zum hundertsten Mal seit dem 1. Juli ging mir das Herz auf.
Dann verabschiedeten wir uns wieder voneinander.
Ich sehe dich in zwei Wochen.
Zwei Wochen. Himmel. Ja.

14

Sie wussten, dass bei mir etwas vor sich ging, und wollten herausfinden, was das war.

Ich war mir unsicher, ob ich bereit war, es ihnen zu erzählen. Ich war mir unsicher, ob ich jetzt schon wollte, dass es alle anderen wussten. Doch als wir dann in ihrem Fernsehzimmer saßen und beide Kinder zu Bett gebracht waren, fühlte sich der Zeitpunkt richtig an. Beiläufig erwähnte ich, dass es da … eine neue Frau in meinem Leben gäbe.

Beide beugten sich vor. *Wer ist es?*

Ich werde es euch sagen, aber es ist mir wichtig, dass ihr es bitte, bitte, bitte für euch behaltet.

Ja, Harold, ja, ja – wer ist es?

Sie ist eine Schauspielerin.

Oh?

Sie ist Amerikanerin.

Oh.

In einer Serie namens Suits.

Sie rissen die Münder auf und sahen einander an.

Dann wandte sich Willy wieder mir zu und sagte: *Völliger Blödsinn!*

Was?

Nie im Leben.

Wie bitte?

Unmöglich!

Ich war verdutzt, bis Willy und Kate erklärten, dass sie *Suits*-Fans, nein, eher – Junkies waren.

Großartig, dachte ich, während ich lachte. *Ich habe mir über die falschen Sachen Sorgen gemacht.* Die ganze Zeit hatte ich befürchtet, Willy und Kate würden Meg möglicherweise nicht in der Familie willkommen heißen. Jetzt musste ich mir stattdessen Sorgen darüber machen, dass sie sie wegen Autogrammen belästigen würden.

Sie überschütteten mich mit Fragen. Ich erzählte ihnen ein wenig

davon, wie wir uns kennengelernt hatten, von Botswana, von Waitrose. Ich gestand ihnen zwar, dass ich hingerissen war, doch insgesamt war das, was ich ihnen erzählte, eine stark zensierte Fassung. Ich wollte einfach nicht zu viel preisgeben.

Ich sagte auch, dass ich es kaum abwarten könnte, bis sie sie kennenlernten, dass ich mich darauf freute, dass wir vier viel Zeit miteinander verbringen würden, und gestand zum x-ten Mal, dass ich schon lange davon träumte – mich ihnen mit einer passenden Partnerin anzuschließen. Ein Quartett zu bilden. Ich hatte das Willy schon sehr oft erzählt, worauf er jedes Mal entgegnet hatte: *Vielleicht geschieht das nicht, Harold! Und dann musst du damit auch klarkommen.* Nun, jetzt fühlte ich, dass es geschehen würde, und sagte ihm das auch – er aber riet weiterhin dazu, das Tempo zu drosseln.

Sie ist eine amerikanische Schauspielerin, Harold. Alles Mögliche könnte geschehen.

Ein wenig verletzt nickte ich. Dann umarmte ich ihn und Kate und ging.

15

Oktober 2016

EINE WOCHE SPÄTER KAM Meg nach London zurück.

Wir aßen mit Marko und seiner Familie zu Mittag, und ich stellte sie einigen anderen engen Freunden vor. Alles ging gut. Alle mochten sie sehr gern.

Ermutigt fand ich, es sei an der Zeit, dass sie meine Familie kennenlernte. Meg willigte ein.

Erster Halt: Royal Lodge. Um Fergie zu treffen. Da Meg schon Fergies Tochter Euge kannte sowie Jack, erschien das als logischer Trippelschritt. Als wir uns aber der Royal Lodge näherten, bekam ich eine Nachricht über das Handy.

Granny war dort.

Sie war auf einen kurzen Besuch vorbeigekommen. Auf ihrem Rückweg von der Kirche zum Schloss.

Meg kommentierte: *Super! Ich liebe Großmütter.*

Ich wollte wissen, ob sie den Knicks beherrschte. Sie ging davon aus. Aber sie war sich unsicher, wie ernst ich das meinte.

Du wirst gleich der Queen begegnen.

Ich weiß, aber sie ist deine Großmutter.

Aber sie ist die Queen.

Wir bogen in die Zufahrt ein, fuhren über den Kies und parkten neben der großen grünen Buchsbaumhecke.

Fergie kam heraus, war irgendwie aufgeregt, und fragte: *Weißt du, wie man knickst?*

Meg schüttelte den Kopf.

Fergie machte es einmal vor. Meg tat es ihr nach.

Für ausführlicheren Unterricht war keine Zeit. Wir konnten Granny nicht warten lassen.

Als wir auf die Tür zugingen, beugten sich Fergie und ich zu Meg und flüsterten ihr rasch noch Hinweise zu. *Wenn man der Queen das erste Mal begegnet, spricht man sie mit* Eure Majestät *an. Danach nur noch mit* Ma'am. *Reimt sich auf* Bohème.

Und egal, was du tust, fall ihr nie ins Wort, erklärten wir beide – einander ins Wort fallend.

Wir betraten das große Wohnzimmer an der Vorderseite, und da war

sie. Granny. Die Monarchin. Queen Elizabeth II. Sie stand in der Mitte des Raums. Sie drehte sich ein wenig. Meg ging direkt zu ihr und versank in einem tiefen, makellosen Knicks.

Eure Majestät. Ich freue mich, Sie kennenzulernen.

Euge and Jack standen nahe bei Granny und wirkten beinahe so, als gäben sie vor, Meg nicht zu kennen. Sie waren sehr still, sehr korrekt. Jeder gab Meg einen raschen Kuss auf die Wange, aber der war ganz royal. Ganz britisch.

Auf Grannys anderer Seite stand ein Kerl, zu dem ich dachte: *Böser Geist bei zwölf Uhr.* Meg sah mich an und wartete auf einen Hinweis zu seiner Identität, aber ich konnte ihr nicht helfen. Ich hatte ihn nie zuvor gesehen. Euge flüsterte mir ins Ohr, er sei ein Freund ihrer Mutter. *Ah, okay.* Ich blickte ihn streng an.

Hervorragend. Glückwunsch zur Anwesenheit bei einem der folgenreichsten Momente meines Lebens.

Granny war für den Kirchgang gekleidet: ein Kleid in einer leuchtenden Farbe mit passendem Hut. An die Farbe kann ich mich nicht erinnern, auch wenn ich mir wünsche, ich könnte es, aber sie war leuchtend. Schick. Ich konnte sehen, dass Meg bedauerte, Jeans und einen schwarzen Pullover zu tragen.

Ich bedauerte meine abgetragene Hose ebenfalls. *Wir hatten das nicht geplant,* wollte ich Granny erklären, aber sie war damit beschäftigt, sich nach Megs Besuch zu erkundigen.

Großartig, antworteten wir. *Wundervoll.*

Wir erkundigten uns nach dem Gottesdienst.

Entzückend.

Alles verlief sehr angenehm. Granny fragte Meg sogar, was sie von Donald Trump hielt. (Das war kurz vor den Wahlen im November 2016. Jeder Mensch auf der Welt schien sich Gedanken über den Kandidaten der Republikaner zu machen und über ihn zu sprechen.) Meg hielt Politik für ein unersprießliches Thema und wich daher auf Kanada aus.

Granny blinzelte. *Ich dachte, Sie seien Amerikanerin.*

Das bin ich, doch wegen meiner Arbeit lebe ich seit sieben Jahren in Kanada.

Granny wirkte erfreut. Commonwealth. Gut, ausgezeichnet.

Nach zwanzig Minuten kündigte Granny an, dass sie aufbrechen müsse. Mein Onkel Andrew, der neben ihr gesessen und ihre Handtasche gehalten hatte, führte sie langsam hinaus. Euge begleitete sie ebenfalls. Bevor sie die Tür erreichte, blickte Granny zurück, um sich von Jack und Fergies Freund zu verabschieden.

Sie sah Meg in die Augen, winkte und lächelte freundlich. *Auf*

Wiedersehen.

Mit einem *Auf Wiedersehen. Schön, Sie kennenzulernen, Ma'am* versank Meg erneut in einem Knicks.

Nachdem Granny weggefahren war, strömten alle in den Raum. Die ganze Stimmung änderte sich. Euge und Jack benahmen sich wieder wie sonst, und irgendjemand schlug Drinks vor.

Ja, bitte.

Alle machten Meg Komplimente zu ihrem Knicks. So gut! So tief!

Nach einem Moment fragte mich Meg etwas über den Assistenten der Königin.

Ich wollte wissen, wen sie meinte.

Der Mann, der ihre Handtasche hielt. Der Mann, der sie zur Tür brachte.

Das war nicht ihr Assistent.

Wer war es dann?

Das war ihr zweiter Sohn. Andrew.

Sie hatte uns definitiv nicht gegoogelt.

16

DER NÄCHSTE WAR WILLY. Ich wusste, er würde mich umbringen, wenn ich Meg auch nur eine Minute länger warten ließe. Also hüpften Meg und ich eines Nachmittags hinüber, kurz bevor er und ich zu einem Jagdausflug aufbrechen mussten. Als wir unter dem großen Torbogen hindurch und über den Hof zu Apartment 1A gingen, war ich nervöser als vor dem Treffen mit Granny.

Ich fragte mich, warum.

Es fiel mir keine Antwort ein.

Wir gingen die Stufen aus grauem Stein hinauf, läuteten.

Nichts geschah.

Nach einer Weile öffnete sich die Tür, und da stand mein großer Bruder, einigermaßen geschniegelt. Gediegene Hose, gediegenes Hemd, offener Kragen. Ich stellte Meg vor, die sich vorbeugte und ihn umarmte, worauf er mit Panik reagierte. Er wich zurück.

Willy umarmte Fremde nur selten. Meg hingegen umarmte die meisten Fremden. Der Augenblick war ein klassischer Zusammenprall der Kulturen, den ich sowohl für lustig als auch für charmant hielt. Später, in der Rückschau, fragte ich mich jedoch, ob es mehr als das gewesen war. Vielleicht erwartete Willy, dass Meg knicksen würde? Für die erste Begegnung mit einem Mitglied der königlichen Familie hätte es so dem Protokoll entsprochen. Allerdings wusste sie das nicht, und ich hatte sie auch nicht darauf hingewiesen. Als sie meiner Großmutter begegnete, hatte ich ihr das in aller Deutlichkeit gesagt: Dies ist die Königin. Doch als wir meinen Bruder trafen, war er einfach nur Willy, der *Suits* liebte.

Wie auch immer, Willy erholte sich. Direkt hinter der Tür, auf dem schachbrettgemusterten Boden ihres Hausflurs wechselte er ein paar freundliche Worte mit Meg. Dann unterbrach uns sein Spaniel Lupo, der bellte, als ob wir Einbrecher wären. Willy brachte Lupo zum Schweigen.

Wo ist Kate?

Mit den Kindern draußen.

Ah, schade. Nächstes Mal.

Dann war es Zeit, sich zu verabschieden. Willy musste fertig packen, und wir mussten aufbrechen. Meg gab mir einen Kuss, wünschte uns beiden Spaß bei unserem Jagdwochenende und machte sich auf den Weg zu der ersten Nacht, die sie alleine im Nott Cott verbringen würde.

Während der nächsten paar Tage konnte ich nicht aufhören, von ihr zu sprechen. Jetzt, da sie und Granny, sie und Willy einander kennengelernt hatten, jetzt, da sie nicht länger ein Geheimnis innerhalb der Familie war, hatte ich so viel zu sagen. Mein Bruder hörte mir zu, aufmerksam und stets mit einem dünnen Lächeln. Zuzuhören, wenn jemand, der wie im Rausch ist, redet und redet, ist langweilig. Ich weiß das, aber ich konnte mich einfach nicht bremsen. Es gereicht Willy zur Ehre, dass er mich weder aufzog noch bat, den Mund zu halten. Im Gegenteil, er sagte das, wovon ich gehofft hatte, dass er es sagen würde. Das, was ich dringend hören musste.

Es freut mich für dich, Harold.

17

Wir gingen durch den üppigen Garten von Clarence House, die Meg sich bei mir eingehakt hatte, und ich das Tor schnappen ließ, als wir hindurchgingen. Hinter uns hörte ich, wie die Wachen es verriegelten.

Du solltest sie erst im Frühling sehen. Pa hat sie selbst geplant. Ich ergänzte: *Gan-Gan zu Ehren, weißt du. Sie hatte hier vor ihm gewohnt.*

Ich hatte Meg von Gan-Gan erzählt. Ich hatte ebenfalls erwähnt, dass ich im Alter von neunzehn bis achtundzwanzig Jahren hier in Clarence House gewohnt hatte. Nach meinem Auszug verwandelte Camilla mein Schlafzimmer in ihr Ankleidezimmer. Ich versuchte, mich nicht darum zu scheren. Doch insbesondere, als ich es das erste Mal sah, war es mir nicht egal.

An der Vordertür hielten wir kurz inne. Genau fünf Uhr. Wir würden uns nicht verspäten.

Meg sah wunderschön aus, und ich sagte ihr das auch. Sie trug ein schwarzweißes Kleid mit Tellerrock, das ein Blumenmuster zeigte. Wenn ich meine Hand auf ihren Rücken legte, spürte ich, wie zart der Stoff war. Ihr Haar war offen, weil ich angeregt hatte, dass sie es auf diese Art trug. *Pa mag es, wenn Frauen ihre Haare offen tragen.*

Granny auch. Häufig machte sie Bemerkungen über *Kates wunderschöne Mähne*. Meg trug auch nur wenig Make-up, wie ich es ebenfalls vorgeschlagen hatte. Pa mochte keine stark geschminkten Frauen.

Die Tür öffnete sich, und wir wurden von Pas Gurkha-Butler begrüßt. Und von Leslie, seinem langjährigen Hausverwalter, der auch schon für Gan-Gan gearbeitet hatte. Beide führten uns durch den langen Flur, vorbei an großen Gemälden und goldgerahmten Spiegeln, über den purpurroten Teppich mit dem purpurroten Läufer, vorbei an der großen Vitrine, die mit glänzendem Porzellan und erlesenen Erbstücken gefüllt war, bis zu der knarrenden Treppe, die drei Stufen nach oben führte, bevor es weitere zwölf Stufen nach rechts ging und dann weiter nach rechts. Dort auf dem Absatz über uns stand schließlich Pa.

Camilla stand neben ihm.

Meg und ich hatten diesen Moment verschiedene Male geprobt. *Für Pa*

ein Knicks. Sag Eure Königliche Hoheit *oder* Sir. *Vielleicht ein Kuss auf jede Wange, falls er sich vorbeugt, sonst ein Händeschütteln. Für Camilla kein Knicks. Nicht nötig. Nur ein rascher Kuss oder ein Händeschütteln.*

Kein Knicks? Bist du sicher?

Ich hielt es nicht für angemessen.

Wir gingen alle in das große Wohnzimmer. Auf dem Weg dahin erkundigte sich Pa bei Meg, ob sie wirklich, wie man ihm berichtet hatte, der Star einer US-amerikanischen Soap Opera war! Sie lächelte. Ich lächelte. Zu gerne hätte ich gesagt: *Soap Opera? Nein, Pa, das ist unsere Familie.*

Meg antwortete, dass sie in der Dramaserie eines Kabelsenders mitspielte, die im Abendprogramm lief. Über Anwälte. Mit dem Titel *Suits*.

Fabelhaft, sagte Pa. *Wie großartig.*

Wir kamen zu einem runden Tisch, auf dem ein weißes Tischtuch lag. Daneben befand sich ein Servierwagen mit Tee und allem, was dazu gereicht wurde: Honigkuchen, Flapjacks, Sandwiches, warme Crumpets, Cracker mit einem cremigen Aufstrich (gehacktes Basilikum – Pas Lieblingssorte). Alles war präzise angeordnet. Pa saß mit dem Rücken zu einem offenen Fenster, so weit wie möglich von dem lodernden Kaminfeuer entfernt. Camilla saß ihm gegenüber, ihren Rücken dem Feuer zugewandt. Meg und ich saßen zwischen den beiden, uns gegenüber.

Ich verschlang einen Crumpet mit Marmite. Meg nahm zwei Sandwiches mit Räucherlachs. Wir waren ausgehungert. Den ganzen Tag über waren wir so nervös gewesen, dass wir nichts gegessen hatten.

Pa bot ihr Flapjacks an. Sie schmeckten ihr sehr.

Camilla fragte Meg, wie sie ihren Tee trank, dunkel oder hell, und Meg gestand, dass sie es nicht wusste. *Ich dachte, Tee wäre Tee.* Damit begann eine ausgelassene Debatte über Tee, Wein und andere Trinkgenüsse sowie typisch britische gegenüber typisch US-amerikanischen Ausdrücken.

Dann waren wir bei dem allgemeineren Thema der *Dinge, die wir alle mögen*, was direkt zu Hunden führte. Meg erzählte von ihren beiden »Fellbabys« Bogart und Guy, die beide aus Tierheimen stammten. Guy hatte eine besonders traurige Geschichte. Nachdem ihn jemand im tiefen Wald ohne Wasser oder Futter ausgesetzt hatte, entdeckte ihn Meg in einer Tötungsstation in Kentucky. Wie sie ausführte, wurden Beagles in Kentucky häufiger getötet als in jedem anderen Staat, und als sie Guy auf der Website des Tierheims sah, verliebte sie sich in ihn.

Ich sah, wie sich Camillas Gesicht verdüsterte. Sie war die Schirmherrin des *Battersea Dogs & Cats Home*, daher machten ihr solche Geschichten immer sehr zu schaffen. Pa auch. Er ertrug die Vorstellung nicht, dass ein

Tier litt. Zweifellos erinnerte er sich daran, wie sein geliebter Hund Pooh bei der Moorhuhnjagd in Schottland verschwunden war – vermutlich in einem Kaninchenbau – und nie wieder gesehen wurde.

Die Unterhaltung ging leicht dahin; alle vier sprachen wir gleichzeitig. Dann nahmen Pa und Meg ein leises Gespräch auf, und ich wandte mich Camilla zu. Sie hätte wohl lieber gelauscht, statt mit ihrem Stiefsohn zu sprechen, musste sich nun aber leider mit mir beschäftigen.

Bald tauschten wir alle die Gesprächspartner. Es erschien mir bizarr, dass wir ganz instinktiv dasselbe Protokoll befolgten, wie wir es bei einem Staatsbankett mit Granny getan hätten.

Schließlich erweiterte sich das Gespräch wieder und schloss alle ein. Wir unterhielten uns über die Schauspielerei und die Künste im Allgemeinen. *Was für ein Kampf es sein kann, seinen Weg in dieser Branche zu machen!,* erklärte Pa. Er stellte viele Fragen zu Megs Karriere und war beeindruckt von der Art und Weise, wie sie antwortete. Ich hatte den Eindruck, dass ihn ihr Selbstvertrauen und ihre Intelligenz überraschten.

Und dann war unsere Zeit um. Pa und Camilla hatten einen weiteren Termin. Leben als Royals. Stark reglementiert, terminüberfrachtet und so weiter.

Ich nahm mir vor, Meg das alles später zu erklären.

Wir standen alle auf. Meg beugte sich zu Pa hinüber. Ich fuhr zusammen; Pa schätzte Umarmungen ebenso wenig wie Willy. Zum Glück berührte sie nur auf normale britische Art seine Wange mit ihrer, was er tatsächlich zu genießen schien.

In Jubelstimmung geleitete ich Meg aus Clarence House hinaus in die üppigen, duftenden Gärten.

Nun, das wäre das, dachte ich. *Willkommen in der Familie.*

18

Ende Oktober 2016
ICH FLOG NACH TORONTO.

Meg war begeistert, mir ihr Leben zu zeigen, ihre Hunde und ihr kleines Haus, das sie liebte. Und ich war begierig darauf, alles zu sehen, das letzte kleine bisschen über sie zu erfahren. (Ich hatte mich bereits einmal kurz nach Kanada geschlichen, doch würde dies mein erster richtiger Besuch werden.)

In großen, offenen Tälern und Parkanlagen gingen wir mit den Hunden spazieren. Wir erkundeten die schwach bevölkerten Ecken und Winkel ihrer Nachbarschaft. Toronto war nicht London, doch Botswana war es auch nicht. *Daher müssen wir stets vorsichtig sein*, sagten wir uns. Die Blase aufrechterhalten. Weiterhin Verkleidungen tragen.

Da wir gerade von Verkleidungen sprechen: Über Halloween luden wir Euge und Jack zu uns ein. Außerdem Megs besten Freund Markus. Das Soho House in Toronto veranstaltete eine große Party unter dem Motto *Weltuntergang*. Um entsprechende Kleidung wurde gebeten.

An Meg gewandt, murmelte ich, dass ich nicht so viel Glück mit Motto-Verkleidungen gehabt hatte, es aber noch einmal probieren würde. Wegen eines Kostüms hatte ich schon vor meiner Abreise einen Freund kontaktiert, den Schauspieler Tom Hardy. Ich hatte ihn angerufen und gefragt, ob ich mir sein *Mad-Max*-Kostüm ausborgen könnte.

Das ganze Ding?

Ja, bitte! Das komplette Set.

Er hatte mir alles gegeben, bevor ich Großbritannien verließ. Jetzt probierte ich es in Megs kleinem Badezimmer an. Als ich herauskam, brüllte sie vor Lachen.

Es war lustig. Auch ein wenig furchteinflößend. Die Hauptsache jedoch war: Ich war nicht zu erkennen.

Meg trug inzwischen zerrissene schwarze Shorts, ein Camouflage-Top und Netzstrümpfe. Ich dachte bei mir: *Wenn so die Apokalypse aussieht, dann immer her damit!*

Bei der Party war es laut und dunkel, viele waren betrunken: ideal. Verschiedene Menschen sahen zweimal hin, wenn Meg die Räume durchquerte, ignorierten aber ihren dystopischen Begleiter. Ich wünschte, ich könnte diese Verkleidung immer tragen. Ich wünschte, ich könnte sie am nächsten Tag wieder anlegen und Meg am Set von *Suits* besuchen.

Oder vielleicht auch nicht. Ich hatte den Fehler gemacht und einige ihrer Liebesszenen gegoogelt und mir online angesehen. Ich hatte gesehen, wie sie und ein Schauspielerkollege sich in irgendeinem Büro oder Sitzungssaal schier verschlangen …

Um diese Bilder aus meinem Kopf zu bekommen, bedürfte es einer Elektroschocktherapie. Ich musste so etwas nicht auch noch live sehen. Außerdem stellte sich die Frage nicht: Der nächste Tag war ein Sonntag, also arbeitete sie nicht.

Und dann wurde alles hinfällig, alles änderte sich für immer, weil am nächsten Tag unsere Beziehung weithin bekannt wurde.

Nun, sagten wir uns, während wir besorgt auf unsere Handys starrten, *irgendwann musste das geschehen.*

Tatsächlich hatte es eine Vorwarnung gegeben, dass es an diesem Tag geschehen würde. Bevor wir uns zu der Halloween-Apokalypse aufmachten, hatten wir den Hinweis bekommen, dass noch ein anderer Weltuntergang bevorstehen könnte. Ein weiterer Beleg dafür, dass das Universum einen hinterhältigen Sinn für Humor besaß.

Meg, bist du bereit für das, was uns bevorsteht?

Irgendwie. Bist du es?

Ja.

Wir saßen auf ihrem Sofa, gleich würde ich zum Flughafen fahren.

Fürchtest du dich?

Ja. Nein. Vielleicht.

Man wird uns jagen. Daran besteht kein Zweifel.

Ich werde so damit umgehen, als wären wir im Busch.

Sie erinnerte mich an das, was ich in Botswana zu ihr gesagt hatte, als die Löwen brüllten.

Vertrau mir. Bei mir bist du sicher.

Sie hatte mir damals geglaubt, erklärte sie. Und sie glaubte mir jetzt.

Als ich in Heathrow landete, war die Geschichte … im Sande verlaufen?

Alles war unbestätigt, und es gab keine Fotos, daher fand sich nichts, um sie zu befeuern.

Eine Galgenfrist? *Vielleicht*, dachte ich, *wird ja alles gut.*

Weit gefehlt. Es war nur die Ruhe vor dem Shitstorm.

19

Ein paar Minuten, ein neuer Tiefpunkt erreicht. Ich war schockiert und schalt mich dafür, dass ich es war. Und dafür, unvorbereitet zu sein. Ich hatte mich für den üblichen Wahnsinn gewappnet, für die gängigen Verleumdungen. Was ich jedoch nicht erwartet hatte, war dieses Ausmaß an hemmungsloser Verlogenheit.

IN JENEN ERSTEN STUNDEN und Tagen im November 2016 wurde alle

Vor allem war ich nicht auf den Rassismus vorbereitet. Auf beide Arten, den versteckten, unterschwelligen Rassismus und den unübersehbaren, vulgären, grellen Rassismus.

Die *Daily Mail* übernahm die Führung: *Harrys Mädchen stammt (fast) direkt aus Compton*. Teaser: *Wohnort der Mutter von Gangs geprägt – ob er wohl zum Tee vorbeikommt?*

Eine weitere Boulevardzeitung stürzte sich mit folgendem Hammer ins Getümmel: *Heiratet Harry in Gangster-Adel ein?*

Meine Gesichtszüge erstarrten. Mir stockte der Atem. Ich war wütend, mehr aber noch: beschämt. Mein Heimatland? Handelte so? Ihr gegenüber? Uns gegenüber? Wirklich?

Als wäre die Schlagzeile nicht infam genug gewesen, fuhr die *Mail* mit der Aussage fort, allein in der letzten Woche sei Compton der Schauplatz von siebenundvierzig Verbrechen gewesen. Siebenundvierzig, man stelle sich das vor! Egal, dass Meg niemals in Compton gelebt hatte, nicht einmal in der Nähe. Sie hatte eine halbe Stunde entfernt gewohnt, so weit von Compton entfernt wie es der Buckingham Palace von Schloss Windsor war. Doch ganz unabhängig davon: Selbst wenn sie vor Jahren in Compton gewohnt hätte oder es derzeit täte, was besagte das? Wen scherte es, wie viele Verbrechen in Compton oder andernorts verübt wurden, solange es nicht Meg war, die sie beging?

Einen oder zwei Tage später äußerte sich die *Mail* erneut, dieses Mal durch einen Essay, den die Schwester von Londons Exbürgermeister Boris Johnson verfasst hatte. Darin sagte sie voraus, dass Meg … in genetischer Hinsicht … etwas … mit der königlichen Familie … machen würde. *Sollten*

aus ihrer angeblichen Beziehung mit Prinz Harry Nachkommen hervorgehen, werden die Windsors ihr wässrig-dünnes blaues Blut und die Spencers ihre blasse Haut und roten Haare mit ein wenig gehaltvoller und exotischer DNA anreichern.

Ferner vertrat Schwester Johnson die Auffassung, dass Megs Mutter Doria aus einem »Armeleuteviertel« stammte. Als glasklaren Beweis führte sie Dorias Dreadlocks an. Drei Millionen Briten wurde dieser Müll über Doria in die Köpfe geblasen. Über die zauberhafte Doria, die aus Cleveland (Ohio) stammte und Absolventin der Fairfax High School in Los Angeles war, einer Schule in einem durch und durch bürgerlichen Teil der Stadt.

Der *Telegraph* beteiligte sich mit einem Text an der Debatte, der geringfügig weniger ekelhaft, aber gleichermaßen wahnwitzig war. Der Verfasser untersuchte darin aus allen Blickwinkeln die brennende Frage, ob es mir rechtlich gesehen gestattet war oder nicht, eine (o weh!) Geschiedene zu ehelichen.

Himmel, sie beschäftigten sich bereits mit ihrer Vergangenheit und nahmen ihre erste Ehe unter die Lupe!

Ganz egal, dass mein Vater, ein Geschiedener, derzeit mit einer Geschiedenen verheiratet war oder dass meine Tante Prinzessin Anne eine wiederverheiratete Geschiedene war (die Liste ließe sich fortsetzen): Im Jahr 2016 hielt die britische Presse Scheidung für ein ganz heißes Eisen.

Dann durchkämmte die *Sun* Megs Social-Media-Kanäle, entdeckte ein altes Foto von ihr, auf dem sie mit einer Freundin und einem professionellen Hockeyspieler abgebildet war, und konstruierte eine ausführliche Geschichte über Meg, den Hockeyspieler und eine heiße Affäre. Ich fragte Meg danach.

Nein, er hatte was mit meiner Freundin. Ich habe sie miteinander bekannt gemacht.

Ich forderte daher den Anwalt des Palastes auf, Kontakt zu der Zeitung aufzunehmen und ihren Machern mitzuteilen, dass die Geschichte zur Gänze falsch und verleumderisch sowie unverzüglich zu entfernen sei.

Die Antwort der Zeitung bestand aus einem Schulterzucken und einem ausgestreckten Mittelfinger.

Sie verhalten sich unverantwortlich, hielt der Anwalt den Herausgebern vor.

Die Herausgeber gähnten.

Wir wussten bereits mit Sicherheit, dass die Zeitungen private Ermittler auf Meg angesetzt hatten sowie auf jeden in ihrem Umfeld, in ihrem Leben, ja, selbst auf viele Menschen außerhalb ihres Lebens. Es war uns also bekannt, dass die Zeitungen Experten zu ihrem Hintergrund und ihren

männlichen Freunden waren. Sie waren Meg-ologisten, die mehr über Meg wussten als jeder Mensch sonst, abgesehen von Meg. Sie wussten daher, dass jedes Wort, das sie über Meg und den Hockeyspieler geschrieben hatten, dampfender Müll war. Doch auf die wiederholten Warnungen des Palastanwalts reagierten sie weiterhin mit denselben Nicht-Antworten, die zusammen den Spottgesang ergaben:

Es. Kümmert. Uns. Nicht.

Ich hielt mit dem Anwalt Kriegsrat und versuchte herauszufinden, wie man Meg vor diesem Angriff und allen übrigen beschützen könnte. Von dem Moment, in dem ich die Augen aufschlug, bis lange nach Mitternacht verbrachte ich den größten Teil des Tages mit dem Bemühen, die Attacke zu beenden.

Verklagen Sie sie, forderte ich den Anwalt wieder und wieder auf. Er hingegen erklärte wieder und wieder, dass die Zeitungen es nur darauf anlegten, vor Gericht gezerrt zu werden. Sie waren erpicht darauf, dass ich sie verklagen würde, denn wenn ich das tat, würde das die Beziehung bestätigen, und sie könnten so richtig loslegen.

Ich raste vor Wut. Und Schuld. Ich hatte mich als ansteckend erwiesen und Meg und ihre Mutter mit etwas infiziert, das anderweitig als mein Leben bekannt war. Ich hatte versprochen, sie zu beschützen, und hatte sie doch bereits dieser Gefahr ausgesetzt.

Wenn ich nicht mit dem Anwalt zusammensaß, traf ich mich mit Jason, dem Kommunikationsbeauftragten des Kensington Palace. Er war sehr gewitzt, aber für meinen Geschmack eine Spur zu kühl gegenüber dieser sich anbahnenden Krise. Er riet mir dringend, nichts zu unternehmen: *Sie füttern die Bestie nur. Schweigen ist die beste Wahl.*

Doch Schweigen war keine Option. Unter allem, was zur Wahl stand, war Schweigen das am wenigsten Wünschenswerte, das am wenigsten Vertretbare. Wir konnten es der Presse nicht durchgehen lassen, Meg dies weiterhin anzutun.

Selbst nachdem ich Jason überzeugt hatte, dass wir etwas unternehmen mussten, etwas sagen mussten, irgendetwas, blieb der Palast bei seinem Nein. Die Hofbediensteten bremsten uns massiv aus. *Da kann man nichts machen,* sagten sie. *Und deshalb wird auch nichts geschehen.*

Ich nahm dies als endgültig hin. Bis ich einen Essay in der *Huffington Post* las. Die Essayistin führte aus, die gemäßigten Reaktionen der meisten Briten auf diese Explosion des Rassismus seien erwartbar gewesen, da es sich bei ihnen nun mal um die Erben rassistischer Kolonialisten handelte. Was aber wirklich »unverzeihlich« sei, fügte sie hinzu, sei mein Schweigen.

Meines.

Ich zeigte Jason den Essay, erklärte ihm, dass wir eine sofortige Kurskorrektur bräuchten. Keine Debatte mehr, keine Diskussion. Wir mussten eine Erklärung veröffentlichen.

Innerhalb eines Tages hatten wir einen Entwurf. Stark, präzise, zornig, ehrlich. Ich glaubte nicht, dass dies das Ende wäre, aber vielleicht der Anfang vom Ende. Ich las den Text ein letztes Mal und bat Jason, ihn abzuschicken.

20

Noch Stunden bevor Pas Statement veröffentlicht wurde, war Meg auf dem Weg zum Pearson International Airport und bahnte sich vorsichtig ihren Weg durch die Scharen von Reisenden. Sie fühlte sich fahrig und wie auf dem Präsentierteller. Die Abflughalle war voll. Aus Mitleid versteckte ein Vertreter von Air Canada sie deshalb in einem Nebenraum. Man brachte ihr sogar einen Teller mit Essen.

Als sie in Heathrow landete, war mein Statement überall. Und änderte nichts. Die Angriffe setzten sich fort.

Tatsächlich sorgte mein Statement für einen ganz neuen Angriff – seitens meiner Familie. Pa und Willy waren wütend und machten mir lange Vorhaltungen. Beide behaupteten, meine Erklärung habe sie in ein schlechtes Licht gerückt.

Warum zum Teufel?

Weil sie nie ein Statement zugunsten ihrer Freundinnen oder Frauen herausgegeben hatten, wenn diese von den Medien drangsaliert worden waren.

Somit verlief dieser Besuch anders als die vorangegangenen. Er war das komplette Gegenteil. Statt durch die Gärten von Frogmore zu schlendern oder in meiner Küche zu sitzen und verträumt über die Zukunft zu sprechen oder uns einfach noch besser kennenzulernen, waren wir total im Stress, trafen uns mit Anwälten und suchten nach Wegen, um diesen Wahnsinn zu bekämpfen.

Im Allgemeinen las Meg nichts im Internet. Sie wollte sich schützen, und das Gift sollte außerhalb ihres Hirns bleiben. Schlau. Aber nicht nachhaltig, wenn wir einen Kampf für ihren Ruf und ihre körperliche Sicherheit führen wollten. Ich musste genau wissen, was Fakt und was falsch war. Das wiederum bedeutete, dass ich sie alle paar Stunden nach etwas fragen musste, was gerade online aufgetaucht war.

Ist dies wahr? Ist das wahr? Steckt ein Körnchen Wahrheit in dem?

Oft brach sie in Tränen aus. *Warum behaupten die so etwas, Haz? Ich verstehe das nicht. Können die sich einfach irgendetwas ausdenken?*

Ja, das können sie. Und ja, das tun sie, Meg.

Trotz der zunehmenden Belastung, des fürchterlichen Drucks, gelang es uns, das grundlegende Band zwischen uns zu schützen, und wir gingen in

diesen paar Tagen nie gereizt miteinander um. Als die letzten Stunden ihres Besuchs anbrachen, herrschte Eintracht, wir waren glücklich, und Meg kündigte an, sie wolle mir ein spezielles Abschiedsessen kochen.

Wie üblich war mein Kühlschrank leer. Aber die Straße hinunter gab es einen Whole Foods. Ich beschrieb ihr den Weg, die sicherste Route: *Wenn du an der Palastwache vorbei bist, wende dich nach rechts, in Richtung Kensington Palace Gardens, geh bis zur Kensington High Street, dort ist eine Polizeisperre, bieg rechts ab, und du siehst den Whole Foods. Er ist riesig, du kannst ihn gar nicht verfehlen.*

Ich hatte einen Termin, würde aber bald wieder zu Hause sein.

Baseballkappe, Jacke, Kopf nach unten, Seitentor. *Du kommst klar, ganz bestimmt.*

Als ich zwei Stunden später zurückkehrte, fand ich sie schluchzend und zitternd vor. Untröstlich.

Was ist los? Was ist passiert?

Sie konnte die Geschichte kaum erzählen.

Sie hatte sich genau meinem Rat gemäß angezogen und war in glücklicher Anonymität durch die Supermarktgänge gelaufen. Doch als sie mit der Rolltreppe fuhr, sprach ein Mann sie an. *Entschuldigung, wissen Sie, wo der Ausgang ist?*

Ja, ich denke, der ist einfach da drüben auf der linken Seite.

Hey! Sie sind in dieser Serie … Suits*, hab' ich recht? Meine Frau liebt Sie.*

Oh. Das ist sehr freundlich! Danke. Wie heißen Sie?

Jeff.

Schön, Sie kennenzulernen, Jeff. Bitte richten Sie ihr aus, dass ich ihr fürs Zusehen danke.

Das werde ich tun. Kann ich ein Foto bekommen … wissen Sie, für meine Mutter?

Ich dachte, Sie sagten, es wäre Ihre Frau?

Oh. Ja. Hehe.

Entschuldigung, ich kaufe hier heute nur Lebensmittel.

Seine Miene änderte sich. *Na, selbst wenn ich kein Foto MIT Ihnen machen kann, hält mich das nicht davon ab, Fotos VON Ihnen zu machen!*

Er zog sein Smartphone hervor, folgte ihr zum Feinkoststand und schoss die ganze Zeit Fotos von ihr, während sie sich den Truthahn ansah. *Zum Teufel mit dem Truthahn,* dachte sie und eilte zur Kasse. Auch dorthin verfolgte er sie.

Sie reihte sich in die Kassenschlange ein. Vor ihr lagen Reihen über Reihen von Illustrierten und Zeitungen, und unter den schockierendsten und abstoßendsten Schlagzeilen war auf allen … sie. Den übrigen Kunden

fiel es auch auf. Sie sahen sie an, blickten auf die Illustrierten, und wie Zombies zückten sie nun gleichfalls ihre Handys.

Meg sah, wie sich zwei Kassiererinnen ein fürchterliches Lächeln zuwarfen. Nachdem sie ihre Lebensmittel bezahlt hatte, ging sie nach draußen – und traf direkt auf eine Gruppe von vier Männern, die ihre iPhones auf sie gerichtet hatten. Sie hielt den Kopf gesenkt und eilte die Kensington High Street hinauf. Sie war schon fast zu Hause, als eine Pferdekutsche aus den Kensington Palace Gardens herauskam. Irgendeine Parade: Das Palasttor war versperrt. Sie musste an der Hauptstraße entlang zurückgehen. Dort nahmen die Paparazzi erneut ihre Witterung auf und jagten sie den gesamten Weg bis zum Haupttor, wobei sie andauernd ihren Namen riefen.

Als sie schließlich wieder im Nott Cott war, rief sie ihre besten Freundinnen an. Jede einzelne fragte: *Ist er das wert, Meg? Ist irgendjemand das wert?*

Ich nahm sie in die Arme und sagte ihr, dass es mir leidtat. Sehr leid.

Wir hielten einander einfach im Arm, bis ich langsam überaus delikate Gerüche bemerkte.

Ich sah mich um. Moment mal. Heißt das … dass du nach all dem … immer noch das Essen gekocht hast?

Ich wollte dir doch was zu essen machen, bevor ich abreise.

21

Drei Wochen später wurde ich in einer Ambulanz auf Barbados auf HIV getestet.

Zusammen mit Rihanna.

Das königliche Leben.

Der Anlass war der bevorstehende Welt-AIDS-Tag, und ich hatte Rihanna in letzter Minute gefragt, ob sie mir helfen wolle, in der Karibik Aufmerksamkeit auf das Thema zu lenken. Zu meiner Erschütterung hatte sie zugesagt.

November 2016.

Ein wichtiger Tag, eine lebenswichtige Sache, aber ich war mit meinen Gedanken woanders. Ich machte mir Sorgen um Meg. Sie konnte nicht nach Hause, weil ihr Haus von Paparazzi umstellt war. Sie konnte nicht zu ihrer Mutter nach Los Angeles, weil deren Haus ebenfalls von Paparazzi umstellt war. Sie hatte Drehpause und wusste nicht, wohin, und es war Thanksgiving. Also hatte ich ein paar Freunde kontaktiert, die ein leerstehendes Haus in Los Angeles besaßen, und sie hatten es ihr großzügigerweise angeboten. Problem gelöst, zumindest vorübergehend. Trotzdem machte ich mir Sorgen und hatte eine unheimliche Wut auf die Presse. Und nun war ich umgeben von … Pressevertretern.

Von genau denselben Hofberichterstattern …

Ich sah sie alle an und dachte: *Mitschuldig.*

Dann wurde mir die Nadel in den Finger gestochen. Ich sah das Blut hervorquellen und erinnerte mich an all die Menschen – Freunde und Fremde, Kriegskameraden, Journalistinnen, Schriftstellerinnen, Mitschüler –, die mich und meine Familie als blaublütig bezeichnet hatten. Diese alte Chiffre für Aristokraten, für Mitglieder der Königsfamilie. Ich fragte mich, woher sie kam. Irgendjemand hatte gesagt, unser Blut sei blau, weil es kälter sei als das anderer Menschen, aber das konnte doch nicht stimmen, oder? Meine Familie sagte immer, es sei blau, weil wir besonders waren, aber auch das konnte nicht stimmen. Während ich zusah, wie die Schwester mein Blut in ein Reagenzglas fließen ließ, dachte

ich: Rot, genau wie das von allen anderen.

Ich drehte mich zu Rihanna, und wir unterhielten uns, während ich auf das Ergebnis wartete. Negativ.

Jetzt wollte ich nur so schnell wie möglich weg, irgendeinen Ort mit WLAN finden, hören, wie es Meg ging. Aber das war nicht möglich. Es standen zahlreiche Treffen und Besuche an – ein königlicher Terminplan, der nicht viel Spielraum ließ.

Und dann musste ich rasch zu dem rostigen Schiff der Handelsmarine zurück, auf dem ich durch die Karibik fuhr.

Als ich spätabends das Schiff erreichte, war das WLAN-Signal an Bord kaum wahrnehmbar. Ich konnte Meg nur Textnachrichten schicken, und auch das nur, wenn ich mich in meiner Kabine auf die Bank stellte und das Telefon gegen das Bullauge drückte. Die Verbindung reichte immerhin, um zu erfahren, dass sie sicher im Haus meiner Freunde angekommen war. Besser noch, ihr Vater und ihre Mutter hatten sich hineinschleichen und Thanksgiving mit ihr verbringen können. Allerdings hatte ihr Vater einen ganzen Haufen Boulevardblätter mitgebracht, über die er aus unerfindlichen Gründen reden wollte. Das war nicht sehr gut gelaufen, und er war vorzeitig aufgebrochen.

Während sie mir das berichtete, fiel das WLAN ganz aus.

Das Handelsschiff tuckerte zum nächsten Zielhafen.

Ich legte das Telefon aus der Hand und starrte durch das Bullauge aufs dunkle Meer.

22

Als Meg vom Set nach Hause fuhr, bemerkte sie fünf Autos, die ihr folgten. Dann begannen sie sie zu jagen.

In jedem der Autos saß ein Mann am Steuer. Zwielichtig. Wölfisch.

Winter in Kanada, die Straßen waren vereist. Und so wie die Männer in den Autos um sie herumwirbelten, ihr den Weg abschnitten, rote Ampeln überfuhren, an ihrer Stoßstange klebten und sie gleichzeitig zu fotografieren versuchten, war sie sich sicher, dass es zu einem Unfall kommen würde.

Sie ermahnte sich, nicht in Panik zu geraten, nicht unkontrolliert zu fahren, ihnen nicht zu geben, was sie wollten. Dann rief sie mich an.

Ich war in London, saß selbst im Auto, mein Leibwächter am Steuer, und ihre tränenerstickte Stimme versetzte mich unmittelbar in meine Kindheit zurück. Nach Balmoral. *Sie hat es nicht geschafft, darling boy*. Ich bat Meg inständig, ruhig zu bleiben, die Straße nicht aus den Augen zu lassen. Meine Fluglotsenausbildung übernahm das Kommando. Ich dirigierte sie zur nächsten Polizeiwache. Als sie ausstieg, hörte ich im Hintergrund, wie die Paparazzi ihr zur Tür folgten.

Komm schon, Meghan, schenk uns ein Lächeln!

Klick, klick, klick.

Sie erzählte den Polizisten, was los war, flehte sie um Hilfe an. Sie hatten Mitgefühl, zumindest behaupteten sie das, aber sie beharrten darauf, dass Meg eine Person des öffentlichen Interesses sei, weshalb sie nichts unternehmen könnten.

Sie ging zu ihrem Auto zurück, wieder von Paparazzi umwimmelt, und ich lotste sie zu ihrem Haus und durch die Haustür, wo sie zusammenbrach.

Das tat ich auch, gewissermaßen. Ich fühlte mich hilflos, und ich erkannte, dass dies meine Achillesferse war. Ich wurde mit den meisten Dingen fertig, solange man irgendetwas unternehmen konnte. Aber wenn es für mich nichts zu tun gab … wollte ich am liebsten sterben.

Auch im Haus war Meg keine echte Atempause vergönnt. Wie jeden Abend klopften ununterbrochen Paparazzi und sogenannte Journalisten an die Tür und klingelten. Ihre Hunde drehten durch. Sie wussten nicht, was los war, warum sie nicht an die Tür ging, warum das Haus angegriffen

wurde. Während sie jaulend im Kreis liefen, kauerte Meg sich in einer Ecke der Küche auf den Boden. Als es nach Mitternacht ruhiger wurde, traute sie sich, durch die Jalousien zu spähen, und sah Männer bei laufendem Motor im Auto schlafen.

Die Nachbarn erzählten Meg, sie seien auch belästigt worden. Männer seien die Straße auf und ab gegangen, hätten Fragen gestellt und für die kleinste Information über Meg – oder auch gern eine saftige Lüge – Geld geboten. Ein Nachbar berichtete, man habe ihm ein Vermögen dafür geboten, wenn er erlaubt hätte, auf seinem Dach Kameras zu installieren, die auf Megs Fenster gerichtet waren und live Bilder übertrugen. Ein anderer Nachbar hatte das Angebot tatsächlich angenommen und auf seinem Dach eine Kamera angebracht, die so ausgerichtet war, dass sie genau auf den Garten hinter Megs Haus zeigte. Abermals hatte sie die Polizei verständigt, die abermals nichts unternahm. In Ontario sei das gesetzlich erlaubt, hatte man ihr mitgeteilt. Solange der Nachbar das Grundstück nicht zu *betreten* versuchte, könne er sogar das Hubble-Teleskop mit seinem Haus verbinden und auf ihren Garten richten, wenn er wolle.

In Los Angeles wurde ihre Mutter in der Zwischenzeit jeden Tag verfolgt: zu ihrem Haus, zum Waschsalon, zur Arbeit und zurück. Außerdem wurde sie verunglimpft. In einem Artikel wurde sie als »Trailer Trash« bezeichnet, als Angehörige der Unterschicht, die in einem Wohnwagen lebte. In einem anderen als »Kifferin«. In Wahrheit arbeitete sie in der Palliativversorgung. Sie fuhr durch ganz Los Angeles, um Menschen an deren Lebensende zur Seite zu stehen.

Paparazzi kletterten an den Mauern und Zäunen vieler Patienten hinauf, die sie besuchte. Mit anderen Worten: Es gab jeden Tag wieder jemanden wie Mummy, der als letztes Geräusch auf Erden das Klicken einer Kamera hörte.

23

Wieder vereint. Ein ruhiger Abend im Nott Cott, wir kochten zusammen. Dezember 2016.

Meg und ich hatten entdeckt, dass wir das gleiche Lieblingsessen hatten: Brathähnchen.

Ich wusste nicht, wie man es zubereitete, also war sie an diesem Abend die Lehrerin. Ich erinnere mich an die Wärme in der Küche, die herrlichen Düfte. Zitronenspalten auf dem Schneidebrett, Knoblauch und Rosmarin, Soße blubberte in einem Kochtopf.

Ich erinnere mich, wie ich die Haut des Geflügels mit Salz einrieb und dann eine Flasche Wein öffnete.

Meg spielte Musik. Sie erweiterte meinen Horizont, brachte mir Folk und Soul nah, James Taylor und Nina Simone.

It's a new dawn. It's a new day.

Vielleicht stieg mir der Wein zu Kopf. Vielleicht hatte mich der wochenlange Kampf gegen die Presse mürbe gemacht. Als das Gespräch eine unerwartete Wendung nahm, war ich jedenfalls aus irgendeinem Grund plötzlich gekränkt.

Dann wütend. Unverhältnismäßig, rückhaltlos wütend.

Meg sagte etwas, was ich in den falschen Hals bekam. Es war teils auf kulturelle, teils auf sprachliche Unterschiede zurückzuführen, aber ich war an diesem Abend auch einfach überempfindlich. Ich dachte: *Warum fällt sie so über mich her?*

Ich schnauzte sie an, wurde unfreundlich, gemein. Schon während ich die Worte aussprach, spürte ich, wie alles im Raum zum Stillstand kam. Die Soße hörte auf zu blubbern, die Luftmoleküle hörten auf zu kreisen. Selbst Nina Simone schien zu verstummen. Meg verließ den Raum, blieb eine ganze Viertelstunde lang verschwunden.

Ich ging sie suchen und fand sie im Obergeschoss. Sie saß im Schlafzimmer. Sie war gefasst, aber sie sagte in ruhigem, gleichmäßigem Tonfall, sie werde nicht zulassen, dass ich noch einmal so mit ihr sprach.

Ich nickte.

Sie wollte wissen, woher das gekommen war.

Ich weiß es nicht.

Wo hast du schon einmal einen Mann so mit einer Frau sprechen gehört?

Hast du als Kind Erwachsene so miteinander reden gehört?

Ich räusperte mich, wandte den Kopf ab. *Ja.*

Sie würde so jemanden nicht als Partner akzeptieren. Oder als Vater ihrer Kinder, denn sie würde sie nicht in einer Atmosphäre von Wut oder Missachtung aufziehen. Sie legte all das ganz deutlich dar. Wir wussten beide, dass meine Wut nicht durch unser Gespräch ausgelöst worden war. Sie kam von irgendwo tief in mir, von etwas, was freigelegt werden musste, und es war offensichtlich, dass ich dabei Hilfe gebrauchen konnte.

Ich habe es schon mal mit einer Therapie versucht, sagte ich zu ihr. *Willy hat mir dazu geraten. Ich habe nie den richtigen Therapeuten gefunden. Es hat einfach nicht funktioniert.*

Nein, sagte sie sanft. *Versuch es noch mal.*

24

Wir verließen den Kensington Palace in einem dunklen Wagen, einem völlig anderen und nicht gekennzeichneten Wagen, beide auf der Rückbank versteckt. Gegen 18.30 Uhr fuhren wir durchs hintere Tor. Da meine Leibwächter sagten, uns sei niemand gefolgt, sprangen wir hinaus, als wir in der Regent Street im Stau standen. Wir waren auf dem Weg ins Theater und wollten keine Aufmerksamkeit auf uns ziehen, indem wir nach Beginn der Vorstellung ankamen. Wir waren so darauf konzentriert, nicht zu spät zu kommen, die Uhrzeit im Blick zu behalten, dass wir nicht merkten, wie »sie« uns verfolgten und dabei das Stalkingverbot dreist ignorierten.

Sie fotografierten uns unweit des Theaters. Aus einem fahrenden Auto heraus, durch die Plexiglasscheibe einer Bushaltestelle.

Die Fotografen waren natürlich Tweedle Dumb und Tweedle Dumber.

Es gefiel uns nicht, geknipst zu werden, vor allem nicht von diesen beiden. Aber wir waren ihnen fünf Monate lang entkommen. *Keine schlechte Leistung*, sagten wir uns.

Das nächste Mal liefen wir den Paparazzi ein paar Wochen später in die Arme, als wir gerade mit Doria, die zusammen mit Meg eingeflogen war, vom Abendessen kamen. Die Paparazzi erwischten uns, aber zum Glück nicht Doria. Sie hatte sich auf den Weg zu ihrem Hotel gemacht, wir waren mit meinen Leibwächtern zu unserem Wagen gegangen. Die Paparazzi hatten sie gar nicht gesehen.

Ich war wegen des Essens ziemlich aufgeregt gewesen. Es ist immer nervenaufreibend, die Mutter einer Freundin zu treffen, aber insbesondere, wenn man der Freundin gerade das Leben zur Hölle macht. Die *Sun* hatte vor Kurzem eine Titelschlagzeile gebracht: *Harrys Liebste auf Pornhub*. In dem Artikel waren Bilder aus *Suits* zu sehen, die irgendwelche Perversen auf einer Pornoseite gepostet hatten. Natürlich erwähnte die *Sun* nicht, dass die Verwendung der Bilder widerrechtlich war, dass Meg nichts davon wusste, dass Meg mit Pornos nicht mehr am Hut hatte als Granny. Es war einfach nur ein Trick, um Leser dazu zu bringen, die

Zeitung zu kaufen oder auf die Story zu klicken. Wenn der Leser begriff, dass nichts dahintersteckte, war es zu spät, und die *Sun* hatte die Werbegelder schon eingestrichen.

Wir waren dagegen vorgegangen, hatten eine offizielle Beschwerde eingelegt, aber zum Glück kam das Thema während des Essens nicht zur Sprache. Wir hatten erfreulichere Dinge zu bereden. Meg war kürzlich mit World Vision nach Indien gereist, wo sie sich für die Förderung von Menstruationsgesundheit und Zugang zu Bildung für junge Mädchen einsetzte, und anschließend hatte sie Doria zu einem Yoga-Retreat auf Goa mitgenommen – ein nachträgliches Geschenk zu Dorias sechzigstem Geburtstag. Wir feierten Doria, feierten unser Zusammensein, und wir taten es an unserem liebsten Ort: Dean Street 76, Soho House. Was Indien anging, lachten wir über den Rat, den ich Meg vor dem Abflug gegeben hatte: Mach bloß kein Foto vor dem Taj Mahal. Sie hatte nach dem Grund gefragt, und ich hatte gesagt: *Wegen meiner Mutter.*

Ich hatte ihr erklärt, meine Mutter habe dort für ein Foto posiert, das ikonisch geworden sei, und ich wolle nicht, dass irgendwer glaubte, Meg wolle meine Mutter imitieren. Meg hatte nie von dem Foto gehört und war völlig verdutzt, und ich liebte sie dafür.

Das Essen mit Doria war wunderbar, aber im Rückblick markiert es für mich das Ende des Anfangs. Am nächsten Tag erschienen die Paparazzi-Fotos, und eine neue Flut von Artikeln setzte ein, eine neue Welle durch die vielen Social-Media-Kanäle. Rassismus, Frauenfeindlichkeit, kriminelle Dummheit – das alles wurde immer schlimmer.

Ich wusste nicht, an wen ich mich sonst wenden sollte, und rief Pa an.

Lies es nicht, darling boy.

So einfach ist das nicht, sagte ich wütend. Ich könnte diese Frau verlieren. Sie könnte entweder zu dem Schluss kommen, dass ich den Ärger nicht wert bin, oder die Presse könnte die Öffentlichkeit so aufstacheln, dass irgendein Idiot etwas Schlimmes tut, ihr auf irgendeine Art Schaden zufügt.

Es passierte bereits, wenn auch in Zeitlupe. Morddrohungen. Sicherheitssperre an ihrem Londoner Arbeitsplatz, weil irgendjemand etwas gelesen und daraufhin eine glaubwürdige Drohung ausgesprochen hatte. *Sie ist allein und verängstigt,* sagte ich, *sie hat zu Hause seit Monaten nicht die Jalousien geöffnet – und du sagst mir, ich soll es nicht lesen?*

Er sagte, ich würde überreagieren. *Es ist eben so, leider.*

Ich appellierte an sein Eigeninteresse. Nichts zu unternehmen, würde die Monarchie ganz schlecht dastehen lassen. *Die Menschen da draußen fühlen sehr stark mit ihr mit. Sie nehmen es persönlich, das muss dir klar sein.*

Er blieb unbewegt.

25

Das Haus lag eine halbe Stunde von Nott. Gott entfernt. Nur eine kurze Fahrt über die Themse, am Park vorbei. Aber es fühlte sich wie eine meiner Polarreisen an. Mit pochendem Herzen atmete ich tief durch und klopfte an die Tür.

Die Frau öffnete, bat mich herein. Sie führte mich durch einen kurzen Flur zu ihrem Büro.

Die erste Tür zur Linken.

Ein kleiner Raum. Fenster mit Jalousien. Unmittelbar an der belebten Straße. Man hörte Autos, über das Pflaster klackernde Schuhe. Redende, lachende Menschen.

Sie war fünfzehn Jahre älter als ich, wirkte aber jugendlich. Sie erinnerte mich an Tiggy. Es war verblüffend, sie hatte eine ganz ähnliche Ausstrahlung.

Sie deutete auf ein dunkelgrünes Sofa und setzte sich am anderen Ende des Raums auf einen Stuhl. Es war ein herbstlicher Tag, aber ich schwitzte dennoch heftig. Ich entschuldigte mich. *Mir wird schnell warm. Außerdem bin ich ein bisschen nervös*.

Einen Augenblick.

Sie sprang auf, lief hinaus. Nach wenigen Augenblicken kehrte sie mit einem kleinen Ventilator zurück, den sie auf mich richtete.

Ah, herrlich. Vielen Dank.

Sie wartete darauf, dass ich begann. Aber ich wusste nicht, wo ich beginnen sollte. Also begann ich mit meiner Mum. Ich sagte, ich hätte Angst, sie zu verlieren.

Sie musterte mich mit einem langen, prüfenden Blick.

Natürlich wusste sie, dass ich meine Mum schon verloren hatte. Wie surreal, eine Therapeutin zu treffen, die schon einen Teil deiner Lebensgeschichte kennt, die womöglich im Strandurlaub ganze Bücher über dich gelesen hat.

Ja, ich habe meine Mum schon verloren, natürlich, aber ich fürchte, wenn ich jetzt und hier mit jemand völlig Fremdem über sie spreche und den Schmerz dieses Verlusts womöglich etwas lindere, könnte ich sie noch einmal verlieren. Ich könnte dieses ganz bestimmte Gefühl verlieren, ihre Präsenz – oder das, was ich immer als ihre Präsenz empfunden habe.

Die Therapeutin betrachtete mich mit zusammengekniffenen Augen. Ich

setzte noch einmal neu an.

Verstehen Sie … außer dem Schmerz … wenn es überhaupt ein Schmerz ist … ist mir nichts von ihr geblieben. Und der Schmerz ist auch das, was mich antreibt. An manchen Tagen ist der Schmerz das Einzige, was mich zusammenhält. Und ohne den Schmerz könnte sie womöglich auch denken, nun ja … dass ich sie vergessen habe.

Das klang albern. Aber jetzt war es heraus.

Die meisten Erinnerungen an meine Mutter, erklärte ich, mit einem Mal von Kummer überwältigt, seien verschwunden. Auf der anderen Seite der Mauer. Ich erzählte ihr von der Mauer. Ich erzählte ihr, dass ich mit Willy über meine nicht vorhandenen Erinnerungen an unsere Mutter gesprochen hatte. Er hatte mir geraten, Fotoalben durchzuschauen, was ich auch prompt getan hatte. Nichts.

Meine Mutter bestand also nicht aus Bildern oder Eindrücken, sie bestand hauptsächlich aus einem Loch in meinem Herzen, und wenn ich dieses Loch verheilen ließ, wenn ich ein Pflaster daraufklebte – was dann?

Ich fragte, ob sich das alles verrückt anhörte.

Nein.

Wir schwiegen.

Lange.

Sie fragte mich, was ich brauchte. *Warum sind Sie gekommen?*

Wissen Sie, sagte ich, *ich muss … diese Schwere in meiner Brust loswerden. Ich muss … ich muss …*

Ja?

Weinen. Bitte. Helfen Sie mir zu weinen.

26

Bei unserer nächsten Sitzung fragte ich, ob ich mich hinlegen Sie lächelte. *Ich hatte schon darauf gewartet, dass Sie das fragen*.

Ich streckte mich auf dem dunkelgrünen Sofa aus, schob mir ein Kissen in den Nacken.

Ich sprach über meine körperlichen und emotionalen Leiden. Die Panik, die Furcht. Die Schweißausbrüche.

Wie lange geht das schon so?

Seit zwei oder drei Jahren. Zwischendurch war es noch deutlich schlimmer.

Ich erzählte ihr von dem Gespräch mit Cress. Während des Skiurlaubs. Wie der Korken aus der Flasche geschossen war und die Emotionen übergeschäumt waren. Damals hatte ich ein wenig geweint … aber es reichte nicht. Ich musste noch mehr weinen. Und ich konnte es nicht.

Ich kam auf die tiefe Wut zu sprechen, die vordergründige Ursache dafür, dass ich sie aufgesucht hatte. Ich schilderte ihr die Szene mit Meg in der Küche.

Ich schüttelte den Kopf.

Ich ließ mich über meine Familie aus. Pa und Willy. Camilla. Immer wieder verstummte ich mitten im Satz, wenn ich Passanten vor dem Fenster vorbeigehen hörte. Wenn sie gewusst hätten … Prinz Harry, der da drinnen über seine Familie quasselte. Über seine Probleme. Für die Zeitungen wäre es ein gefundenes Fressen gewesen.

Was uns zum Thema Presse brachte. Das war sichereres Terrain. Ich legte los. Meine eigenen Landsleute, sagte ich, begegneten der Frau, die ich liebte, mit einer solchen Geringschätzung, einer so abscheulichen Verachtung! Sicher, die Presse sei im Laufe der Jahre grausam zu mir gewesen, doch das sei etwas anderes. Ich sei schließlich in das Ganze hineingeboren. Und manchmal hätte ich es auch provoziert, sei ich selbst der Auslöser gewesen.

Aber diese Frau hat solche Grausamkeit durch nichts verdient.

Und wann immer ich mich darüber beklagte, sei es privat oder

öffentlich, verdrehten die anderen nur die Augen. Sie sagten, ich würde herumjammern, ich würde bloß so tun, als legte ich Wert auf Privatsphäre, und Meg würde auch bloß so tun. *Ach, sie wird verfolgt, ja? Heul doch! Sie kommt schon klar, sie ist doch Schauspielerin, sie ist an Paparazzi gewöhnt, eigentlich will sie doch fotografiert werden.*

Aber so etwas will niemand. An so etwas kann sich niemand gewöhnen. Niemand von denen, die die Augen verdrehten, hätten es auch nur zehn Minuten lang ausgehalten. Meg litt zum ersten Mal im Leben unter Panikattacken. Vor Kurzem hatte sie eine Textnachricht von einem Fremden bekommen, der ihren Wohnort in Toronto kannte und ankündigte, ihr eine Kugel in den Kopf zu jagen.

Die Therapeutin sagte, ich klänge wütend.

Ja, verdammt, ich war auch wütend!

Sie sagte, wenngleich meine Beschwerden völlig berechtigt seien, klänge ich festgefahren. Ja, Meg und ich durchlebten eine schwere Zeit, aber der Harry, der Meg so wütend angefahren hatte, sei nicht dieser Harry gewesen, der vernünftige Harry, der da auf dem Sofa lag und besonnen seine Lage schilderte. Das sei der zwölfjährige Harry gewesen, der traumatisierte Harry.

Was Sie gerade durchmachen, hat Ähnlichkeit mit neunzehnhundertsiebenundneunzig, Harry, aber ich fürchte auch, dass ein Teil von Ihnen im Jahr neunzehnhundertsiebenundneunzig gefangen ist.

Das schmeckte mir nicht. Ich war ein wenig beleidigt. *Sie bezeichnen mich als Kind? Finde ich ein bisschen unhöflich.*

Sie sagen, es gehe Ihnen um Wahrheit, die Wahrheit sei Ihnen das höchste Gut – nun, das ist die Wahrheit.

Die Sitzung ging über die vorgesehene Zeit hinaus. Sie dauerte fast zwei Stunden. Als die Zeit um war, vereinbarten wir gleich die nächste. Ich fragte, ob ich sie in den Arm nehmen dürfe.

Ja, natürlich.

Ich umarmte sie leicht, bedankte mich.

Draußen auf der Straße schwirrte mir der Kopf. In allen Richtungen lagen wunderbare Restaurants und Geschäfte, und ich hätte alles darum gegeben, auf und ab gehen, in die Fenster zu schauen, all das Gesagte und Gelernte in Ruhe verarbeiten zu können.

Aber das war natürlich unmöglich.

Ich wollte schließlich keinen Aufruhr verursachen.

27

DURCH EINEN ERSTAUNLICHEN ZUFALL kamen die Therapeuten Tiggy. So klein war die Welt. In einer anderen Sitzung sprachen wir daher über Tiggy, die für Willy und mich eine Ersatzmutter gewesen war, und darüber, dass Willy und ich Frauen oft zu Ersatzmüttern gemacht hatten. Dass sie diese Rolle oft von sich aus angenommen hatten.

Ich gab zu, dass ich mich mit solchen Ersatzmüttern besser fühlte, aber auch schlechter, weil ich Schuldgefühle hatte. *Wie würde Mummy das finden?*

Wir sprachen über Schuld.

Ich erwähnte Mummys eigene Erfahrungen mit Therapien. Meines Wissens hatten sie ihr nicht geholfen. Womöglich hatten sie alles nur noch schlimmer gemacht. So viele Menschen hatten sie ausgenutzt, ausgebeutet – darunter auch Therapeuten.

Wir sprachen über Mummy als Mutter, die einen manchmal übertrieben umsorgte und dann wieder für längere Zeit verschwand. Ich fand es wichtig, darüber zu sprechen, aber es kam mir auch wie ein Treuebruch vor.

Noch mehr Schuldgefühle.

Wir sprachen über das Leben in der britischen Blase, in der königlichen Blase. Eine Blase in der Blase – unmöglich, es irgendwem zu beschreiben, der es nicht erlebt hat. Die Menschen begriffen es einfach nicht: Sie hörten die Worte *königliche Familie* oder *Prinz*, und ihr rationales Denken setzte aus. *Ach so, ein Prinz – ihr habt ja keine Probleme*.

Sie nahmen an … nein, man hatte ihnen beigebracht … dass das Ganze ein Märchen war. Wir waren nicht menschlich.

Eine Autorin, die viele Briten bewunderten, Verfasserin dicker historischer Romane, die haufenweise Literaturpreise einheimsten, hatte einen Essay über meine Familie geschrieben, in dem sie uns schlicht als … Pandas bezeichnete.

Unsere derzeitige Königsfamilie hat zwar nicht die gleichen Schwierigkeiten bei der Vermehrung wie Pandas, aber Pandas und Angehörige der

Königsfamilie sind teuer im Unterhalt und nur unzureichend an eine moderne Umgebung angepasst. Aber sind sie nicht interessant? Sind sie nicht hübsch anzuschauen?

Ich werde nie den renommierten Essayisten vergessen, der in Englands renommiertester Literaturzeitschrift über meine Mutter geschrieben hatte: »Ihr früher Tod hat uns allen viel Überdruss erspart.« (In demselben Essay sprach er von »Dianas Stelldichein mit der Unterführung«.) Doch die Bemerkung über die Pandas war mir immer zugleich äußerst scharfsinnig und besonders barbarisch erschienen. Wir lebten tatsächlich in einem Zoo, aber andererseits wusste ich als Soldat: Wenn man Menschen zu Tieren, zu Nichtmenschen macht, ist das der erste Schritt dazu, sie zu misshandeln, zu vernichten. Wenn selbst eine gefeierte Intellektuelle uns als Tiere abqualifizierte, wie viel Hoffnung gab es dann wohl in Bezug auf die sogenannten kleinen Leute?

Ich skizzierte der Therapeutin, wie sich diese Entmenschlichung während meiner ersten Lebenshälfte vollzogen hatte. Aber mit Megs Entmenschlichung ging so viel mehr Hass, so viel mehr Boshaftigkeit einher – und dazu Rassismus. Ich schilderte ihr, was ich in den vergangenen Monaten gesehen, gehört, miterlebt hatte. Irgendwann richtete ich mich auf der Couch auf und drehte den Kopf, um zu sehen, ob sie mir zuhörte. Ihr stand der Mund offen. Sie hatte ihr ganzes Leben in England verbracht und glaubte, es zu kennen.

Aber sie kannte es nicht.

Am Ende der Sitzung fragte ich sie nach ihrer professionellen Einschätzung: *Sind meine Gefühle … normal?*

Sie lachte. *Was ist schon normal?*

Aber sie räumte ein, dass eins vollkommen klar war: Ich lebte unter äußerst ungewöhnlichen Umständen.

Glauben Sie, dass ich zu Suchtverhalten neige?

Was ich eigentlich wissen wollte, war: Wenn ich zu Suchtverhalten neigen würde, wo wäre ich dann jetzt?

Solche hypothetischen Fragen sind natürlich immer schwer zu beantworten …

Sie fragte, ob ich in der Vergangenheit Drogen genommen hätte.

Ja.

Ich erzählte ihr ein paar wilde Geschichten.

Nun, ich bin ziemlich überrascht, dass Sie nicht drogensüchtig sind.

Wenn ich allerdings nach einer Sache ganz eindeutig süchtig sei, dann nach der Presse. Die Artikel zu lesen, dagegen zu wettern, sagte sie, das sei offensichtlich zwanghaftes Verhalten.

Ich lachte. *Stimmt. Aber es ist einfach so ein Dreck.*
Sie lachte auch. *Ja, das ist es.*

28

Ich hatte immer geglaubt, Cressida habe ein Wunder vollbracht, als sie mich dazu bekam, mich zu öffnen und unterdrückte Gefühle herauszulassen. Aber das war nur der Anfang des Wunders gewesen, das die Therapeutin jetzt vollendete.

Mein ganzes Leben lang hatte ich anderen erzählt, ich könne mich an meine Vergangenheit, an meine Mutter nicht erinnern, aber ich hatte nie irgendwem die ganze Wahrheit gesagt. Mein Gedächtnis war erloschen. Doch jetzt, mithilfe von monatelanger Therapie, begann es sich zu rühren, zu zucken, zu stottern.

Es erwachte zum Leben.

An manchen Tagen öffnete ich die Augen und sah Mummy vor mir stehen.

Tausend Bilder kehrten zurück, manche so strahlend und lebendig wie Hologramme.

Ich erinnerte mich, wie Willy und ich in Mummys Wohnung im Kensington Palace morgens vom Kindermädchen geweckt und in Mummys Schlafzimmer hinuntergebracht wurden. Ich erinnerte mich, dass sie ein Wasserbett hatte und dass Willy und ich schreiend und lachend auf der Matratze herumhüpften, dass uns die Haare senkrecht zu Berge standen. Ich erinnerte mich an das gemeinsame Frühstücken, daran, dass Mummy Grapefruit und Litschis mochte und nur selten Kaffee oder Tee trank. Ich erinnerte mich, dass wir nach dem Frühstück ihren Arbeitstag mit ihr begannen, während der ersten Telefonate an ihrer Seite saßen, als Gasthörer an ihren geschäftlichen Besprechungen teilnahmen.

Ich erinnerte mich, dass Willy und ich sie bei einem Plausch mit Christy Turlington, Claudia Schiffer und Cindy Crawford begleiteten. Sehr verwirrend. Vor allem für zwei schüchterne Jungen in der Pubertät oder kurz davor.

Ich erinnerte mich, wie ich ihr im Kensington Palace am Fuß der Treppe Gute Nacht sagte, ihren weichen Hals küsste, ihr Parfum einatmete, und wie ich dann in der Dunkelheit im Bett lag und mich so abgeschieden

fühlte, so allein, und mich danach sehnte, nur noch ein Mal ihre Stimme zu hören. Ich erinnerte mich, dass mein Zimmer am weitesten von ihrem entfernt war und dass ich mich in der Finsternis, in der fürchterlichen Stille nicht entspannen, dass ich nicht loslassen konnte.

Die Therapeutin drängte mich weiterzumachen. *Das ist ein Durchbruch*, sagte sie. *Jetzt sollten wir nicht aufhören*. Ich brachte ein Fläschchen von Mummys Parfum in ihre Praxis mit. (Ich hatte Mummys Schwester nach dem Namen gefragt.) First von Van Cleef & Arpels. Zu Beginn der Sitzung öffnete ich den Verschluss und sog den Duft tief ein.

Wie ein LSD-Trip.

Irgendwo habe ich gelesen, der Geruchssinn sei unser ältester Sinn, und das stimmt mit dem überein, was ich in diesem Moment erlebte – Bilder, die aus dem ursprünglichsten Teil meines Gehirns aufzusteigen schienen.

Ich erinnerte mich, wie Mummy mir in Ludgrove einmal Bonbons in den Strumpf gesteckt hatte. Draußen waren Süßigkeiten verboten, also setzte sich Mummy über die Schulvorschriften hinweg und kicherte dabei, weshalb ich sie nur noch mehr liebte. Ich erinnerte mich, wie wir beide lachten, während wir die Süßigkeiten tief in die Socke hineinschoben, und wie ich quietschte: *Oh, Mummy, du bist so ungezogen!* Ich erinnerte mich an die Marke der Bonbons: Opal Fruits!

Harte Vierecke in leuchtenden Farben … ein bisschen wie diese wiedererweckten Erinnerungen.

Kein Wunder, dass ich immer scharf auf die Fresstage gewesen war.

Und auf Opal Fruits.

Ich erinnerte mich, wie wir im Auto zu Tennisstunden fuhren, Mummy am Steuer, Willy und ich auf der Rückbank. Sie trat ohne Vorwarnung das Gaspedal durch, und wir schossen vorwärts, schmale Straßen hinauf, rasten über rote Ampeln, fegten um Straßenecken. Willy und ich waren angeschnallt und konnten nicht durchs Heckfenster schauen, aber ich hatte eine Vorstellung davon, was uns jagte. Paparazzi auf Motorrädern und Mopeds. *Bringen Sie uns um, Mummy? Müssen wir sterben?* Mummy, die mit einer großen Sonnenbrille auf der Nase in den Rückspiegel schaute.

Nach fünfzehn Minuten und mehreren Beinahe-Unfällen trat Mummy auf die Bremse, hielt an, sprang aus dem Wagen und ging auf die Paparazzi zu: *Lasst uns in Ruhe! Um Himmels willen, ich habe meine Kinder dabei, könnt ihr uns nicht in Ruhe lassen?* Zitternd und mit geröteten Wangen stieg sie wieder ein, schlug die Tür zu, schloss die Fenster, legte den Kopf aufs Lenkrad und weinte, während die Paparazzi immer weiterknipsten. Ich erinnerte mich, wie Tränen aus ihrer großen Sonnenbrille tropften, und ich erinnerte mich, dass Willy starr wie eine

Statue dasaß, und ich erinnerte mich, dass die Paparazzi nur immer weiterschossen, und ich erinnerte mich, einen solchen Hass auf sie und eine so tiefe und ewige Liebe zu allen in diesem Wagen empfunden zu haben.

Ich erinnerte mich an einen Urlaub auf Necker Island. Wir saßen zu dritt in einer Hütte auf einem Felsvorsprung, und es kam ein Boot mit einem Trupp von Fotografen auf der Suche nach uns. Wir hatten an dem Tag mit Wasserbomben gespielt, und es lagen noch einige herum. Mummy bastelte rasch eine Schleuder zusammen und teilte die Wasserbomben unter uns auf. Auf drei ließen wir sie auf die Köpfe der Fotografen herabregnen. Ihr Lachen an diesem Tag, das für mich so viele Jahre verloren gewesen war, kam zurück – es war wieder da. Laut und deutlich wie der Verkehr vor dem Fenster der Therapeutin.

Ich weinte vor Freude, als ich es hörte.

29

DIE SUN BRACHTE WEGEN der Pornogeschichte eine Richtigstellung. In einem einzigen Kasten auf Seite zwei, wo sie niemand sehen würde.

Was spielte es für eine Rolle? Der Schaden war angerichtet.

Und es hatte Meg Zehntausende von Dollar an Anwaltsgebühren gekostet.

Ich rief Pa noch einmal an.

Lies es nicht, darling …

Ich fiel ihm ins Wort. Ich wollte diesen Unsinn nicht mehr hören.

Außerdem war ich kein Junge mehr.

Ich versuchte es mit einer neuen Argumentation. Ich erinnerte Pa daran, dass dies dieselben schäbigen Mistkerle waren, die ihn sein ganzes Leben lang als Clown dargestellt und sich darüber lustig gemacht hatten, dass er wegen des Klimawandels Alarm schlug. Es waren dieselben Typen, die ihn gequält, die ihn drangsaliert hatten, und jetzt quälten und drangsalierten sie seinen Sohn und dessen Freundin – entrüstete ihn das nicht? *Warum muss ich dich anbetteln, Pa? Warum hat das nicht ohnehin Vorrang für dich? Warum bereitet es dir keinen Kummer, raubt dir nachts nicht den Schlaf, dass die Presse so mit Meg umspringt? Du verehrst sie doch, das hast du mir selbst gesagt. Du hast mir gesagt, ihr wärt euch über eure Liebe zur Musik nahegekommen, und du fändest, dass sie lustig und geistreich ist und perfekte Manieren hat – warum also, Pa? Warum?*

Ich bekam keine direkte Antwort aus ihm heraus. Das Gespräch drehte sich im Kreis, und beim Auflegen fühlte ich mich – verlassen.

Meg hatte sich inzwischen an Camilla gewandt, die ihr Rat zu spenden versuchte, indem sie ihr sagte, die Presse würde mit Neuzugängen immer so verfahren, mit der Zeit würde es vorbeigehen, früher sei Camilla die Böse gewesen.

Und was ließ sich daraus ableiten? Dass Meg jetzt eben an der Reihe war? Als ließe sich das eins zu eins vergleichen.

Camilla schlug Meg auch vor, ich solle Generalgouverneur von Bermuda werden, was sämtliche Probleme lösen würde, indem es uns vom rot

glühenden Zentrum des Mahlstroms entfernte. Na klar, dachte ich, und dieser Plan hätte den zusätzlichen Vorteil, dass wir damit aus dem Verkehr gezogen wären.

In meiner Verzweiflung wandte ich mich an Willy. Ich nutzte unseren ersten ruhigen Moment seit Jahren: Ende August 2017 in Althorp. Mummys zwanzigster Todestag. Wir ruderten in dem kleinen Boot zur Insel hinaus. (Die Brücke hatte man abgebaut, damit Mummys Ruhe nicht durch Eindringlinge gestört wurde.) Wir hatten beide Blumensträuße, die wir auf dem Grab niederlegten. Wir standen eine Zeit lang dort und hingen unseren Gedanken nach, und dann sprachen wir über das Leben. Ich schilderte ihm kurz, womit Meg und ich uns herumschlugen.

Mach dir keine Sorgen, Harold. Den Scheiß glaubt doch keiner.

Stimmt nicht. Sie glauben es. Es wird ihnen tagtäglich eingeträufelt, und irgendwann glauben sie es, ohne es überhaupt zu merken.

Er hatte keine zufriedenstellende Antwort darauf, also schwiegen wir.

Dann sagte er etwas Außergewöhnliches. Er sagte, er habe das Gefühl, Mummy sei da. Also … bei uns.

Ja, ich auch, Willy.

Ich glaube, sie war in meinem Leben, Harold. Sie hat mich geführt. Hat Dinge für mich in die Wege geleitet. Ich glaube, sie hat mir geholfen, eine Familie zu gründen. Und es kommt mir so vor, als würde sie dir jetzt auch helfen.

Ich nickte. *Ich sehe es genauso. Ich habe das Gefühl, sie hat mir geholfen, Meg zu finden.*

Willy trat einen Schritt zurück. Er wirkte betroffen. Das ging ihm offenbar zu weit.

Also, Harold, da bin ich mir nun nicht so sicher. DAS würde ich so nicht sagen!

30

September 2017. Meg kam nach London.

Wir waren im Nott Cott. In der Küche. Machten uns Abendessen.

Das ganze Cottage war angefüllt mit … Liebe. Zum Überfließen voll. Sie schien sogar durch die offene Tür hinauszufliegen, nach draußen in den Garten, dieses kleine Stück Land voller Gestrüpp, das sehr lange Zeit niemand hatte haben wollen, bis Meg und ich es allmählich für uns beanspruchten. Wir hatten geharkt und gemäht, gepflanzt und gewässert, und an vielen Abenden saßen wir da draußen auf einer Decke und lauschten der klassischen Musik, die vom Park herüberwehte.

Ich erzählte Meg von dem Garten gleich jenseits der Mauer: Mummys Garten, wo Willy und ich als Kinder gespielt hatten. Jetzt war er uns für immer verschlossen.

So wie bis vor Kurzem meine Erinnerungen.

Wem gehört der Garten jetzt?, fragte sie.

Prinzessin Michael von Kent und ihren Siamkatzen. Mummy konnte diese Katzen nie leiden.

Während ich in den Garten hinausschnupperte, über mein neues Leben nachdachte und es genoss, löffelte Meg Essen von Wagamama aus den Schachteln in Schüsseln. Ohne nachzudenken, platzte ich heraus:

Ich weiß nicht, ich …

Ich saß mit dem Rücken zu ihr. Erstarrte mitten im Satz, zögerte weiterzureden oder mich umzudrehen.

Was weißt du nicht, Haz?

Ich …

Ja?

Ich liebe dich.

Ich wartete auf eine Antwort. Es kam keine.

Dann konnte ich sie hören, wie sie zu mir kam.

Als ich mich umdrehte, stand sie da, direkt vor mir.

Ich liebe dich auch, Haz.

Die Worte hatten mir fast von Anfang an auf der Zunge gelegen, deshalb fühlten sie sich auf eine Art nicht besonders erhellend oder auch nur notwendig an. Selbstverständlich liebte ich sie! Meg wusste das, Meg konnte das sehen, die ganze Welt konnte es sehen. Ich liebte sie von

ganzem Herzen, so wie ich noch nie jemanden geliebt hatte. Und doch wurde es auf einmal real dadurch, dass ich es aussprach. Indem ich es aussprach, setzte ich automatisch Dinge in Gang. Es war ein Schritt.

Und dieser Schritt bedeutete, dass uns jetzt einige weitere große Schritte bevorstanden.

Zum Beispiel … dass wir zusammenzogen? Ich fragte sie, ob sie sich vorstellen könnte, nach Großbritannien zu ziehen, zu mir ins Nott Cott zu ziehen. Wir sprachen darüber, was das bedeuten würde, wie es funktionieren könnte und was sie aufgeben würde. Wir sprachen über die praktischen Dinge, wenn sie ihr Leben in Toronto aufgab. Wann und wie und vor allem … wofür? Wofür genau?

Ich kann die Serie und meinen Job nicht so einfach aufgeben, auf gut Glück. Würde es eine Verpflichtung für immer bedeuten, wenn ich nach Großbritannien ziehe?

Ja, sagte ich, *das würde es.*

In diesem Fall, erwiderte sie lächelnd, *in diesem Fall ja.*

Wir küssten und umarmten uns und setzten uns dann zum Essen hin.

Ich seufzte. *Geschafft*, dachte ich.

Doch später, als sie eingeschlafen war, analysierte ich mich selbst. Ein Überbleibsel der Therapie, vielleicht. Ich erkannte, dass sich in all meine aufgewühlten Emotionen ein ordentliches Stück Erleichterung mischte. Sie hatte es gesagt, wortwörtlich: *Ich liebe dich.* Das war weder selbstverständlich noch eine Formalität gewesen. Ich konnte nicht leugnen, dass ein Teil von mir aufs Schlimmste gefasst gewesen war. *Haz, es tut mir leid, aber ich weiß wirklich nicht, ob ich das kann …*

Ein Teil von mir hatte gefürchtet, sie würde flüchten. Würde zurück nach Toronto gehen, sich eine neue Telefonnummer besorgen. Auf den Rat ihrer Freundinnen hören.

Ist irgendjemand das wert?

Ein Teil von mir dachte sogar, das wäre das Klügere.

31

Es war reiner Zufall, dass die *Inicius Games* 2017 in Toronto stattfanden. Direkt vor Megs Haustür. Die perfekte Gelegenheit, so der Palast, für unseren ersten offiziellen öffentlichen Auftritt.

Meg war etwas nervös. Ich ebenso. Aber wir hatten keine Wahl. Es musste sein, sagten wir uns. Wir hatten uns lange genug vor der Welt versteckt. Außerdem war es das am besten kontrollier- und berechenbare Umfeld, auf das wir je hoffen konnten. Und vor allem: Sobald wir uns einmal öffentlich zusammen gezeigt hatten, würde das Kopfgeld, das man den Paparazzi für uns zahlte – zu diesem Zeitpunkt rund hunderttausend Pfund –, womöglich sinken.

Wir gaben uns Mühe, so normal wie möglich zu wirken. Wir saßen in der ersten Reihe, sahen beim Rollstuhltennis zu und konzentrieren uns vollkommen auf das Spiel und die gute Sache, schenkten den Kameras keine Beachtung. Es gelang uns wirklich, Spaß zu haben, mit den Neuseeländern neben uns ein paar Witze zu reißen; und die Bilder, die am nächsten Tag erschienen, waren nett, obwohl einige der britischen Gazetten Meg runterputzten, weil sie zerrissene Jeans anhatte. Natürlich verlor niemand auch nur ein Wort darüber, dass alles, was sie trug, bis hin zu den flachen Schuhen und dem geknöpften Hemd, zuvor vom Palast abgesegnet worden war.

Und mit *niemand* meine ich, niemand im Palast.

Eine einzige Erklärung zu Megs Verteidigung hätte einen himmelweiten Unterschied ausgemacht.

32

Ich erzählte Elf und Jason, dass ich Meg einen Heiratsantrag machen wollte.

Herzlichen Glückwunsch, sagten beide.

Dann aber meinte Elf, dass er sich rasch kundig machen müsse, die protokollarischen Vorgaben herausbekommen. Schließlich gebe es strikte Vorschriften, die derartige Dinge regelten.

Vorschriften? Wirklich?

Ein paar Tage später meldete er sich zurück und sagte, bevor ich irgendetwas unternähme, müsse ich Granny um Erlaubnis fragen.

Ich fragte ihn, ob das ein richtiges Gesetz sei oder die Art Vorschrift, die sich irgendwie umgehen ließ.

O nein, das ist tatsächlich so.

Was für ein Irrsinn. Ein erwachsener Mann, der seine Großmutter um Erlaubnis bitten muss, um zu heiraten? Ich wüsste nicht, dass Willy sie gefragt hätte, bevor er um Kates Hand angehalten hatte. Oder mein Cousin Peter, bevor er seiner Frau Autumn einen Antrag gemacht hatte. Aber wenn ich es mir recht überlegte, erinnerte ich mich schon, dass Pa ihre Erlaubnis eingeholt hatte, als er Camilla heiraten wollte. Die Abstrusität, dass ein Sechsundfünfzigjähriger dafür das Einverständnis seiner Mutter brauchte, war mir damals irgendwie entgangen.

Elf meinte, es nütze nichts, das Wie und Warum zu hinterfragen, es sei nun mal eine unabänderliche Vorschrift. Die ersten sechs Personen in der Thronfolge mussten um Erlaubnis fragen. So stand es im *Royal Marriages Act* von 1772 sowie im *Succession to the Crown Act* von 2013 – er hörte gar nicht mehr auf zu reden, und ich traute meinen Ohren kaum. Im Grunde lief alles darauf hinaus, dass Liebe weniger zählte als das Gesetz. Tatsächlich habe das Gesetz, so sagte er, schon mehr als einmal gegen die Liebe gesiegt. Vor gar nicht allzu langer Zeit habe man einer Verwandten von mir … dringend davon abgeraten, … die Liebe ihres Lebens zu heiraten.

Wem denn?

Deiner Tante Margaret.

Wirklich?

Ja. Sie wollte einen geschiedenen Mann heiraten und … na ja.

Einen Geschiedenen?

Elf nickte.

Oh, Scheiße, dachte ich. *Die Sache ist vielleicht doch nicht so todsicher.*

Aber Pa und Camilla waren doch auch beide geschieden, wandte ich ein, *und ihnen hat sie es erlaubt.* Hieß das vielleicht, dass die Vorschrift nicht mehr galt?

So war es bei ihnen, sagte Elf. *Hier geht es aber um dich.*

Ganz zu schweigen von dem ganzen Wirbel um einen gewissen König, der eine geschiedene Amerikanerin heiraten wollte, was, wie Elf mir wieder ins Gedächtnis rief, in dessen Abdankung und Exil endete. *Der Duke of Windsor? Schon mal von ihm gehört?*

Und so, mit bangem Herzen und staubtrockenem Mund, zückte ich meinen Kalender. Mit Elfs Hilfe markierte ich ein Wochenende Ende Oktober. Ein Jagdausflug im Familienkreis, in Sandringham. Jagdausflüge versetzten Granny stets in gute Laune. Vielleicht war sie in Liebesdingen da ja etwas zugänglicher.

33

EIN WOLKENVERHANGENER, STÜRMISCHER TAG. Ich stieg in den ehrwürdigen alten Land Rover, das greise Sanitätsfahrzeug, das Grandpa einst hatte umrüsten lassen. Pa saß am Steuer, Willy auf dem Rücksitz. Ich nahm den Beifahrersitz und fragte mich, ob ich den beiden sagen sollte, was ich vorhatte.

Ich entschied mich dagegen. Ich vermutete, dass Pa es ohnehin schon wusste, und Willy hatte mir bereits geraten, es nicht zu tun.

Zu schnell, meinte er. Zu früh.

Im Grunde riet er mir sogar recht deutlich davon ab, überhaupt weiter mit Meg auszugehen. Einmal, als wir bei ihm im Garten saßen, hatte er mir die Fülle von Problemen aufgelistet, die mich erwarten würden, wenn ich mit einer »amerikanischen Schauspielerin« anbandelte, eine Wendung, die bei ihm stets klang wie »verurteilte Straftäterin«.

Bist du dir bei ihr auch wirklich sicher, Harold?

Das bin ich, Willy.

Aber weißt du auch, wie schwierig es werden wird?

Was soll ich deiner Meinung nach denn tun, Willy? Schlagartig nicht mehr in sie verliebt sein?

Alle drei trugen wir Schiebermützen, grüne Jagdjacken, Knickerbocker, als spielten wir in der derselben Sportmannschaft. (In gewisser Weise, schätze ich, taten wir das ja auch.) Während er mit uns raus auf die Felder fuhr, fragte Pa nach Meg. Nicht übermäßig interessiert, eher so beiläufig. Da er jedoch nicht immer nach ihr fragte, freute es mich trotzdem.

Es geht ihr gut, danke.

Möchte sie denn weiterarbeiten?

Wie bitte?

Möchte sie denn mit der Schauspielerei weitermachen?

Oh. Na ja, ich weiß nicht, ich glaube, eher nicht. Ich gehe mal davon aus, dass sie bei mir sein will, unseren Job machen, du weißt schon, dann würde das mit Suits *wohl nicht mehr gehen … denn die drehen ja nun mal in … Toronto.*

Hmm. Verstehe. Nun, darling boy, du weißt schon, dass nicht genügend Geld

für alle da ist.

Ich starrte ihn an. Was schwafelte er da?

Er erklärte es mir. Oder versuchte es zumindest. *Ich kann nicht für noch jemanden bezahlen. Ich muss schon für deinen Bruder und Catherine aufkommen.*

Ich zuckte zusammen. Es hatte etwas damit zu tun, wie er den Namen Catherine aussprach. Ich konnte mich noch gut erinnern, wie er und Camilla Kate einmal gedrängt hatten, die Schreibweise ihres Namens zu ändern, da es bereits zwei königliche Monogramme mit einem bekrönten »C« gab: Charles und Camilla. Es wäre einfach zu verwirrend, wenn es noch eins gäbe. *Ändere deinen Namen doch in Katherine mit K,* schlugen sie vor.

Ich fragte mich, was aus dem Vorschlag geworden war.

Ich drehte mich zu Willy um, warf ihm einen Blick zu, der besagte: *Hast du das gehört?*

Seine Miene war völlig ausdruckslos.

Pa unterstützte Willy und mich und auch unsere Familien nicht aus reiner Großzügigkeit. Es war sein Job. Das war nun mal der Deal. Wir erklärten uns bereit, der Monarchin zu dienen, überall hinzureisen, wo man uns hinschickte, zu tun, was man uns sagte, unsere Selbstbestimmung aufzugeben, für immer und ewig in unserem goldenen Käfig zu bleiben, und im Gegenzug willigten die Wärter dieses Käfigs ein, uns mit Essen und Kleidung zu versorgen. Wollte Pa, mit all seinen Millionen aus dem enorm gewinnbringenden Herzogtum Cornwall, tatsächlich behaupten, unsere Gefangenschaft würde ihm allmählich doch etwas zu teuer?

Davon abgesehen – wie viel konnten Kost und Logis für Meg und mich schon kosten? Fast hätte ich gesagt: *Sie isst nicht viel, weißt du. Und, wenn dir das lieber ist, werde ich sie bitten, ihre Kleidung selbst zu nähen.*

Plötzlich ging mir auf, dass es hier gar nicht um Geld ging. Gut möglich, dass sich Pa um die steigenden Unterhaltskosten für uns sorgte, doch was er in Wahrheit nicht ertragen konnte, war, dass jemand Neues die Bühne dieser Monarchie betrat und das Rampenlicht auf sich zog. Jemand, der frisch und strahlend war und ihn – und auch Camilla – in den Schatten stellte. Er hatte das schon einmal erlebt und wollte es nicht noch mal durchmachen.

Ich konnte mich im Augenblick um nichts von alledem kümmern. Hatte einfach keine Zeit für kleinliche Eifersüchteleien und Palastintrigen. Ich zerbrach mir immer noch den Kopf darüber, was genau ich zu Granny sagen sollte, und die Zeit war nun gekommen.

Der Land Rover hielt an. Wir quetschten uns aus dem Wagen und

stellten uns entlang der Hecke auf, wobei Pa die Reihenfolge festlegte. Dann warteten wir, bis die Fasane am Himmel erschienen. Der Wind blies heftig, und ich war mit den Gedanken ganz woanders, doch als das erste Treiben anfing, merkte ich, dass ich gut schoss. Ich war auf einmal völlig bei der Sache. Vielleicht war ich auch einfach erleichtert, an etwas anderes denken zu können. Vielleicht konzentrierte ich mich lieber auf den nächsten Schuss als auf die viel größere Aufgabe, die ich mir vorgenommen hatte. Ich schwang einfach nur den Lauf, drückte den Abzug, traf jedes Ziel.

Wir machten Mittagspause. Ich versuchte mehrmals, Granny allein zu erwischen, schaffte es aber nicht. Alle scharten sich um sie, quatschten ihr ein Ohr ab. Also langte ich beim Essen tüchtig zu und wartete auf den richtigen Moment.

Ein traditionelles königliches Jagd-Lunch. Alle wärmten sich die kalten Füße an den Lagerfeuern, es gab geröstete Kartoffeln, saftiges Fleisch, cremige Suppen, dazu Bedienstete, die sich um jede Kleinigkeit kümmerten. Dann ein perfekter Pudding. Dann ein wenig Tee, ein Drink oder zwei. Anschließend zurück zu den Fasanen.

Während der letzten beiden Treibjagden des Tages spähte ich dauernd heimlich zu Granny hinüber, um ihre Stimmung einzuschätzen. Im Großen und Ganzen wirkte sie gut gelaunt. Und sehr verschlossen.

Hatte sie wirklich keinen Schimmer, was ich vorhatte?

Nach dem letzten Treiben zerstreute sich die Jagdgesellschaft. Alle sammelten ihre restlichen geschossenen Fasane auf und stiefelten zurück zu den Geländewagen. Ich sah, wie Granny in ihren kleineren Range Rover stieg und mitten auf ein Stoppelfeld fuhr. Auch sie begann, das Feld nach toten Vögeln abzusuchen, während ihre Hunde jagten.

Es waren keine Leibwächter in ihrer Nähe, also schien meine Gelegenheit gekommen.

Ich marschierte zu ihr aufs Feld hinaus, lief neben ihr her, fing an, ihr beim Einsammeln zu helfen. Während wir den Boden nach toten Vögeln absuchten, versuchte ich es zunächst mit etwas belanglosem Geplauder, um sie – wie auch meine Stimmbänder – ein wenig aufzulockern. Der Wind blies jetzt stärker, und Grannys Wangen sahen von der Kälte ganz gerötet aus, trotz des Kopftuchs, das sie sich eng um den Kopf gewickelt hatte.

Auch mein Unterbewusstsein war wenig hilfreich. Jede Menge Ängste brachen jetzt daraus hervor. Der ganze Ernst der Lage wurde mir mit einem Schlag bewusst. Wenn Granny Nein sagte … würde ich Meg dann Lebewohl sagen müssen? Ich konnte mir ein Leben ohne sie nicht

vorstellen … doch ich konnte mir ebenso wenig vorstellen, Granny offen den Gehorsam zu verweigern. Meiner Königin, meiner Oberbefehlshaberin. Wenn sie mir ihr Einverständnis verweigerte, würde es mir das Herz brechen, und natürlich würde ich auf eine Gelegenheit warten, sie ein weiteres Mal zu fragen, aber die Chancen standen nicht sehr gut. Granny war nicht unbedingt bekannt dafür, dass sie ihre Meinung änderte. Dieser Augenblick war also entweder der Anfang meines neuen Lebens oder dessen Ende. Alles würde davon abhängen, welche Worte ich wählte, wie ich sie vorbrachte und wie Granny sie auffasste.

Falls all das nicht schon genügte, um mir die Sprache zu verschlagen, hatte ich zudem haufenweise Zeitungsberichte gelesen, wonach »Palastquellen« zufolge einige meiner Verwandten mit Meg nicht gänzlich … sagen wir mal … *einverstanden* seien. Sie mochten ihre Direktheit nicht. Hatten Vorbehalte wegen ihrer ausgeprägten Arbeitsethik. Stießen sich an ihren gelegentlichen Fragen. Megs gesunde und natürliche Neugier hielten sie für Unverschämtheit.

Hinter vorgehaltener Hand sprach man zudem über ein vages und doch tiefgreifendes Unbehagen bezüglich ihrer Hautfarbe. In bestimmten Kreisen hatte man »Besorgnis« darüber geäußert, ob Großbritannien schon »bereit« für »so etwas« sei. Was auch immer das hieß. War irgendetwas von diesem Schund Granny vielleicht zu Ohren gekommen? Und wenn ja, war meine Bitte um ihr Einverständnis womöglich ohnehin ein hoffnungsloses Unterfangen?

War ich dazu verdammt, die nächste Margaret zu werden?

Oh, danke. Ein Kugelschreiber. Wow.

Ich dachte zurück an die vielen Schlüsselmomente meines Lebens, für die ich um Erlaubnis hatte bitten müssen. Die Bitte um Erlaubnis, auf den Feind zu feuern. Die Bitte um die Erlaubnis der Royal Foundation, die *Invictus Games* ins Leben zu rufen. Ich musste an all die Piloten denken, die mich um Erlaubnis gebeten hatten, meinen Luftraum zu durchqueren. Mein ganzes Leben fühlte sich auf einmal an wie eine endlose Aneinanderreihung von Ersuchen um irgendwelche Erlaubnisse, doch waren sie alle nur Vorgeplänkel für dieses eine hier gewesen, das Einzige, das zählte.

Granny ging jetzt wieder in Richtung ihres Range Rovers. Ich hastete hinter ihr her, während mir ihre Hunde um die Beine strichen. Meine Mutter hatte immer gesagt, in der Nähe von Granny und den Corgis zu sein, fühle sich an, als liefe man auf einem sich bewegenden Teppich. Ich kannte die meisten dieser Hunde, die lebenden wie die toten, so gut, als wären sie meine Cousins und Cousinen. Dookie, Emma, Susan, Linnet,

Pickles, Chipper: Angeblich stammten sie alle von den Corgis ab, die einst Queen Victoria gehört hatten, je mehr sich ändert, desto mehr bleibt immer gleich. Doch das hier waren keine Corgis, das waren Jagdhunde, und sie hatten eine andere Aufgabe. Und auch ich hatte eine andere Aufgabe, und ich begriff, dass ich sie, ohne einen weiteren Moment zu zögern, angehen musste. Als Granny also die Heckklappe herunterzog und die Hunde hinaufsprangen, als ich sie schon streicheln wollte, aber merkte, dass ich zwei tote Vögel in den Händen hielt, die schlaffen Hälse fest zwischen die Finger geklemmt, die glasigen Augen ganz zurückgerollt (Ich kann es euch nachfühlen, Vögel), die kleinen Körper, die sich durch die Handschuhe noch warm anfühlten, da drehte ich mich stattdessen zu Granny um und sah, wie sie sich mir zuwandte und die Stirn in Falten legte. (Merkte sie, dass ich Angst hatte? Angst vor meinem Anliegen wie auch vor Ihrer Majestät? War ihr überhaupt bewusst, dass ich, ganz gleich, wie sehr ich sie liebte, in ihrer Gegenwart immer nervös war?) Und ich sah, wie sie darauf wartete, dass ich etwas sagte – und das nicht sehr geduldig.

In ihrem Gesicht stand zu lesen: *Raus damit.*

Ich hüstelte. *Granny, du weißt, dass ich Meg sehr liebe, und ich habe beschlossen, sie zu fragen, ob sie mich heiraten will. Man hat mir gesagt, dass, äh, dass ich dich um Erlaubnis fragen muss, bevor ich ihr einen Antrag machen darf.*

Das musst du?

Ähm. Also, ja, haben mir deine Mitarbeiter gesagt, und meine ebenfalls. Dass ich dich um Erlaubnis fragen muss.

Ich stand wie angewurzelt da. So regungslos wie die Fasane in meinen Händen. Ich studierte ihre Miene, doch ich vermochte nichts darin zu lesen. Schließlich antwortete sie: *Nun, ich schätze, dann muss ich wohl Ja sagen.*

Ich kniff die Augen zusammen. *Du glaubst, du* musst *Ja sagen? Heißt das, dass du Ja sagst? Aber eigentlich Nein sagen willst?*

Ich kapierte es nicht. War das sarkastisch gemeint? Oder ironisch? Gewollt kryptisch? Erlaubte sie sich etwa eine Art Wortspiel? Ich wüsste nicht, dass Granny je zu Wortspielen geneigt hätte, und dies wäre gewiss ein außerordentlich grotesker (um nicht zu sagen: maßlos unpassender) Augenblick, um damit anzufangen, aber vielleicht hatte sie einfach nur die Chance gesehen, meine unglückliche Verwendung des Wortes *muss* aufzugreifen, und hatte schlicht nicht widerstehen können.

Oder vielleicht verbarg sich eine versteckte Bedeutung hinter diesem Wortspiel, irgendeine Botschaft, die ich nicht verstand.

Gefühlte Jahrzehnte stand ich blinzelnd und grinsend einfach da und fragte mich wieder und wieder: *Was versucht mir die Königin von England gerade zu sagen?*

Schließlich und endlich ging mir auf: *Sie sagt Ja, du Trottel! Sie erteilt dir die Erlaubnis. Wen interessiert schon, wie sie es ausdrückt, kapier doch endlich, dass die Antwort Ja heißt.*

Also stotterte ich: *In Ordnung. Okay, Granny! Gut. Fantastisch. Danke! Vielen, vielen Dank.*

Ich wollte sie umarmen.

Sehnte mich danach, sie zu umarmen.

Doch ich umarmte sie nicht.

Ich wartete noch, bis sie eingestiegen war, dann marschierte ich zurück zu Pa und Willy.

34

ER NAHM MIR EINEN RING aus Megs Schmuckkästchen und brachte ihn zu einem Schmuckdesigner, damit er ihre Größe kannte.

Er verwahrte auch Mummys Armreifen, Ohrringe und Halsketten, also bat ich ihn, die Diamanten aus einem besonders schönen Armreif zu lösen und daraus einen Ring zu machen.

Ich hatte das alles schon zuvor mit Willy abgeklärt. Hatte meinen Bruder gefragt, ob ich den Armreif haben könne, und ihm erzählt, was ich damit vorhatte. Ich kann mich nicht entsinnen, dass er auch nur einen Augenblick gezögert hätte, ihn mir zu überlassen. Trotz seiner viel zitierten Vorbehalte schien er Meg zu *mögen*. Kate schien sie ebenfalls zu mögen. Bei einem von Megs Besuchen hatten wir die beiden zum Abendessen eingeladen. Meg hatte gekocht, und alles war in Ordnung. Willy war erkältet: Er schniefte und hustete, und Meg rannte sofort nach oben, um ihm ein paar von ihren homöopathischen Allheilmitteln zu holen. Oregano-Öl und Kurkuma. Er schien entzückt von ihrer Fürsorge, bewegt sogar, und das, obwohl Kate vor versammelter Runde erklärt hatte, dass Willy nie im Leben solche unkonventionellen Heilmittel nehmen würde.

An jenem Abend redeten wir über Wimbledon und über *Suits*, und Willy und Kate trauten sich nicht zuzugeben, dass sie Superfans der Serie waren. Was ich süß fand.

Der einzige kleine Misston dieses Abends, der mir einfällt, war der markante Unterschied im Kleidungsstil der Frauen, der auch den beiden aufzufallen schien.

Meg: zerrissene Jeans, barfuß.

Kate: aufgedonnert bis zum Gehtnichtmehr.

Keine große Sache, dachte ich.

Abgesehen von den beiden Diamanten aus dem Armreif hatte ich den Schmuckdesigner noch gebeten, einen dritten hinzuzufügen – einen konfliktfreien Diamanten aus Botswana.

Er fragte, ob es eilig sei.

Nun ja … jetzt, wo Sie's erwähnen …

35

Meg hatte ein schwieriges Jahr hinter sich. Ein schwieriges Jahr für sie, die Rolle ihres Lebens und Staffel 8 von Schitt's Creek. Ein schwieriges Jahr für alle, denn Pandemie. Sie liebte diese Serie, liebte die Figur, die sie verkörperte, liebte ihre Schauspielerkollegen und die Crew – und sie liebte Kanada. Andererseits war das Leben dort schier unerträglich geworden. Insbesondere am Set. Die Drehbuchautorinnen und – autoren waren frustriert, weil die Kommunikationsabteilung des Palasts sie oftmals zwang, Dialogzeilen zu ändern, ebenso wie das, was ihre Figur tun oder wie sie sich verhalten würde.

Zudem hatte sie ihre Website abgeschaltet und sämtliche Social-Media-Kanäle verlassen, alles auf Anraten der Öffentlichkeitsleute des Palasts. Sie hatte ihren Freunden Lebewohl gesagt, sich von ihrem Auto und auch von einem ihrer Hunde getrennt – Bogart. Die Belagerung des Hauses und das ständige Schellen an der Haustür hatten ihn so traumatisiert, dass sich sein Verhalten in Megs Anwesenheit radikal verändert hatte. Er war zu einem aggressiven Wachhund geworden. Megs Nachbarn hatten sich dankenswerterweise bereit erklärt, ihn aufzunehmen.

Aber Guy kam mit. Nicht mein Freund Guy, sondern Megs anderer Hund, ihr abgetakelter kleiner Beagle, der in letzter Zeit sogar noch ramponierter aussah. Natürlich vermisste er Bogart, allerdings war er nun auch noch übel verletzt. Wenige Tage bevor Meg Kanada verließ, war Guy seinem Hundesitter entwischt. (Meg musste arbeiten.) Man hatte ihn mehrere Kilometer von Megs Haus entfernt gefunden, er konnte nicht mehr laufen. Nun hatte er Gipsverbände an den Beinen.

Ich musste ihn oft hochhalten, damit er pinkeln konnte.

Es machte mir nichts aus. Ich liebte diesen Hund. Ich konnte nicht aufhören, ihn zu küssen, ihn zu knuddeln. Ja, meine tiefen Gefühle für Meg griffen auf alles und jeden über, den sie liebte, aber ich hatte auch schon lange einen Hund haben wollen, was aber nie ging, da ich ein so unstetes Leben führte. Eines Abends, kurz nach Megs Umzug nach Großbritannien, waren wir zu Hause, kochten Abendessen, spielten mit Guy, und die Küche des Nott Cott schien vor Liebe schier zu bersten, war

so übervoll davon, wie ich es noch nie erlebt hatte.

Ich öffnete eine Flasche Champagner – ein uraltes Geschenk, das ich mir für eine besondere Gelegenheit aufgehoben hatte.

Meg lächelte. *Gibt's was zu feiern?*

Nichts Besonderes.

Ich schnappte mir Guy, trug ihn hinaus in den von Mauern eingefassten Garten, setzte ihn auf eine Decke, die ich auf dem Rasen für ihn ausgebreitet hatte. Dann eilte ich zurück ins Haus und bat Meg, ihr Champagnerglas zu nehmen und mich zu begleiten.

Was ist denn los?

Ach, nichts.

Ich führte sie hinaus in den Garten. Die Nacht war kalt. Wir hatten uns warm eingepackt, trugen dicke Jacken, ihre hatte eine mit Kunstfell gesäumte Kapuze, die ihr Gesicht umrahmte wie eine Kamee. Rings um die Decke verteilte ich elektrische Teelichte. Ich wollte, dass es aussah wie in Botswana, wie im Busch, wo ich mir erstmals überlegt hatte, ihr einen Antrag zu machen.

Jetzt kniete ich auf der Decke nieder, Guy an meiner Seite. Wir sahen beide flehend zu Meg auf.

Die Tränen standen mir schon in den Augen, als ich den Ring hervorholte und meinen Spruch aufsagte. Ich zitterte, mein Herz hämmerte hörbar, meine Stimme bebte, doch sie bekam wohl eine grobe Vorstellung, was ich von ihr wollte.

Willst du dein Leben mit mir teilen? Mich zum glücklichsten Menschen der Welt machen?

Ja.

Ja?

Ja!

Ich lachte. Sie lachte. Wie sonst hätte sie auch reagieren sollen? In dieser kopfstehenden Welt, diesem schmerzerfüllten Leben, war es uns tatsächlich gelungen. Es war uns gelungen, einander zu finden.

Dann weinten und lachten wir zugleich, knuddelten Guy, der wie festgefroren aussah.

Wir gingen wieder Richtung Haus.

Oh, einen Moment noch. Willst du dir denn nicht den Ring ansehen, Liebste?

Sie hatte nicht einmal daran gedacht. Sie machte sich nichts daraus.

Wir hasteten zurück ins Haus, beendeten unsere kleine Feier in der warmen Küche.

Es war der 4. November.

Wir konnten es noch rund zwei Wochen geheim halten.

36

Eigentlich hätte ich zuerst Megs Vater fragen und um seinen Segen bitten müssen. Doch Thomas Markle war ein komplizierter Mann.

Megs Eltern hatten sich getrennt, als sie zwei Jahre alt war, und danach hatte sie abwechselnd bei ihrer Mutter und bei ihrem Vater gelebt. Montag bis Freitag bei Mum, an den Wochenenden bei Dad. Für einige Jahre, als sie die Highschool besuchte, war sie ganz zu ihrem Vater gezogen. So nahe standen sie sich.

Nach dem College war sie durch die Welt gereist, hielt aber stets Kontakt zu Daddy. Noch immer, selbst jetzt mit Mitte dreißig, nannte sie ihn Daddy. Sie liebte ihn und sorgte sich um ihn – seine Gesundheit, seine Gewohnheiten – und war nicht selten auf ihn angewiesen. Während ihrer ganzen Zeit bei *Suits* hatte sie jede Woche seinen Rat zur Set-Beleuchtung eingeholt. (Er war Chefbeleuchter in Hollywood gewesen und hatte zwei Emmys gewonnen.) In den letzten Jahren hatte er aber nicht mehr regelmäßig gearbeitet und war in gewisser Weise abgetaucht. Er hatte sich ein kleines Haus in einer Stadt an der mexikanischen Grenze gemietet, und es ging ihm allgemein nicht gut.

Meg war jedenfalls der Meinung, dass ihr Vater dem psychischen Druck, den die Verfolgung durch die Presse mit sich brachte, niemals standhalten würde, und genau das geschah im Augenblick. Die Jagd auf Megs gesamten Verwandten- und Bekanntenkreis war natürlich längst eröffnet, sämtliche derzeitigen Freunde, Freundinnen und Exfreunde wurden befragt, jeder Cousin, jede Cousine, auch wenn Meg sie überhaupt nicht kannte, jeder ehemalige Arbeitgeber oder Exkollege, doch nach meinem Heiratsantrag stürzten sich alle wie verrückt auf … den Vater. Er galt als bester Fang von allen. Als der *Daily Mirror* seinen Wohnort veröffentlichte, fielen die Paparazzi über sein Haus her, verhöhnten ihn, versuchten, ihn zu provozieren und nach draußen zu locken. Was nun folgte, war niederträchtiger als jede Fuchsjagd oder Bärenhatz. Fremde Männer und Frauen boten ihm Geld, lockten ihn mit Geschenken oder Freundschaft. Als das nicht funktionierte, mieteten sie das Haus nebenan und

fotografierten ihn Tag und Nacht durchs Fenster. Die Zeitungen schrieben, Megs Vater habe deshalb seine Fenster nun mit Sperrholzplatten vernagelt.

Doch das stimmte gar nicht. Er hatte seine Fenster schon oft mit Sperrholz zugenagelt, selbst als er noch in Los Angeles gelebt hatte, lange bevor Meg anfing, mit mir auszugehen.

Ein komplizierter Mann.

Sie hatten begonnen, ihm in die Stadt zu folgen, ihm bei seinen Besorgungen nachzuspionieren, hinter ihm herzuschleichen, während er die Gänge der örtlichen Geschäfte auf und ab lief. Sie druckten Fotos von ihm ab, die Schlagzeile darüber lautete: *Wir haben ihn erwischt!*

Meg rief ihren Vater häufig an, bat ihn eindringlich, Ruhe zu bewahren. *Sprich nicht mit ihnen, Daddy. Ignorier sie einfach; wenn du nicht reagierst, lassen sie dich irgendwann in Frieden. Das raten uns die Leute vom Palast.*

37

Die Abermillionen Kleidchen zu konzentrieren, die bei der Planung einer königlichen Hochzeit zu beachten waren.

Seltsamerweise hatte der Palast ganz ähnliche Probleme.

Wir wollten rasch heiraten. Warum sollte man den Zeitungen und ihren Paparazzi Zeit geben, ihre übelsten Tricks auszupacken? Doch der Palast konnte sich, so schien es, nicht auf einen Termin festlegen. Oder einen Ort.

Während wir auf ein Machtwort von ganz oben warteten, aus den nebulösen höheren Gefilden des königlichen Entscheidungsapparats, brachen wir auf zu einer traditionellen »Verlobungstour«. England, Irland, Schottland, Wales – wir reisten kreuz und quer durch Großbritannien, um Meg der Öffentlichkeit vorzustellen.

Die Massen rasteten aus, waren verrückt nach ihr. *Meg, Diana hätte dich geliebt!* Immer wieder habe ich gehört, wie Frauen dies gerufen haben. Ein himmelweiter Unterschied zum Ton und Inhalt der Boulevardblätter und auch eine Mahnung: Die Presse war nicht die Wirklichkeit.

Gleich nach unserer Rückkehr von der Reise rief ich Willy an, horchte ihn aus, wollte wissen, ob er eine Idee hatte, wo wir heiraten könnten.

Ich sagte ihm, wir dächten an die Westminster Abbey.

Geht nicht. Da haben wir schon geheiratet.

Stimmt ja. St. Paul's?

Zu groß. Außerdem haben Pa und Mummy dort geheiratet.

Hm, ja. Da ist was dran.

Er schlug Tetbury vor.

Ich schnaubte. *Tetbury? Die Kirche in der Nähe von Highgrove? Echt jetzt, Willy? Wie viele Leuten passen da denn rein?*

Hattest du nicht gesagt, dass du das wolltest – eine kleine, ruhige Hochzeit?

Tatsächlich wollten wir einfach durchbrennen. Barfuß in Botswana heiraten, mit vielleicht nur einem Freund, der die Trauung vollzieht, das war unser Traum.

Aber es war nicht unsere Entscheidung. Man erwartete von uns, dass wir diesen Augenblick mit anderen Menschen teilten.

38

Ich wandte mich wieder an den Palast. *Irgendwelche Fortschritte in Sachen Termin? Oder Ort?*

Nö, lautete die Antwort.

Wie wär's mit März?

Leider war der März ganz ausgebucht.

Was ist mit Juni?

Sorry, da ist Garter Day.

Zu guter Letzt schlugen sie uns dann doch ein Datum vor: Mai 2018.

Und sie akzeptierten auch unseren Wunschort: St. George's Chapel.

Als das geklärt war, absolvierten wir unseren ersten gemeinsamen Auftritt mit Willy und Kate in der Öffentlichkeit.

Das Royal Foundation Forum.

Februar 2018.

Wir vier saßen zusammen auf einer Bühne, während eine Frau uns vor einem recht zahlreichen Publikum kinderleichte Fragen stellte. Das zehnjährige Bestehen der Stiftung stand vor der Tür, und wir sprachen über ihre Vergangenheit, während wir zugleich einen Blick in ihre Zukunft warfen, die wir vier gemeinsam gestalten wollten. Die Zuschauer waren begeistert, wir alle vier hatten Spaß, die ganze Atmosphäre war ungeheuer positiv.

Danach nannte ein Journalist uns die Fab Four.

Na, das fängt ja gut an, dachte ich hoffnungsvoll.

Nur wenige Tage später: die erste Kontroverse. Es ging wohl darum, dass Meg ihre Unterstützung für #metoo zum Ausdruck gebracht habe, Kate hingegen nicht – und zwar durch ihre Outfits. Ich glaube, das war der Streitpunkt, aber wer wusste das schon genau? Es war nichts Wahres dran. Aber ich glaube, die Sache hat Kate ziemlich zugesetzt und sie und alle anderen wissen lassen, dass man sie ab jetzt mit Meg vergleichen und sie zwingen würde, mit ihr zu konkurrieren.

All dem voran ging eine etwas heikle Situation hinter der Bühne. Meg hatte Kate gefragt, ob sie sich ihren Lipgloss borgen könne. So eine typisch

amerikanische Sache. Meg hatte ihren vergessen, sorgte sich, dass sie welchen brauchen könne, und wandte sich hilfesuchend an Kate. Kate wirkte verdutzt, griff dann aber in ihre Handtasche und holte eher widerwillig eine kleine Tube heraus. Meg presste sich ein wenig davon auf den Finger und strich es sich auf die Lippen. Kate verzog das Gesicht. Vielleicht nur ein kleiner Zusammenprall in Sachen Stil? Etwas, über das wir später einfach hätten lachen sollen? Aber es hatte Spuren hinterlassen. Und dann witterte die Presse, dass etwas nicht stimmte, und versuchte, alles zu etwas viel Größerem aufzubauschen.

Na, das fängt ja gut an, dachte ich sorgenvoll.

39

Im März 2018 erklärte Granny formell unserer Heirat zu.

In der Zwischenzeit bekamen Meg und ich Familienzuwachs: Wir brachten einen Welpen mit nach Hause – ein Geschwisterchen für den kleinen Guy. Der Arme hatte dringend Gesellschaft gebraucht. Als also ein Freund in Norfolk mir erzählte, seine schwarze Labradorhündin habe gerade geworfen, und mir ein hinreißendes Weibchen mit bernsteinbraunen Augen anbot, konnte ich nicht Nein sagen.

Meg und ich nannten sie Pula. Auf Setswana bedeutet das Regen.

Und Glück.

Morgens sah ich mich nun oft in meinem Wohnzimmer um, das voller Wesen war, die ich liebte, die mich liebten und sich auf mich verließen, und ich dachte bei mir, dass ich schlicht nicht das Recht auf so viel Glück hätte. Abgesehen von den beruflichen Herausforderungen, war ich einfach nur glücklich. Das Leben war gut.

Und es folgte, wie es schien, einem vorgezeichneten Weg. Der Erlass bezüglich unserer Hochzeit fiel auf geradezu unheimliche Weise genau mit der Ausstrahlung von Megs Abschiedsstaffel von *Suits* zusammen, in der auch ihre Serienfigur Rachel Hochzeitsvorbereitungen traf. Die Kunst und das Leben imitierten einander.

Wie nett von Suits*,* dachte ich, *sie durch Heirat aus der Serie zu verabschieden, anstatt sie einfach einen Aufzugschacht hinabzustoßen.* Es gab im echten Leben schon genügend Leute, die das vorhatten.

In jenem Frühjahr war es in der Presse stiller. Die Zeitungen hatten mehr Interesse daran, die neuesten Details über die Hochzeit zu veröffentlichen, als neue Verleumdungen zu erfinden. Jeden Tag gab es einen neuen »weltweiten Exklusivbericht« über die Blumen, die Musik, das Essen, den Kuchen. Keine Einzelheit war zu belanglos, nicht einmal die Miet-WCs. Berichten zufolge würden wir die nobelsten Miet-WCs der Welt bereitstellen – Porzellanschüsseln, vergoldete Toilettensitze –, und wir hätten uns dazu bei Pippa Middletons Hochzeit inspirieren lassen. In

Wahrheit war uns nicht aufgefallen, dass die Leute bei Pippas Feier anders oder besser Pipi gemacht hatten, und wir hatten auch nicht das Geringste mit der Auswahl der Miet-WCs für unsere Hochzeit zu tun. Doch wir hofften aufrichtig, dass jeder Gast in der Lage sein würde, sein Geschäft so angenehm und ruhig wie möglich zu erledigen.

Vor allem aber hofften wir, die Hofberichterstatter würden weiter lieber über Scheiße schreiben, statt ständig darin herumzuwühlen.

Als der Palast uns ermunterte, ebendiesen Journalisten, die man auch als *Royal Rota* bezeichnet, mehr Einzelheiten über die Hochzeit zuzuspielen, gehorchten wir. Zugleich aber ließ ich den Palast unmissverständlich wissen, dass ich an unserem großen Tag, dem glücklichsten Tag unseres Lebens, nicht einen einzigen dieser königlichen Korrespondenten in der Kirche sehen wollte, es sei denn, Murdoch würde sich höchstpersönlich für das Hacken von Telefonen entschuldigen. Der Palast war empört – die *Royal Rota* von der Hochzeit auszuschließen, warnten die Höflinge, würde offenen Krieg bedeuten.

Dann ziehen wir in den Krieg.

Ich hatte die Nase voll von der *Royal Rota*, sowohl von den einzelnen Personen als auch von dem System an sich, das noch überkommener war als die Pferdekutsche. Man hatte es vor etwa vierzig Jahren eingeführt, um den britischen Zeitungs- und Rundfunkjournalisten einen vorrangigen Zugang zur Königsfamilie zu verschaffen, und es stank zum Himmel. Es behinderte den fairen Wettbewerb, begünstigte Vetternwirtschaft, führte dazu, dass sich eine kleine Clique von Schmierfinken für etwas Besseres hielt.

Nach wochenlangem Hin und Her waren wir uns endlich einig: Die *Royal Rota* würde in der Kirche nicht dabei sein, davor durfte sie sich aber versammeln.

Ein kleiner Sieg, den ich ausgiebig feierte.

40

PA WOLLTE UNS BEI der Musikauswahl für die Zeremonie behilflich sein und lud uns darum eines Abends ins Clarefice Hotze zum Essen ein – und zu einem Konzert.

Er holte sein »Radio«, und wir hörten uns Musikkostproben an, wunderbare Musik, allerlei Arten von Musik. Er unterstützte vollauf unseren Wunsch nach einem Orchester statt eines Organisten und spielte uns eine Auswahl an Orchestern vor, um uns in Stimmung zu bringen.

Nach einer Weile gingen wir zur Klassik über, und er sprach von seiner Liebe zu Beethoven.

Meg erzählte von ihrem eigenen tiefen Empfinden für Chopin.

Sie hatte Chopin immer schon geliebt, sagte sie, aber in Kanada wurde sie von ihm abhängig, denn Chopin sei die einzige Sache gewesen, die Guy und Bogart besänftigen konnte.

Tag und Nacht spielte sie ihnen Chopin vor.

Pa lächelte mitfühlend.

Sobald ein Stück endete, lud er das nächste und fing an, im Takt mit dem Fuß zu tappen oder zu summen. Er war beschwingt, gewitzt, charmant, und ich hörte nicht auf, vor Staunen den Kopf zu schütteln. Ich wusste, dass Pa ein Musikliebhaber war, aber nicht, welch ein großer.

Meg brachte so viel bei ihm zum Vorschein, Eigenschaften, die ich selten an ihm wahrgenommen hatte. In ihrer Gegenwart wurde Pa zum Jüngling. Ich sah es, sah die Bindung zwischen ihnen stärker werden und fühlte mich in meiner eigenen Bindung zu ihm bestärkt. So viele behandelten Meg schäbig, dass mir das Herz aufging, wenn ich sah, dass mein Vater sie wie die Prinzessin behandelte, die sie im Begriff stand – vielleicht *geboren* war – zu werden.

41

NACHDEM ES SO STRESSIG gewesen war, Granny dazu zu bitten, Meg heiraten zu dürfen, hielt ich mich nicht für tapfer genug, sie je wieder um etwas anderes zu bitten.

Und doch traute ich mich nun, noch ein Gesuch zu äußern: *Granny, darf ich bitte zu meiner Hochzeit meinen Bart behalten?*

Auch kein geringes Ansinnen. Ein Bart wurde von manchen als klare Verletzung des Protokolls und althergebrachter Vorschriften betrachtet, zumal ich in meiner Armeeuniform heiraten würde. Und Bärte waren in der britischen Armee verboten.

Doch ich gehörte nicht länger der Armee an und wollte verzweifelt an etwas festhalten, das meine Angstzustände inzwischen wirksam in Schach hielt.

Unlogisch, aber wahr. Ich hatte mir den Bart während meiner Reise an den Südpol stehen lassen und ihn nach meiner Heimkehr behalten, und er half mir gemeinsam mit Therapie und Meditation, meine Beklemmungen zu meistern. Erklären konnte ich es nicht, doch ich stieß auf Artikel, die das Phänomen beschrieben. Vielleicht war es etwas Freudianisches – der Bart als Schmusedecke. Vielleicht war es jungianisch: Bart als Maske. Gleichwie, er stimmte mich gelassener, und ich wollte mich an meinem Hochzeitstag so gelassen wie möglich fühlen.

Im Übrigen hatte mich meine künftige Frau nie ohne gesehen. Ihr gefiel mein Bart ungemein, sie griff gern mal zu und zog mich daran an ihre Lippen. Sie sollte nicht dem Traualtar entgegengehen und einen gänzlich Fremden zu Gesicht bekommen.

Das alles setzte ich Granny auseinander, und sie zeigte sich verständig. Schließlich ließ es ihr eigener Gatte ab und zu auf einen Dreitagebart ankommen. Ja, sagte sie, du darfst deinen Bart behalten. Dann aber erläuterte ich das Ganze meinem Bruder, und er wurde gewissermaßen … borstig?

Gehört sich nicht, sagte er. Militär, Regeln und so weiter.

Ich erteilte ihm eine kurze Geschichtsstunde. Ich brachte die vielen

Royals zur Sprache, die zugleich bärtig und uniformiert gewesen waren. König Edward VII., König George V., Prinz Albert. In jüngerer Zeit Prince Michael of Kent.

Zur Unterstützung verwies ich ihn auf gegoogelte Bilder.

Ist nicht dasselbe, sagte er.

Als ich ihm mitteilte, dass seine Meinung kein wirkliches Gewicht habe, da ich Granny schon aufgesucht und grünes Licht bekommen hätte, ging er hoch.

Du bist hingegangen und hast sie gefragt?

Ja.

Und was hat Granny gesagt?

Sie sagte, lass den Bart dran.

Du hast sie in eine unbehagliche Lage gebracht, Harold! Ihr blieb keine Wahl, als Ja zu sagen.

Keine Wahl? Sie ist die Königin! Wenn sie nicht wollte, dass ich einen Bart habe, würde sie sich Gehör verschaffen.

Doch Willy meinte ja stets, dass Granny eine Schwäche für mich habe, mich verhätschele, während sie an ihn unerreichbare Maßstäbe anlege. Von wegen *Heir, Spar*e und so weiter. Es ärgerte ihn.

Persönlich ausgetragen wie telefonisch zog sich der Streit über mehr als eine Woche hin. Er ließ einfach nicht locker.

Einmal befahl er mir tatsächlich – der Erbe der Reserve –, mich zu rasieren.

Meinst du das im Ernst?

Ich sage dir, nimm ihn ab.

Du lieber Himmel, Willy, warum ist dir das so wichtig?

Weil ich meinen Bart auch nicht behalten durfte.

Aha – jetzt war's raus. Von einem Einsatz mit den Special Forces zurückgekehrt, trug Willy einen Vollbart, und irgendwer meinte seinerzeit zu ihm, sei ein braver Junge, mach hin und rasier ihn ab. Er verabscheute die Vorstellung, ich würde eine Vergünstigung genießen, die ihm versagt worden war.

Ich argwöhnte, dass es außerdem unliebsame Erinnerungen in ihm wachrief daran, dass er nicht in seiner Wunschuniform hatte heiraten dürfen.

Diesen Verdacht bestätigte er bald darauf. Er sagte es unumwunden: Bei einer unserer Bartdiskussionen beschwerte er sich bitterlich, dass ich im Gehrock der Household Cavalry heiraten dürfe, den er zu *seiner* Hochzeit hätte tragen wollen.

Er machte sich lächerlich, was ich ihm auch sagte. Doch er wurde

immer zorniger.

Zuletzt meinte ich rundheraus und trotzig zu ihm, sein bärtiger Bruder werde bald heiraten, und er könne entweder mit im Boot sein oder es bleiben lassen. Seine Wahl.

42

Zu meinem Junggesellenabschied erschien ich in bester Partylaune. Bereit zu lachen, Spaß zu haben, den ganzen Stress abzuschütteln. Und doch hatte ich Sorge, es könnte mich zu stark schütteln, ich könnte mich zu sehr betrinken und aus den Latschen kippen. Und dann könnten Willy und seine Kumpane mich zu Boden drücken und rasieren. Tatsächlich teilte mir Willy ganz offen und allen Ernstes mit, genau das sei sein Plan.

Während ich meinen Spaß hatte, behielt ich somit auch ständig meinen älteren Bruder im Augenwinkel.

Der Junggesellenabschied fand im Haus eines Freundes im ländlichen Hampshire statt. Nicht an der Südküste oder in Kanada oder Afrika, die alle als Schauplätze vermeldet wurden.

Neben meinem älteren Bruder waren fünfzehn Kumpel zugegen.

Der Gastgeber rüstete seine Tennishalle mit allerlei Jungsspielzeug aus:

Riesige Boxhandschuhe.

Pfeile und Bogen à la *Herr der Ringe*.

Ein mechanischer Rodeostier.

Wir malten uns die Gesichter an und hauten wie Bekloppte auf den Putz. Ein Riesenjux.

Nach ein, zwei Stunden war ich müde und hörte erleichtert, dass jemand zum Mittagessen rief.

Wir hatten ein großes Picknick in einer geräumigen, luftigen Scheune und trabten dann zu einem behelfsmäßigen Schießplatz.

Diesen betrunkenen Haufen bis an die Zähne zu bewaffnen – ein gefährlicher Einfall. Zum Glück kam aber keiner zu Schaden.

Als alle genug vom Rumballern mit Jagdgewehren hatten, steckten sie mich in ein riesiges, gelb gefiedertes Hühnerkostüm und schickten mich runter zu den Zielscheiben, um mit Feuerwerkskörpern auf mich zu halten. Schön, es war mein Angebot. *Wer mir am nächsten kommt, gewinnt!* Ich musste an jene lange zurückliegenden Wochenenden in Norfolk denken, an denen ich gemeinsam mit den Söhnen von Hugh und Emilie

Feuerwerkskörpern ausgewichen war.

Ich fragte mich, ob Willy dasselbe dachte.

Wie hatte uns die Nähe jener Tage nur so weit entgleiten können?

Oder war das gar nicht so?

Vielleicht, dachte ich, *können wir sie immer noch wiedererlangen.*

Jetzt, wo ich heiraten werde.

43

Auseinandersetzungen darüber gekommen, ob Meg einen Schleier tragen könne – oder solle. Unmöglich, sagten manche. Für eine Geschiedene komme ein Schleier nicht infrage, meinten sie.

Doch wider Erwarten zeigten die wahren Entscheidungsträger eine gewisse Flexibilität in der Sache.

Als Nächstes kam die Frage nach einer Tiara. Meine Tanten fragten an, ob Meg gerne die Tiara meiner Mutter tragen wolle. Wir waren beide gerührt. Darauf verbrachte Meg zahllose Stunden mit ihrem Schneider, um den Schleier der Tiara anzugleichen, ihn entsprechend zu festonieren.

Doch kurz vor der Hochzeit kam uns Granny entgegen. Sie bot uns den Zugriff auf *ihre* Sammlung von Tiaras an. Sie lud uns sogar in den Buckingham Palace ein, um sie anzuprobieren. *Kommt doch bitte vorbei*, erinnere ich mich ihrer Worte.

Ein außerordentlicher Morgen. Wir betraten Grannys persönliches Ankleidezimmer gleich neben ihrem Schlafzimmer und damit einen Raum, in dem ich nie zuvor gewesen war. Granny wurde von einem Schmuckfachmann begleitet, einem angesehenen Historiker, der über die Herkunft jedes einzelnen Edelsteins in der königlichen Sammlung Bescheid wusste. Ebenfalls anwesend war Grannys Garderobiere und Vertraute, Angela. Fünf Tiaras waren auf einem Tisch angeordnet, und Granny leitete Meg an, eine jede probeweise vor einem Ganzkörperspiegel aufzusetzen. Ich trat zurück und sah ihnen zu.

Eine war ganz aus Smaragden. Eine aus Aquamarinen. Jede betörender funkelnd als die vorige. Jede verschlug mir den Atem.

Und da war ich nicht der Einzige. Granny sprach recht zärtlich zu Meg: *Tiaras stehen Ihnen.*

Meg schmolz dahin. *Dankeschön, Ma'am.*

Eine der fünf hingegen stach hervor, da waren sich alle einig. Sie war wunderschön, wie für Meg gemacht. Granny sagte, sie werde umgehend in einen Tresor gelegt und dass sie sich darauf freue, sie am großen Tag auf

Megs Kopf zu sehen.

Sehen Sie zu, hängte sie an, *dass Sie das Aufsetzen üben. Zusammen mit Ihrem Friseur. Es ist heikel, und Sie werden es nicht erst am Tag der Hochzeit versuchen wollen.*

Wir verließen den Palast erfüllt von Ehrfurcht, Dankbarkeit und dem Gefühl, geliebt zu werden.

Eine Woche später wandten wir uns an Angela mit der Bitte, uns die ausgewählte Tiara zu schicken, damit wir sie aufsetzen üben könnten. Wir hatten uns kundig gemacht, Kate nach ihrer eigenen Erfahrung gefragt und erfahren, dass Grannys Warnung ins Schwarze traf. Die Ausrichtung der Tiara war ein verzwickter, umständlicher Vorgang. Zuerst musste sie an den Schleier genäht werden, und dann würde Megs Friseur sie an einer kleinen Haarflechte befestigen müssen. Kompliziert, zeitraubend – eine Kostümprobe mindestens hatten wir nötig.

Aus irgendeinem Grund jedoch antwortete Angela auf keine unserer Nachrichten.

Wir versuchten es immer wieder.

Keine Rückmeldung.

Als wir sie schließlich erreichten, sagte sie, die Tiara erfordere eine Ordonanz und polizeiliches Geleit, um den Palast zu verlassen.

Das klang nach … reichlich viel. *Aber schön*, sagte ich, *wenn es das Protokoll vorsieht, suchen wir uns eben eine Ordonanz und einen Polizeibeamten und bringen den Stein ins Rollen.* Die Zeit wurde knapp.

Unbegreiflicherweise erwiderte sie: *Nichts zu machen.*

Warum denn nicht?

Sie sei zu beschäftigt.

Offensichtlich stellte sie sich quer, bloß aus welchem Grund? Wir konnten es nicht mal erraten. Ich zog in Betracht, mich an Granny zu wenden, doch das würde wahrscheinlich eine ausgewachsene Konfrontation auslösen, bei der ich mir nicht sicher war, auf wessen Seite Granny sich schlüge.

In meinen Augen war Angela überdies eine Unruhestifterin, die ich nicht zur Feindin haben wollte.

Und letztlich hielt sie immer noch ihre Hand über diese Tiara.

Sie saß einfach am längeren Hebel.

44

WENNGLEICH DIE PRESSE ÜBERWIEGEND VON MEG abließ und sich der nahenden Hochzeit widmete, war das Unheil schon angerichtet. Nachdem meine Verlobte anderthalb Jahre lang niedergemacht worden war, waren alle Trolle aufgestachelt und kamen nun aus ihren Kellerlöchern gekrochen. Seit wir uns zum Paar erklärt hatten, waren wir einer Flut rassistischer Verhöhnungen und Todesdrohungen in den sozialen Medien ausgesetzt gewesen. *(Bis später, Rasseverräter!)* Nun aber hatte die offizielle Bedrohungsstufe, die von der Wachmannschaft des Palastes zur Bereitstellung von Personal und Waffen herangezogen wurde, schwindelerregende Höhen erreicht. In Vorgesprächen zur Hochzeit erfuhren wir von der Polizei, dass wir zum Ziel schlechthin für Terroristen und Extremisten geworden waren. Mir fiel ein, wie General Dannatt mich einen Kugel-Magneten genannt und gesagt hatte, keiner sei sicher, der neben mir stehe. Nun, wieder war ich ein Kugel-Magnet, doch nun würde derjenige Mensch neben mir stehen, den ich am meisten auf der Welt liebte.

Es wurde über den Entschluss des Palastes berichtet, Meg für einen etwaigen Entführungsfall in Guerillakampf und Survivaltechnik zu unterweisen. Ein Bestseller beschreibt den Tag, da Sondereinsatzkräfte zu unserem Haus kamen, sich Meg griffen und mehrere Tage lang scharfem Drill aussetzten, sie auf Rückbänke und in Kofferräume stießen und zu diesem und jenem geheimen Unterschlupf davonrasten. Alles völliger Mumpitz – Meg wurde nicht eine Minute trainiert. Im Gegenteil brachte der Palast den Gedanken in Umlauf, ihr keinerlei Personenschutz mehr zu gewähren, da ich jetzt nur noch sechster in der Reihe der Thronanwärter sei. Wie sehr ich doch wünschte, die Berichte über die Sondereinsatzkräfte wären auch nur teilweise wahr! Wie sehr mich danach verlangte, meine Kumpel bei den Special Forces anzurufen, sie kommen zu lassen, damit sie Meg trainierten und mein Training auffrischten. Oder noch besser, sie gleich für uns eintreten und uns beschützen zu lassen. Und schließlich: Wie sehr wünschte ich mir, ich könnte Sondereinsatzkräfte losschicken,

damit sie sich diese Tiara krallten.

Denn Angela hatte sie noch immer nicht abgeliefert.

Megs Friseur war für die Kostümprobe aus Frankreich angereist, und die Tiara fehlte nach wie vor. Folglich kehrte er wieder um.

Abermals riefen wir Angela an. Abermals nichts.

Zuletzt tauchte Angela wie aus dem Nichts im Kensington Palace auf. Ich empfing sie im Audienzzimmer.

Sie legte mir eine Quittung vor, die ich unterschrieb, und überreichte mir daraufhin die Tiara.

Ich bedankte mich bei ihr, fügte aber hinzu, dass es uns das Leben überaus erleichtert hätte, wäre der Kopfschmuck etwas eher eingetroffen.

Ihre Augen sprühten Feuer. Sie setzte dazu an, mich runterzuputzen.

Angela, wollen Sie das jetzt wirklich? Wirklich? Jetzt?

Sie durchbohrte mich mit einem Blick, der mich frösteln ließ. In ihrem Gesicht las ich eine deutliche Warnung.

Die Sache ist noch nicht ausgestanden.

45

Immer wieder hatte er etwas Neues über sich zu lesen bekommen, weitere Abfälligkeiten, die er sich zu Herzen nahm. Laufend wurde sein Stolz verletzt. Jeden Tag brachten die Zeitungen ein anderes demütigendes Foto. Thomas Markle beim Kauf eines neuen Klos. Thomas Markle beim Kauf eines Sixpacks Bier. Thomas Markle mit Bauch, der ihm über den Gürtel hängt.

Wir verstanden ihn. Meg meinte zu ihm, wir wüssten, wie er sich fühle. Die Presse, die Paparazzi, sie waren fürchterlich. *Es ist unmöglich, ihr Geschreibsel völlig zu ignorieren,* räumte sie ein. *Nur versuche bitte möglichst, sie in persona zu ignorieren. Ignoriere jeden, der sich dir nähert, Daddy. Sei auf der Hut vor jedem, der sich als dein bester Freund ausgibt.* Er schien auf sie zu hören. Er klang allmählich so, als bessere sich seine seelische Verfassung.

Am Sonnabend vor der Hochzeit dann rief Jason uns an. *Wir haben ein Problem.*

Was denn?

Die Mail on Sunday *wird eine Story bringen, wonach Megs Vater mit den Paparazzi zusammengearbeitet und für Geld einige Schlüssellochfotos inszeniert hat.*

Umgehend wählten wir Thomas Markles Nummer und teilten ihm mit, was bevorstand. Wir fragten ihn, ob es stimme: Habe er einen Stoß Fotos gegen Geld inszeniert?

Nein.

Meg sagte: *Vielleicht sind wir in der Lage, diese Story abzuwürgen, Daddy, aber sollte sich rausstellen, dass du lügst, werden wir nie wieder imstande sein, eine falsche Geschichte über uns oder unsere Kinder zu unterbinden. Es ist also sehr ernst. Du musst uns die Wahrheit sagen.*

Er schwor, niemals irgendwelche Fotos gestellt, an keiner solchen Scharade teilgenommen zu haben und dass er den fraglichen Paparazzo nicht kenne.

Meg flüsterte mir zu: *Ich glaube ihm.*

In dem Fall, rieten wir ihm, sollte er Mexiko auf der Stelle verlassen: *Ein völlig neues Ausmaß an Belästigungen wird alsbald über dich hereinbrechen, also komm nach Großbritannien. Jetzt. Wir kümmern uns um eine sichere Wohnung, in der du dich bis zu deinem Abflug verkriechen kannst.*

Air New Zealand, First Class, gebucht und bezahlt von Meg.

Wir wollten ihm auf der Stelle einen Wagen mit privater Sicherheitsbegleitung schicken, um ihn abzuholen.

Er habe noch Sachen zu erledigen, erklärte er.

Nun änderte sich Megs Miene. Irgendwas lief da.

Sie wandte sich mir erneut zu und seufzte: *Er lügt.*

Die Story erschien am nächsten Morgen und war noch übler als von uns befürchtet. Es gab ein Video davon, wie Megs Vater den Paparazzo in einem Internetcafé trifft. Es gab eine Reihe abstrus gestellter Aufnahmen einschließlich einer, in der er ein Buch über Großbritannien liest, als lerne er für die Hochzeit. Die Fotos, denen ein Wert von hunderttausend Pfund zugeschrieben wurde, schienen zweifelsfrei zu belegen, dass Megs Vater in der Tat gelogen hatte. Er hatte an diesem Schwindel teilgenommen, vielleicht, um Geld damit zu verdienen, vielleicht hatten sie ihn aber auch irgendwie unter Druck setzen können. Wir wussten es nicht.

Meg Markles Vater spielt falsch! Machte Geld mit gestellten Fotos!

Eine Woche vor der Hochzeit wurde das nun *die* Story.

Obgleich die Fotos schon Wochen zuvor entstanden waren, hatte man sie bis zum denkbar verheerendsten Augenblick in der Hinterhand behalten. Bald nachdem es rauskam, schickte uns Thomas Markle eine Textnachricht.

Ich schäme mich so.

Wir riefen ihn an.

Und simsten ihm.

Und riefen wieder an.

Wir sind dir nicht böse, bitte geh ran.

Er antwortete nicht.

Dann erfuhren wir gemeinsam mit dem Rest der Welt, dass er anscheinend einen Herzanfall erlitten hatte und nicht zur Trauung kommen würde.

46

Es gab anscheinend ein Problem mit den Kleidern der Brautjungfern. Sie mussten geändert werden. Die Kleider waren französische Couture und von Hand rein nach Maßangaben genäht worden. Es konnte daher nicht allzu böse überraschen, falls noch Änderungen nötig wären.

Meg antwortete Kate nicht gleich. Ja, sie bekam ohne Ende Textnachrichten mit Hochzeitsbezug, vor allem aber hatte sie mit dem Schlamassel rund um ihren Vater zu tun. Am nächsten Morgen schrieb sie Kate, dass unser Schneider bereitstünde. Im Palast. Er hieß Ajay.

Das genügte noch nicht.

Sie vereinbarten ein Gespräch am Nachmittag.

Charlottes Kleid ist zu weit, zu lang, zu bauschig. Sie hat geweint, als sie es zu Hause anprobierte, sagte Kate.

Ist klar, aber ich sagte doch, dass sich der Schneider seit acht Uhr morgens bereithält. Hier. Im KP. Kannst du Charlotte zum Ändern vorbeibringen, so wie die anderen Mütter das tun?

Nein, die Kleider müssen alle neu angefertigt werden.

Der Designer ihres eigenen Kleides für die Hochzeit pflichte ihr bei, fügte Kate hinzu.

Meg fragte, ob sich Kate im Klaren war, was gerade los sei. Mit ihrem Vater.

Kate sagte, darüber sei sie sich sehr wohl im Klaren, aber die Kleider … *Und in vier Tagen ist die Hochzeit!*

Ja, Kate, ich weiß …

Und Kate hatte noch mehr daran auszusetzen, wie Meg ihre Hochzeit plante. Es ging wohl um eine Party für die *page boys*, die kleinen Schleppenträger.

Die Schleppenträger? Die Hälfte der Kinder auf der Hochzeit kommt aus Nordamerika. Die sind noch gar nicht eingetroffen.

Es ging hin und her.

Was kann ich noch sagen? Wenn das Kleid nicht passt, dann bring bitte Charlotte zu Ajay. Er wartet schon den ganzen Tag.

Schön.

Kurze Zeit später traf ich zu Hause ein und fand Meg auf dem Fußboden vor. Schluchzend.

Am folgenden Tag bekam Meg eine SMS von Kate.

Ich war entsetzt, sie so aufgelöst zu sehen, hielt die Sache aber für keine Katastrophe. Die Gefühle gingen natürlich hoch nach dem Stress der vergangenen Woche, des vergangenen Monats, des vergangenen Tages. Es war unerträglich – ging aber vorüber. Kate habe es nicht böse gemeint, sagte ich zu ihr.

Und tatsächlich kam Kate am nächsten Morgen vorbei, mit Blumen und einer Karte, die besagte, wie leid es ihr tue. Megs beste Freundin Lindsay war in der Küche, als sie erschien.

Schlicht ein Missverständnis, sagte ich mir.

47

Ein privates Landhaus.

DEN VORABEND DER HOCHZEIT verbrachte ich im Coworth Park Hotel.

Mit mehreren Kumpeln saß ich bei Drinks zusammen. Einer bemerkte, dass ich etwas zerstreut wirkte.

Nun ja. War echt 'ne Menge los.

Ich wollte nicht zu viel sagen. Die Geschichte mit Megs Vater, Kate und das Kleid, die ständige Sorge, ob jemand in der Menge etwas Irres machte – besser nicht drüber reden.

Einer erkundigte sich nach meinem Bruder. Wo ist eigentlich Willy?

Wieder fand ich Ausflüchte. Noch so ein Reizthema.

Er hatte diesen Abend zu uns stoßen sollen – aber wie Megs Vater hatte er in letzter Minute abgesagt.

Kann nicht, Harold. Kate und die Kinder, hatte er mir mitgeteilt, um sich gleich darauf bei Granny zum Tee einzufinden.

Ich hatte ihn daran erinnert, dass es unsere Tradition sei, dass wir vor seiner Hochzeit gemeinsam zu Abend gegessen hatten, dass wir gemeinsam die Menge begrüßt hatten.

Er blieb dabei. *Kann nicht.*

Ich setzte ihm zu. *Warum bist du jetzt so, Willy? Ich war die ganze Nacht bei dir, bevor du Kate geheiratet hast. Warum tust du das jetzt?*

Ich fragte mich, was da wirklich im Gange war. Ärgerte es ihn, dass er nicht mein Trauzeuge war? War er sauer, dass ich meinen alten Kumpel Charlie darum gebeten hatte? (Der Palast brachte in Umlauf, Willy sei Trauzeuge, so wie bei mir, als er und Kate heirateten.) Konnte das seine Stimmung zum Teil erklären?

Oder war es Katerstimmung nach dem »Bartkrieg«?

Oder hatte ihn die Nummer zwischen Kate und Meg vergrätzt?

Er ließ es sich nicht anmerken. Sagte einfach weiter Nein. Und fragte mich zugleich, wieso es überhaupt so wichtig wäre.

Wieso sagst du der Menge überhaupt Hallo, Harold?

Weil mich die Pressestelle dazu angehalten hat. Haben wir bei deiner

Hochzeit auch getan.

Du musst nicht auf sie hören.

Das ist ja ganz was Neues!

Mir wurde übel dabei. Trotz unserer Schwierigkeiten hatte ich immer geglaubt, im Grunde gäbe es doch eine starke Bindung zwischen uns. Ich hatte angenommen, dass diese brüderliche Bindung ein Brautjungfernkleid oder einen Bart noch stets übertrumpfen würde. Offenbar war das nicht der Fall.

Dann, gleich nach seinem Aufbruch von Granny gegen achtzehn Uhr, textete Willy mir. Er hatte es sich anders überlegt. Er würde kommen.

Hatte Granny etwa interveniert?

Wie auch immer. Ich dankte ihm voller Freude und von Herzen.

Augenblicke später trafen wir uns draußen und stiegen in ein Auto, das uns hinunter zum King Edward Gate fuhr. Wir schwangen uns hinaus, gingen vor der Menge auf und ab, dankten den Leuten für ihr Kommen.

Die Menschen wünschten uns Glück, warfen uns Kusshände zu.

Wir winkten zum Abschied, kletterten wieder ins Auto.

Als wir losfuhren, bat ich ihn, mit mir zu Abend zu essen. Erwähnte noch, vielleicht könne er ja über Nacht bleiben, wie ich es vor seiner Hochzeit getan hatte.

Zum Abendessen werde er kommen, sagte er, doch übernachten ginge nicht.

Komm schon, bitte, Willy.

Sorry, Harold. Kann nicht. Die Kinder.

48

Lichtstand am Altar, strich die Vorderseite meiner Uniform der Household Cavalry glatt, sah Meg mir entgegenschweben. Ich hatte viel Arbeit auf die Wahl der passenden Musik für ihren Einzug verwendet und war schließlich bei Händels *Eternal Source of Light Divine* gelandet.

Nun, da die Stimme der Solistin über unseren Köpfen erklang, glaubte ich, eine gute Wahl getroffen zu haben.

Tatsächlich sagte ich, indes Meg sich stetig näherte, für alles von mir Erwählte Dank.

Erstaunlich überhaupt, dass ich die Musik noch hören konnte vor lauter Herzklopfen, als Meg emportrat und meine Hand ergriff. Die Gegenwart verflüchtigte sich, die Vergangenheit kam zurückgestürmt. Unsere ersten zaghaften Nachrichten auf Instagram. Unser erstes Treffen im Soho House. Unsere erste Reise nach Botswana. Unsere ersten aufgekratzten Wortwechsel, nachdem mein Telefon in den Fluss gefallen war. Unser erstes Brathähnchen. Unsere ersten Pendelflüge über den Atlantik. Wie ich das erste Mal zu ihr sagte: *Ich liebe dich.* Sie dasselbe erwidern zu hören. Guy mit Gipsbeinen. Steve, der mürrische Schwan. Der brutale Kampf darum, sie vor der Presse zu beschützen. Und hier waren wir nun, auf der Ziellinie. Der Startlinie.

Die letzten paar Monate über war nicht eben viel nach Plan gelaufen. Doch ich rief mir ins Gedächtnis, dass nichts *davon* auf dem Plan stand. Dies war der Plan. Dies. Liebe.

Mein Blick huschte zu Pa, der Meg das letzte Stück Weg zum Altar begleitet hatte. Nicht ihr Vater, aber ebenso besonders, und sie war gerührt. Es wog weder das Verhalten ihres Vaters auf noch die Weise, wie die Presse ihn benutzt hatte, doch es half ungemein.

Tante Jane erhob sich und las stellvertretend für Mummy eine Bibelstelle vor. *Das Hohelied Salomos*.

Meg und ich hatten es ausgesucht.

Steh auf, meine Freundin, meine Schöne, so komm doch …

Leg mich wie ein Siegel auf dein Herz, wie ein Siegel an deinen Arm!

Stark wie der Tod ist die Liebe, die Leidenschaft ist hart wie die Unterwelt …

Stark wie der Tod. Hart wie die Unterwelt. *Ja*, dachte ich. *Ja*.

Ich sah den Erzbischof die Ringe reichen, seine Hände zittern. Ich hatte es vergessen, er aber sichtlich nicht: Zwölf Kameras richteten sich auf uns, zwei Milliarden Menschen schauten uns im Fernsehen zu, Fotografen oben in den Dachsparren, draußen lärmten und jubelten gewaltige Massen.

Wir tauschten die Ringe, jener von Meg aus demselben walisischen Klumpen Gold gemacht wie schon der von Kate.

Von Granny hatte ich erfahren, dass es fast das letzte war.

Das letzte Gold. Das war auch mein Gefühl bei Meg.

Der Erzbischof kam nun zum offiziellen Teil, sprach die wenigen Worte, die uns zu Herzog und Herzogin von Sussex machten, von Granny verliehene Titel, und vermählte uns, bis dass der Tod uns scheidet, obwohl er Ähnliches schon vor Tagen getan hatte, in unserem Garten: eine bescheidene Zeremonie, nur wir zwei, Guy und Pula die einzigen Zeugen. Inoffiziell, unverbindlich außer für unsere Seelen. Wir waren dankbar für jeden Menschen in und um St. George's und vor den Fernsehschirmen, aber unsere Liebe begann privat im Stillen, und da unser öffentliches Leben zumeist leidvoll gewesen war, sollte die erste Weihung unserer Liebe, sollten die ersten Gelübde ebenso privat im Stillen erfolgen. So märchenhaft die förmliche Zeremonie war, beschlich uns inzwischen eine leise Furcht vor … der Menge.

Was dieses Gefühl untermauerte: Nach unserem Weg zurück durchs Kirchenschiff und vor die Tür sahen wir außer einem Meer lächelnder Gesichter auf Anhieb die Scharfschützen. Auf den Dächern, zwischen den Wimpeln, hinter dem Wasserfall aus Luftschlangen. Von der Polizei erfuhr ich, dass dies unüblich sei, aber notwendig.

Aufgrund der nie da gewesenen Zahl von Drohungen, die sie registrierte.

49

UNSERE FLITTERWOCHEN WAREN EIN streng gehütetes Geheimnis. Wir verließen London in einem als Umzugswagen getarnten Auto mit Pappe in den Fenstern und reisten für zehn Tage ans Mittelmeer. Wie herrlich, weg zu sein, am Meer, in der Sonne. Doch wir waren auch krank. Der Vorlauf zur Hochzeit hatte uns ausgelaugt.

Wir kehrten eben rechtzeitig zurück zur offiziellen Junifeier von Grannys Geburtstag. *Trooping the Colour*: Die Militärparade wurde einer unserer ersten öffentlichen Auftritte als Jungvermählte. Alle Anwesenden waren munter und gut aufgelegt. Doch dann:

Kate fragte Meg, wie sie ihr erstes *Trooping the Colour* finde.

Und Meg scherzte: farbenfroh.

Bleiernes Schweigen drohte uns alle zu erdrücken.

Einige Tage später brach Meg zu ihrem ersten königsfamiliären Ausflug mit Granny auf. Sie war nervös, doch die beiden kamen blendend miteinander aus. Ihrer beider Liebe zu Hunden knüpfte ein Band, und Meg setzte ihr Möglichstes daran, unbeschwert zu sein.

Mit strahlender Miene kehrte sie von der Reise zurück. Wir haben uns *verbündet*, sagte sie zu mir. *Die Königin und ich haben uns echt verbündet! Wir unterhielten uns darüber, wie gerne ich Mom wäre, und sie verriet mir, dass man Wehen am besten durch eine ordentlich holprige Autofahrt auslöst! Ich versprach ihr, mich daran zu erinnern, wenn es so weit ist*.

Jetzt wendet sich alles zum Guten, fanden wir beide.

Die Zeitungen allerdings nannten den Ausflug einen totalen Reinfall. Sie schilderten Meg als aufdringlich, hochnäsig, ignorant gegenüber dem königlichen Protokoll, weil sie den unvorstellbaren Fehler begangen hatte, vor Granny in ein Auto zu steigen.

In Wahrheit hatte sie genau das getan, wozu Granny sie aufgefordert hatte. Granny sagte: *Steig ein.* Und sie stieg ein.

Ganz egal. Tagelang kamen Storys über Megs Missetat, über ihren grundsätzlichen Mangel an Klasse – über ihre Frechheit, in Grannys Gegenwart keinen Hut zu tragen. Der Palast hatte Meg ausdrücklich angewiesen, keinen Hut zu tragen. Überdies kleidete sich Granny grün zu Ehren der Opfer beim Brand des Grenfell Tower, und niemand empfahl Meg, in Grün zu gehen – worauf es hieß, die Opfer kümmerten sie keinen Deut.

Ich sagte: *Der Palast wird ein Telefonat führen. Die werden den Sachverhalt richtigstellen.*

Doch das taten sie nicht.

50

WILLY UND KATE LUDEN uns zum Tee ein. Um reinen Tisch zu machen.

Juni 2018.

Eines späten Nachmittags gingen wir hinüber. Ich sah, wie Meg große Augen machte, als wir ihr Haus durch die Vordertür betraten und am vorderen Wohnzimmer vorbei durch den Flur zu ihrem Arbeitszimmer gingen.

Wow, hauchte Meg mehrere Male.

Die Tapete, die Zierleisten, die Bücherregale aus Walnussholz mit den nach Farben sortierten Bänden darin, unbezahlbare Kunstwerke. Prachtvoll. Wie ein Museum.

Und wir beide sagten ihnen das auch. Wir gratulierten ihnen überschwänglich zu ihrer Renovierung und dachten dabei verlegen an unsere IKEA-Lampen und unser Billigsofa, das wir letztens als Sonderangebot bei sofa.com mit Megs Kreditkarte erstanden hatten.

In dem Arbeitszimmer saßen Meg und ich auf einem Zweisitzer an einem Ende des Raums, Kate uns gegenüber auf einer lederbezogenen Kaminbank. Willy saß zu ihrer Linken in einem Sessel. Es gab ein Tablett mit Tee und Keksen. Für zehn Minuten betrieben wir klassische Konversation. *Wie geht es den Kindern? Wie waren eure Flitterwochen?*

Dann bestätigte Meg, dass Spannungen zwischen uns vieren vorhanden seien, und äußerte die Vermutung, dass alles möglicherweise auf die Anfangstage zurückging, als sie die Familie zum ersten Mal traf: ein Missverständnis, das beinahe unbemerkt geblieben war. Kate nahm an, Meg hätte Interesse an ihren Modekontakten gehabt, Meg verfügte jedoch über eigene. Sie hätten vielleicht einfach einen schlechten Start gehabt? Und, wie Meg hinzufügte, dann wurde alles durch die Hochzeit und jene infernalischen Brautjungfernkleider immer größer.

Doch es zeigte sich, dass es da noch andere Dinge gab … die uns nicht bewusst gewesen waren.

Willy und Kate waren offenkundig verärgert darüber, dass wir ihnen

nichts zu Ostern geschenkt hatten.

Ostergeschenke? War das ein Thema? Willy und ich hatten uns nie gegenseitig Ostergeschenke gemacht. Gewiss, Pa machte immer eine große Sache aus Ostern, aber das war Pa.

Sollten Willy und Kate allerdings nach wie vor verärgert sein, bäten wir um Entschuldigung.

Unsererseits brachten wir vor, dass wir auch nicht ausgesprochen erfreut darüber gewesen waren, als Willy und Kate bei unserer Hochzeit die Tischkarten austauschten und sich umsetzten. Wir hatten uns an den US-amerikanischen Brauch gehalten, Paare nebeneinanderzusetzen. Willy und Kate mochten diese Sitte jedoch nicht, sodass ihr Tisch der einzige war, an dem die Paare getrennt saßen.

Sie bestanden darauf, nicht sie hätten das getan, sondern irgendjemand anderes.

Und sie warfen uns vor, wir hätten dasselbe bei Pippas Hochzeit gemacht.

Das hatten wir nicht. So sehr uns auch danach gewesen war. Ein riesiges Blumengesteck hatte uns getrennt, und wir hatten zwar dringend zusammensitzen wollen, aber dennoch nichts unternommen.

Ich hatte nicht den Eindruck, dass es uns guttat, all diese Beschwerden zu äußern. Es brachte uns nicht weiter.

Kate sah in den Garten hinaus, umklammerte die Enden des Leders so fest, dass ihre Finger weiß wurden, und erklärte, ihr stehe eine Entschuldigung zu.

Meg fragte: *Wofür?*

Du hast meine Gefühle verletzt, Meghan.

Wann? Bitte sag es mir.

Ich sagte dir, dass ich mich an etwas nicht erinnern konnte, und du meintest, das wären meine Hormone.

Wovon redest du?

Kate nannte ein Telefongespräch, bei dem sie die Zeitplanung der Proben für die Hochzeit besprochen hatten.

Meg bestätigte: *Oh, ja! Jetzt fällt es mir wieder ein. Du konntest dich an irgendetwas nicht erinnern, wozu ich sagte: Das ist keine große Sache, einfach nur die Stilldemenz. Weil du gerade ein Baby geboren hast. Es sind die Hormone.*

Kates Augen weiteten sich: *Ja. Du hast über meine Hormone gesprochen. Wir stehen uns nicht nahe genug, als dass du meine Hormone erwähnen dürftest!*

Auch Megs Augen weiteten sich. Sie wirkte ernstlich verwirrt. *Es tut mir*

leid, dass ich deine Hormone erwähnt habe. So rede ich mit meinen Freundinnen.

Willy deutete mit dem Finger auf Meg. *Das ist unhöflich, Meghan. So benimmt man sich hier in Großbritannien nicht.*

Nimm freundlicherweise deinen Finger aus meinem Gesicht.

Geschah das wirklich? War es tatsächlich so weit gekommen? Dass wir einander wegen Tischkarten und Hormonen anbrüllten?

Meg erklärte, sie würde niemals etwas in der Absicht tun, Kate zu verletzen. Sollte dies dennoch geschehen, bitte sie Kate, es ihr mitzuteilen, damit es künftig unterbleiben würde.

Wir umarmten uns alle. Mehr oder weniger.

Und dann sagte ich, wir würden wohl besser gehen.

UNSERE MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER

Spannungen, wenn die Artikel in den Presse- und sonstigen Büros häufig Streitereien. Parteien bildeten sich. Team Cambridge gegen Team Sussex. Rivalität, Eifersucht, konkurrierende Programme: All das vergiftete die Atmosphäre.

Dass alle Tag und Nacht arbeiteten, machte es nicht besser. Es gab so viele Presseanfragen, so einen konstanten Zustrom an Irrtümern, die der Aufklärung bedurften, und wir verfügten nicht über annähernd genug Leute oder Ressourcen. Wir konnten bestenfalls auf zehn Prozent dessen eingehen, was draußen kursierte. Nerven gaben nach, Menschen feuerten aus dem Hinterhalt. In einem solchen Klima existiert so etwas wie konstruktive Kritik nicht. Jegliches Feedback wurde als Affront betrachtet, als Beleidigung.

Mehr als einmal brach ein Mitglied des Teams weinend über seinem Schreibtisch zusammen.

Für all dies, für jedes kleine bisschen davon, machte Willy genau eine Person verantwortlich: Meg. Das sagte er mir verschiedene Male und wurde wütend, wenn ich ihm vorhielt, er gehe zu weit. Er wiederholte einfach nur das Pressenarrativ und sonderte erfundene Geschichten ab, die er gelesen oder gehört hatte. Wie ich ihm auseinandersetzte, bestand die gewaltige Ironie darin, dass die wahren Schurken jene Menschen waren, die er in das Büro hineingebracht hatte, Leute von der Regierung, die den Eindruck vermittelten, nicht immun gegenüber dieser Art von Zank zu sein – sondern abhängig davon. Sie besaßen ein Talent für den Hinterhalt, eine Gabe für die Intrige, und sie brachten fortwährend unsere beiden Gruppen an Mitarbeitern gegeneinander auf.

Inzwischen und inmitten all dessen gelang es Meg, Ruhe zu bewahren. Was auch immer bestimmte Leute über sie sagen: Nie hörte ich, wie sie schlecht über jemanden sprach oder barsch mit einer Person umging. Im Gegenteil: Ich beobachtete, wie sie ihre Bemühungen verdoppelte, für andere da zu sein, Frieden zu schließen. Sie verschickte handgeschriebene

Dankbriefe, kontaktierte kranke Mitarbeitende, versandte Körbe mit Lebensmitteln, Blumen oder Süßigkeiten an alle, die sich abmühten, niedergeschlagen oder krankgeschrieben waren. Das Büro war oft dunkel und kalt, also gestaltete sie es mit neuen Lampen und Heizgeräten wärmer und zahlte für alles mit ihrer persönlichen Kreditkarte. Sie brachte Pizza und Kekse mit, veranstaltete Teepartys und gemeinsames Eisessen. Sämtliche Werbegeschenke, die sie bekam – Kleidung, Parfum, Make-up –, teilte sie mit allen Frauen in ihrem Büro.

Ich staunte über ihre Fähigkeit – oder ihre Entschlossenheit –, stets das Gute in Menschen zu sehen. Eines Tages begriff ich erst richtig, *wie* groß ihr Herz war. Ich erfuhr, dass Mr. R., der während meiner Zeit im Dachsbau der Nachbar über mir gewesen war, einen tragischen Verlust erlitten hatte: Sein erwachsener Sohn war gestorben.

Meg kannte Mr. R. nicht. Auch der Sohn war ihr unbekannt. Aber sie wusste, dass die R.s meine Nachbarn gewesen waren, und hatte sie oft gesehen, wenn sie ihre Hunde ausführte. Sie taten ihr daher sehr leid, und sie schrieb dem Vater einen Brief. Darin drückte sie ihr Beileid aus und erklärte, dass sie ihn gerne umarmen würde, aber nicht wisse, ob das angemessen sei. Dem Brief fügte sie eine Gardenie bei, die zum Andenken an den Sohn gepflanzt werden sollte.

Eine Woche später erschien Mr. R. an der Vordertür des Nott Cott. Er überreichte Meg ein Dankschreiben und umarmte sie fest.

Ich empfand so viel Stolz auf Meg, so viel Bedauern über meinen Kleinkrieg mit Mr. R.! Und gleichzeitig bedauerte ich, dass sich meine Familie einen Kleinkrieg mit meiner Frau lieferte.

52

WIR WOLLTEN NICHT WARTEN. Beide wollten wir sofort eine Familie gründen. Wir arbeiteten unglaublich viel, unsere Jobs waren anspruchsvoll, das Timing war nicht ideal, aber das war eben Pech. Eine eigene Familie war immer unser Hauptanliegen gewesen.

Wir befürchteten, der Stress in unserem Alltag könne verhindern, dass wir schwanger werden. Meg sah man langsam die Auswirkungen an: Trotz all der *Shepherd's Pies* und Eier mit Schinken hatte sie im letzten Jahr viel Gewicht verloren. *Ich esse mehr denn je*, verkündete sie – trotzdem nahm sie weiter ab.

Freunde empfahlen uns eine ayurvedische Ärztin, die ihnen dabei geholfen hatte, schwanger zu werden. So wie ich es verstanden habe, teilt die ayurvedische Medizin Menschen in verschiedene Kategorien ein. Welcher Kategorie diese Ärztin Meg zuwies, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls bestätigte sie unseren Verdacht, Megs Gewichtsverlust verhindere möglicherweise eine Empfängnis.

Nehmen Sie zwei Kilogramm zu, und Sie werden schwanger, versprach die Ärztin.

Also aß und aß Meg und wog schon bald die empfohlenen zwei Kilogramm mehr. Hoffnungsvoll nahmen wir den Kalender zur Hand.

Gegen Ende des Sommers 2018 reisten wir nach Schottland, zum Castle of Mey, um dort ein paar Tage mit Pa zu verbringen. Die Verbindung zwischen Meg und Pa, die stets eng gewesen war, wurde an diesem Wochenende sogar noch inniger. Als wir an einem Abend vor dem Essen Cocktails tranken und Fred Astaire im Hintergrund lief, kam heraus, dass Meg sich den Geburtstag mit Pas Lieblingsmensch teilte: Gan-Gan.

Der 4. August.

Unglaublich, kommentierte Pa mit einem Lächeln.

Die Erinnerung an Gan-Gan und die Verbindung zwischen ihr und meiner Braut machten ihn plötzlich vergnügt. Er erzählte Geschichten, die ich noch nie gehört hatte. Er gab praktisch eine Vorstellung und schlug ein Rad für Meg.

Insbesondere eine Geschichte erfreute uns beide und regte unsere Fantasie an. Sie handelte von den Selkies.

Den was, Pa?

Den schottischen Meerjungfrauen, erklärte er. Sie nahmen das Aussehen von Seehunden an und schwammen außerhalb des Schlosses an der Küste entlang, erzählte er, keinen Steinwurf von dort entfernt, wo wir saßen. *Wenn ihr also einen Seehund seht*, riet er, *denn man kann ja nie wissen … singt ihnen etwas vor. Oft antworten sie mit Gesang.*

Ach, komm. Du erzählst Märchen, Pa!

Nein, das ist absolut wahr!

Hatte ich die Idee oder versprach Pa, dass die Selkies auch einen Wunsch erfüllen könnten?

Während des Abendessens unterhielten wir uns ein wenig über den Stress, dem wir ausgesetzt waren. Wenn wir nur die Presse davon überzeugen könnten, sich … wenigstens eine Zeit lang … zurückzuhalten.

Pa nickte. Dennoch fand er es sehr wichtig, uns daran zu erinnern …

Ja, ja, Pa. Das wissen wir: Lest es nicht.

Beim Tee am nächsten Tag hielt die gute Stimmung an. Wir lachten alle, sprachen über dieses und jenes, als Pas Butler hereinplatzte und ein schnurgebundenes Telefon mitbrachte.

Eure Königliche Hoheit, Ihre Majestät.

Pa saß kerzengerade. *Oh, ja.* Er streckte die Hand nach dem Telefon aus.

Es tut mir leid, Sir, aber sie möchte die Herzogin sprechen.

Oh.

Wir sahen alle verdutzt aus. Zögernd griff Meg nach dem Telefon.

Granny rief an, um über Megs Vater zu sprechen. Sie antwortete damit auf einen Brief von Meg, in dem diese um Rat und Hilfe gebeten hatte. Meg erklärte, sie wisse nicht, wie sie dafür sorgen könne, dass die Presse ihren Vater nicht weiter interviewte und dazu verleitete, abscheuliche Dinge zu äußern. Granny schlug nun vor, Meg möge die Presse ignorieren, zu ihrem Vater reisen und versuchen, ihn zur Vernunft zu bringen.

Meg beschrieb, dass er in einer mexikanischen Grenzstadt lebte. Sie wisse nicht, wie sie den Hin- und Rückweg jemals ohne Aufsehen und sicher zurücklegen sollte: durch den Flughafen und durch jenen Teil der Stadt sowie an der Presse vorbei, die das Haus umringt hielt.

Granny räumte die vielen Probleme ein, die dieser Plan aufwarf.

Vielleicht sollte man ihm in diesem Fall einen Brief schreiben?

Pa stimmte zu. Hervorragende Idee.

53

MEG UND ICH SINGEN an den Strand vor dem Schloss. Es war ein kalter Tag, aber die Sonne schien hell.

Wir standen auf den Felsen und blickten aufs Meer hinaus. Zwischen all den seidigen Inseln aus Seetang sahen wir … etwas.

Einen Kopf.

Ein Paar seelenvolle Augen.

Schau! Ein Seehund!

Der Kopf tanzte auf und ab. Eindeutig beobachteten uns die Augen.

Schau! Noch einer!

Genau wie Pa es erklärt hatte, lief ich zum Rand des Wassers und sang ihnen etwas vor. Ich brachte ihnen ein Ständchen.

Aruuu.

Keine Antwort.

Meg machte mit und sang ihnen auch etwas vor, und jetzt antworteten sie natürlich mit Gesang.

Sie ist wirklich ein Zauberwesen, dachte ich. Selbst die Seehunde wissen das.

Plötzlich waren überall im Wasser auf und ab tanzende Köpfe, die ihr etwas vorsangen.

Aruuu.

Eine Seehund-Oper.

Dummer Aberglaube, mag sein, aber das war mir egal. Ich verbuchte es als gutes Omen. Ich zog meine Sachen aus, sprang ins Wasser und schwamm zu ihnen.

Pas australischer Küchenchef reagierte später entsetzt. Er meinte, dies sei eine überaus schlechte Idee gewesen, noch unüberlegter, als leichtsinnig im dunkelsten Wasser des Okavango zu tauchen. An diesem Teil der schottischen Küste wimmele es vor Orcas, und den Seehunden etwas vorzusingen, war laut dem Koch, als ob man sie zu ihrer blutigen Schlachtbank riefe.

Ich schüttelte den Kopf.

Es war so ein schönes Märchen gewesen, dachte ich.
Wie konnte es sich so rasch verdüstern?

Wir kauften zwei Schwangerschaftstests, um ganz sicher zu gehen, und sie nahm beide mit ins Badezimmer des Nott Cott.

Ich lag auf unserem Bett, und während ich darauf wartete, dass sie herauskommen würde … schlief ich ein.

Als ich aufwachte, war sie neben mir.

Was ist passiert? Ist es …

Sie sagte, sie habe noch nicht nachgesehen. Sie habe auf mich gewartet.

Die Teststäbchen befanden sich auf dem Nachttisch. Darin bewahrte ich nur wenige Dinge auf, unter anderem die blaue Schachtel mit den Haaren meiner Mutter. *Genau*, dachte ich, *gut. Wollen wir doch mal sehen, was Mummy aus dieser Situation machen kann.*

Ich griff nach den Teststäbchen und spähte in die kleinen Fenster.

Blau.

Leuchtend, leuchtend blau. Bei beiden.

Blau bedeutete … Baby.

Oh, wow.

Gut.

Na dann.

Wir umarmten und küssten uns.

Ich legte die Teststäbchen wieder auf den Nachttisch zurück.

Ich dachte: *Danke, Selkies!*

Ich dachte: *Danke, Mummy!*

55

Ernste Hierarchie Jack, und wir freuten uns unbändig für sie so, wie selbstsüchtigerweise auch für uns, weil Jack einer der Menschen war, die wir am liebsten mochten. Meg und ich sollten zu unserer ersten offiziellen Auslandsreise als verheiratetes Paar aufbrechen, doch wir verschoben die Abreise um einige Tage, damit wir an der Hochzeit teilnehmen konnten.

Außerdem boten uns die verschiedenen Zusammenkünfte im Rahmen der Hochzeit die Möglichkeit, die Mitglieder der Familie einzeln beiseitezunehmen und ihnen unsere guten Neuigkeiten mitzuteilen.

In Windsor stellten wir Pa direkt vor einem Stehempfang für Braut und Bräutigam. Er saß in seinem Arbeitszimmer hinter seinem großen Schreibtisch, der ihm seine Lieblingsaussicht bot: direkt den Long Walk entlang. Um den Raum zu kühlen, standen alle Fenster offen, und eine Brise zauste seine Papiere, die zu gedrungenen Türmen aufgeschichtet und jeweils von einem Briefbeschwerer gekrönt waren. Er freute sich zu erfahren, dass er zum vierten Mal Großvater werden würde; sein breites Lächeln wärmte mir das Herz.

Nach dem Stehempfang nahmen Meg und ich Willy in St. George's Hall beiseite. Wir befanden uns in einem riesigen Raum mit Rüstungen an den Wänden. Ein merkwürdiger Raum, ein merkwürdiger Moment. Wir raunten Willy die Neuigkeiten zu, und er lächelte und sagte, das müssten wir Kate erzählen. Sie unterhielt sich gerade auf der anderen Seite des Raums mit Pippa. Ich antwortete, das könnten wir auch später tun, aber er bestand darauf. Wir weihten also auch Kate ein, und sie lächelte ebenfalls breit und gratulierte uns herzlich. Beide reagierten genau so, wie ich es gehofft hatte – wie ich es mir gewünscht hatte.

56

Die Agenturen wurde die Schwangerschaft öffentlich bekanntgegeben.

Zeitungen berichteten, dass Meg an Erschöpfung sowie Schwindelanfällen zu kämpfen hatte und insbesondere morgens kein Essen bei sich behalten konnte. Nichts davon stimmte. Sie war müde, strotzte aber ansonsten vor Energie. Sie war sogar froh, nicht an morgendlicher Übelkeit zu leiden, weil wir zu einer enorm anspruchsvollen Reise aufbrachen.

Wohin auch immer wir kamen, versammelten sich riesige Menschenmengen, und sie enttäuschte sie nicht. In ganz Australien, Tonga, Fidschi, Neuseeland machte sie einen überwältigenden Eindruck. Nach einer besonders ergreifenden Rede erhielt sie stehenden Applaus.

Sie war so großartig, dass ich mich nach der Hälfte der Tour verpflichtet fühlte … sie zu warnen.

Du machst das gut, meine Liebe. Verdammt, zu gut. Du lässt es zu einfach aussehen. So begann alles … bei meiner Mutter.

Vielleicht klang ich verrückt, paranoid. Aber jeder wusste, dass sich Mummys Situation von schlecht zu schlimmer verändert hatte, als sie der Welt zeigte, der Familie zeigte, dass sie besser im Reisen war, besser Kontakt zu Menschen aufbaute, besser darin war, »royal« zu sein, als ihr irgendein Recht darauf zustand.

Das war der Zeitpunkt, an dem sich die Dinge wirklich änderten.

Wir kehrten zurück zu jubelnden Willkommensgrüßen und frohlockenden Schlagzeilen. Meg, die werdende Mutter, die makellose Repräsentantin der Krone, wurde freudig begrüßt.

Kein einziges negatives Wort war geschrieben worden.

Es hat sich geändert, sagten wir. *Es hat sich endlich geändert.*

Doch dann schlug es wieder um. Oh, und wie es umschlug.

Die Geschichten überrollten uns wie Brecher einen Strand. Den Anfang machte der diffamierende Unfug eines unfähigen Biografen von Pa, der behauptete, ich hätte vor der Hochzeit einen Wutanfall gehabt. Dann erschien eine ausgedachte Geschichte, wonach Meg ihre Leute unglücklich machte, indem sie zu viel von ihnen verlangte und die unverzeihliche Sünde beging, Menschen zu früh am Morgen E-Mails zu schicken. (Sie war einfach um diese Zeit wach, weil sie versuchte, den Kontakt zu einigen Freunden in den Staaten zu halten, die Nachtschwärmer waren, und

erwartete keine sofortige Antwort.) Es hieß, sie habe eine Assistentin zur Kündigung getrieben; in Wirklichkeit war diese Assistentin von der Personalverwaltung des Palastes zur Kündigung aufgefordert worden, nachdem wir dort Nachweise dafür vorgelegt hatten, dass sie unter Verweis auf ihre Stellung bei Meg versucht hatte, Werbegeschenke zu bekommen. Doch weil wir uns nicht öffentlich zu den Gründen für das Ausscheiden der Assistentin äußern konnten, füllten Gerüchte die Leere. In vielerlei Hinsicht war dies der Beginn all der Schwierigkeiten. Kurz danach tauchte das »Duchess Difficult«-Narrativ von der schwierigen Herzogin in allen Zeitungen auf.

Als Nächstes brachte eine der Zeitungen eine Lügengeschichte über die Tiara. Laut dem Artikel hatte Meg eine ganz bestimmte Tiara verlangt, die Mummy gehört hatte, und als die Königin sie ihr verweigerte, hätte ich in einem Wutanfall geäußert: *Was Meghan will, bekommt Meghan auch!*

Tage später kam der Todesstoß: Eine Hofberichterstatterin lieferte eine SciFi-Fantasy-Geschichte, in der sie die »zunehmende Kühle« (gütiger Himmel!) zwischen Kate und Meg beschrieb und behauptete, »zwei Quellen« gäben an, Meg habe Kate wegen der Brautjungfernkleider zum Weinen gebracht.

Diese spezielle Hofberichterstatterin hatte mir von jeher Übelkeit verursacht. Sie hatte stets und ständig Sachen falsch verstanden. Dies jedoch fühlte sich mehr als falsch an.

Ich las die Geschichte voller Unglauben. Meg nicht. Sie las immer noch nichts. Allerdings hörte sie davon, denn in den nächsten vierundzwanzig Stunden wurde in Großbritannien über nichts anderes diskutiert. Solange ich lebe, werde ich niemals den Ton ihrer Stimme vergessen, als sie mir in die Augen blickte und fragte:

Haz, ich habe sie zum Weinen gebracht? ICH habe SIE zum Weinen gebracht?

57

WIR VEREINBARTEN EIN ZWEITES Gipfeltreffen mit Willy und Kate.

Dieses Mal auf unseren Terrain.

10. Dezember 2018. Früher Abend.

Wir versammelten uns alle in dem kleinen Anbau an der Vorderseite, und dieses Mal gab es keinen Smalltalk: Kate brachte den Stein direkt ins Rollen, indem sie zugab, dass die Pressegeschichten darüber, dass Meg sie zum Weinen gebracht habe, komplett falsch waren. *Meghan, ich weiß, dass ich es war, die dich zum Weinen gebracht hat.*

Ich seufzte. *Hervorragender Anfang*, dachte ich.

Meg wusste die Bitte um Entschuldigung zu schätzen, wollte aber wissen, warum die Zeitungen es behauptet hatten und was geschehen würde, damit sie ihren Fehler korrigierten. Mit anderen Worten: *Warum setzt sich dein Büro nicht für mich ein? Warum haben deine Mitarbeiter nicht jene grässliche Frau angerufen, die den Artikel geschrieben hat, und verlangt, ihn zurückzuziehen?*

Kate wirkte sehr nervös und antwortete nicht, während Willy ein paar sehr unterstützend klingende Ausflüchte zum Besten gab. Ich kannte die Wahrheit jedoch bereits. Niemand vom Palast konnte die Journalistin anrufen, denn das wäre die Einladung zu der unvermeidbaren Erwiderung: Nun, wenn diese Geschichte falsch ist, wie lautet dann die wahre Geschichte? Was hat sich zwischen den beiden Herzoginnen abgespielt? Diese Tür wiederum durfte niemals geöffnet werden, weil sie die künftige Königin in Verlegenheit bringen würde.

Die Monarchie musste stets und um jeden Preis geschützt werden.

Unser Gespräch verlagerte sich vom Umgang mit der Story zu ihrem Ursprung. Wer hätte eine derartige Geschichte auftischen können? Wer hätte die Möglichkeit gehabt, sie überhaupt erst an die Presse durchsickern zu lassen? Wer?

Wir drehten und wendeten es. Die Liste der Verdächtigen wurde verschwindend klein.

Schließlich, *endlich* lehnte Willy sich zurück und gestand unter Räuspern, dass er und Kate während unserer Australien-Tour zum Abendessen bei Pa und Camilla gewesen waren … Dabei sei ihm, wie er kleinlaut erklärte, *möglicherweise* entschlüpft, dass es zwischen beiden Paaren Streit gegeben habe …

Ich schlug mir eine Hand vors Gesicht. Meg erstarrte. Ein lastendes Schweigen machte sich breit.

Jetzt wussten wir es also.

Zu Willy sagte ich: *Du … gerade du … hättest wissen müssen …*

Er nickte. Es war ihm klar.

Mehr Schweigen.

Es war Zeit für sie zu gehen.

58

Es ging weiter und weiter. Eine Geschichte nach der anderen. Eine Glocke des Irrsinns hätte fortwährend läuten müssen wie seinerzeit in der Schule.

Wer kann die Flut an Titelstorys vergessen, die es so hinstellten, als sei Meg im Alleingang für das Ende aller Zeiten verantwortlich? Sie war nämlich dabei »erwischt« worden, wie sie Avocado-Toast aß. Viele Artikel erklärten atemlos, die Ernte von Avocados beschleunige die Zerstörung der Regenwälder, destabilisiere Entwicklungsländer und trage zur Finanzierung von staatlichem Terrorismus bei. Natürlich hatten dieselben Medien erst kürzlich von Kates Liebe zu Avocados geschwärmt. *(Oh, wie sie Kates Haut strahlen lassen!)*

Es war auffällig, dass sich zu dieser Zeit auch das in jede Geschichte eingewobene Super-Narrativ zusehends veränderte. Das Thema waren nicht länger zwei Frauen, die sich stritten, Zwistigkeiten zwischen zwei Herzoginnen oder sogar Haushalten. Nun ging es darum, dass eine Person eine Hexe war, sodass alle vor ihr flohen, und diese eine Person war meine Frau. Und bei der Schaffung dieses Super-Narrativs erfuhr die Presse eindeutig Unterstützung durch eine oder mehrere Personen innerhalb des Palastes. Durch jemanden, der es auf Meg abgesehen hatte.

An einem Tag war es: Pfui – Megs BH-Träger ist sichtbar. (Meghan, die Anstandslose). Am nächsten Tag: Ach, du Schande – sie trägt dieses Kleid? (Meghan, die Billige). Am nächsten Tag: Gott schütze uns – sie trägt schwarzen Nagellack! (Meghan, der Grufti!). Am nächsten Tag: Meine Güte – sie weiß immer noch nicht, wie man richtig knickst. (Meghan, die Amerikanerin). Am nächsten Tag: Herrje – sie hat schon wieder selbst die Autotür geschlossen! (Meghan, die Dreiste).

59

Wir hatten ein Haus in Oxfordshire gemietet. Einfach, um dann und wann nicht nur dort Malaria zu entfliehen, sondern auch Nott Cott. Nott Cott war reizend, aber zu klein. Und es brach über uns zusammen.

Es wurde so schlimm, dass ich eines Tages Granny anrufen musste. Ich erzählte ihr, dass wir eine neue Bleibe benötigten. Ich schilderte ihr, dass Willy und Kate Nott Cott nicht einfach bloß entwachsen waren, sondern vielmehr die Flucht von dort angetreten hatten. Gründe waren all die erforderlichen Reparaturen und der Platzmangel. Wir befänden uns nun in derselben Lage. Mit zwei lebhaften Hunden … und in Erwartung eines Babys …

Ich berichtete ihr, dass wir unsere Wohnsituation mit dem Palast besprochen hatten und dass uns verschiedene Anwesen angeboten worden waren. Allerdings hielten wir sie alle für zu stattlich. Für zu großzügig bemessen. Und was die Renovierungen anging, für zu teuer.

Granny dachte darüber nach, und ein paar Tage später sprachen wir wieder miteinander.

Frogmore, sagte sie.

Frogmore, Granny?

Ja. Frogmore.

Frogmore House?

Ich kannte es gut. Dort hatten wir unsere Verlobungsfotos aufgenommen.

Nein, nein, Frogmore Cottage. Nahe Frogmore House.

Ein wenig versteckt, führte sie aus. Verborgen. Ursprünglich der Wohnsitz von Königin Charlotte und ihren Töchtern, dann der eines Adjutanten von Königin Victoria und später in kleinere Einheiten unterteilt. Man könnte es aber wieder zusammenfügen. *Wunderschöner Ort*, urteilte Granny. *Zudem historisch. Teil des Crown Estate. Sehr hübsch.*

Ich erzählte ihr, dass Meg und ich die Gärten von Frogmore liebten und dort häufig spazieren gingen. Wenn es in der Nähe lag, nun, was könnte

besser sein?

Sie warnte mich: *Es sieht ein wenig wie eine Baustelle aus. Ein wenig wie ein Rohbau. Aber fahrt hin, seht es euch an und sagt mir, ob es passt.*

Wir fuhren am selben Tag hin, und Granny hatte recht. Das Haus sprach uns beide an. Entzückend, voller Potenzial. Dicht beim Privatfriedhof der königlichen Familie, aber was soll's? Es kümmerte weder Meg noch mich. Wir würden die Toten nicht stören, wenn sie versprachen, uns in Frieden zu lassen.

Ich rief Granny an und sagte ihr, mit Frogmore Cottage würde ein Traum wahr. Ich dankte ihr vielmals. Mit ihrer Erlaubnis fanden erste Treffen mit Bauhandwerkern statt, um die Sanierungen zu planen, derer es mindestens bedurfte, um das Haus bewohnbar zu machen: Rohrleitungen, Heizung, Wasser.

Wir dachten, wir könnten ganz nach Oxfordshire ziehen, während diese Arbeiten erledigt wurden. Es gefiel uns da draußen. Die frische Luft, das makellose Grundstück – zudem: keine Paparazzi. Am allerbesten war, dass wir auf die Fähigkeiten von Kevin zurückgreifen könnten, dem langjährigen Butler meines Vaters. Er kannte das Haus in Oxfordshire und hätte gewusst, wie man es schnell in ein Zuhause verwandelt. Noch besser war: Er kannte mich, hatte mich als Baby auf dem Arm gehabt und sich meiner Mutter angenommen, wenn sie auf der Suche nach einem wohlwollenden Gesicht Windsor Castle durchstreifte. Er erzählte mir, dass Mummy der einzige Mensch aus der Familie war, der sich je »nach unten« gewagt hatte, um mit den Angestellten zu plaudern. Tatsächlich hatte sie sich oft hinuntergeschlichen und mit Kevin bei einem Getränk oder einem Imbiss in der Küche gesessen und ferngesehen. Kevin war es zugefallen, Willy und mich am Tag von Mummys Beerdigung zu begrüßen, als wir nach Highgrove zurückkehrten. Wie er sich erinnerte, stand er auf der Vortreppe, wartete auf unseren Wagen und übte, was er sagen würde. Doch als wir vorfuhren und er die Wagentür öffnete, erkundigte ich mich:

Wie stehen Sie das durch, Kevin?

So höflich, fand er.

So unterdrückt, dachte ich.

Meg verehrte Kevin und umgekehrt, daher nahm ich an, dies könnte der Beginn von etwas Gutem sein. Ein dringend benötigter Tapetenwechsel, ein dringend benötigter Verbündeter in unserer Ecke. Dann blickte ich eines Tages auf mein Handy hinunter: Eine SMS unseres Teams warnte mich vor riesengroß aufgemachten Sensationsartikeln in der *Sun* und der *Daily Mail*, mit detaillierten Luftaufnahmen aus Oxfordshire.

Ein Hubschrauber schwebte über dem Grundstück. Aus seiner Tür hing

ein Paparazzo, der mit einem Teleobjektiv auf jedes Fenster zielte, einschließlich unseres Schlafzimmers.

Damit endete der Traum von Oxfordshire.

60

Ich ging zu Fuss vom Büro nach Hause und fand Meg auf den Stufen sitzend vor.

Sie schluchzte. Haltlos.

Meg! Meg, was ist geschehen?

Ich war mir sicher, dass wir das Baby verloren hatten.

Ich kniete mich zu ihr. Sie würgte hervor, dass sie dies nicht mehr weiter tun wolle.

Was weiter tun?

Leben.

Zuerst begriff ich nicht, was sie meinte. Ich verstand es nicht, wollte es vielleicht nicht verstehen. Mein Verstand wollte die Wörter einfach nicht verarbeiten.

Es tut alles so weh, sagte sie.

Was?

So gehasst zu werden – weshalb?

Sie fragte, was sie getan hätte. Sie wollte das wirklich wissen. Welche Sünde hatte sie begangen, um diese Art der Behandlung zu verdienen?

Sie wollte einfach nur dafür sorgen, dass diese Schmerzen aufhörten, erklärte sie. Nicht nur für sie, für jeden. Für mich, für ihre Mutter. Aber sie konnte nicht dafür sorgen, dass es aufhörte, also habe sie beschlossen, zu verschwinden.

Verschwinden?

Ohne sie, erklärte sie, würden all diese Presseleute abziehen, und dann müsste ich nicht so leben. Unser ungeborenes Kind würde niemals so leben müssen.

Es liegt so auf der Hand, wiederholte sie immer wieder. *Es liegt so auf der Hand. Einfach aufhören zu atmen. Aufhören zu sein. Dies alles gibt es, weil es mich gibt.*

Ich flehte sie an, nicht so zu reden. Ich versprach ihr, wir würden das durchstehen, einen Weg finden. Bis dahin würden wir für sie die Hilfe finden, die sie benötigte.

Ich bat sie, stark zu sein, weiterzumachen.

Es war unglaublich: Selbst während ich sie beschwichtigte und umarmte, dachte ein Teil von mir immer noch wie ein *verdammter Royal*. An diesem Abend hatten wir einen Sentebale-Termin in der Royal Albert Hall, und ich sagte mir immer wieder: *Nicht zu spät kommen. Wir dürfen nicht zu spät kommen. Sie häuten uns bei lebendigem Leibe! Und ihr werden sie es vorwerfen.*

Langsam – zu langsam – begriff ich, dass Unpünktlichkeit das kleinste unserer Probleme war.

Ich erklärte, sie solle den Termin natürlich auslassen. Ich müsse hingehen, mich kurz zeigen, sei aber rasch wieder zu Hause.

Nein, beharrte sie, in so düsterer Stimmung traute sie sich nicht, auch nur eine Stunde allein zu Hause zu verbringen.

Wir legten also unsere besten Outfits an, und sie trug tiefdunklen Lippenstift auf, um die Aufmerksamkeit von ihren geröteten Augen abzulenken – und schon waren wir unterwegs.

Der Wagen fuhr bei der Royal Albert Hall vor, und als wir in die blau blinkenden Lichter der Polizeieskorte und die Whiteout-Beleuchtung durch die Presse-Blitzlichter traten, griff Meg nach meiner Hand. Sie hielt sie fest. Als wir hineingingen, griff sie sogar noch stärker zu. Die Intensität dieses Griffs stimmte mich optimistisch. *Sie hält sich fest und hält zugleich durch*, dachte ich. *Besser als loszulassen und aufzugeben*.

Doch als wir uns in der Ehrenloge niederließen und das Licht abgeblendet wurde, ließ sie ihren Gefühlen freien Lauf. Sie konnte ihre Tränen nicht mehr zurückhalten und weinte lautlos.

Die Musik setzte ein, wir drehten uns und blickten nach vorne. Während der gesamten Vorstellung des Cirque du Soleil drückten wir einander die Hände, wobei ich ihr flüsternd versprach: *Vertrau mir. Bei mir bist du sicher.*

61

Schlechte Neuigkeiten.

Ich erwachte durch eine SMS von Jason.

Was ist es diesmal?

Die *Mail on Sunday* hatte den privaten Brief abgedruckt, den Meg ihrem Vater geschrieben hatte. Den Brief, zu dessen Abfassung Granny und Pa sie gedrängt hatten.

Februar 2019.

Ich lag im Bett, Meg lag neben mir und schlief noch.

Ich wartete ein wenig, dann teilte ich ihr leise die Neuigkeiten mit.

Dein Vater hat deinen Brief an die Mail *weitergegeben.*

Nein.

Meg, ich weiß nicht, was ich sagen soll, aber er hat ihnen deinen Brief gegeben.

Dieser Moment war für mich der entscheidende. In Bezug auf Mr. Markle, aber genauso in Bezug auf die Presse. Es hatte so viele Momente gegeben, aber für mich war dies DER EINE. Ich wollte kein Gerede mehr von Protokoll, Tradition, Strategie hören. *Genug*, dachte ich.

Genug.

Die Zeitung wusste, dass die Veröffentlichung dieses Briefs rechtswidrig war. Das war dort wohlbekannt, und trotzdem tat man es. Warum? Weil man ebenfalls wusste, dass Meg wehrlos war. Man wusste, dass sie über keine *entschiedene* Unterstützung seitens meiner Familie verfügte. Und wie sonst hätte dies der Zeitung bekannt sein können, außer von Menschen, die der Familie nahestanden? Oder zur Familie gehörten? Die Zeitungen wussten, dass Meg sich nur mit einer Klage wehren konnte und dass sie dies eben nicht tun konnte, weil es nur einen einzigen Anwalt gab, der für die Familie tätig war. Dieser Anwalt erhielt seine Weisungen vom Palast, und der Palast würde ihn niemals damit beauftragen, in ihrem Namen tätig zu werden.

Der Brief enthielt nichts, dessen man sich schämen musste. Eine Tochter, die ihren Vater flehentlich bat, sich angemessen zu benehmen. Meg stand zu jedem Wort. Sie hatte immer gewusst, dass der Brief eventuell abgefangen würde, dass ein Nachbar ihres Vaters oder einer der Paparazzi, die sein Haus belagerten, möglicherweise seine Post stehlen würde. Alles war möglich. Doch nie hatte sie der Vorstellung Raum

gegeben, dass ihr Vater ihn einer Zeitung anbieten oder dass eine Zeitung ihn tatsächlich annehmen würde – und abdrucken.

Und bearbeiten. Am ärgerlichsten war gewiss die Art und Weise, wie die Redakteure Megs Worte ausgeschnitten und zusammengefügt hatten, um sie weniger liebevoll klingen zu lassen.

Zu sehen, wie etwas so zutiefst Persönliches auf den Titelseiten ausgebreitet und von Millionen Briten am Morgen zu Toast mit Marmelade verschlungen wurde, griff schon genug in die Privatsphäre ein. Um den Faktor zehn verschlimmert wurde der Schmerz jedoch durch die parallel mit angeblichen Schriftsachverständigen geführten Interviews. Sie analysierten Megs Brief und schlossen aus der Art und Weise, wie sie ihre Ts kreuzte oder ihre Rs rundete, dass sie ein schrecklicher Mensch sei.

Nach rechts geneigt? Übermäßig gefühlsbetont.

Hochgradig formalisiert? Leidenschaftliche Schauspielerin.

Unebene Grundlinie? Keine Impulskontrolle.

Der Ausdruck auf Megs Gesicht, als ich ihr von diesen Verleumdungen erzählte, die unters Volk gebracht wurden … Ich kannte mich mit Trauer aus, und es war nicht misszuverstehen: Das war pure Trauer. Sie betrauerte den Verlust ihres Vaters, und sie betrauerte auch den Verlust ihrer eigenen Unschuld. Flüsternd, als könnte jemand zuhören, erinnerte sie mich daran, dass sie in der Highschool an einem Kurs in Schönschrift teilgenommen hatte und infolgedessen stets eine vorzügliche Handschrift besaß. Menschen beglückwünschten sie dazu. Sie hatte diese Fertigkeit sogar während des Studiums eingesetzt, um ihre Finanzen aufzubessern. Abends und an Wochenenden hatte sie Einladungen zu Hochzeiten und Geburtstagsfeiern geschrieben, um die Miete zu bezahlen. Und jetzt wollten Menschen behaupten, das sei eine Art Fenster in ihre Seele? Und das Fenster sei dreckig?

Meg Markle zu drangsalieren, ist ein Nationalsport geworden, der uns zur Schande gereicht, lautete eine Schlagzeile des *Guardian*.

Wie wahr. Aber niemand schämte sich, das war das Problem. Niemand hatte auch nur im Mindesten Gewissensbisse. Würden sie sie zu guter Letzt doch spüren, wenn sie eine Scheidung verursacht hätten? Oder bedürfte es eines weiteren Todesfalls?

Was war aus all der Scham geworden, die sie Ende der 1990er-Jahre empfunden hatten?

Meg wollte die Zeitung verklagen. Ich auch. Wir hatten beide den Eindruck, keine Wahl zu haben. Welche Botschaft würde davon ausgehen, wenn wir sie *dafür* nicht verklagten?, fragten wir. An die Presse? An die Welt? Also konferierten wir erneut mit dem Palastanwalt.

Wir wurden hingehalten.

Ich wandte mich an Pa und Willy. Beide hatten die Presse in der Vergangenheit wegen Verletzung der Privatsphäre und Lügen verklagt. Pa wegen der sogenannten »Black Spider Letters«, seiner Memos an Regierungsstellen, und Willy wegen Oben-ohne-Fotos von Kate.

Doch die Idee, Meg und ich könnten rechtliche Schritte unternehmen, lehnten beide vehement ab.

Warum?, wollte ich wissen.

Sie machten »Hmm« und »Ha«. Die einzige Antwort, die ich aus ihnen herausbrachte, lautete, es sei schlicht nicht ratsam. Nicht üblich und so weiter.

Zu Meg sagte ich: *Man könnte meinen, dass wir einen engen Freund von ihnen verklagen.*

62

Wir hatten ein Treffen. Er wollte über alles sprechen, die gesamte gerade ablaufende Katastrophe.

Nur er und ich, erklärte er.

Meg war zufällig auswärts und besuchte Freundinnen, damit war das Timing perfekt. Ich lud ihn ein, herüberzukommen.

Eine Stunde später betrat er das Nott Cott, wo er seit Megs Einzug nicht mehr gewesen war. Er sah sehr erhitzt aus.

Es war früher Abend. Ich bot ihm ein Getränk an und erkundigte mich nach seiner Familie.

Allen gehe es gut.

Nach meiner Familie fragte er nicht. Er ging direkt in die Vollen. Klotzte alles mitten auf den Tisch.

Meg ist schwierig, behauptete er.

Oh, wirklich?

Sie ist unhöflich. Sie ist grob. Sie hat die Hälfte der Belegschaft gegen sich aufgebracht.

Nicht zum ersten Mal plapperte er das Pressenarrativ nach. »Duchess Difficult«, der ganze Mist. Gerüchte, Lügen seines Teams, Unfug aus der Boulevardpresse, und wieder hielt ich es ihm vor. Sagte ihm, dass ich von meinem älteren Bruder mehr erwartet hätte. Schockiert sah ich, dass ihn das tatsächlich wütend machte. War er hierhergekommen und hatte mit etwas anderem gerechnet? Dachte er, ich würde der Aussage zustimmen, meine Frau sei ein Monster?

Ich sagte ihm, er möge einen Schritt zurücktreten, tief durchatmen und sich selbst ernsthaft die Frage stellen: War Meg nicht seine Schwägerin? Wäre diese Institution nicht für jeden Neuling toxisch? Wenn seine Schwägerin schlimmstenfalls Probleme damit hätte, sich auf ein neues Büro einzustellen, eine neue Familie, ein neues Land, eine neue Kultur, wäre es ihm dann nicht möglich, nachsichtig mit ihr zu sein? *Könntest du nicht einfach für sie da sein? Ihr helfen?*

Doch an einer Diskussion war er nicht interessiert. Er war gekommen, um ein Machtwort zu sprechen. In seinen Augen sollte ich zustimmen, dass Meg sich falsch verhielt, und dann darin einwilligen, etwas dagegen zu unternehmen.

Zum Beispiel? Sie ausschimpfen? Ihr kündigen? Mich von ihr scheiden

lassen? Ich wusste es nicht. Aber Willy auch nicht, er agierte nicht rational. Jedes Mal, wenn ich versuchte, ihn zu bremsen, ihm aufzuzeigen, wie unlogisch seine Äußerungen waren, wurde er lauter. Bald schon fielen wir einander ins Wort und brüllten beide.

Unter all den verschiedenen, überschäumenden Emotionen, die an jenem Nachmittag in meinem Bruder aufwallten, fiel mir eine ganz besonders auf: Er wirkte gekränkt. Es schien ihn zu bedrücken, dass ich ihm nicht einfach demütig gehorchte, dass ich so frech war, ihm etwas zu verweigern oder mich ihm zu widersetzen, dass ich seine Erkenntnisse zurückwies, die von seinen bewährten Helfern stammten. Da gab es ein Skript, und ich besaß die Unverfrorenheit, mich nicht daran zu halten. Er lief komplett im Thronfolger-Modus und konnte nicht verstehen, warum ich nicht pflichtbewusst in die Rolle der Reserve schlüpfte.

Ich saß auf dem Sofa, er ragte stehend vor mir auf. Ich weiß noch, dass ich sagte: *Du musst mir zuhören, Willy.*

Das tat er nicht. Er hörte einfach nicht zu.

Fairerweise muss man sagen, dass er denselben Eindruck von mir hatte.

Er beschimpfte mich. Warf mir alle möglichen Schimpfwörter an den Kopf. Warf mir vor, ich weigerte mich, für das, was vor sich ging, die Verantwortung zu übernehmen. Er äußerte, mein Büro und die Menschen, die für mich arbeiteten, seien mir egal.

Willy, nenn mir ein Beispiel für …

Er unterbrach mich, sagte, er versuche, mir zu helfen.

Meinst du das ernst? Mir zu helfen? Entschuldigung – so nennst du das hier? Mir helfen?

Aus irgendeinem Grund brachte ihn das richtig in Wallung. Fluchend schritt er auf mich zu.

Bis dahin hatte ich mich unbehaglich gefühlt, nun war mir ein wenig bange. Ich stand auf, drängte mich an ihm vorbei, ging hinaus in die Küche und dort zum Spülbecken. Er kam mir direkt hinterher und brüllte auf mich ein.

Ich zapfte ein Glas Wasser für mich und auch eines für ihn. Ich gab es ihm. Ich glaube nicht, dass er auch nur einen Schluck trank.

Willy, ich kann nicht mit dir sprechen, wenn du in dieser Stimmung bist.

Er stellte das Wasserglas ab, bedachte mich mit einem weiteren Schimpfwort, und dann ging er auf mich los. Es geschah alles so schnell. So überaus schnell. Er ergriff mich beim Kragen, wobei meine Halskette riss, und stieß mich zu Boden. Ich landete auf dem Hundenapf, der unter meinem Rücken brach, sodass ich mich an den Bruchstücken schnitt. Einen Moment lang lag ich benommen da, dann stand ich auf und sagte

ihm, er solle gehen.

Los, komm, schlag mich! Du wirst dich besser fühlen, wenn du mich schlägst!

Wenn ich was tue?

Los, komm, wir haben immer gekämpft. Du wirst dich besser fühlen, wenn du mich schlägst!

Nein, nur du wirst dich besser fühlen, wenn ich dich schlage. Bitte … geh einfach.

Er verließ die Küche, aber nicht das Nott Cott. Er war im Wohnzimmer, das bekam ich mit. Ich blieb in der Küche. Zwei Minuten vergingen, zwei lange Minuten. Er kam zurück, sah aus, als ob es ihm leidtäte, und entschuldigte sich.

Er ging zur Vordertür. Dieses Mal folgte ich ihm. Bevor er ging, drehte er sich um und rief zurück: *Du musst Meg nichts hiervon erzählen.*

Du meinst, dass du mich angegriffen hast?

Ich habe dich nicht angegriffen, Harold.

Fein. Ich werde es ihr nicht erzählen.

Gut, danke.

Er ging.

Ich sah mein Handy an. Ein Versprechen ist ein Versprechen, sagte ich mir, also konnte ich meine Frau nicht anrufen, so sehr mir auch danach war.

Aber sprechen musste ich mit jemandem. Also rief ich meine Therapeutin an.

Zum Glück nahm sie das Gespräch an.

Ich entschuldigte mich für die Störung und sagte ihr, ich wüsste sonst niemanden, den ich anrufen könnte. Ich schilderte ihr, dass ich in eine Prügelei mit Willy geraten war, dass er mich zu Boden geschlagen hatte. Ich sah an mir herab und beschrieb ihr, dass mein Hemd und meine Halskette zerrissen waren.

Wir hätten in unseren Leben eine Million körperlicher Auseinandersetzungen gehabt, berichtete ich ihr. Als Jungen hätten wir *nichts anderes* getan, als zu kämpfen. Aber dies habe sich anders angefühlt.

Die Therapeutin wies mich an, tiefe Atemzüge zu machen. Sie bat mich, die Szene mehrere Male zu beschreiben. Von Mal zu Mal erschien sie mir mehr wie ein schlechter Traum.

Jedes Mal wurde ich ein wenig ruhiger.

Ich sagte zu ihr: *Ich bin stolz auf mich.*

Stolz, Harry? Worauf?

Ich habe ihn nicht zurückgeschlagen.

Ich hielt Wort und erzählte es Meg nicht.

Doch kurz nachdem sie von ihrer Fahrt zurückgekehrt war, sah sie mich, als ich aus der Dusche kam, und schnappte nach Luft.

Haz, was sind das für Kratzer und blaue Flecken an deinem Rücken?

Ich konnte sie nicht anlügen.

Sie war nicht so sehr überrascht und überhaupt nicht ärgerlich.

Sie war nur furchtbar traurig.

63

BALD NACH DIESEM TAG wurde vermeldet, dass die beiden königlichen Haushalte Cambridge und Sussex kein gemeinsames Büro mehr führen würden. Wir würden künftig in keiner Beziehung mehr zusammenarbeiten. Die Fab Four … *finis.*

Die Reaktion fiel in etwa so aus wie erwartet. Die Öffentlichkeit ächzte, die Journalisten kreischten. Entmutigender war die Antwort meiner Familie. Schweigen. Sie nahmen nie öffentlich dazu Stellung, sprachen nie mit mir persönlich. Ich hörte nie etwas von Pa oder von Granny. Das brachte mich dazu, mir ernsthafte Gedanken über das Schweigen zu machen, das alles umgab, was Meg und mir widerfuhr. Ich hatte mir immer gesagt, wenn meine gesamte Familie die Angriffe durch die Presse nicht ausdrücklich verurteilte, bedeute das nicht zwangsläufig, dass man sie *guthieß*. Jetzt aber fragte ich mich: S*timmt das denn? Woher will ich das wissen? Wenn sie nie etwas sagen, warum glaube ich dann so oft, ich wüsste, wie sie denken?*

Und dass sie geschlossen auf unserer Seite stehen?

Alles, was ich gelernt hatte, alles, was ich beim Aufwachsen bezüglich der Familie und der Monarchie geglaubt hatte, bezüglich ihrer grundlegenden Gerechtigkeit, ihrer Aufgabe, zu einen statt zu trennen, wurde untergraben, wurde infrage gestellt. War das alles vorgetäuscht? War das alles nur Show? Denn wenn wir nicht füreinander einstehen, uns nicht um unser neuestes Mitglied, unser erstes Mixed-Race-Mitglied scharen konnten, was waren wir dann überhaupt? War das eine echte Familie?

Lautet die oberste Regel jeder Familie nicht »einander verteidigen«?

64

MEG UND ICH VERLEGTEN UNSER BÜRO in den Buckingham Palace.

Außerdem zogen wir in ein neues Haus um.

Frogmore war bezugsfertig.

Wir liebten es. Vom ersten Augenblick an. Es war, als wären wir dazu bestimmt, dort zu leben. Wir konnten es nicht erwarten, morgens aufzuwachen, einen langen Spaziergang durch die Gärten zu machen, nach den Schwänen zu schauen. Vor allem nach dem mürrischen Steve.

Wir lernten die Gärtner der Königin kennen, erfuhren ihre Namen und die Namen sämtlicher Blumen. Sie waren begeistert, wie sehr wir ihre Kunstfertigkeit schätzten und rühmten.

Inmitten all dieser Veränderungen steckten wir mit unserer neuen Kommunikationschefin Sara die Köpfe zusammen. Gemeinsam entwarfen wir eine neue Strategie, die im Kern nicht das Geringste mit dem royalen Dienstplan zu tun hatte, und hofften, dass uns bald ein Neuanfang gelingen würde.

Gegen Ende April 2019, wenige Tage vor dem Geburtstermin, rief Willy an. Ich nahm den Anruf in unserem neuen Garten entgegen.

Irgendetwas war zwischen ihm und Pa und Camilla vorgefallen. Ich bekam nicht alles mit, er sprach zu schnell und war viel zu aufgeregt. Ehrlich gesagt, kochte er vor Wut. Ich verstand nur so viel, dass Pas und Camillas Leute einen oder mehrere Artikel über Kate und ihn und die Kinder in der Presse platziert hätten und er das nicht länger dulden werde. *Gibt man Pa und Camilla den kleinen Finger*, sagte er, *dann nehmen sie die ganze Hand. Das war das letzte Mal, dass ich das mitmache.*

Ich konnte ihn verstehen. Mit Meg und mir hatten sie es genauso gemacht.

Aber genau genommen waren es nicht sie selbst, sondern es war das übereifrigste Mitglied von Pas Kommunikationsteam, eine Überzeugungstäterin, die eine neue Kampagne ausgeheckt und lanciert hatte, um eine positive Berichterstattung über Pa und Camilla zu erzielen, was mit negativer Berichterstattung für uns einherging. Sie hatte den

Zeitungen schon seit einiger Zeit unvorteilhafte Geschichten, erfundene Geschichten über den Thronerben und die Reserve angeboten. Ich vermutete, dass sie die alleinige Quelle für Artikel über einen Jagdausflug war, den ich 2017 nach Deutschland unternommen hatte. Artikel, die mich wie einen breitärschigen Baron aus dem siebzehnten Jahrhundert dastehen ließen, der nach Blut und Jagdtrophäen gierte, obwohl es eigentlich darum ging, in Zusammenarbeit mit deutschen Bauern zum Schutz der Ernte die Wildschweinbestände einzudämmen. Ich vermutete, der Artikel war im Gegenzug für besseren Zugang zu Pa angeboten worden und dass er außerdem als Entschädigung für die unterdrückten Artikel über Camillas Sohn gedient hatte, der sich in London herumtrieb und für geschmacklose Gerüchte sorgte. Es gefiel mir nicht, so instrumentalisiert zu werden, und ich war außer mir vor Wut, dass es Meg widerfuhr, aber ich musste zugeben, dass es Willy in letzter Zeit öfter so ging. Und es war verständlich, dass es ihn zur Weißglut brachte.

Er hatte Pa schon einmal wegen dieser Frau zur Rede gestellt. Ich war zur moralischen Unterstützung mitgekommen. Die Szene spielte sich in Pas Arbeitszimmer in Clarence House ab. Ich weiß noch, dass die Fenster weit offen standen und die weißen Vorhänge sich im Wind bauschten, es muss also ein warmer Abend gewesen sein. Willy fragte Pa auf den Kopf zu: *Wie kannst du zulassen, dass eine Fremde deinen Söhnen so etwas antut?*

Pa wurde sofort ungehalten. Er fing an zu schreien, Willy sei paranoid. Wir seien es beide. Wenn wir schlechte Presse bekämen und er gute, heiße das noch lange nicht, dass seine Mitarbeiter dahintersteckten.

Aber wir hatten Beweise. Reporter in echten Nachrichtenredaktionen versicherten uns, diese Frau würde uns verraten.

Pa wollte es nicht hören. Seine Antwort war kleinlich und armselig. *Granny hat so jemanden, warum soll ich dann nicht auch jemanden haben?*

Er spielte auf Angela an. Neben den vielen anderen Tätigkeiten, die sie für Granny verrichtete, platzierte sie angeblich auch Artikel in Zeitungen.

Was für ein blödsinniger Vergleich, sagte Willy. Warum sollte jemand, der bei vollem Verstand war, ein erwachsener Mann, seine eigene Angela haben wollen?

Aber Pa sagte es einfach immer wieder. Granny habe so jemanden, Granny habe so jemanden. Es sei allerhöchste Zeit, dass er auch so jemanden habe.

Ich war froh, dass Willy das Gefühl hatte, immer noch mit mir über Pa und Camilla sprechen zu können, trotz allem, was wir in letzter Zeit durchgemacht hatten. Ich witterte eine Gelegenheit, die jüngsten Spannungen zwischen uns anzusprechen, und versuchte das, was Pa und

Camilla ihm angetan hatten, und das, was die Presse Meg angetan hatte, miteinander in Verbindung zu setzen.

Doch Willy herrschte mich an: *Mit euch beiden habe ich ganz andere Probleme!*

Von einem Moment auf den anderen richtete sich sein ganzer Zorn auf mich. Ich erinnere mich nicht an den genauen Wortlaut, weil ich von all unseren Auseinandersetzungen völlig erschöpft war, ganz zu schweigen von dem kürzlichen Umzug nach Frogmore und in ein neues Büro – und ich war vollkommen auf die Geburt unseres ersten Kindes fokussiert. Aber ich erinnere mich an alle äußerlichen Einzelheiten der Szene. Die Osterglocken, das sprießende Gras, ein Düsenflieger, der in Heathrow startete und ungewöhnlich tief in Richtung Westen flog und dessen Triebwerke meine Brust vibrieren ließen. Ich weiß noch, wie bemerkenswert ich es fand, dass ich Willy über den Lärm des Flugzeugs hinweg hören konnte. Ich begriff nicht, wie er nach der Konfrontation im Nott Cott noch so viel Wut verspüren konnte.

Er hatte sich in Fahrt geredet, und ich verlor den Faden. Ich konnte nicht folgen, und ich hörte auf, es zu versuchen. Ich verstummte und wartete darauf, dass er sich beruhigte.

Dann drehte ich mich um. Meg kam aus dem Haus und hielt genau auf mich zu. Ich schaltete rasch den Lautsprecher ab, aber sie hatte es schon gehört. Und Willy sprach so laut, dass sie ihn auch ohne Lautsprecher hören konnte.

Die Tränen in ihren Augen schimmerten im Schein der Frühlingssonne. Ich wollte etwas sagen, aber sie blieb stehen und schüttelte den Kopf.

Eine Hand auf den Bauch gelegt, wandte sie sich um und ging zum Haus zurück.

65

Die entfernten sich beide nicht weit von Haus. Niemand hatte das und sie verfolgten sich beide nicht weit von Haus. Niemand hatte das Gefühl, dass es sich lohnte, nach Hause zu gehen. Wir saßen alle nur herum und warteten, gingen hin und wieder ein Stück spazieren, betrachteten die Kühe.

Als Meg eine Woche über den Termin war, begannen das Kommunikationsteam und der Palast Druck auf mich auszuüben. *Wann kommt denn das Baby? Die Presse kann nicht ewig warten, wisst ihr?*

Oh. Die Presse wird ungeduldig? Um Gottes willen!

Megs Ärztin hatte verschiedene homöopathische Methoden ausprobiert, um den Stein ins Rollen zu bringen, aber unser kleiner Besucher wollte einfach bleiben, wo er war. (Ich weiß nicht, ob wir je auf Grannys Vorschlag einer holprigen Autofahrt zurückgriffen.) Schließlich sagten wir: *Wir sollten einfach nachsehen lassen, ob alles in Ordnung ist. Und bereit sein, wenn die Ärztin sagt, dass es so weit ist.*

Wir stiegen in einen unscheinbaren Kleinbus und schlichen uns aus Frogmore hinaus, ohne die Aufmerksamkeit der an den Toren postierten Journalisten zu erwecken. In dieser Art von Fahrzeug hätten sie uns nie vermutet. Kurz darauf trafen wir im Portland Hospital ein, wo man uns erst in einem geheimen Aufzug und dann in einem Privatzimmer verschwinden ließ. Unsere Ärztin kam herein, sprach alles mit uns durch und sagte, es sei an der Zeit, die Wehen einzuleiten.

Meg war ganz ruhig. Ich war auch ruhig. Aber ich sah zwei Möglichkeiten, meine Ruhe noch zu steigern. Erstens: Nandos Hühnchen (von unseren Leibwächtern ins Krankenhaus gebracht). Zweitens: eine Flasche mit Lachgas, die an Megs Bett stand. Ich nahm mehrere langsame, tiefe Züge. Meg, die auf einem riesigen lila Ball herumhüpfte – eine bewährte Methode, um der Natur ein wenig auf die Sprünge zu helfen –, lachte und verdrehte die Augen.

Ich nahm noch ein paar Züge, und jetzt hüpfte ich auch.

Als die Kontraktionen rascher und stärker wurden, kam eine Schwester und wollte Meg etwas Lachgas gebe. Doch es war nichts mehr da. Die Schwester sah erst die Flasche und dann mich an, und ich merkte, wie es ihr dämmerte: Ach, du meine Güte, der Ehemann hat alles aufgebraucht.

Entschuldigung, sagte ich kleinlaut.

Meg lachte, und die Schwester musste auch lachen und tauschte rasch

die Flasche aus.

Meg stieg in eine Badewanne, ich schaltete sanfte Musik ein. Deva Premal: Sie remixt Sanskrit-Mantras zu gefühlvollen Hymnen. (Premal gab an, ihr erstes Mantra in der Gebärmutter gehört zu haben, gesungen von ihrem Vater, und als er starb, sang sie ihm dasselbe Mantra vor.) Beeindruckend.

In unserer Reisetasche hatten wir dieselben elektrischen Teelichte, die ich am Abend des Heiratsantrags im Garten aufgestellt hatte. Jetzt gruppierte ich sie im Krankenhauszimmer. Ich stellte auch ein gerahmtes Foto meiner Mutter auf einen kleinen Tisch. Megs Idee.

Zeit verstrich. Eine Stunde ging zäh in die andere über. Muttermund minimal geöffnet.

Meg machte viele Atemübungen gegen die Schmerzen. Dann brachten die Atemübungen nichts mehr. Sie hatte so starke Schmerzen, dass sie eine PDA brauchte.

Der Anästhesist eilte ins Zimmer. Die Musik ging aus, das Licht ging an.

Hoppla. Ganz andere Atmosphäre.

Er gab ihr eine Spritze ins Rückenmark.

Der Schmerz ließ trotzdem nicht nach. Der Wirkstoff gelangte offenbar nicht dorthin, wohin er sollte.

Der Anästhesist kam wieder herein und machte das Ganze noch einmal.

Alles beruhigte und beschleunigte sich zugleich.

Nach zwei Stunden kam ihre Ärztin wieder und zog ein Paar Gummihandschuhe über. *So, meine Herrschaften, es ist so weit*. Ich postierte mich am Kopfende des Bettes, hielt Megs Hand, redete ihr aufmunternd zu. *Pressen, mein Schatz. Atmen*. Die Ärztin reichte Meg einen kleinen Handspiegel. Ich warf einen kurzen Blick hinein, sah den Kopf des Babys darin. Er hing fest. In der Nabelschnur verheddert. *O nein, bitte nicht!* Die Ärztin blickte auf, einen entschlossenen Ausdruck um den Mund. Es wurde ernst.

Ich sagte zu Meg: *Du musst jetzt pressen, mein Schatz*.

Ich sagte ihr nicht, warum. Ich sagte ihr nichts von der Nabelschnur, von der Wahrscheinlichkeit eines Notkaiserschnitts. Ich sagte nur: *Du musst jetzt alles geben*.

Und sie tat es.

Ich versuchte, nicht hinzusehen, aber ich konnte nicht anders. Ich sah das kleine Gesicht, den winzigen Hals, die Brust und die Arme; alles drehte und wand sich. Das Leben, das Leben – unglaublich! Ich dachte: *Wow, es fängt wirklich alles mit einem Freiheitskampf an.*

Eine Schwester hüllte das Baby in eine Decke und legte es Meg auf die

Brust, und wir weinten beide, als wir es sahen, ihm begegneten. Es war ein gesunder kleiner Junge, und er war *da*.

Unsere Ayurveda-Ärztin hatte uns gesagt, in den ersten Minuten seines Lebens nehme ein Baby alles auf, was man zu ihm sage. *Also flüstern Sie dem Baby zu, sagen Sie dem Baby, was Sie ihm wünschen, wie sehr Sie es lieben. Sagen Sie es ihm.*

Wir sagten es ihm.

Ich erinnere mich nicht, irgendwen angerufen, irgendwem geschrieben zu haben. Ich erinnere mich, dass ich zusah, wie die Schwestern Untersuchungen an meinem eine Stunde alten Sohn durchführten, und dann verschwanden wir. In den Aufzug, in die Tiefgarage, in den Kleinbus und fort. Zwei Stunden nach der Geburt unseres Sohnes waren wir wieder in Frogmore. Die Sonne war aufgegangen, und wir waren hinter geschlossenen Türen, bevor die offizielle Bekanntmachung erschien …

… dass Meg in den Wehen lag?

Ich hatte deshalb eine Auseinandersetzung mit Sara. *Du weißt, dass sie nicht mehr in den Wehen liegt*, sagte ich.

Sie erklärte, man müsse der Presse die dramatische, spannungsgeladene Geschichte geben, die sie verlangte.

Aber es stimmt doch nicht, sagte ich.

Ach, die Wahrheit tue nichts zur Sache. Es gehe darum, die Leute bei der Stange zu halten.

Nach ein paar Stunden stand ich in Windsor vor den Stallungen und verkündete der Welt: Es ist ein Junge. Tage später enthüllten wir den Namen. Archie.

Die Zeitungen waren erbost. Es hieß, wir hätten sie aufs Kreuz gelegt.

Hatten wir auch.

Sie fanden, wir seien … schlechte Partner?

Erstaunlich. Betrachteten sie uns immer noch als Partner? Erwarteten sie wirklich besondere Berücksichtigung, eine Vorzugsbehandlung – in Anbetracht dessen, wie sie uns in den vergangenen drei Jahren behandelt hatten?

Und dann zeigten sie der Welt, was für »Partner« sie tatsächlich waren. Ein BBC-Radioreporter postete auf seinem Social-Media-Account ein Foto – ein Mann und eine Frau, die einen Schimpansen bei den Händen hielten.

Die Bildunterschrift lautete: *Königliches Baby verlässt Krankenhaus.*

66

Ich fasste die jüngsten Entwicklungen für sie zusammen. Manches wusste sie schon, aber ich ergänzte wichtige Einzelheiten.

Sie wirkte schockiert.

Entsetzlich, sagte sie.

Sie versprach, die Biene zu uns zu schicken.

Ich hatte mein ganzes Leben mit Höflingen zu tun gehabt, mit Scharen von ihnen, aber jetzt hatte ich es größtenteils nur noch mit dreien zu tun, allesamt weiße Männer mittleren Alters, denen es mithilfe einer Reihe ebenso gewagter wie skrupelloser Manöver gelungen war, ihre Macht zu festigen. Sie hatten normale Namen, überaus britische Namen, lassen sich aber einfacher in zoologische Kategorien einordnen. Die Biene. Die Fliege. Und die Wespe.

Die Biene hatte ein ovales Gesicht und war pelzig, und sie glitt meist mit großer Gelassenheit und Selbstsicherheit dahin, als wäre sie ein Segen für alle Lebewesen auf Erden. Sie wirkte so gelassen, dass die Leute sich nicht vor ihr fürchteten. Ein großer Fehler. Mitunter ihr letzter.

Die Fliege hatte einen großen Teil ihrer Laufbahn in der näheren Umgebung von Exkrementen absolviert und sich sogar zu ihnen hingezogen gefühlt. Die Innereien der Regierung, die wurmähnlichen Eingeweide: Sie liebte sie, nährte sich daran, rieb sich freudig die Hände darüber, auch wenn sie es sich nicht anmerken ließ. Sie war um eine legere Ausstrahlung bemüht und wollte sich den Anstrich geben, mit cooler Effizienz und stets hilfreich über den Dingen zu schweben.

Die Wespe war hager, anmutig, arrogant – geballte, zuckende Energie. Sie war sehr gut darin, sich höflich, ja unterwürfig zu geben. Man äußerte eine Tatsache, etwas scheinbar Unumstößliches – *Ich würde sagen, morgens geht die Sonne auf* –, und sie stammelte, man solle doch vielleicht einmal die Möglichkeit erwägen, falsch informiert zu sein: *Nun, hehe, ich wäre mir da nicht so sicher, Eure Königliche Hoheit, wissen Sie, es hängt doch ganz davon ab, was Sie mit* morgens *meinen, Sir.*

UM DAS LASTER MIT GANNY BEIM KREUZ ZU BEVOR SIE MICH BAUMORD

Weil sie so schmächtig wirkte, so zurückhaltend, war man womöglich versucht, Widerstand zu leisten, auf seinem Standpunkt zu beharren, und dann landete man auf ihrer Abschussliste. Kurze Zeit später stach sie mit ihrem überdimensionierten Stachel ohne Vorwarnung so fest zu, dass man einen verwirrten Schrei ausstieß. *Wo zum Teufel kam das denn her?*

Ich mochte diese Männer nicht, und sie konnten mit mir nichts anfangen. Sie betrachteten mich im besten Fall als unbedeutend und im schlimmsten Fall als dumm. Vor allem aber wussten sie, was sie für mich waren: Thronräuber. Tief in meinem Inneren fürchtete ich, dass sich diese Männer selbst als den einzig wahren Monarchen empfanden, dass sich jeder von ihnen an einer Königin in ihren Neunzigern schadlos hielt und sich an seiner einflussreichen Position erfreute, während er sich den Anschein eines bloßen Dieners verlieh.

Zu diesem Schluss war ich durch harte Erfahrungen gelangt. Beispielsweise hatten Meg und ich uns mit der Wespe über die Presse beratschlagt, und sie hatte zugestimmt, die Situation sei fürchterlich, man müsse dem Einhalt gebieten, bevor jemand verletzt wurde. *Ja! Da widersprechen wir nicht!* Die Wespe schlug vor, dass der Palast eine Gipfelrunde mit allen bedeutenden Redakteuren einberief und ihnen unsere Lage auseinandersetzte.

Endlich hat es jemand begriffen, sagte ich zu Meg.

Wir hörten nie wieder von ihr.

Ich war darum skeptisch, als Granny anbot, uns die Biene zu schicken. Aber ich ermahnte mich, aufgeschlossen zu bleiben. Vielleicht würde es diesmal anders laufen, weil Granny sie persönlich schickte.

Einige Tage später empfingen Meg und ich die Biene in Frogmore, wo wir es uns in unserem neuen Salon bequem machten, boten ihr ein Glas Rosé an und präsentierten ihr unser Vorhaben in allen Einzelheiten. Die Biene schrieb eifrig mit, schlug immer wieder eine Hand vor den Mund und schüttelte den Kopf. Sie habe die Schlagzeilen gesehen, sagte sie, sich aber nicht vor Augen geführt, welche Auswirkungen sie auf ein junges Paar haben könnten.

Diese Flut von Hass und Lügen sei in der britischen Geschichte einzigartig, sagte die Biene. Etwas Vergleichbares habe sie noch nicht erlebt.

Danke, sagten wir. *Danke für Ihr Verständnis.*

Die Biene versprach, die Sache mit allen Beteiligten zu besprechen und sich mit einem Schlachtplan, einer Reihe konkreter Lösungen wieder an uns zu wenden.

Wir hörten nie wieder von ihr.

67

MEG UND ICH TELEFONIERTEN mit Elton John und seinem Ehemann David, und wir gestanden ihnen Wir brauchen Hilfe.

Wir drehen hier langsam durch, Leute.

Kommt doch zu uns, sagte Elton.

Womit er ihr Haus in Frankreich meinte.

Sommer 2019.

Also taten wir das. Ein paar Tage lang saßen wir auf ihrer Terrasse und tankten ihre Sonne. Wir verbrachten lange heilsame Augenblicke damit, auf das azurblaue Meer zu starren, und es fühlte sich nicht nur wegen der luxuriösen Umgebung dekadent an. Freiheit jeglicher Art, in jeglichem Ausmaß, war inzwischen mit einem Gefühl von skandalösem Luxus verbunden. Auch nur einen Nachmittag lang aus dem Goldfischglas zu entkommen, fühlte sich wie Freigang für Gefängnisinsassen an.

Eines Nachmittags fuhren wir mit David auf Motorrollern durch die Gegend, um die lokale Bucht herum, die Küstenstraße hinunter. Ich saß am Lenker, Meg hinter mir, und sie breitete die Arme aus und schrie vor Freude, während wir durch kleine Städtchen sausten, durch geöffnete Fenster rochen, was es zum Abendessen gab, im Garten spielenden Kindern zuwinkten. Sie winkten alle zurück und lächelten. Sie kannten uns nicht.

Das Beste an dem Besuch war, mit anzusehen, wie Elton und David und ihre beiden Söhne sich in Archie verliebten. Ich ertappte Elton oft dabei, wie er Archies Gesicht studierte, und ich wusste, was er dachte: Mummy. Ich wusste es, weil es mir auch oft so ging. Ein ums andere Mal sah ich einen bestimmten Ausdruck auf Archies Gesicht und hielt plötzlich inne. Beinahe hätte ich es Elton anvertraut, hätte ihm erzählt, wie sehr ich wünschte, meine Mutter könnte ihren Enkel halten, wie oft ich Archie in den Arm nahm und sie dabei spürte – oder es mir wünschte. In jeder Umarmung schwang Nostalgie mit; in jedem Zubettbringen lag ein Hauch von Trauer.

Bringt einen irgendetwas so unmittelbar mit der Vergangenheit in Kontakt

wie das Elternsein?

Am letzten Abend verspürten wir alle dieses vertraute Unbehagen am Urlaubsende: *Warum kann es nicht ewig so weitergehen?* Wir ließen uns von der Terrasse zum Pool und wieder zurück treiben, Elton servierte Cocktails, David und ich sprachen über die jüngsten Nachrichten. Und über den traurigen Zustand der Presse. Und darüber, was das für den Zustand Großbritanniens bedeutete.

Das Gespräch kam auf Bücher. David erwähnte Eltons Memoiren, an denen er jahrelang gearbeitet habe. Sie seien endlich abgeschlossen, und Elton sei mächtig stolz darauf, und das Veröffentlichungsdatum rücke näher.

Bravo, Elton!

Elton erwähnte, eine Zeitung werde sie in Fortsetzungen abdrucken.

Wirklich?

Ja. Die Daily Mail.

Er sah meine Miene. Er schaute rasch weg.

Elton, wie zum Teufel …

Ich will, dass es gelesen wird!

Aber Elton … Genau bei den Leuten, die dir das Leben zur Hölle gemacht haben?

Ganz genau. Wer wäre besser dafür geeignet als die Zeitung, die mein ganzes Leben lang so giftig zu mir war?

Da es ein warmer Abend war, hatte ich ohnehin schon geschwitzt. Aber jetzt tropften mir Schweißperlen von der Stirn. Ich rief ihm die Lügen ins Gedächtnis, die die *Mail* über ihn gedruckt hatte. Verdammt noch mal, vor etwas über zehn Jahren hatte er sie noch verklagt, nachdem sie behauptet hatten, er habe sich auf einer Wohltätigkeitsveranstaltung auserbeten, von niemandem angesprochen zu werden.

Am Ende hatten sie ihm einen Spendenscheck über hunderttausend Pfund ausstellen müssen. Ich rief ihm ins Gedächtnis, dass er in einem Interview die ergreifenden Worte gesagt hatte: *Sie können mich als ein fettes altes Arschloch bezeichnen. Sie können mich als einen talentlosen Mistkerl bezeichnen. Sie können mich als Schwuchtel bezeichnen. Aber sie dürfen keine Lügen über mich verbreiten.*

Er wusste nichts zu erwidern.

Aber ich ritt nicht darauf herum.

Ich liebte ihn. Ich werde ihn immer lieben.

Und außerdem wollte ich uns den Urlaub nicht vermiesen.

68

Eine wunderbare, mit anzusehen, wie sich ein ganzes Land in meine Frau verliebte.

Ich rede von Südafrika.

September 2019.

Eine weitere Auslandsreise in Vertretung der Königin und ein weiterer Triumph. Von Kapstadt bis Johannesburg konnten die Menschen gar nicht genug von Meg bekommen.

Wir fühlten uns daher etwas selbstsicherer, etwas beherzter, als wir uns wenige Tage vor der Rückkehr nach Hause kampfbereit machten und ankündigten, drei der vier britischen Boulevardblätter (darunter die, die Megs Brief an ihren Vater abgedruckt hatte) wegen ihres schändlichen Verhaltens und der langjährigen Praxis des Abhörens von Telefonen zu verklagen.

Es lag zum Teil an Elton und David. Gegen Ende unseres jüngsten Besuchs hatten sie uns einem Anwalt vorgestellt, einem Bekannten von ihnen, der ein toller Kerl war und mehr über den Abhörskandal wusste als sonst irgendwer, den ich kannte. Er hatte sein Expertenwissen und jede Menge Beweise aus dem staatlichen Gericht mit mir geteilt, und als ich ihm sagte, ich wünschte, ich könnte damit irgendetwas anfangen, als ich mich beklagte, dass uns der Palast ständig Steine in den Weg legte, schlug er eine atemberaubend elegante Lösung vor.

Warum nehmt ihr euch denn nicht selbst einen Anwalt?

Ich stammelte: *Du meinst … Soll das heißen, wir könnten einfach …*

Was für ein Gedanke. Das war mir nie in den Sinn gekommen.

Ich war so darauf konditioniert, zu tun, was mir gesagt wurde.

69

Ich schickte eine Nachricht an, um es ihr zu sagen. Pa auch. Und Willy

Ich sagte es auch der Biene, setzte sie im Voraus über den Gerichtsprozess in Kenntnis, teilte ihr mit, dass wir eine Erklärung vorbereitet hatten, bat sie, die Presseanfragen, die die Erklärung unweigerlich nach sich ziehen würde, an unser Büro weiterzuleiten. Sie wünschte uns alles Gute. Daher amüsierte es mich zu hören, dass sie und die Wespe behaupteten, keinerlei Vorwarnung erhalten zu haben.

In der Ankündigung des Gerichtsprozesses legte ich der Welt meine Situation dar:

Meine Frau ist zu einem der jüngsten Opfer einer britischen Boulevardpresse geworden, die Feldzüge gegen einzelne Personen führt, ohne sich Gedanken über die Konsequenzen zu machen – einen unbarmherzigen Feldzug, der im Laufe des vergangenen Jahres eskaliert ist, im Laufe ihrer Schwangerschaft und während wir unseren neugeborenen Sohn aufzogen … Ich kann nicht einmal annähernd beschreiben, wie quälend das war … Dies mag nicht der bequeme Weg sein, aber es ist der richtige. Denn meine größte Angst ist, dass sich die Geschichte wiederholen könnte … Ich habe meine Mutter verloren, und jetzt sehe ich, wie meine Frau den gleichen gewaltigen Mächten zum Opfer fällt.

Über den Gerichtsprozess wurde nicht so ausführlich berichtet wie darüber, dass Meg es beispielsweise wagte, eine Autotür selbst zu schließen. Tatsächlich wurde so gut wie gar nicht darüber berichtet. Trotzdem sprach es sich im Freudeskreis herum. Viele schrieben: *Warum gerade jetzt?*

Ganz einfach. In wenigen Tagen würde sich das Gesetz zum Schutz des Persönlichkeitsrechts zugunsten der Boulevardpresse ändern. Wir wollten vor Gericht angehört werden, bevor man uns einen Knüppel zwischen die Beine warf.

Freunde fragten auch: *Warum überhaupt klagen, wo ihr in der Presse doch obenauf seid? Die Südafrikareise war ein Triumph, die Berichterstattung überwältigend positiv.*

Gerade deswegen, erklärte ich. *Es geht nicht darum, dass wir gute Presse wollen oder brauchen. Es geht darum, dass diese Leute nicht mit strafbaren Übergriffen und Lügen davonkommen dürfen. Insbesondere mit der Art von Lügen, die Unschuldige vernichten kann.*

Vielleicht klang ich ein wenig selbstgerecht. Vielleicht klang ich hochnäsig. Aber kurz nach der Ankündigung des Prozesses fühlte ich mich durch einen grässlichen Artikel im *Express* angespornt.

Wie Meghan Markles Blumen womöglich Prinzessin Charlottes Leben gefährdet haben.

Dieser jüngste »Skandal« drehte sich um die Blumenkränze, die unsere Brautjungfern vor mehr als einem Jahr getragen hatten. In den Kränzen waren auch einige Maiglöckchen gewesen, die für Kinder giftig sein können. Vorausgesetzt, die Kinder *essen* sie.

Was machte es schon, dass ein professioneller Florist diese Kränze zusammengestellt hatte? Was machte es schon, dass es nicht Meg war, die diese »gefährliche Entscheidung« getroffen hatte? Was machte es schon, dass frühere königliche Bräute, darunter Kate und meine Mutter, ebenfalls Maiglöckchen verwendet hatten?

Was machte das alles schon? Die Geschichte über Meghan, die Mörderin war einfach zu gut.

Ein Begleitfoto zeigte meine arme kleine Nichte mit dem Kranz auf dem Kopf, das Gesicht von einem Schmerzanfall verzerrt, oder vielleicht war es auch ein Niesen. Das Foto daneben zeigte Meg, die offenbar über jede Sorge erhaben war, dass dieses engelsgleiche Kind jeden Moment sterben könnte.

70

Ich wurde in den Buckingham Palace eingeladen. Mittagessen mit Granny und Pa. Die Einladung kam in Form einer knappen E-Mail der Biene, und der Tonfall besagte nicht: *Hättest du Lust, mal vorbeizuschauen?*

Er besagte eher: *Beweg deinen Arsch hierher.*

Ich schlüpfte in einen Anzug, sprang ins Auto.

Beim Betreten des Raumes sah ich zuerst die Gesichter der Biene und der Wespe. Ein Hinterhalt. Ich dachte, es sollte ein Familienessen sein. Anscheinend nicht.

Allein, ohne meine Mitarbeiter, ohne Meg, wurde ich umgehend wegen meines gerichtlichen Vorgehens zur Rede gestellt. Mein Vater sagte, der Ruf der Familie werde dadurch gewaltigen Schaden erleiden.

Wie das denn?

Es macht unsere Beziehung zu den Medien kompliziert.

Kompliziert. Das trifft es.

Alles, was du tust, hat Auswirkungen auf die gesamte Familie.

Das Gleiche könnte man über jede deiner Handlungen und Entscheidungen sagen. Sie wirken sich auch auf uns aus. Zum Beispiel, wenn du dieselben Redakteure und Journalisten zum Essen einlädst, die mich und meine Frau attackiert haben …

Die Biene und die Wespe meldeten sich zu Wort, um mich zu ermahnen: *Man muss ein gewisses Verhältnis mit der Presse pflegen … Sir, darüber haben wir doch bereits gesprochen.*

Ein Verhältnis ja. Aber keine schmutzige Affäre.

Ich schlug einen neuen Kurs ein. *Jeder in diese Familie hat die Presse schon verklagt, Granny eingeschlossen. Wo ist da der Unterschied?*

Schweigen im Walde.

Es gab noch etwas Gerangel, und dann sagte ich: *Hört zu, uns blieb nichts anderes übrig. Und wir hätten es nicht tun müssen, wenn ihr uns geschützt hättet. Und im selben Zug die Monarchie geschützt hättet. Ihr erweist euch selbst einen Bärendienst, wenn ihr meine Frau nicht schützt.*

Ich blickte mich am Tisch um. Versteinerte Mienen. War es Unverständnis? Kognitive Dissonanz? War irgendeine übergeordnete Mission im Spiel? Oder … wussten sie es wirklich nicht? Steckten sie so tief in einer Blase, dass ihnen wirklich nicht ganz bewusst gewesen war, wie schlimm die Dinge standen?

Wenn zum Beispiel der *Tatler* unter Berufung auf ein altes Eton-Sprichwort schrieb, ich hätte Meg geheiratet, weil »Ausländerinnen« wie sie »leichter zu haben« seien als Mädchen »mit dem richtigen Hintergrund«. Oder wenn die *Daily Mail* Meg eine »soziale Aufsteigerin« nannte, weil sie es in nur hundertfünfzig Jahren »von der Sklaverei ins Königshaus« geschafft habe.

Oder die Beiträge in den sozialen Medien, die sie als »Jachtgirl« und als »Eskorte« bezeichneten oder sie als »geldgeil«, als »Hure« und »Miststück« und »Schlampe« titulierten und das N-Wort gebrauchten – mehrfach. Einige dieser Beiträge waren in den Kommentarspalten aller drei Social-Media-Kanäle des Palasts zu finden – und immer noch nicht beseitigt worden.

Oder der Tweet, in dem stand: *Liebe Herzogin, ich will ja nicht sagen, dass ich Sie hasse, aber ich hoffe, Ihre nächste Periode kriegen Sie in einem Haifischbecken.*

Oder die Enthüllung rassistischer Textnachrichten von Jo Marney, der Freundin des UKIP-Führers Henry Bolton, darunter eine, in der stand, meine »schwarzamerikanische« Verlobte würde die Königsfamilie »besudeln« und einem »schwarzen König« den Boden bereiten, und eine weitere, in der Ms. Marney versicherte, sie werde niemals Sex mit »einem N****« haben. (Sie schrieb das Wort aus.)

Wir sind hier in Großbritannien und nicht in Afrika.

Oder wenn sich die *Mail* beschwerte, Meg könne die Hände nicht von ihrem Babybauch lassen, sie würde ihn reiben und reiben, als wäre sie ein Sukkubus.

Es war so ausgeartet, dass zweiundsiebzig weibliche Parlamentsangehörige aus beiden großen Parteien die »kolonialen Untertöne« der gesamten Zeitungsberichterstattung über die Herzogin von Sussex verurteilt hatten.

Nichts davon war eines öffentlichen oder privaten Kommentars meiner Familie würdig gewesen.

Ich wusste, dass sie es für sich damit rechtfertigten, es sei auch nicht anders als bei Camilla. Oder bei Kate. Aber es *war* anders. Eine Studie hatte sich eingehend mit vierhundert niederträchtigen Tweets zu Meg befasst. Mithilfe von Datenexperten und Computeranalytikern war die Studie zu dem Ergebnis gekommen, dass diese Hasswelle ausgesprochen untypisch war, Lichtjahre von allem entfernt, was je gegen Camilla oder Kate gerichtet worden war. Für einen Tweet, in dem Meg »Königin der Affeninsel« genannt wurde, gab es keinen historischen Präzedenzfall und kein Gegenstück.

Und es ging dabei nicht um verletzte Gefühle oder angeknackste Egos. Hass hat körperliche Auswirkungen. Es gab haufenweise wissenschaftliche Untersuchungen, die zeigten, wie ungesund es ist, öffentlich angefeindet und verspottet zu werden. Die weiter reichenden gesellschaftlichen Auswirkungen waren unterdessen noch beängstigender. Bestimmte Menschen sind für diese Art von Hass anfälliger und lassen sich dadurch anstacheln. Daher auch das Päckchen mit verdächtigem weißem Pulver, das in unser Büro geschickt worden war, begleitet von einem widerwärtigen rassistischen Brief.

Ich sah Granny an, ich sah in die Runde, erinnerte sie alle daran, dass Meg und ich es mit einer völlig einzigartigen Situation zu tun hatten und dass wir dabei ganz auf uns gestellt waren. Unser Mitarbeiterstab sei zu klein, zu jung und massiv unterfinanziert.

Die Biene und die Wespe räusperten sich missbilligend und sagten, wir hätten verlauten lassen sollen, dass es uns an Ressourcen mangelte.

Verlauten lassen? Ich sagte, ich hätte sie alle mehrfach angebettelt, und einer unserer führenden Mitarbeiter habe ebenfalls mehrere Gesuche eingereicht.

Granny sah die Biene und die Wespe an: *Stimmt das?*

Die Biene sah ihr direkt ins Gesicht und sagte unter heftig zustimmendem Nicken der Wespe: *Eure Majestät, wir haben keines dieser Hilfegesuche erhalten.*

71

Veranstaltung zu Ehren von Kindern, die schwer erkrankt sind.

MEG UND ICH NAHMEN an den Welt Child Awards teil, einer jährlichen Oktober 2019.

Ich war seit 2007 königlicher Schirmherr der Organisation und hatte über die Jahre hinweg viele Male teilgenommen, und es ging mir immer sehr nah. Die Kinder waren so tapfer, ihre Eltern so stolz – und gepeinigt. An diesem Abend wurden mehrere Preise verliehen, für Inspiration, für Tapferkeit, und ich überreichte einen an ein besonders widerstandsfähiges Vorschulkind.

Ich betrat die Bühne, setzte zu meiner kurzen Rede an, und mein Blick fiel auf Megs Gesicht. Ich dachte daran zurück, wie wir beide vor einem Jahr, nur wenige Wochen nach dem Schwangerschaftstest, an dieser Veranstaltung teilgenommen hatten. Wie alle werdenden Eltern waren wir von Hoffnung und Sorge erfüllt gewesen, und nun hatten wir einen gesunden kleinen Jungen zu Hause. Aber diesen Eltern und Kindern war ein solches Glück nicht vergönnt gewesen. Dankbarkeit und Mitgefühl strömten in meiner Brust zusammen, und mir versagte die Stimme. Unfähig zu sprechen, umklammerte ich das Pult und beugte mich vor. Die Moderatorin, die mit meiner Mutter befreundet gewesen war, trat vor und rieb mir die Schulter. Das half, ebenso wie der aufbrandende Applaus, der mir etwas Zeit verschaffte, um meine Stimmbänder wieder in Schwung zu bringen. Kurz darauf kam eine Textnachricht von Willy. Er war in Pakistan unterwegs. Er sagte, ich sei eindeutig angeschlagen, und er mache sich Sorgen um mich.

Ich dankte ihm für seine Anteilnahme und versicherte ihm, es gehe mir gut. Mir seien vor einem Saal voller kranker Kinder und ihrer Angehörigen die Gefühle durchgegangen, nachdem ich kurz zuvor selbst Vater geworden sei – das sei nicht unnormal.

Er sagte, es gehe mir nicht gut. Er sagte noch einmal, ich bräuchte Hilfe.

Ich erinnerte ihn daran, dass ich in Therapie war. Vor Kurzem hatte er sogar gesagt, er wolle mich zu einer Sitzung begleiten, weil er den Verdacht hatte, man würde mich einer »Gehirnwäsche« unterziehen.

Ich hatte durchgeatmet. *Dann komm mit*, hatte ich gesagt. *Es wird dir guttun. Es wird uns guttun.*

Er war nie mitgekommen.

Seine Strategie war offensichtlich: Es ging mir nicht gut, weshalb ich mich nicht klug verhielt. Als müsste mein ganzes Verhalten in Zweifel gezogen werden.

Ich bemühte mich sehr, in meinen Nachrichten an ihn einen höflichen Tonfall beizubehalten. Trotzdem wuchs sich der Austausch zu einer Auseinandersetzung aus, die sich über zweiundsiebzig Stunden hinzog. Es ging hin und her, den ganzen Tag lang, bis in die Nacht hinein – wir hatten noch nie einen solchen Streit gehabt. Wütend, aber auch unendlich weit auseinander, so als sprächen wir verschiedene Sprachen. Hin und wieder wurde mir bewusst, dass sich meine größte Angst bewahrheitete: Nach monatelanger Therapie, nachdem ich hart daran gearbeitet hatte, bewusster, eigenständiger zu werden, war ich für meinen älteren Bruder ein Fremder. Er konnte sich nicht mehr mit mir identifizieren – mich nicht mehr tolerieren.

Oder vielleicht war es auch nur die Belastung der vergangenen Jahre, der vergangenen Jahrzehnte, die sich endlich Bahn brach.

Ich hob die Nachrichten auf. Ich habe sie immer noch. Manchmal lese ich sie, traurig, verwirrt, und denke: *Wie ist es nur so weit gekommen?*

In seinen letzten Nachrichten schrieb Willy, er liebe mich. Ich läge ihm sehr am Herzen. Er würde alles Notwendige tun, um mir zu helfen.

Er schrieb, ich solle nie aufhören, das Gleiche für ihn zu empfinden.

72

MEG UND ICH ÜBERLEGTEN, das Weite zu suchen, aber diesmal sprachen wir nicht von einem Tag in Wimbledon oder einem Wochenende bei Elton.

Wir sprachen von Flucht.

Ein Freund kannte jemanden mit einem Haus auf Vancouver Island, das wir mieten konnten. Ruhig, im Grünen, allem Anschein nach abgelegen. Nur per Fähre oder Flugzeug zu erreichen, sagte der Freund.

November 2019.

In einer stürmischen Nacht kamen wir im Schutz der Dunkelheit mit Archie, Guy, Pula und unserem Kindermädchen an und versuchten in den darauffolgenden Tagen abzuschalten. Es fiel uns nicht schwer. Von morgens bis abends brauchten wir nicht ein einziges Mal Angst zu haben, jemand könnte uns auflauern. Das Haus befand sich unmittelbar am Rand eines leuchtend grünen Waldes, es verfügte über große Gärten, in denen Archie und die Hunde spielen konnten, und es war fast vollständig vom sauberen, kalten Meer umgeben. Morgens konnte ich darin ein belebendes Bad nehmen. Vor allem wusste niemand, dass wir dort waren. Wir gingen wandern, wir fuhren Kajak, wir spielten miteinander – in Frieden.

Nach ein paar Tagen brauchten wir Lebensmittel. Wir wagten uns schüchtern hinaus, fuhren die Straße hinunter ins nächste Dorf, gingen den Bürgersteig entlang wie Leute in einem Horrorfilm. Woher wird der Angriff kommen? Aus welcher Richtung?

Aber es passierte nichts. Die Menschen flippten nicht aus. Sie starrten uns nicht an. Sie griffen nicht zu ihren iPhones. Alle wussten oder spürten, dass wir irgendetwas durchmachten. Sie gaben uns Raum und gleichzeitig das Gefühl, willkommen zu sein, mit einem freundlichen Lächeln, einem Winken. Sie gaben uns das Gefühl, Teil einer Gemeinschaft zu sein. Sie gaben uns das Gefühl, normal zu sein.

Sechs Wochen lang.

Dann druckte die *Daily Mail* unsere Adresse ab.

Innerhalb von Stunden kamen die Boote. Eine Invasion zur See. Jedes

der Boote strotzte vor Teleobjektiven, wie Gewehre entlang des Decks aufgereiht, und die Objektive waren alle auf unsere Fenster gerichtet. Auf unseren Sohn.

So viel zum Thema Spielen im Garten.

Wir packten Archie, zogen ihn ins Haus.

Sie fotografierten durchs Küchenfenster, während er gefüttert wurde.

Wir schlossen die Jalousien.

Als wir das nächste Mal in den Ort fuhren, kamen wir unterwegs an vierzig Paparazzi vorbei. Vierzig. Wir haben sie gezählt. Jemand verfolgte uns. In unserem liebsten kleinen Gemischtwarenladen hing nun ein trauriges Schild im Schaufenster: *Keine Presse.*

Wir fuhren rasch wieder zum Haus, schlossen die Jalousien noch fester, kehrten in eine Art ständiges Dämmerlicht zurück.

Meg sagte, damit habe sich der Kreis offiziell geschlossen. Sie sei wieder in Kanada und habe Angst, die Jalousien zu öffnen.

Aber Jalousien genügten nicht. Die Sicherheitskameras am Zaun auf der Rückseite des Grundstücks filmten bald einen skelettartigen Mann, der auf und ab ging, hereinspähte, nach einem Schlupfloch suchte. Und über den Zaun hinweg fotografierte. Er trug eine schmutzige Daunenweste, seine speckige Hose fiel auf die zerschlissenen Schuhe herab, und er sah aus, als wäre er zu allem fähig. Zu allem. Er hieß Steve Dennett. Ein unabhängiger Paparazzo, der uns schon einmal im Auftrag von *Splash!* ausspioniert hatte.

Er war die Pest. Aber der Nächste würde vielleicht noch schlimmer als die Pest sein.

Hier können wir nicht bleiben, sagten wir.

Und doch …

So flüchtig sie auch gewesen war, diese Kostprobe der Freiheit hatte uns zum Nachdenken gebracht. Was, wenn das Leben … immer so sein könnte? Was, wenn wir wenigstens einen Teil des Jahres irgendwo weit fort verbringen könnten, wo wir immer noch für die Königin tätig waren, aber der Presse entgingen?

Frei. Frei von der britischen Presse, frei von dem Drama, frei von den Lügen. Aber auch frei von dem angeblichen »öffentlichen Interesse«, mit dem die fieberhafte Berichterstattung über uns gerechtfertigt wurde.

Die Frage war nur … wo?

Wir sprachen über Neuseeland. Wir sprachen über Südafrika. Vielleicht die Hälfte des Jahres in Kapstadt? Das könnte funktionieren. Weit weg von all dem Drama, aber näher an meiner Naturschutzarbeit – und an achtzehn weiteren Commonwealth-Staaten.

Ich hatte schon mal mit Granny darüber gesprochen. Sie hatte sogar ihre Einwilligung gegeben. Und ich hatte mit Pa darüber gesprochen, in Clarence House, im Beisein der Wespe. Er hatte gesagt, ich solle es schriftlich formulieren, was ich umgehend getan hatte. Innerhalb weniger Tage war es in der Presse gewesen und hatte einen riesigen Aufruhr verursacht. Als ich jetzt, Ende Dezember 2019, am Telefon mit Pa darüber sprach und ihm erzählte, wir würden ernsthafter als je zuvor erwägen, einen Teil des Jahres außerhalb von England zu verbringen, wollte ich nichts davon hören, als er sagte, ich müsse es niederschreiben.

Na ja, äh, das habe ich schon einmal gemacht, Pa. Und unser Plan ist sofort durchgesickert und gescheitert.

Ich kann dir nicht helfen, wenn du es nicht schriftlich festhältst, darling boy. So etwas muss durch sämtliche Regierungsinstanzen gehen.

Himmel, Arsch und …

In den ersten Tagen des Jahres 2020 schickte ich ihm einen mit Wasserzeichen versehenen Brief, in dem das Vorhaben umfassend und detailliert dargestellt war. In der anschließenden Korrespondenz, die durchgehend mit dem Hinweis PRIVAT UND VERTRAULICH versehen war, kam ich immer wieder auf die Kernaussage zurück: Wir waren zu jedem Opfer bereit, um etwas Frieden und Sicherheit zu finden, auch dazu, unsere Sussex-Titel aufzugeben.

Ich rief an, um ihn nach seiner Meinung zu fragen.

Er ging nicht ans Telefon.

Bald bekam ich eine lange E-Mail von ihm, in der stand, wir müssten uns zusammensetzen und persönlich über alles sprechen. Er wolle, dass wir so schnell wie möglich zurückkämen.

Da hast du Glück, Pa! Wir kommen in wenigen Tagen nach England, um Granny zu sehen … wann können wir uns denn treffen?

Nicht vor Ende Januar.

Was? Das ist ja erst in einem Monat.

Ich bin in Schottland. Ich schaffe es nicht früher.

Ich hoffe und baue fest darauf, dass wir weitere Gespräche führen können, ohne dass es an die Öffentlichkeit gelangt und es einen großen Rummel darum gibt, schrieb ich.

Er schloss mit einem Satz, der wie eine unheilvolle Drohung klang: *Ihr würdet euch den Befehlen der Monarchin und meiner selbst widersetzen, wenn ihr dieses Vorhaben weiterverfolgt, ehe wir darüber sprechen konnten.*

73

Wir kommen wieder nach England, sagte ich. *Wir würden dich gern sehen.* Ich sagte ausdrücklich, dass wir gern mit ihr über unsere Pläne bezüglich einer neuen Arbeitsvereinbarung sprechen würden.

Sie war nicht erfreut. Aber sie war auch nicht schockiert. Sie wusste, wie unglücklich wir waren, sie hatte diesen Tag kommen sehen.

Ich hatte das Gefühl, ein einziges gutes Gespräch mit meiner Großmutter könnte dieses Martyrium beenden.

Ich sagte: *Granny, hast du Zeit?*

Ja, natürlich! Ich habe die ganze Woche Zeit. Der Kalender ist leer.

Bestens. Meg und ich könnten zum Tee kommen und dann nach London zurückfahren. Am Tag darauf ist eine Veranstaltung im Canada House.

Ihr werdet von der Reise erschöpft sein. Wollt ihr hier übernachten?

Mit *hier* meinte sie Sandringham. Ja, das wäre einfacher, was ich auch sagte. *Das wäre wunderbar, danke.*

Wollt ihr auch deinen Vater treffen?

Ich habe ihn gefragt, aber er sagte, es ginge nicht. Er ist in Schottland und kommt erst Ende des Monats dort weg.

Sie gab ein leises Geräusch von sich. Ein Seufzen oder ein wissendes Grummeln. Ich musste lachen.

Sie sagte: *Dazu habe ich nur eines zu sagen.*

Ja?

Dein Vater macht immer, was er will.

Zwei Tage später, am 5. Januar, als Meg und ich gerade in Vancouver ein Flugzeug bestiegen, erhielt ich eine hektische Mitteilung von unseren Mitarbeitern, die eine hektische Mitteilung von der Biene erhalten hatten. Granny könne mich nicht treffen. *Ihre Majestät dachte ursprünglich, es sei möglich, was es jedoch nicht ist … Der Herzog von Sussex kann morgen nicht nach Norfolk kommen. Ihre Majestät wird im Laufe des Monats ein weiteres Treffen arrangieren können. Ehe ein solches Treffen stattgefunden hat, darf es zu keiner Verlautbarung irgendeiner Art kommen.*

Ich sagte zu Meg: *Sie hindern mich daran, meine Großmutter zu treffen.*

Nach der Landung überlegte ich, trotzdem direkt nach Sandringham zu fahren. Zum Teufel mit der Biene. Wer war sie denn schon, dass sie versuchte, mich von meiner Großmutter fernzuhalten? Ich stellte mir vor,

wie unser Wagen am Tor von der Palastwache angehalten wurde. Ich stellte mir vor, wie wir an den Sicherheitsleuten vorbeidonnerten, wie die Motorhaube das Tor aufstieß. Die Fantasie zerstreute mich und vertrieb mir während der Fahrt vom Flughafen die Zeit, aber nein. Ich würde den richtigen Moment abwarten müssen.

Als wir Frogmore erreicht hatten, rief ich Granny noch einmal an. Ich stellte mir vor, wie das Telefon auf ihrem Schreibtisch klingelte. Ich konnte es förmlich hören: *Brrring*, wie das rote Telefon im Bereitschaftszelt.

Feindberührung!

Dann hörte ich ihre Stimme.

Hallo?

Hi, Granny, ich bin's, Harry. Entschuldige, ich muss dich neulich missverstanden haben, als du sagtest, du hättest heute nichts zu tun.

Es kam kurzfristig etwas dazwischen.

Ihre Stimme klang merkwürdig.

Kann ich dann morgen vorbeikommen, Granny?

Ähm. Nun. Ich bin die ganze Woche beschäftigt.

Zumindest, ergänzte sie, habe ihr die Biene das gesagt …

Ist sie gerade bei dir, Granny?

Keine Antwort.

74

VON SARA ERFUHREN WIR, dass die *Sun* demnächst eine Story bringen würde, in der es hieß, der Herzog und die Herzogin von Sussex würden ihre Verpflichtungen dem Königshaus gegenüber aufgeben, um mehr Zeit in Kanada zu verbringen. Ein armseliger kleiner Mann, der Redakteur der Zeitung, der sich mit der Unterhaltungsindustrie beschäftigte, war angeblich für die Geschichte zuständig.

Warum gerade er? Warum in aller Welt dieser Typ?

Weil er sich in letzter Zeit zu einer Art Hofberichterstatter aufgeschwungen hatte, hauptsächlich gestützt auf seine heimlichen Verbindungen zu einer Person, die wiederum sehr eng mit jemandem aus Willys PR-Büro verbunden war – und die ihn mit trivialen (und weitgehend erfundenen) Klatschgeschichten versorgte.

Man konnte sich darauf verlassen, dass er alles falsch verstand, so wie bei seiner letzten großen »Exklusivgeschichte« zum Thema Tiaragate. Und man konnte sich außerdem darauf verlassen, dass er seine Geschichte blitzschnell in der Zeitung unterbringen würde, weil er vermutlich in Abstimmung mit dem Palast arbeitete, dessen Leute entschlossen waren, uns mit der Story zuvorzukommen. Das wollten wir nicht. Wir wollten nicht, dass irgendjemand uns mit dieser Nachricht zuvorkam und sie bei der Gelegenheit verdrehte.

Also mussten wir eilig ein Statement abgeben.

Ich rief noch einmal Granny an, erzählte ihr von der *Sun* und von der Notwendigkeit, sehr schnell eine Erklärung abzugeben. Dafür hatte sie Verständnis. Und sie sagte mir, sie sei einverstanden, sofern unsere Erklärung keinen »Anlass zu weiteren Spekulationen« gäbe.

Den genauen Wortlaut unserer Erklärung teilte ich ihr nicht mit. Zum einen fragte sie nicht danach, zum anderen kannte ich ihn ja selbst noch nicht in allen Einzelheiten. Ich legte ihr aber die grundsätzliche Ausrichtung dar und erwähnte ein paar Dinge, die ich auch schon in dem Memo niedergelegt hatte, das Pa verlangt und das sie gesehen hatte.

Wir brauchten ein präzises Wording. Und die Erklärung musste nüchtern und ruhig sein. Wir wollten niemandem Vorwürfe machen, kein Öl ins Feuer gießen und vor allem keinen Anlass zu Spekulationen geben.

Eine große Herausforderung.

Bald wurde uns klar, dass wir es nicht schaffen würden. Wir hatten

einfach nicht die Zeit, unsere Erklärung als Erste an die Öffentlichkeit zu bringen.

Also machten wir uns eine Flasche Wein auf. Nur zu, armseliger Mann, tu es.

Und er tat es. Später an diesem Abend brachte die *Sun* seine Geschichte, und natürlich zierte sie auch die Titelseite der Morgenausgabe.

Schlagzeile: *WE'RE OFF – Wir sind weg!*

Wie erwartet, beschrieb der Artikel unsere Abreise als fröhliches, sorgloses und hedonistisches Durchbrennen und nicht als vorsichtigen Rückzug und Versuch, uns selbst zu schützen. Außerdem enthielt er das vielsagende Detail, dass wir angeboten hatten, unsere Herzogstitel zurückzugeben. Es gab nur ein Dokument auf Erden, in dem dieses Angebot erwähnt wurde: mein privater, vertraulicher Brief an meinen Vater.

Zu dem eine erschreckend, verdächtig kleine Zahl von Menschen Zugang hatte. Nicht einmal gegenüber unseren engsten Freunden hatten wir das Angebot erwähnt.

Am 7. Januar arbeiteten wir weiter an dem Entwurf, traten kurz in der Öffentlichkeit auf und hatten eine Besprechung mit unseren Mitarbeitenden. Da wir wussten, dass noch weitere Details durchgesickert waren, brachten wir uns schließlich am 8. Januar tief im Buckingham Palace in Sicherheit, wo wir uns in einem der großen Repräsentationsräume mit den beiden ältesten Mitgliedern unseres Stabs zusammensetzten.

Ich hatte diesen Raum immer gemocht. Seine hell gestrichenen Wände, seinen funkelnden Kristalllüster. Doch an diesem Tag kam er mir besonders schön vor, und ich dachte: *War das immer schon so? War dieser Raum immer schon so … königlich?*

In einer Ecke des Raums stand ein großer Schreibtisch aus Holz. Den nutzten wir als Arbeitsplatz, saßen abwechselnd dort und schrieben auf einem Laptop. Wir probierten verschiedene Formulierungen aus. Wir wollten erklären, dass wir eine reduzierte Rolle spielen würden, dass wir uns ein Stück weit zurückzogen, aber nicht zurücktraten. Es war schwierig, die richtigen Worte und den richtigen Ton zu treffen: ernsthaft, aber respektvoll.

Wir streckten uns abwechselnd in einem Sessel aus, der in der Nähe des Schreibtischs stand, oder ruhten unsere Augen aus, indem wir durch die beiden großen Fenster in den Park hinausschauten. Irgendwann brauchte ich eine längere Pause und begann eine Wanderung über den riesigen Teppich. Am anderen Ende des Raums, in der linken Ecke, befand sich

eine kleine Tür, die zur belgischen Suite führte, in der Meg und ich schon einmal übernachtet hatten. In der näher gelegenen Ecke gab es zwei hohe Holztüren, wie sie sich Leute vorstellen, wenn sie das Wort »Palast« hören. Sie führten zu einem Raum, in dem ich an zahllosen Cocktailpartys teilgenommen hatte. Ich dachte an diese Zusammenkünfte, an all die guten Zeiten, die ich an diesem Ort erlebt hatte.

Ich wusste noch, in dem Raum gleich nebenan versammelte sich die Familie immer zu ein paar Drinks, bevor es ans Weihnachtsessen ging.

Ich trat hinaus auf den Flur. Dort stand ein hoher, schöner Christbaum, an dem die strahlenden Kerzen brannten. Ich blieb davor stehen und schwelgte einen Moment in Erinnerungen. Dann nahm ich zwei Anhänger von ihren Zweigen, weiche kleine Corgis, und brachte sie unseren Leuten. *Ein Erinnerungsstück an diese seltsame Aktion,* sagte ich.

Sie waren gerührt, hatten aber auch ein schlechtes Gewissen.

Ich versicherte ihnen: *Niemand wird sie vermissen.*

Leicht doppeldeutig, diese Aussage.

Später am Tag, als wir der Endfassung unserer Erklärung näher rückten, bekamen die Mitarbeiter kalte Füße. Was, wenn herauskäme, dass sie daran beteiligt gewesen waren? Würde sie das ihre Jobs kosten? Doch eigentlich waren sie voll bei der Sache. Sie spürten, dass sie auf der Seite des Rechts standen; beide hatten jedes beleidigende Wort in der Presse und den sozialen Medien gelesen, Monat für Monat.

Um 18 Uhr waren wir fertig. Wir versammelten uns vor dem Laptop und lasen die Erklärung ein letztes Mal durch. Einer unserer Mitarbeiter informierte die Privatsekretäre von Granny, Pa und Willy über das, was bevorstand. Willys Sekretär reagierte sofort: *Das wird eine Atombombe.*

Ich wusste natürlich, dass viele Briten schockiert und traurig sein würden. Mein Magen krampfte sich zusammen, wenn ich daran dachte. Doch ich war zuversichtlich, wenn sie erst einmal die Wahrheit erführen, würden sie uns verstehen.

Einer der Mitarbeiter sagte: *Machen wir das wirklich?*

Meg und ich erwiderten beide: *Ja, wir haben keine andere Wahl.*

Dann schickten wir die Erklärung zu unserer Mitarbeiterin, die für den Bereich Social Media zuständig war. Eine Minute später war die Erklärung bereits auf unserer Instagram-Seite zu sehen, der einzigen Plattform, die uns zur Verfügung stand. Wir alle umarmten uns, wischten uns über die Augen und packten schnell unsere Sachen zusammen.

Meg und ich verließen den Palast und sprangen in unser Auto. Als wir Richtung Frogmore fuhren, kam die Nachricht bereits im Radio. Auf allen Kanälen. Wir suchten uns einen aus, Magic FM, Megs Lieblingssender. Wir

hörten dem Moderator zu, der sich in eine sehr britische Aufregung hineinsteigerte. Wir hielten uns an den Händen und lächelten unsere Bodyguards an, die auf den Vordersitzen saßen. Dann schauten wir alle schweigend zum Fenster hinaus.

75

EINIGE TAGE SPÄTER FAND in Sandringham ein Treffen statt. Ich weiß nicht mehr, wer es den Sandringham-Gipfel eignete. Jemand von die Presse, vermute ich.

Auf dem Weg dorthin erhielt ich eine Textnachricht von Marko über eine Story in der *Times.*

Willy hatte sich und mich zu »getrennten juristischen Personen« erklärt.

Mein ganzes Leben lang habe ich den Arm um meinen Bruder gelegt, und das kann ich nun nicht mehr.

Meg war zurück nach Kanada geflogen, um bei Archie zu sein, also war ich bei diesem Gipfeltreffen auf mich allein gestellt. Ich war früh da in der Hoffnung, zuvor noch kurz mit Granny reden zu können. Sie saß auf einer Bank vor dem Kamin, und ich setzte mich zu ihr. Ich merkte, wie besorgt die Wespe darauf reagierte. Sie schwirrte davon und kehrte nur Augenblicke später mit Pa zurück, der sich neben mich setzte. Kurz darauf kam Willy, der mich ansah, als hätte er gleich vor, mich umzubringen. *Hallo, Harold.* Er nahm mir gegenüber Platz. Getrennte juristische Personen, wohl wahr.

Als alle Teilnehmer eingetroffen waren, zogen wir um an einen langen Konferenztisch. Granny nahm am Kopfende Platz. Vor jedem von uns lagen ein königlicher Schreibblock und ein Bleistift.

Die Biene und die Wespe gaben eine kurze Zusammenfassung zum Stand der Dinge. Recht schnell kamen wir auf das Thema der Presse zu sprechen. Ich verwies auf das böswillige und kriminelle Gebaren der Journalisten, verschwieg aber auch nicht, dass sie eine Menge Hilfe gehabt hatten. Diese Familie habe den Zeitungen dies alles erst ermöglicht, indem sie weggeschaut oder sie gar aktiv umworben habe, und einige der Angestellten im Palast hätten direkt mit der Presse zusammengearbeitet, sie informiert, Geschichten lanciert, sie gelegentlich belohnt und ihnen Beifall gezollt. Die Presse habe einen erheblichen Anteil daran, dass es zu dieser Krise gekommen sei – ihr Geschäftsmodell beruhe immerhin darauf, dass wir uns ständig stritten –, doch sei sie nicht allein an allem schuld.

Ich sah Willy an. Dies war der Augenblick, an dem er eigentlich einhaken und mich bestätigen, über seine frustrierenden Erfahrungen mit Pa und Camilla sprechen sollte. Stattdessen beschwerte er sich über eine Story in den Morgenzeitungen, die nahelegte, er sei der wahre Grund, wieso wir gingen.

Jetzt beschuldigt man auf einmal mich, dich und Meg aus der Familie vergrault zu haben.

Am liebsten hätte ich geantwortet: Wir hatten mit dieser Geschichte nichts zu tun … aber stell dir mal vor, wie du dich fühlen würdest, wenn *wir* sie lanciert hätten. Dann wüsstest du, wie es Meg und mir in den vergangenen drei Jahren gegangen ist.

Nun wandten sich die Privatsekretäre an Granny wegen der fünf Optionen. *Ihre Majestät, Sie haben die fünf Optionen gesehen.*

Ja, sagte sie.

Wir alle hatten sie gelesen. Sie waren uns per E-Mail zugegangen, fünf verschiedene Wege, wie es weitergehen könnte. Option 1 war die Fortführung des Status quo: Meg und ich gingen nicht weg, alle versuchten zur Normalität zurückzukehren. Option 5 stand für die vollständige Trennung vom Königshaus: keine offizielle Rolle, keine Arbeit für Granny mehr, vollständiger Verlust jedweden Personenschutzes.

Option 3 bewegte sich irgendwo dazwischen. Ein Kompromiss. Sie lag dem am nächsten, was wir ursprünglich vorgeschlagen hatten.

Ich sagte allen Beteiligten, dass es mir am wichtigsten sei, den Personenschutz zu behalten. Dass ich mich am meisten um die körperliche Unversehrtheit meiner Familie sorgte. Was ich verhindern wolle, sei, dass sich die Geschichte wiederhole: ein weiterer viel zu früher Tod wie der, welcher unsere Familie vor zwanzig Jahren bis ins Mark erschüttert hatte und von dem wir noch immer versuchten uns zu erholen.

Ich hatte mich mit mehreren altgedienten Mitarbeitern im Palast beraten, Leuten, die das Innenleben der Monarchie und ihre Geschichte kannten, und sie alle meinten, Option 3 wäre für alle Parteien die beste Lösung. Sie besagte, dass Meg und ich einen Teil des Jahres im Ausland lebten, unsere Arbeit jedoch fortsetzten, Personenschutz behielten und für Wohltätigkeitsveranstaltungen, Feierlichkeiten und ähnliche Ereignisse nach Großbritannien zurückkehrten. Eine vernünftige Lösung, hatten diese Veteranen mir bestätigt. Und durchaus machbar.

Die Familie drängte mich natürlich, Option 1 zu wählen. Ansonsten würde sie nur Option 5 akzeptieren.

Fast eine Stunde lang diskutierten wir über die fünf Optionen. Schließlich stand die Biene auf, ging um den Tisch herum und teilte den

Entwurf einer Erklärung aus, die der Palast in Kürze veröffentlichen werde. Und in der man die Umsetzung von Option 5 verkünden würde.

Augenblick mal. Jetzt bin ich verwirrt. Sie haben bereits eine Erklärung aufgesetzt? Bevor wir überhaupt darüber gesprochen hatten? Und in der Option 5 verkündet wird? Sprich: Die Sache stand von Anfang an fest, die ganze Zeit? Dieses ganze Treffen war also nur Show?

Keine Antwort.

Ich fragte, ob es denn auch noch Entwürfe für andere Verlautbarungen gebe. In denen die anderen Optionen vermeldet würden.

O ja, selbstverständlich, versicherte die Biene mir.

Kann ich sie sehen?

Ach, leider sei der Drucker gerade kaputtgegangen, entgegnete mir die Biene. Welch ein Zufall! Gerade, als sie die anderen Entwürfe ausdrucken wollte!

Ich fing an zu lachen. *Soll das etwa ein Scherz sein?*

Alle schauten entweder weg oder zu Boden.

Ich wandte mich an Granny: *Macht es dir etwas aus, wenn ich kurz Pause mache, etwas Luft schnappe?*

Natürlich nicht.

Ich verließ den Raum. Ging hinaus in einen großen Saal, wo ich zufällig Lady Susan traf, die schon seit vielen Jahren für Granny arbeitete, und auch Mr. R., meinen ehemaligen Nachbarn, der über mir im Dachsbau gewohnt hatte. Sie sahen gleich, wie aufgebracht ich war, und fragten, ob sie irgendetwas für mich tun könnten. Ich lächelte und sagte Danke, aber Nein, dann ging ich zurück in den Raum.

Anschließend sprachen wir noch ein wenig über Option 3. Oder war es Option 2? Allmählich bereitete mir das alles nur noch Kopfschmerzen. Sie redeten auf mich ein, zermürbten mich. Es war mir langsam völlig egal, für welche Option wir uns entschieden, solange ich den Personenschutz behielt, den ich seit meiner Geburt gehabt und gebraucht hatte. Ohne drei Leibwächter durfte ich nie irgendwohin gehen, selbst als ich angeblich das beliebteste Mitglied der Königsfamilie war, und heute war ich, zusammen mit meiner Ehefrau und meinem Sohn, die Zielscheibe einer Welle nie dagewesenen Hasses – und der in der Diskussion favorisierte Vorschlag sah den völligen Verzicht vor?

Irrsinn!

Ich bot an, die Kosten für die Leibwächter aus meiner eigenen Tasche zu zahlen. Ich wusste zwar nicht, wie ich das schaffen sollte, aber ich würde einen Weg finden.

Ich unternahm einen letzten Versuch, sie umzustimmen: *Seht doch. Bitte.*

Meg und ich wollen keine Extrabehandlung, wir wollen arbeiten, dem Königshaus dienen – und am Leben bleiben.

Das klang verständlich und überzeugend. Alle Köpfe in der Runde nickten.

Als das Treffen sich dem Ende näherte, gelangten wir zu einer einfachen, allgemeinen Übereinkunft. Die vielen kleinen und vertrackten Einzelheiten dieser vielschichtigen Vereinbarung sollten im Laufe einer zwölfmonatigen Übergangsperiode geregelt werden, in der wir weiterhin Personenschutz erhalten würden.

Granny erhob sich. Wir alle standen auf. Sie ging hinaus.

Eine Sache hatte ich aber noch zu erledigen. Ich machte mich auf die Suche nach dem Büro der Biene. Glücklicherweise traf ich zufällig den freundlichsten Diener der Königin, der mich schon immer gemocht hatte. Ich fragte ihn nach dem Weg; er bot an, mich hinzubringen. Er führte mich durch die Küche, ein paar Hintertreppen hoch, einen schmalen Gang entlang.

Gleich da vorne ist es, sagte er mit einem Fingerzeig.

Nach wenigen Schritten entdeckte ich im Flur einen riesigen Drucker, der wie am Fließband haufenweise Dokumente ausspuckte. Dann tauchte plötzlich der Assistent der Biene auf.

Hallo!

Ich deutete auf den Drucker und sagte: *Der scheint ja einwandfrei zu funktionieren?*

Ja, Ihre Königliche Hoheit!

Nicht kaputt?

Das Ding? Das ist unzerstörbar, Sir!

Ich erkundigte mich nach dem Drucker im Büro der Biene. *Und der da drinnen auch?*

O ja, Sir! Müssen Sie etwas ausdrucken?

Nein, danke.

Ich folgte dem Gang noch etwas weiter und trat dann durch eine Tür. Auf einmal kam mir alles bekannt vor. Dann fiel es mir wieder ein: Dies war der Flur, in dem ich an jenem Weihnachten geschlafen hatte, als ich vom Südpol zurückgekehrt war. Und jetzt kam die Biene herbeigestiefelt. Lief genau auf mich zu. Als sie mich sah, schaute sie furchtbar belämmert drein … für eine Biene jedenfalls. Ihr schwante, was ich vorhatte. Sie hörte den Drucker rastlos vor sich hin rattern. Wusste, dass sie aufgeflogen war.

Oh, Sir, bitte, Sir, machen Sie sich keine Sorgen, es ist wirklich nicht so wichtig.

Ach, wirklich?

Ich ließ den Mann einfach stehen und ging nach unten. Irgendjemand hatte vorgeschlagen, ich solle noch einmal mit Willy vor die Tür gehen, bevor ich wieder wegfuhr. Die Gemüter etwas abkühlen.

In Ordnung. Wir spazierten entlang der Eibenhecken. Es war ein eisig kalter Tag. Ich hatte nur ein leichtes Jackett an, und Willy trug nur einen Pullover, also waren wir beide fürchterlich am Bibbern.

Wieder einmal überwältigte mich die Schönheit dieses Ortes. Wie schon im Prunksaal kam es mir vor, als hätte ich noch nie einen Palast gesehen. *Dieser Park*, dachte ich, *ist das Paradies. Wieso können wir uns nicht einfach daran erfreuen?*

Ich machte mich schon auf eine Standpauke gefasst. Sie kam nicht. Willy hielt sich zurück. Er wollte zuhören. Zum ersten Mal seit Langem ließ er mich ausreden, und ich war ihm so dankbar dafür.

Ich erzählte ihm, dass ein ehemaliger Mitarbeiter Meg schlechtgemacht hatte. Gegen sie intrigiert hatte. Erzählte ihm von einem weiteren derzeitigen Mitarbeiter, dessen Freund private Dinge über Meg und mich für Geld an die Presse durchsteckte. Meine Quellen diesbezüglich, darunter Anwälte und Journalisten, seien über jede Kritik erhaben. Außerdem hätte ich New Scotland Yard einen Besuch abgestattet.

Willy runzelte die Stirn. Kate und er hätten ihre eigenen Vermutungen. Er werde sich die Sache genauer ansehen.

Wir beschlossen, weiter miteinander zu reden, in Kontakt zu bleiben.

76

Ich stieg ins Auto und erfuhr sofort, dass der Palast ein Schreiben Dementi herausgegeben hatte, um die Geschichte von diesem Morgen, wonach Willy uns vergrault habe, abzustreiten. Unterzeichnet hatte dieses Dementi niemand anderes als … ich. Und Willy. Irgendwelche gesichtslosen Gestalten hatten meinen Namen unter einen Text geschrieben, den ich nie gesehen – geschweige denn gebilligt – hatte. Ich war fassungslos.

Ich fuhr zurück nach Frogmore. In den folgenden Tagen arbeitete ich via Internet an der Formulierung einer letztgültigen Erklärung mit, die am 18. Januar 2020 schließlich veröffentlicht wurde.

Darin gab der Palast bekannt, der Herzog und die Herzogin von Sussex hätten zugestimmt, »zurückzutreten«, dass wir die Queen nicht länger »formell« repräsentieren, unsere Titel »Königliche Hoheit« während dieses Übergangsjahres »ruhen lassen« würden – und dass wir angeboten hätten, dem Sovereign Grant, dem königlichen Haushalt, die Kosten für die Renovierung von Frogmore Cottage zu erstatten.

Zum Status unseres Personenschutzes gab es ein entschiedenes »Kein Kommentar«.

Ich flog zurück nach Vancouver. Wohltuendes Wiedersehen mit Meg, Archie und den Hunden. Und doch hatte ich einige Tage lang den Eindruck, noch nicht ganz wieder zurück zu sein. Ein Teil von mir war immer noch in Großbritannien. Immer noch in Sandringham. Ich hing stundenlang am Telefon, durchforstete das Internet, verschaffte mir einen Überblick über die Reaktionen. Die Wut, die uns aus den Zeitungen und von den Trollen im Netz entgegenschlug, war erschreckend.

Lassen Sie sich nicht täuschen: Das ist eine Beleidigung, wetterte die *Daily Mail*, die eine Art Pressetribunal zusammentrommelte, um über unsere »Untaten« zu richten. Zu diesem Tribunal gehörten unter anderem der ehemalige Pressereferent der Queen, der gemeinsam mit den anderen Geschworenen zu dem Schluss kam, dass wir in Zukunft »keine Gnade zu erwarten« hätten.

Ich schüttelte nur den Kopf. Keine Gnade? Was war das für eine Kriegsrhetorik?

Offenkundig steckte mehr dahinter als nur Ärger. Diese Frauen und Männer sahen in mir eine existenzielle Bedrohung. Wenn unser Fortgang eine Bedrohung für die Monarchie darstellte, wie nicht wenige behaupteten, dann stellte es auch eine Bedrohung für alle jene dar, die professionell über die Monarchie berichteten.

Folglich mussten wir vernichtet werden.

Eine von ihnen, die ein Buch über mich geschrieben hatte und nachweislich von mir abhängig war, um ihre Miete zu bezahlen, erklärte im Brustton der Überzeugung live im Fernsehen, Meg und ich hätten Großbritannien verlassen, ohne Granny auch nur im Mindesten um Erlaubnis zu fragen. Wir hätten niemandem davon erzählt, behauptete sie, nicht einmal Pa. Sie verbreitete diese Unwahrheiten mit solch unbeirrter Überzeugung, dass selbst ich sie fast geglaubt hätte, und so wurde ihre Version der Ereignisse in vielen Kreisen rasch zur »Wahrheit«. *Harry hat die Queen einfach überrumpelt!* So lautete die Erzählung, die sich festsetzte. Ich konnte förmlich spüren, wie sie in die Geschichtsbücher einsickerte, und stellte mir vor, wie die Jungs und Mädchen in Ludgrove diesen Unsinn Jahrzehnte später einmal eingetrichtert bekämen.

Ich blieb lange wach, grübelte über alles nach, ließ die Entwicklung der Ereignisse noch einmal Revue passieren und fragte mich: *Was stimmt nicht mit diesen Leuten? Wieso sind sie so?*

Geht es wirklich nur ums Geld?

Geht es nicht immer nur darum? Mein ganzes Leben lang habe ich mir anhören müssen, die Monarchie sei teuer und unzeitgemäß, und Meg und ich waren jetzt der lebende Beweis dafür. Als Beweisstück Nummer eins diente unsere Hochzeit. Sie kostete Millionen, und kurz darauf haben wir uns aus dem Staub gemacht. Undankbares Pack.

Allerdings war die Familie für die eigentliche Hochzeit aufgekommen, und den Großteil der übrigen Kosten verschlangen die Sicherheitsmaßnahmen, die vor allem deshalb nötig wurden, weil die Presse zuvor Rassismus und Klassenvorurteile geschürt hatte. Und die Sicherheitsexperten selbst hatten uns erklärt, die Scharfschützen und Spürhunde seien nicht allein für uns da: Mit ihnen sollte verhindert werden, dass ein Amokschütze die Massen auf dem Long Walk unter Feuer nahm oder ein Selbstmordattentäter sich auf der Paradestrecke in die Luft sprengte.

Womöglich geht es bei jeder Auseinandersetzung um die Monarchie im Kern stets ums Geld. Großbritannien fällt es schon seit Langem schwer,

sich in dieser Frage zu entscheiden. Die große Mehrheit unterstützt die Krone, doch viele sorgen sich um die Kosten. Was diese Sorge noch verstärkt, ist die Tatsache, dass sich diese Kosten nicht beziffern lassen. Es hängt alles davon ab, wer die Rechnung anstellt. Kostet die Krone die Steuerzahler Geld? Ja. Zahlt sie alljährlich ein Vermögen ins Staatssäckel zurück? Ebenfalls ja. Generiert die Krone Einnahmen durch den Tourismus, die allen zugutekommen? Natürlich. Beruht ihr Reichtum auch auf Landbesitz, dessen Erwerb und Erhalt aus Zeiten stammt, als das System ungerecht war und Vermögen durch die Ausbeutung von Arbeitern, Skrupellosigkeit, Landraub und Versklavung angehäuft wurde?

Kann das irgendwer bestreiten?

Laut der jüngsten Studie, die ich dazu gelesen habe, kostet die Monarchie den durchschnittlichen Steuerzahler im Jahr so viel wie ein Pint Bier. Angesichts der vielen wohltätigen Zwecke, die sie finanziert, erscheint mir dieses Geld gut angelegt. Aber niemand möchte hören, wenn ein Prinz für den Erhalt der Monarchie plädiert, so wie auch niemand hören möchte, wenn sich ein Prinz dagegen ausspricht. Die Kosten-Nutzen-Analysen überlasse ich anderen.

Meine Gefühle in der Sache sind naturgemäß komplex, doch mein grundlegender Standpunkt ist es nicht. Ich werde auf ewig meiner Königin treu sein, meiner Oberbefehlshaberin, meiner Granny. Auch noch, nachdem sie uns verlassen hat. Ich hatte nie ein Problem mit der Monarchie. Was ich kritisiere, ist die Presse und die kranke Beziehung, die sich zwischen ihr und dem Palast entwickelt hat. Ich liebe mein Heimatland, und ich liebe meine Familie, und das werde ich auch immer tun. Ich wünschte nur, dass beide im zweitfinstersten Augenblick meines Lebens für mich da gewesen wären.

Und ich glaube, sie werden eines Tages zurückblicken und sich das ebenfalls wünschen.

77

Wir dachten an Kanada. Im Großen und Ganzen hatte das Land uns gut aufgenommen. Allmählich fühlten wir uns dort bereits zu Hause. Wir konnten uns vorstellen, den Rest unseres Lebens dort zu verbringen. Wenn wir nur einen Ort finden würden, von dem die Presse nichts wusste, sagten wir uns, dann könnte Kanada die Lösung sein.

Meg kontaktierte einen Freund in Vancouver, der uns mit einem Immobilienmakler zusammenbrachte, und wir fingen an, uns Häuser anzuschauen. Wir unternahmen einen Schritt nach dem anderen und versuchten, positiv zu denken. Eigentlich war es egal, wo wir lebten, solange der Palast seiner Verpflichtung nachkam – die ich als stillschweigendes Versprechen ansah –, für unsere Sicherheit zu sorgen.

Eines Abends fragte mich Meg: *Glaubst du, sie werden je unseren Personenschutz abziehen?*

Niemals. Nicht in diesem hasserfüllten Klima. Und nicht nach dem, was meiner Mutter zugestoßen ist.

Und erst recht nicht nach der Sache mit meinem Onkel Andrew. Er war in einen beschämenden Skandal verwickelt, man beschuldigte ihn des sexuellen Missbrauchs einer jungen Frau, und niemand hatte je auch nur die Idee geäußert, ihm seinen Personenschutz zu nehmen. Was auch immer man uns vorwarf, Sexualverbrechen waren nicht darunter.

Februar 2020.

Nachdem Archie sein Nickerchen gemacht hatte, schnappte ich ihn mir und trug ihn hinaus auf den Rasen. Es war sonnig, kalt, und wir blickten gemeinsam hinaus aufs Wasser, berührten trockene Blätter, sammelten Steine und Zweige. Ich küsste ihn auf seine kleinen Pausbacken, kitzelte ihn, warf dann einen Blick auf mein Handy und sah eine Textnachricht von Lloyde, dem Leiter unseres Sicherheitsteams.

Er müsse mit mir reden.

Ich trug Archie durch den Garten und reichte ihn Meg, dann ging ich übers feuchte Gras zu dem Häuschen, wo Lloyde und die anderen Bodyguards wohnten. Wir setzten uns auf eine Bank, beide in wattierten Jacken. Während hinter uns die Wellen sanft an die Küste brandeten, erzählte Lloyde mir, dass man unseren Personenschutz aufgekündigt habe. Er und sein Team hätten den Befehl erhalten, abzuziehen.

Das können sie doch nicht machen.

Da würde ich Ihnen zustimmen. Aber sie haben es getan.

So viel zur einjährigen Übergangsphase.

Unsere Bedrohungsstufe, meinte Lloyde, sei noch immer höher als die jedes anderen Mitglieds der Königsfamilie, in etwa so hoch wie die der Queen. Und doch hätten sie den Befehl erhalten, und der sei unmissverständlich.

Jetzt ist es also passiert, sagte ich. Der ultimative Albtraum. Das schlimmste aller Worst-Case-Szenarien. Jeder Bösewicht auf der ganzen Welt könnte uns jetzt finden, und nur ich mit meiner Pistole wäre noch da, um ihn zu stoppen.

Moment mal. Keine Pistole. Ich bin in Kanada.

Ich rief Pa an. Er nahm meine Anrufe nicht an.

Just in dem Moment erhielt ich eine Textnachricht von Willy. *Kannst du sprechen?*

Großartig. Ich war mir sicher, dass mein älterer Bruder mich verstehen würde, gerade nach unserem heimlichen Spaziergang im Park von Sandringham. Dass er sich für mich stark machen würde.

Er sagte, es sei eine Regierungsentscheidung. Nichts zu machen.

78

LLOYD VERSUCHTE, SEINE VORGESETZTEN zu Hause zu erweichen, sie dazu zu bringen, wenigstens das Abzugsdatum für ihn und seine Leute zu verschieben. Er zeigte mir die E-Mails: *Wir können sie doch nicht einfach … hier zurücklassen!*

Die Person am anderen Ende schrieb: *Die Entscheidung ist gefallen. Ab dem 31. März sind sie auf sich gestellt.*

Ich bemühte mich verzweifelt um neuen Personenschutz. Sprach mit Beratern, holte Kostenvoranschläge ein. Meine Recherchen füllten ein ganzes Notizheft. Der Palast verwies mich an eine Firma, die mir einen Preis nannte. Sechs Millionen pro Jahr.

Ich legte ganz langsam wieder auf.

Mitten in diesem Albtraum erreichte mich die schreckliche Nachricht, dass sich meine alte Freundin Caroline Flack das Leben genommen hatte. Offenbar konnte sie es nicht mehr ertragen. Die ständigen Anfeindungen der Presse, Jahr für Jahr, hatten sie schließlich zermürbt. Ihre Familie tat mir so furchtbar leid. Was sie alle hatten durchmachen müssen für Carolines Todsünde, mit mir auszugehen.

An jenem Abend, als wir uns kennenlernten, war sie so unbeschwert und lustig gewesen. Die Sorglosigkeit in Person.

Nie im Leben hätte ich mir vorstellen können, dass es einmal so enden würde.

Ich sagte mir: *Carolines Tod ist eine Mahnung.* Ich übertrieb nicht, dramatisierte nichts. Ich warnte nicht vor Dingen, die nie geschehen würden. Womit Meg und ich es hier zu tun hatten, war tatsächlich eine Frage von Leben und Tod.

Und uns lief die Zeit davon.

Im März 2020 rief die Weltgesundheitsorganisation WHO eine weltweite Pandemie aus, und in Kanada gab es erste Diskussionen darüber, ob man die Grenzen schließen sollte.

Meg hatte nicht den geringsten Zweifel. *Sie werden auf jeden Fall die Grenzen schließen, also müssen wir einen anderen Ort finden, wo wir hinkönnen … und wir müssen hinkommen.*

79

Wir plauderten gerade mit Tyler Perry, dem Schauspieler, Drehbuchautor und Regisseur. Kurz vor unserer Hochzeit hatte er Meg völlig unerwartet ein paar Zeilen geschrieben, um ihr zu sagen, dass sie nicht allein war, dass er sehen könne, was vor sich ging. Nun, als wir über FaceTime mit ihm sprachen, gaben Meg und ich uns alle Mühe, uns nichts anmerken zu lassen, aber es ging uns wirklich dreckig. Tyler merkte das. Er fragte uns, was los sei.

Wir erzählten ihm das Nötigste: Verlust des Personenschutzes, drohende Grenzschließungen. Dass wir nicht mehr wussten, wo wir hinkonnten.

Oh. Okay, das ist 'ne Menge Holz. Aber … ihr müsst einfach atmen … Ganz tief Luft holen.

Das war gerade das Problem. Wir bekamen keine Luft mehr.

Hört zu. Nehmt … mein Haus.

Wie bitte?

Mein Haus in Los Angeles. Es hat hohe Mauern, ist bewacht – ihr seid dort sicher. Ich sorge dafür, dass ihr sicher seid.

Er sei wegen eines Projekts beruflich unterwegs, meinte er, und das Haus stehe sowieso leer, würde nur auf uns warten.

Das war zu viel. Zu großzügig.

Aber wir sagten Ja. Sehr gerne. Ich fragte ihn, wieso er das tat.

Wegen meiner Mutter.

Deiner …

Meine Mutter hat deine Mutter geliebt.

Ich war vollkommen überrascht. Er sagte: *Nachdem deine Mutter Harlem besucht hat, das war's. Danach konnte sie Maxine Perrys Meinung nach nie wieder etwas falsch machen.*

Dann erzählte er, dass seine Mutter vor zehn Jahren gestorben sei, er aber noch immer um sie trauere.

Ich hätte ihm gern gesagt, dass es besser wird.

Ich tat es nicht.

80

DAS HAUS WAR MÄRCHENHAFT. Hohe Decken, unschätzbare Kunstwerke, ein wunderschöner Pool. Es glich einem Palast, doch vor allem war es supersicher. Und was noch besser war: Ein Sicherheitsdienst, für den Tyler zahlte, war inbegriffen.

Die letzten Märztage des Jahres 2020 verbrachten wir damit, das Haus zu erkunden und unsere Sachen auszupacken. Uns zurechtzufinden. Flure, Garderoben, Schlafzimmer, es gab unendlich viele Orte zu entdecken, und Nischen, in denen Archie sich verstecken konnte.

Meg zeigt ihm alles. Schau dir diese Statue an! Diesen Brunnen! Die Kolibris im Garten! Im Eingangsbereich hing ein Bild, das er besonders spannend fand. Jeden Morgen starrte er wie gebannt auf das Gemälde. Eine Szene aus dem alten Rom. Wir fragen uns, wieso.

Wir hatten keinen Schimmer.

Nach einer Woche fühlten wir uns in Tylers Haus schon wie zu Hause. Wenige Monate später, auf dem Höhepunkt des weltweiten Pandemie-Lockdowns, machte Archie im Garten seine ersten Schritte. Wir klatschten, drückten ihn, jubelten. Einen Moment lang dachte ich: *Wie schön es doch wäre, wenn wir diese Neuigkeit mit Opa oder Onkel Willy teilen könnten.*

Schon bald nach diesen ersten Schritten marschierte Archie in die Diele zu seinem Lieblingsbild. Er starrte es an, stieß einen freudigen Gluckser des Wiedererkennens aus.

Meg beugte sich vor, um es genauer zu studieren.

Zum ersten Mal fiel ihr eine Plakette am Bilderrahmen auf.

Göttin der Jagd. *Diana.*

Als wir Tyler davon erzählten, meinte er, er habe es gar nicht gewusst. Habe sogar vergessen, dass dieses Bild dort überhaupt hing.

Er sagte: *Das jagt mir ’nen Schauer über den Rücken.*

Uns auch.

81

SAMSTAGABEND, WENN ALLE ANDEREN geschlafen, streifte ich durchs Haus, sah nach, ob alle Türen und Fenster geschlossen waren. Dann setzte ich mich auf den Balkon oder an den Rand des Gartens und drehte mir einen Joint. Vom Haus aus blickte man hinunter in ein Tal, und gegenüber war ein Hang mit Unmengen von Fröschen. Ich lauschte ihrem nächtlichen Gesang, sog den Blumenduft ein, der in der Luft lag. Die Frösche, die Gerüche, die Bäume, der weite Sternenhimmel, all das versetzte mich zurück nach Botswana.

Aber vielleicht ist es gar nicht die Tier- und Pflanzenwelt, dachte ich. *Vielleicht ist es eher das Gefühl von Sicherheit. Von Leben.*

Wir konnten jede Menge Arbeit erledigen. Und wir hatten viel zu tun. Wir gründeten eine Stiftung, ich ließ meine Kontakte im Bereich des Umweltschutzes wiederaufleben. Allmählich bekamen wir unser Leben wieder in den Griff …

Und dann erfuhr die Presse irgendwie davon, dass wir bei Tyler wohnten. Es hatte nur ein paar Wochen gedauert, wie in Kanada. Plötzlich schwirrten Drohnen über unseren Köpfen, standen Paparazzi auf der Straße. Und auf der anderen Talseite.

Sie schnitten Löcher in den Zaun.

Wir flickten den Zaun.

Wir gingen nicht mehr vor die Tür. Die Paparazzi konnten den Garten direkt einsehen.

Als Nächstes kamen die Hubschrauber.

Wir würden wieder fliehen müssen, leider. Wir mussten etwas anderes finden, und zwar schnell, und das bedeutete, dass wir nun selbst für unsere Sicherheit bezahlen mussten. Ich kramte wieder meine Notizen hervor, begann wieder, Sicherheitsfirmen anzufragen. Meg und ich setzten uns hin, um genau auszurechnen, wie viel Personenschutz wir uns leisten konnten und wie viel dann noch für ein Haus übrig wäre. Als wir gerade unser Budget überarbeiteten, erreichte uns die Nachricht: Pa drehte mir den Geldhahn zu.

Die Absurdität der Situation war mir durchaus bewusst – dass ein Mann Mitte dreißig noch immer finanziell von seinem Vater abhängig war. Doch Pa war nicht nur mein Vater, er war mein Chef, mein Bankier, mein Rechnungsprüfer, derjenige, der während meines gesamten

Erwachsenenlebens die Hand auf meinem Geldbeutel hatte. Mir den Geldhahn abzudrehen, bedeutete folglich, dass er mir ohne jede Abfindung kündigte und mich nach einem Leben in seinen Diensten vor dem Nichts stehen ließ. Mehr noch: nach einem Leben, in dem man mich für jedwede andere Arbeit unvermittelbar gemacht hatte.

Ich fühlte mich wie ein Masttier vor dem Schlachten. Wie ein mit Milch gesäugtes Kalb, das gutes Kalbfleisch liefern soll. Ich hatte nie darum gebeten, finanziell von Pa abhängig zu sein. Ich wurde in diese surreale Situation gezwungen, diese nie endende *Truman Show*, in der ich so gut wie nie Geld bei mir trug, nie ein Auto besaß, nie einen Hausschlüssel dabeihatte, noch nie im Leben etwas online bestellt hatte, noch nie auch nur ein einziges Paket von Amazon bekommen hatte und *fast* nie mit der U-Bahn fuhr. (Das einzige Mal war noch in Eton, bei einem Theaterausflug.) Schmarotzer, so nannten mich die Zeitungen. Doch es ist etwas völlig anderes, ob man ein Schmarotzer ist oder ob einem *verboten* wird, Eigenständigkeit zu erlernen. Nachdem man mich jahrzehntelang rigoros und systematisch im Zustand eines Kleinkinds gehalten hatte, ließ man mich nun plötzlich allein zurück und verspottete mich auch noch für meine Unselbstständigkeit. Dafür, dass ich nicht auf eigenen Beinen stehen konnte.

Die Frage, wie wir ein Haus samt Sicherheitspersonal bezahlen sollten, raubte uns den Schlaf. Wir könnten immer etwas vom Erbe meiner Mutter ausgeben, sagten wir, aber das erschien uns wie das allerletzte Mittel. Wir waren der Ansicht, dass dieses Geld einmal Archie gehören sollte. Und seinem Geschwisterchen.

Denn zu dieser Zeit erfuhren wir, dass Meg schwanger war.

82

Wir fanden ein Haus. Der Kaufpreis war massiv herabgesetzt worden. Ein Stück weiter südlich, an der Küste, kurz vor Santa Barbara. Viel Platz, großer Garten, ein Klettergerüst – sogar ein Teich mit Koi.

Die Koi seien gestresst, warnte der Immobilienmakler.

Das waren wir auch. Wir würden sicher prima miteinander auskommen.

Nein, erklärte der Makler. Die Fische bräuchten ganz spezielle Pflege. Wir müssten einen Koi-Pfleger einstellen.

Aha. Und wo findet man so einen Koi-Pfleger?

Der Makler wusste es nicht genau.

Wir lachten. Luxusprobleme.

Wir machten einen Rundgang. Das Haus war ein Traum. Wir baten auch Tyler, es sich anzuschauen, und er meinte: Kauft es. Also kratzten wir das Geld für eine Anzahlung zusammen, nahmen eine Hypothek auf, und im Juli 2020 zogen wir ein.

Der Umzug selbst dauerte nur wenige Stunden. Alles, was wir besaßen, passte in dreizehn Koffer.

Am ersten Abend tranken wir zur Feier des Tages ein entspanntes Gläschen, grillten uns ein Hähnchen, gingen früh zu Bett.

Alles war gut, sagten wir uns.

Und dennoch stand Meg noch immer unter enormem Druck.

Es gab ein drängendes Problem mit ihrer Klage gegen die Boulevardpresse. Die *Mail* probierte es wieder mit ihren üblichen Tricks. Ihre erste Verteidigungsstrategie war so offenkundig lächerlich, dass sie es jetzt mit einer anderen versuchten, die noch lachhafter war. Der Grund, wieso sie Megs Brief an ihren Vater abgedruckt hätten, argumentierten sie, sei eine Geschichte in der Zeitschrift *People*, in der eine Reihe von Megs Freunden zitiert wurden – wenn auch nur anonym. Und da Meg diese Zitate in Auftrag gegeben hatte, diese Freunde also als De-facto-Fürsprecher benutzt habe, hätte die *Mail* auch das Recht gehabt, den Brief an ihren Vater zu veröffentlichen.

Mehr noch, jetzt verlangten sie, dass die Namen von Megs vormals

anonymen Freunden für das offizielle Gerichtsprotokoll verlesen würden – um diese Leute fertigzumachen. Meg war fest entschlossen, alles in ihrer Macht Stehende zu tun, um das zu verhindern. Sie blieb immer lange auf, Nacht für Nacht, um herauszufinden, wie sie diese Menschen retten konnte, und nun, am ersten Morgen in unserem neuen Haus, klagte sie über Unterleibsschmerzen.

Und Blutungen. Dann brach sie auf dem Boden zusammen.

Wir rasten ins örtliche Krankenhaus. Als die Ärztin das Zimmer betrat, hörte ich kein Wort von dem, was sie sagte, beobachtete nur ihr Gesicht, ihre Körpersprache. Ich wusste es schon. Wir beide wussten es. Da war so viel Blut gewesen.

Und dennoch: Die Bestätigung war ein Schlag.

Meg packte mich, ich hielt sie fest, wir beide weinten.

Nur vier Mal in meinem Leben hatte ich mich *vollkommen* hilflos gefühlt.

Auf den Rücksitz, als Mummy, Willy und ich von den Paparazzi verfolgt wurden.

Im Apache-Hubschrauber über Afghanistan, als ich vergeblich auf die Freigabe wartete, um meine Pflicht zu tun.

Im Nott Cott, als meine schwangere Ehefrau mit dem Gedanken spielte, sich das Leben zu nehmen.

Und jetzt.

Wir verließen das Krankenhaus mit unserem nie geborenen Kind. Ein winziges Päckchen. Wir fuhren an einen bestimmten Ort, einen geheimen Ort, den nur wir kannten.

Während Meg weinte, grub ich unter einem ausladenden Banyanbaum mit bloßen Händen ein Loch und bettete das winzige Päckchen behutsam in die Erde.

83

FÜNF MONATE SPÄTER, WEIHNACHTEN 2020

Wir nahmen Archie mit, um einen Christbaum zu kaufen. An einem Stand in Santa Barbara.

Wir kauften eine der größten Fichten, die sie hatten.

Wir brachten sie nach Hause, stellten sie im Wohnzimmer auf. Großartig. Wir traten einen Schritt zurück, bewunderten den Baum, waren dankbar für das, was wir hatten. Ein neues Zuhause. Einen gesunden Jungen. Außerdem hatten wir eine ganze Reihe von Kooperationsverträgen abgeschlossen, die es uns ermöglichen würden, unsere Arbeit fortzusetzen, auf die Anliegen aufmerksam zu machen, die uns am Herzen lagen, all die Geschichten zu erzählen, die wir für wichtig hielten. Und für unsere Sicherheit zu zahlen.

Es war Heiligabend. Wir sprachen über FaceTime mit einigen Freunden, manche auch in Großbritannien. Schauten zu, wie Archie um den Baum herumrannte.

Und wir packten Geschenke aus, ganz nach alter Familientradition der Windsors.

Ein Geschenk war ein kleiner Christbaumanhänger in Form … der Queen! Ich brüllte vor Lachen. *Was zum …*

Meg hatte ihn in einem der hiesigen Läden entdeckt und dachte, er könnte mir gefallen.

Ich hielt ihn ins Licht. Grannys Gesicht war perfekt getroffen. Ich hängte das Figürchen an einen Ast auf Augenhöhe. Es machte mich glücklich, sie dort zu sehen. Es brachte Meg und mich zum Lächeln. Dann aber stieß Archie beim Spielen gegen den Ständer, der Baum schwankte, und Granny fiel herunter.

Ich hörte ein Klirren und fuhr herum.

Der Boden war mit Scherben übersät.

Archie rannte raus und holte eine Sprühflasche. Aus irgendeinem Grund dachte er, wenn er Wasser auf die Scherben sprühte, könne er die Figur wieder heil machen.

Meg sagte*: Nein, Archie, nein – sprüh bitte nicht auf Gan-Gan!* Ich schnappte mir ein Kehrblech und fegte die Scherben zusammen, während mir ständig durch den Kopf ging: *Das ist unheimlich.*

84

DER PALAST GAB BEKANNT, dass man unsere Rollen im Königshaus und die Verabschiedung von Sandringham noch einmal überdacht hätte.

Von nun an würde uns nichts mehr bleiben bis auf ein paar Schirmherrschaften.

Das war im Februar 2021.

Sie nahmen uns alles weg, dachte ich, selbst meine militärischen Ehrentitel. Ich war nun nicht mehr Captain General der Royal Marines, ein Titel, den mir mein Großvater vermacht hatte. Ich durfte meine Galauniform nicht mehr tragen.

Ich sagte mir, dass sie mir nie meine echte Uniform nehmen konnten oder meinen echten militärischen Rang. Trotzdem schmerzte es.

Darüber hinaus, so die Erklärung weiter, wurden wir von sämtlichen wie auch immer gearteten Aufgaben für die Queen entbunden.

In ihrer Formulierung klang es, als hätten wir diese Entscheidung gemeinsam getroffen. Nichts dergleichen war der Fall.

Noch am selben Tag konterten wir mit einer eigenen Erklärung, in der wir beteuerten, dass wir nie aufhören würden, unser Leben in den Dienst des Landes zu stellen.

Der neue Nackenschlag aus dem Palast war, als würde man noch weiteres Öl ins Feuer gießen. Seit unserem Weggang standen wir ununterbrochen unter dem Beschuss der Medien, doch dieser offizielle Bruch mit uns trat eine weitere Welle der Anfeindungen los, die eine ganz neue Qualität besaßen. Jeden Tag, rund um die Uhr, wurden wir in den sozialen Medien diffamiert, und die Zeitungen druckten verleumderische, frei erfundene Geschichten über uns. Geschichten, die stets »Beratern« oder »Insidern des Königshauses« oder »Palastquellen« zugeschrieben wurden, Geschichten, die offensichtlich von Palastmitarbeitern lanciert worden waren – wahrscheinlich sogar mit Billigung meiner Familie.

Ich las nichts davon, bekam selten etwas davon mit. Denn nun mied ich das Internet wie einst die Innenstadt von Garmsir. Ich hatte mein Handy auf lautlos gestellt. Ließ es nicht mal mehr vibrieren. Hin und wieder

sandte ein wohlmeinender Freund mir eine Textnachricht: *O Mann. Tut mir echt leid wegen diesem und jenem.* Wir mussten unsere Freunde bitten, uns nicht mehr zu sagen, was sie über uns gelesen hatten.

Ganz ehrlich, ich war vollkommen überrascht, als der Palast diesen Bruch herbeiführte. Doch ein paar Monate zuvor hatte ich schon einen Vorgeschmack bekommen: Kurz vor dem Remembrance Day, an dem der Kriegsgefallenen aus Großbritannien und dem Commonwealth gedacht wird, fragte ich den Palast, ob jemand in meinem Namen einen Kranz am Londoner Kriegerdenkmal niederlegen könne, da ich ja nicht persönlich da sein könnte.

Abgelehnt.

Wenn das so ist, sagte ich, *könnte vielleicht jemand irgendwo anders in Großbritannien in meinem Namen einen Kranz niederlegen?*

Abgelehnt.

In diesem Fall, meinte ich, *könnte vielleicht jemand irgendwo im Commonwealth, ganz gleich wo, in meinem Namen einen Kranz niederlegen?*

Abgelehnt.

Nirgendwo in der Welt wäre es einem Bevollmächtigten gestattet, im Namen von Prinz Harry irgendeine Art von Kranz an irgendeiner militärischen Gedenkstätte niederzulegen, sagte man mir.

Ich flehte sie an, sagte, dass dies das erste Mal wäre, dass ich den Remembrance Day verstreichen ließe, ohne den Gefallenen, darunter einige gute Freunde, die Ehre zu erweisen.

Abgelehnt.

Am Ende rief ich einen meiner alten Ausbilder in Sandhurst an und bat ihn, einen Kranz für mich niederzulegen. Er schlug das Iraq and Afghanistan Memorial in London vor, eine Gedenkstätte, die erst vor wenigen Jahren enthüllt worden war.

Von Granny.

Ja. Das ist perfekt. Vielen Dank.

Er meinte, es wäre ihm eine Ehre.

Dann fügte er hinzu: *Und übrigens, Captain Wales. Was für ein Scheiß. Das ist so was von falsch.*

85

Ich wusste nicht genau, wie ich sie nennen sollte oder was genau sie tut. Ich wusste nur, dass sie behauptete, sie habe »Kräfte«.

Mir war klar, dass ich es höchstwahrscheinlich mit einer Schwindlerin zu tun hatte. Doch Freunde, denen ich vertraute, hatten sie mir wärmstens empfohlen, also fragte ich mich: *Was kann's schon schaden?*

Doch gleich als wir uns hinsetzten, spürte ich eine Energie, die sie umgab. *Oh*, dachte ich. *Wow. Da ist wirklich etwas dran.*

Auch sie nahm eine Energie um mich herum wahr, sagte sie. *Deine Mutter ist bei dir.*

Ich weiß, in letzter Zeit habe ich das gespürt.

Sie sagte: *Nein, sie ist bei dir. Jetzt im Moment.*

Ich spürte etwas Warmes in meinem Nacken. Meine Augen wurden feucht.

Deine Mutter weiß, dass du Klarheit suchst. Deine Mutter spürt, wie verwirrt du bist. Sie weiß, wie viele Fragen du hast.

Die habe ich.

Die Antworten wirst du mit der Zeit erhalten. Eines fernen Tages. Du musst Geduld haben.

Geduld? Das Wort blieb mir im Halse stecken.

Bis dahin, sagte die Frau, sei meine Mutter sehr stolz auf mich. Und ich hätte ihre volle Unterstützung. Sie wisse, dass es nicht einfach sei.

Dass was nicht einfach ist?

Deine Mutter sagt: Du lebst das Leben, dass sie nicht führen konnte. Du lebst das Leben, das sie dir gewünscht hat.

Ich musste schlucken. Ich wollte ihr gern glauben. Wollte, dass jedes Wort, das die Frau sagte, wahr war. Aber ich brauchte einen Beweis. Ein Zeichen. Irgendetwas.

Deine Mutter sagt … die Figur?

Welche Figur?

Sie war da.

Wo?

Deine Mutter sagt … etwas über eine Christbaumfigur? Von einer Mutter? Oder einer Großmutter? Sie ist runtergefallen. Zerbrochen.

Archie hat versucht, sie wieder heil zu machen.

Deine Mutter sagt, sie hat ein wenig darüber kichern müssen.

Stunden nach Grandpas Beisetzung.

Ich hatte mir mit Willy und Pa etwa eine halbe Stunde lang die Beine vertreten, aber es fühlte sich an wie einer jener Tagesmärsche, die mir die Armee als jungem Rekruten abverlangt hatte. Ich war geschafft.

Wir waren in eine Sackgasse geraten. Und wir hatten die gotische Ruine erreicht. Am Ende eines an Umwegen reichen Pfades standen wir wieder am Ausgangspunkt.

Pa und Willy behaupteten immer noch, nicht zu wissen, weshalb ich aus Großbritannien geflüchtet war. Sie behaupteten immer noch, von nichts zu wissen, und ich war drauf und dran zu gehen.

Da kam einer von ihnen auf die Presse zu sprechen. Sie erkundigten sich nach meiner Klage wegen der gehackten Telefone. Sie hatten noch immer nicht nach Meg gefragt, waren aber erpicht darauf zu erfahren, wie es um mein Verfahren stand, weil es sie unmittelbar betraf.

Das läuft noch.

Ein Himmelfahrtskommando, murmelte Pa.

Mag sein. Ist es aber wert.

Bald würde ich aufdecken, dass diese Presseleute nicht bloß Lügner waren, sagte ich. Sondern Gesetzesbrecher. Ich würde einige von ihnen hinter Gitter bringen lassen. Deshalb griffen sie mich so heftig an: Sie wussten, dass ich eindeutige Beweise hatte.

Das Ganze drehe sich nicht um mich, es liege im öffentlichen Interesse.

Kopfschüttelnd räumte Pa ein, dass Journalisten der *Abschaum der Menschheit* seien. Seine Worte. *Aber* …

Ich schnaubte. Bei ihm gab es immer ein Aber, wenn es um die Presse ging, weil ihr Hass ihm zwar verhasst war, doch o wie lieb war ihm ihre Liebe. Es ließe sich argumentieren, dass dies den Keim des ganzen Problems berge, gar aller Probleme, über Jahrzehnte hinweg. Lieblos aufgewachsen, von Schulkameraden schikaniert, zog es ihn gefährlich, zwanghaft hin zu dem Elixier, das ihm die Presse darbot.

Er führte Grandpa als lupenreines Beispiel an, weshalb die Presse nichts war, worüber man sich allzu sehr aufregen müsse. Die längste Zeit seines Lebens war der arme Grandpa von den Zeitungen verunglimpft worden, aber siehe da: Jetzt war er der Nation ein kostbarer Schatz! Die Blätter konnten gar nicht genug Gutes über den Mann bringen.

Und damit soll es gut sein? Einfach warten, bis wir tot sind, dann wird sich schon alles klären?

Wenn du es einfach ertragen könntest, darling boy, nur ein Weilchen, würden sie dich dafür auf eine komische Art respektieren.

Ich lachte.

Ich sage doch bloß, nimm's nicht persönlich.

Wenn schon die Rede davon ist, etwas persönlich zu nehmen, entgegnete ich ihnen, so könnte ich vielleicht lernen, die Presse zu ertragen, ihr gar ihre Beleidigungen verzeihen, *vielleicht,* aber die Komplizenschaft meiner eigenen Familie verwinden – das würde länger brauchen. Das Büro von Pa, das Büro von Willy, die diese Unmenschen gewähren ließen, wenn nicht regelrecht mit ihnen kollaborierten?

Meg war offenbar eine Tyrannin – so der jüngste bösartige Feldzug, den diese Büros orchestrieren geholfen hatten. Es war dermaßen bestürzend, dermaßen erzürnend, so jenseits aller Wahrheit, dass es mir noch schwer zu schaffen machen würde, darüber mit den Schultern zu zucken, selbst nachdem Meg und ich das Lügengebäude mit einem fünfundzwanzig Seiten langen Bericht voller Gegenbeweise zum Einsturz gebracht hatten.

Pa wich zurück. Willy schüttelte den Kopf. Dann redeten beide gleichzeitig. *Das haben wir doch schon hundert Mal durchgekaut*, sagten sie. *Du sitzt da einem Wahn auf, Harry.*

Dabei waren sie es, die einem Wahn aufsaßen.

Selbst wenn ich um der Debatte willen hinnahm, dass Pa und Willy und ihr Stab niemals irgendetwas unverhohlen gegen mich oder meine Frau unternommen hätten – ihr Schweigen war eine unbestreitbare Tatsache. Und dieses Schweigen war verurteilend. Und anhaltend. Und herzzerreißend.

Pa sagte: *Du musst verstehen, darling boy, dass die monarchische Institution den Medien nicht einfach vorschreiben kann, was zu tun ist!*

Wieder japste ich vor Lachen. Als ob Pa behaupten würde, er könne seinem Diener nicht einfach sagen, was zu tun sei.

Willy warf ein, ich sei genau der Richtige, um von Zusammenarbeit mit der Presse zu reden. Was war mit meiner Plauderei mit Oprah?

Einen Monat zuvor waren Meg und ich von Talklegende Oprah Winfrey interviewt worden. (Wenige Tage vor der Ausstrahlung tauchten die ersten

Geschichten um Meg als Tyrannin in den Zeitungen auf – welch ein Zufall!) Seit wir Großbritannien verlassen hatten, häuften sich die Angriffe auf uns exponentiell. Wir mussten etwas versuchen, um dem ein Ende zu machen. Schweigen funktionierte nicht. Es machte alles nur noch schlimmer. Wir glaubten, keine Wahl zu haben.

Mehrere enge Gefährten und geliebte Menschen in meinem Leben einschließlich eines der Söhne von Hugh und Emilie, Emilie selbst und sogar Tiggy hatten mich für *Oprah* abgestraft. Wie konntest du nur solche Sachen preisgeben? Über deine Familie? Ich erwiderte, ich könne nicht erkennen, inwiefern mit Oprah zu reden sich irgendwie davon unterscheide, was meine Familie oder ihre Stäbe über Jahrzehnte getan hatten – hintenherum die Presse ins Bild setzen, Geschichten streuen. Und was war mit den zahllosen Büchern, denen sie zugearbeitet hatten, angefangen 1994 mit Pas heimlicher Autobiografie, geschrieben von Jonathan Dimbleby? Oder Camillas Kollaboration mit dem Redakteur Geordie Greig? Der einzige Unterschied war der, dass Meg und ich dabei Farbe bekannten. Wir wandten uns an eine untadelige Interviewpartnerin und versteckten uns kein einziges Mal hinter Phrasen wie »Stimmen aus dem Palast«. Wir ließen die Leute sehen, wie uns selbst die Worte von den Lippen kamen.

Ich betrachtete die gotische Ruine. Was hatte es für einen Sinn? Pa und Willy hörten nicht auf mich und ich nicht auf sie. Nie hatten sie eine befriedigende Erklärung für ihr Tun und Lassen abgegeben, noch würden sie das je tun, denn es gab keine Erklärung. Ich setzte dazu an, mich zu verabschieden, *Viel Glück* und *Macht's gut* zu sagen, doch Willy kochte regelrecht vor Wut und rief, wenn es so schlimm stehe, wie ich vorgäbe, dann sei es meine Schuld, weil ich nie um Hilfe gebeten hätte.

Du hast dich nie an uns gewandt! Du hast dich nie an mich gewandt!

Seit unserer Kindheit war das Willys Standpunkt gegenüber allem gewesen. Ich hätte mich an ihn zu wenden. Ausdrücklich, unmittelbar, förmlich – das Knie gebeugt. Andernfalls: keine Hilfe vom Erben. Ich fragte mich, wieso ich meinen Bruder um Hilfe bitten musste, wenn meine Frau und ich in Gefahr waren. Würde mich ein Bär zerfleischen, und er sähe es, würde er unseren Hilferuf abwarten?

Ich kam auf die Vereinbarung von Sandringham zu sprechen. Da hatte ich ihn um seine Hilfe gebeten: Als die Vereinbarung gebrochen wurde, zerpflückt wurde, als uns alles genommen wurde, und er hatte keinen Finger krumm gemacht.

Das war Granny! Mach das mit Granny aus!

Ich winkte ab, angewidert, doch er machte einen Satz, verkrallte sich in

meinem Hemd. *Hör mir zu, Harold.*

Ich zerrte mich los, verweigerte den Blickkontakt. Er zwang mich, ihm in die Augen zu sehen. *Hör mir zu, Harold, hör zu! Ich liebe dich, Harold! Ich will, dass du glücklich bist.*

Die Worte platzten aus mir hervor: *Ich liebe dich auch … aber deine Sturheit … ist unglaublich!*

Und deine nicht?

Wieder machte ich mich los.

Wieder griff er nach mir und zog mich herum, um den Augenkontakt zu halten.

Harold, du musst mich anhören! Ich will bloß, dass du glücklich bist, Harold. Ich schwöre … ich schwöre es bei Mummys Leben.

Er hielt inne. Ich hielt inne. Pa hielt inne.

Er hatte es getan.

Er hatte den Geheimcode benutzt, das universelle Passwort. Seit wir Jungen waren, sollten diese drei Worte nur in höchster Not fallen. *Bei Mummys Leben.* Fast fünfundzwanzig Jahre lang hatten wir diesen seelenquälenden Schwur solchen Zeiten vorbehalten, da einer von uns gehört werden, ihm geglaubt werden musste, und das rasch. Zeiten, in denen alles andere versagte.

Es brachte mich schlagartig zum Stehen, wie vorgesehen. Nicht, weil er es gesagt hatte, sondern weil es nicht wirkte. Ich glaubte ihm einfach nicht, traute ihm nicht ganz. Und umgekehrt. Er sah es auch. Er sah, dass wir ein Ausmaß an Verletzung und Zweifel erreicht hatten, aus dem uns selbst diese geheiligten Worte nicht mehr befreien konnten.

Wie verloren wir sind, dachte ich. *Wie weit wir abgeirrt sind. Wie viel Schaden unserer Liebe, unserer Bindung zugefügt worden ist, und warum?* Nur weil ein grässlicher Pressepöbel aus Waschlappen, Spinatwachteln, Schmalspurganoven und pathologischen Sadisten das Bedürfnis verspürt, seinen Spaß zu haben und fetten Gewinn zu machen – und seine Komplexe abzureagieren –, indem er eine sehr große, sehr alte, sehr dysfunktionale Familie drangsaliert.

Willy war noch nicht ganz so weit, sich geschlagen zu geben. *Mir ist richtig übel und beschissen zumute gewesen nach allem, was passiert ist, und … und … ich schwöre dir jetzt bei Mummys Leben, dass ich nur dein Glück will.*

Meine Stimme brach, als ich ihm leise sagte: *Ich glaube dir das einfach nicht.*

Jäh füllte sich mein Kopf mit Erinnerungen an unser Verhältnis zueinander. Eine Erinnerung war kristallklar: Willy und ich vor Jahren in Spanien. Ein wunderschönes Tal, die Luft flirrend von jenem

außerordentlich reinen mediterranen Licht, wir zwei auf den Knien hinter einer aufgespannten grünen Leinwand, als die ersten Jagdhörner ertönten. Wie wir uns die Tellermützen in die Stirne zogen, als die ersten Rebhühner auf uns zustoben, *peng*, ein paar herabfielen, wir unsere Gewehre an die Ladehelfer abgaben, die uns neue reichten, *peng*, mehr herabfielen, wir unsere Gewehre zurückreichten, unsere Hemden dunkel von Schweiß wurden, sich der Boden mit Vögeln anfüllte, die wochenlang die Dörfer ringsum ernähren würden, *peng*, ein letzter Schuss, wie keiner von uns sein Ziel verfehlte, wir schließlich aufstanden, klatschnass, ausgehungert, glücklich, weil wir jung waren und zusammen und dies unser Ort war, unser einer wahrer Raum, fern von *denen da* und nah der Natur. Es war ein derart losgelöster Augenblick, dass wir uns umdrehten und das Seltenste überhaupt taten – wir umarmten uns. Richtig.

Aber nun erkannte ich, dass selbst unsere erlesensten Momente und meine schönsten Erinnerungen irgendwie mit Tod zu tun hatten. Unsere Leben waren auf Tod gebaut, unsere hellsten Tage wurden davon verschattet. In der Rückschau sah ich keine Zeitabschnitte, sondern Tänze mit dem Tod. Ich sah, wie wir uns in ihm versenkten. Wir tauften und krönten, gingen von Schulen ab und heirateten, starben und begruben die Gebeine unserer Liebsten. Windsor Castle selbst war ein Grab, die Mauern angefüllt mit Vorfahren. Der Tower in London wurde von Tierblut zusammengehalten, das seine Erbauer vor tausend Jahren dem Mörtel zwischen den Ziegeln beimengten. Außenstehende nannten uns schon eine Sekte, doch vielleicht huldigte diese Sekte dem Tod, und war das nicht noch etwas verworfener? Selbst nachdem wir Grandpa zur letzten Ruhe gebettet hatten – hatten wir noch immer nicht genug? Warum waren wir hier, belauerten jenes »unentdeckte Land, von des Bezirk kein Wandrer wiederkehrt«?

Doch dies mag eher zur Beschreibung Amerikas taugen.

Willy redete noch immer, Pa fiel ihm ins Wort, und ich konnte keinen Ton mehr verstehen. Ich war schon weg, schon unterwegs nach Kalifornien, mit einer Stimme im Kopf: *Genug Tod – genug.*

Wann wird sich jemand in dieser Familie losreißen und leben?

87

Diesmal ging es etwas leichter vonstatten.

Als der große Tag kam, waren wir beide sicherer, ruhiger – gefestigter. Welch ein Segen, sagten wir uns, keine Rücksicht auf Zeitpunkt, Protokoll, Journalisten am Haupttor nehmen zu müssen.

Wir fuhren ganz unaufgeregt zum Krankenhaus, wo uns unsere Leibwächter einmal mehr verköstigten. Sie brachten Burger und Pommes aus einem In-N-Out. Und für Meg Fajitas von einem mexikanischen Lokal vor Ort.

Wir aßen ewig lange und tanzten dann den Baby-Mama quer durchs Krankenhauszimmer.

Nichts als Freude und Liebe in diesem Raum.

Trotzdem fragte Meg nach vielen Stunden den Arzt: *Wann?*

Bald. Wir sind kurz davor.

Diesmal rührte ich das Lachgas nicht an. (Es war nämlich keines da.) Ich war vollkommen präsent. Ich war bei Meg, während jeder Presswehe.

Als der Arzt meinte, es sei nur noch eine Frage von Minuten, sagte ich zu Meg, dass ich es schön fände, wenn unser kleines Mädchen mein Gesicht als Erstes sähe.

Wir wussten, dass wir eine Tochter bekommen würden.

Meg nickte, drückte meine Hand.

Ich ging und stellte mich neben den Arzt. Wir gingen beide in die Hocke. Als wären wir im Begriff zu beten.

Der Arzt rief: *Der Kopf kommt!* »Crowning« im Englischen, Krönung.

Krönung, dachte ich. *Unglaublich.*

Die Haut war blau. Ich hatte Sorge, das Baby bekäme nicht genug Luft. Ist sie am Ersticken? Ich sah zu Meg. *Noch einmal pressen, Liebste. Wir sind so dicht dran.*

Hier, hier, hier, sagte der Arzt, führte mir die Hände, *genau hier*.

Ein Schrei, dann ein Augenblick reiner, flüssiger Stille. Nicht so, wie es manchmal geschieht, dass Vergangenheit und Zukunft plötzlich eins

zwischen uns und dem alten Chaos und Stress lag. Vielleicht, weil ein Ozean

waren. Sondern so, dass die Vergangenheit bedeutungslos wurde und die Zukunft nicht existierte. Es gab nur diese intensive Gegenwart, und dann wandte sich der Arzt mir zu und rief: *Jetzt!*

Ich schob meine Hände unter den winzigen Rücken und Hals. Sanft, aber bestimmt, wie ich es in Filmen gesehen hatte, zog ich unsere kostbare Tochter aus jener Welt in diese und barg sie nur für einen Moment, versuchte, sie anzulächeln, sie zu sehen, doch ehrlich gesagt, konnte ich gar nichts sehen. Ich wollte ihr Hallo sagen. Ich wollte sagen: *Woher bist du gekommen?* Ich wollte sagen: *Ist es da besser? Ist es friedlich? Fürchtest du dich?*

Nicht doch, nicht doch, alles wird gut.

Ich werde dich beschützen.

Ich übergab sie Meg. *Haut an Haut*, sagte die Schwester.

Später, als wir sie nach Hause gebracht, uns in all den neuen Rhythmen einer vierköpfigen Familie eingerichtet hatten, lagen Meg und ich Haut an Haut, und sie sagte: *Ich war nie verliebter in dich als in jenem Augenblick.*

Wirklich?

Wirklich.

Sie schrieb ein paar Gedanken in eine Art Tagebuch. Das sie mit mir teilte.

Ich las sie als ein Liebesgedicht.

Ich las sie als ein Vermächtnis, eine Erneuerung unserer Ehegelübde.

Ich las sie als ein Zitat, ein Gedenken, eine Verkündigung.

Ich las sie als einen Erlass.

Sie schrieb: *Das war ein und alles.*

Sie schrieb: *Das ist ein Mann.*

Meine Liebe. Sie schrieb: *Das ist kein Ersatzmann.*

Keine Reserve.

Epilog

Ich half Meg ins Boot. Es schwankte, aber ich trat schnell in seine Mitte und stellte es rechtzeitig ruhig.

Während sie sich achtern einen Platz suchte, legte ich mich in die Riemen. Es führte zu nichts.

Wir stecken fest.

Der tiefe Schlamm an dieser seichten Stelle hatte uns im Griff.

Onkel Charles kam herunter ans Ufer und gab uns einen Schubs. Wir winkten ihm und meinen beiden Tanten zu.

Tschüss. Bis später.

Wie wir so über den Teich glitten, fiel mein Blick ringsum auf die hügeligen Felder und uralten Bäume von Althorp, die Tausende Morgen Grün, inmitten derer meine Mutter aufwuchs und wo sie bei aller Unvollkommenheit ein Stück weit Frieden erlebt hatte.

Nach wenigen Minuten erreichten wir die Insel und betraten behutsam festen Boden. Ich führte Meg den Pfad hinauf, um eine Hecke herum und durch den Irrgarten. Und da dräute er, der grau-weiße ovale Stein.

Kein Besuch an diesem Ort fiel je leicht, doch diesmal …

Der fünfundzwanzigste Jahrestag.

Und Megs erstes Mal.

Zu guter Letzt brachte ich das Mädchen meiner Träume nach Hause, um es Mum vorzustellen.

Wir zögerten, umarmten uns, und dann ging ich zuerst. Ich legte Blumen auf das Grab. Meg ließ mir einen Augenblick Zeit, und ich sprach im Geiste mit meiner Mutter, sagte ihr, dass sie mir fehle, bat sie um Anleitung und Klarheit.

In dem Gefühl, Meg könnte selbst einen Moment für sich haben wollen, umrundete ich die Hecke und ließ den Blick über den Teich schweifen. Als ich zurückkam, kniete Meg, die Augen geschlossen und die Handflächen auf dem Stein.

Auf dem Rückweg zum Boot fragte ich sie, wofür sie gebetet hatte.

Klarheit, sagte sie. Und Anleitung.

Die folgenden Tage entfielen auf eine stürmische Dienstreise. Manchester, Düsseldorf, dann zurück nach London für die WellChild Awards. Doch an diesem Tag – dem 8. September 2022 – ging gegen Mittag ein Anruf ein.

Unbekannte Nummer.

Hallo?

Es war Pa. Mit Grannys Gesundheit hatte es eine Wendung genommen.

Sie war natürlich in Balmoral. Diese herrlichen, melancholischen Spätsommertage. Er legte auf – er musste noch viele andere Anrufe erledigen –, und sofort simste ich Willy die Frage, ob er und Kate hochflögen. Falls ja, wann? Und wie?

Keine Erwiderung. Meg und ich schauten nach Flugverbindungen.

Die Presse begann anzuläuten, wir konnten die Entscheidung nicht länger aufschieben. Wir trugen unserem Team auf zu bestätigen, dass wir die WellChild Awards versäumen und hinauf nach Schottland eilen würden.

Da rief Pa erneut an.

Er sagte, ich sei in Balmoral willkommen, doch wen er nicht dahaben wolle, sei … sie. Er hob an, seine Beweggründe auszuführen, die unsinnig waren und respektlos, was ich mir nicht bieten ließ. *Sprich niemals auf diese Weise von meiner Frau.*

Er stammelte Entschuldigungen, sagte, dass er schlicht nicht so viele Leute versammeln wolle. Keine anderen Ehefrauen würden kommen, Kate würde nicht kommen, sagte er, und darum sollte es auch Meg nicht.

Dann hätte es gereicht, das zu sagen.

Inzwischen war es mitten am Nachmittag und damit zu spät für Linienflüge nach Aberdeen. Und noch immer keine Antwort von Willy. Mir blieb also bloß die Wahl, aus Luton heraus einen Flieger zu chartern.

Zwei Stunden später war ich an Bord.

Einen Großteil des Flugs verbrachte ich damit, hinaus in die Wolken zu starren und mir das letzte Mal durch den Kopf gehen zu lassen, da ich Granny gesprochen hatte. Vier Tage zuvor, ein langes Telefonat. Wir waren auf allerlei zu sprechen gekommen. Ihre Gesundheit natürlich. Die Wirren in Downing Street 10. Die Braemar Games – sie bedauerte, sich nicht gut genug für den Besuch zu fühlen. Wir unterhielten uns auch über die Dürre von biblischem Ausmaß. Der Rasen in Frogmore, wo Meg und ich wohnten, war in furchtbarem Zustand. *Sieht aus wie oben auf meinem Kopf, Granny! Kahl bis auf ein paar braune Flecken*.

Sie lachte.

Ich sagte, sie solle auf sich achtgeben und dass ich mich auf unser baldiges Wiedersehen freute.

Als die Maschine in den Landeanflug ging, leuchtete mein Handy auf. Eine Textnachricht von Meg. *Ruf mich sofort an, wenn du das hier bekommst.*

Ich sah auf der Website der BBC nach.

Granny war von uns gegangen.

Pa war König.

Ich band meine schwarze Krawatte um, trat aus dem Flugzeug hinaus in den dichten Nebel, raste in einem Mietwagen nach Balmoral. Als ich durchs Eingangstor fuhr, war es noch feuchter und stockdunkel, wodurch mich die Blitze der Dutzenden Kameras noch stärker blendeten.

Vornübergebeugt gegen die Kälte hastete ich in die Vorhalle. Tante Anne war da, um mich zu begrüßen.

Ich umarmte sie. *Wo sind Pa und Willy? Und Camilla?*

Rüber nach Birkhall, sagte sie.

Sie fragte mich, ob ich Granny sehen wolle.

Ja … bitte.

Sie führte mich hinauf in Grannys Schlafzimmer. Ich wappnete mich innerlich, trat ein. Der Raum war schwach beleuchtet, mir ungewohnt – nur einmal in meinem Leben war ich dort gewesen. Ich ging unsicher weiter, und da war sie. Ich versteinerte und starrte sie an. Immer länger starrte ich sie an. Es fiel mir schwer, doch ich hielt aus, dachte an mein Bedauern damals, meine Mutter am Ende nicht gesehen zu haben. Die jahrelange Klage über diesen Beweismangel, der Aufschub meiner Trauer aus Beweisnot. Jetzt dachte ich: *Der Beweis. Sieh dich vor, was du dir wünschst.*

Ich flüsterte ihr zu, dass sie hoffentlich glücklich war, dass sie hoffentlich bei Grandpa war. Ich sagte, dass es mich ehrfürchtig stimme, wie sie bis zuletzt ihre Pflichten erfüllt habe. Das Thronjubiläum, die Begrüßung einer neuen Premierministerin. Zu ihrem neunzigsten Geburtstag hatte mein Vater ihr einen anrührenden Tribut gezollt, als er Shakespearezeilen über Elizabeth I. zitierte:

Mit hohen Jahren, viele Tage sieht sie
Und keinen doch ohn' eine Tat des Ruhms.

Wie wahr.

Ich verließ das Zimmer, ging durch den Flur zurück, über den Teppich mit dem Schottenmuster, vorbei am Standbild Königin Victorias. *Eure Majestät.* Ich rief Meg an, sagte ihr, dass ich es geschafft hatte, dass es mir so weit gut ging, wechselte dann hinüber ins Wohnzimmer und aß mit dem Großteil meiner Familie zu Abend, wenngleich noch immer ohne Pa, Willy und Camilla.

Gegen Ende der Mahlzeit stählte ich mich innerlich für die Dudelsackmusik. Doch aus Respekt vor Granny blieb sie aus. Eine unheimliche Stille.

Zu vorgerückter Stunde zog es allmählich alle außer mir auf ihre Zimmer. Ich ging auf Wanderschaft die Treppen rauf und runter, die Flure entlang, und landete schließlich in unserem alten Kinderzimmer. Die altmodischen Waschbecken, die Wanne, alles war genau so wie vor fünfundzwanzig Jahren. Ich verbrachte den längsten Teil der Nacht auf gedanklicher Zeitreise, während ich zugleich übers Telefon wirkliche Reisevorkehrungen zu treffen versuchte.

Der schnellste Weg zurück wäre gewesen, von Pa oder Willy mitgenommen zu werden … Da das nicht möglich war, hieß es British Airways und Abfahrt von Balmoral bei Tagesanbruch. Ich buchte einen Platz und war unter den Ersten in der Kabine.

Bald nachdem ich mich in einer vorderen Reihe niedergelassen hatte, nahm ich rechts von mir jemanden wahr. *Mein zutiefst empfundenes Mitgefühl*, sagte ein Mitreisender, ehe er den Gang hinunterstrebte.

Danke Ihnen.

Augenblicke darauf ein weiterer.

Mein Beileid, Harry.

Danke … sehr.

Die meisten Passagiere blieben stehen, um ein freundliches Wort zu äußern, und ich empfand eine tiefe Verbundenheit mit ihnen allen.

Unser Land, dachte ich.

Unsere Königin.

Meg begrüßte mich an der Haustür von Frogmore mit einer langen Umarmung, die ich verzweifelt nötig hatte. Wir setzten uns mit einem Glas Wasser und einem Kalender hin. Unsere Stippvisite würde nun zur Odyssee werden. Weitere zehn Tage mindestens. Schwierige Tage zumal. Überdies wären wir länger als vorgesehen von den Kindern getrennt, länger denn je zuvor.

Als es schließlich zur Beisetzung kam, nahmen Willy und ich, kaum dass wir ein Wort wechselten, unsere gewohnten Plätze ein, traten unseren gewohnten Weg an: wieder einmal hinter einem Sarg unter dem Royal Standard, oben auf einer Lafette.

Dieselbe Strecke, dieselben Anblicke – wenngleich wir diesmal, anders als bei vorangegangenen Beerdigungen, Schulter an Schulter gingen. Außerdem spielte Musik.

Als wir unter dem Dröhnen Dutzender Dudelsäcke an der St. George's

Chapel eintrafen, dachte ich an all die Großereignisse, die ich unter diesem Dach erlebt hatte. Grandpas Abschied, meine Trauung. Selbst die gewöhnlichen Anlässe, schlichte Ostersonntage, fühlten sich besonders ergreifend an – die ganze Familie mitten im Leben versammelt. Auf einmal wischte ich mir die Augen.

Warum jetzt?, fragte ich mich. *Warum?*

Am folgenden Nachmittag brachen Meg und ich nach Amerika auf.

Tagelang konnten wir gar nicht aufhören, die Kinder in den Arm zu nehmen, konnten sie nicht aus den Augen lassen – so wenig ich aufhören konnte, sie mir mit Granny zu denken. Der letzte Besuch. Archie mit seinen tiefen, ritterlichen Verbeugungen, wie seine kleine Schwester Lilibet sich an die Schienbeine der Monarchin schmiegte. *Allerliebste Kinder*, sagte Granny und klang etwas verdutzt. Sie hatte sie sich wohl ein wenig … amerikanischer vorgestellt, schätze ich. Ungebärdiger, nach ihren Begriffen.

Und während ich überglücklich war über meine Heimkehr, während ich wieder zum Einschlafen vorlas, wieder aus *Giraffen können nicht tanzen* … konnte ich nicht anders als … mich erinnern. Tag und Nacht huschten mir Bilder durch den Kopf.

Wie ich, Schultern zurückgeworfen, bei meiner Abschlussparade vor ihr stand und ihr verhaltenes Lächeln einfing. Neben ihr auf dem Balkon platziert etwas sagte, was sie überraschte und laut zum Lachen brachte, trotz des ernsten Anlasses. Mich so viele Male in ihr Auto beugte und ihr Parfum roch, während ich ihr einen Witz zuflüsterte. Ihr erst unlängst bei einem öffentlichen Ereignis beide Wangen küsste, eine Hand sachte auf ihre Schulter legte und spürte, wie gebrechlich sie schon war. Ein albernes Video für die ersten *Invictus Games* drehte und feststellte, welch begabte Komödiantin sie war. Großes Aufheulen überall auf der Welt, und keiner will geahnt haben, dass sie einen so durchtriebenen Sinn für Humor besaß – doch den hatte sie, schon immer! Es war eines unserer kleinen Geheimnisse. Tatsächlich ist es aus jedem Foto von uns ersichtlich, wann immer wir Blicke wechseln, uns fest in die Augen schauen: Wir teilten Geheimnisse.

Ein besonderes Verhältnis, so hieß es immer von uns, und nun konnte ich nicht anders, als an das Besondere denken, das nicht mehr sein würde. Die Besuche, die nicht stattfinden würden.

Nun ja, sagte ich mir, so sind die Regeln, oder? So ist das Leben.

Und doch, wie bei so vielen Abschieden, wünschte ich mir, es hätte … ein Goodbye mehr gegeben.

Bald nach unserer Rückkehr verirrte sich ein Kolibri ins Haus. Es kostete mich verflixt viel Aufwand, ihn wieder hinauszubefördern, und mir kam der Gedanke, dass wir vielleicht die Türen geschlossen halten sollten, trotz dieser himmlischen Meeresbrisen.

Dann sagte ein Freund: *Könnte ein Zeichen gewesen sein, weißt du?*

In manchen Kulturen gelten Kolibris als Geister, sagte er. Besucher gewissermaßen. Die Azteken hielten sie für wiedergeborene Krieger. Spanische Entdecker nannten sie »Auferstehungsvögel«.

Sag bloß.

Ich las einiges dazu und erfuhr, dass Kolibris nicht nur Besucher sind, sondern Reisende. Die leichtesten Vögel der Welt und die schnellsten, legen sie riesige Entfernungen zurück – von mexikanischen Winterquartieren zu Brutgebieten in Alaska. Wer einen Kolibri sieht, sieht eigentlich immer einen winzigen, schillernden Odysseus.

Und nun tauchte also dieser Kolibri bei uns auf, schwirrte in unserer Küche umher und flitzte durch den geweihten Luftraum, den wir Lili-Land nannten, weil wir den Laufstall der Kleinen mit all ihren Spielsachen und Stofftieren dort aufgestellt hatten. Und ich dachte ganz selbstverständlich, hoffnungsvoll, gierig, töricht:

Ist unser Haus ein Umweg – oder ein Ziel?

Eine halbe Sekunde lang war ich versucht, den Kolibri in Ruhe zu lassen. Ihn dableiben zu lassen. Doch nein.

Behutsam setzte ich Archies Kescher ein, um ihn damit von der Decke zu pflücken und nach draußen zu tragen.

Wie Wimpern fühlten sich seine Beine an, wie Blütenblätter seine Flügel.

Sachte, meine Handflächen um ihn gewölbt, setzte ich den Kolibri auf eine sonnenbeschienene Mauer.

Lebwohl, mein Freund.

Aber er lag einfach nur da.

Bewegungslos.

Nein, dachte ich. *Nein, nicht das.*

Komm schon, komm schon.

Du bist frei.

Flieg weg.

Und dann, wider alle Wahrscheinlichkeit und jede Erwartung, rappelte sich dieses wunderbare, magische kleine Geschöpf auf und tat genau das.

Dank

Allen voran viele Dank an alle bei Penguin Random House in den USA wie im Vereinigten Königreich, angefangen natürlich bei der weisen und langmütigen Gina Centrello und ebenso dem Superlektor (und Klassetyp rundum) Ben Greenberg. Dank an Markus Dohle und Madeline McIntosh für ihr Verständnis, wenn Zeitachsen nicht ein Mal, sondern zwei Mal umgebaut wurden. Danke an Bill Scott-Kerr, Tom Weldon, Andy Ward, David Drake, Madison Jacobs, Larry Finlay, Theresa Zorro, Bill Takes, Lisa Feuer, Katrina Whone, Benjamin Dreyer, Sally Franklin, Catriona Hillerton, Linnea Knollmueller, Mark Birkey, Kelly Chian, Derek Bracken, Kate Samano, Simon Sullivan, Chris Brand, Jenny Pouech, Susan Corcoran, Maria Braeckel, Leigh Marchant, Windy Doresteyn, Leslie Prives, Aparna Rishi, Ty Nowicki, Matthew Martin, Anke Steinecke, Sinead Martin, Vanessa Milton, Martin Soames, Kaeli Subberwal, Denise Cronin, Sarah Lehman, Jaci Updike, Cynthia Lasky, Allyson Pearl, Skip Dye, Stephen Shodin, Sue Malone-Barber, Sue Driskill, Michael DeFazio, Annette Danek, Valerie VanDelft, Stacey Witeraft, Nihar Malaviya, Kirk Bleemer, Matthew Schwartz, Lisa Gonzalez, Susan Seeman, Frank Guichay, Gina Wachtel, Daniel Christensen, Jess Wells, Thea James, Holly Smith, Patsy Irvin, Nicola Bevin, Robert Waddington, Thomas Chicken, Chris Turner, Stuart Anderson, Ian Sheppard, Vicky Palmer und Laura Ricchetti.

Im Audiobereich geht mein Dank an Kelly Gildea, Dan Zitt, Scott Sherratt, Noah Bruskin, Alan Parsons, Ok Hee Kolwitz, Tim Bader, Amanda D'Acierno, Lance Fitzgerald, Donna Passanante, Katie Punia, Ellen Folan und Nicole McArdle.

Besonderen Dank an Ramona Rosales für ihre Sensibilität, ihren Humor und ihre Kunstfertigkeit, Hazel Orme für ihre sorgfältigen Redaktionen, Hillary McClellen für ihre exzellenten Faktenchecks, Tricia Wygal für ihr Adlerauge bei der Lektüre – ebenso an Elisabeth Carbonell und Tory Klose und Janet Renard und Megha Jain. Danke für den enormen Teameinsatz.

Lange ist diese Liste, weil mich schon in tiefe Dankbarkeit versetzt, wenn ich sehe, wie viele Leute sich für ein Buch einsetzen.

Meinen Freunden im Vereinigten Königreich, die zu mir gehalten haben, die vielleicht nicht alles deutlich gesehen haben, während es sich vollzog, die mich aber immer sahen, mich kannten, mir beistanden – mitten im Nebel –, danke für alles. Und danke euch für die Lacher. Die nächste Runde geht auf mich.

Meinen Dank und meine Liebe allen Freunden, die meinem Gedächtnis auf die Sprünge halfen oder wichtige Einzelheiten, die sich im Dunst der Jugend verloren hatten, sonst wie wiederherstellten, einschließlich Tanja Jenkins und Mike Holding, Mark Dyer, Thomas, Charlie, Bill und Kevin. Meiner gesamten Militärfamilie dafür, mich herauszufordern, anzutreiben, zu ermutigen und mir stets den Rücken frei zu halten. Immer werde ich euch euren frei halten. Besondere Dankbarkeit gilt Glenn Haughton und Spencer Wright, meinen beiden Colour Sergeants aus Sandhurst. Danken und umarmen möchte ich Jennifer Rudolph Walsh für ihre stets positive Energie und beseelten Ratschläge und Oprah Winfrey, Tyler Perry, Chris Martin, Nacho Figueras und Delphi Blaquier und James Corden für ihre unverbrüchliche Freundschaft und Unterstützung.

Danke an alle Profis, Fachärzte und Coaches dafür, mich über die Jahre physisch und psychisch bei Kräften gehalten zu haben. Dr. Lesley Parkinson, Dr. Ben Carraway und Kevin Lidlow, ebenso Ross Barr, Jessie Blum, Dr. Kevin English, Winston Squire, Esther Lee, John Amaral und Peter Charles. Außerdem Kasey, Eric Goodman und die zwei Petes. Besonderen Dank an meine Therapeutin im Vereinigten Königreich für ihre Hilfe dabei, Jahre unverarbeiteten Traumas aufzudröseln.

Aus tiefstem Herzen danke ich dem A-Team an der Heimatfront und dazu der ganzen wunderbaren Truppe bei Archwell für ihre unendliche Unterstützung. An Rick, Andrew, die zwei Tims, Matt, Jenny und ihr Team und David geht mein innigster Dank für eure Weisheit und Anleitung. Ihr seid immer da – egal wann, egal wie.

Danke an meinen Mitarbeiter und Freund, Beichtvater und zuweilen Sparringpartner J. R. Moehringer, der so oft und aus solch tiefer Überzeugung zu mir von der Schönheit (und geheiligten Verpflichtung) des Memoirs sprach, und an Lehrkörper wie Studenten der Moehringer-Welch Memoir Academy einschließlich Shannon Welch, Gracie Moehringer, Augie Moehringer, Kit Rachlis, Amy Albert. Besonderer Dank an Shannon für ihre zahllosen Lektüren und brillanten, prägnanten Anmerkungen.

Herausragenden Dank an die Geschwister meiner Mutter für ihre Liebe, Unterstützung, Zeit und Sicht auf die Dinge.

Allem voran geht mein zutiefst empfundener, hingebungsvoller Dank an

Archie und Lili dafür, Papa dann und wann zum Lesen, Nachdenken und Reflektieren entlassen zu haben, an meine Schwiegermutter (alias Grandma) und meine unglaubliche Frau für zu viele Millionen Geschenke und Opfer, große wie kleine, um sie je aufzuzählen. Liebe meines Lebens, danke, danke, danke. Dieses Buch wäre (logistisch, physisch, emotional, spirituell) unmöglich gewesen ohne dich. Das meiste wäre unmöglich ohne dich.

Und an Sie, liebe Leserin, lieber Leser: Danke dafür, dass Sie meine Geschichte in meinen eigenen Worten erfahren wollten. Ich bin sehr dankbar dafür, sie bis hierhin mit Ihnen teilen zu können.

Jetzt anmelden

DATENSCHUTZHINWEIS